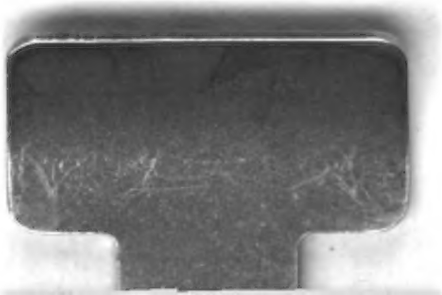
Sect.
47c
1828, 3
Europa



Digitized by Google

<36600493270011

<36600493270011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung

mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1838.

Dritter Band.

Stuttgart:

Literatur-Comptoir.

Druck der C. Courtin'schen Officin.
Firma:
F. F. Autenrieth'sche Buchdruckerei.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Bilder aus Holland

von

Dr. Ghillany.

Der Anblick des Meeres.

Haag, die freundliche Hauptstadt des reichen Hollands, hatte ich nach ihren Merkwürdigkeiten hinlänglich in Augenschein genommen; hatte den Park mit seinem Pavillon, die Bibliothek, das Museum besucht mit seinen asiatischen Merkwürdigkeiten und seiner Gemäldesammlung, war auf dem zierlichen Pflaster unter schattigen Eschen die geraden Straßen kreuz und quer gezogen, immer zwischen schönen Gebäuden hin, sämmtlich aus Ziegelsteinen aufgeführt, von denen jeder durch ein weißes Rändchen von seinem Nachbar geschieden ist, hatte die großen Fenster bewundert, größer als die allerdings ziemlich kleinen Hausthüren; nicht minder die colossalen Glasscheiben, welche holländischer Reichthum aus Böhmen bezieht, die frisch grünen Fensterläden, alle, wie die Häuser, von gleicher Farbe, bis zu der geringsten Wohnung keine Spur von Alter an sich tragend; die mächtigen Vorhänge, durch welche der Holländer die Größe seiner Fenster unnütz macht, denn er

Digitized by Google

wagt die Rouleaus nicht weiter als etwa 1½ Fuß in die Höhe zu ziehen — und was dergleichen Dinge mehr sind, auf die der Fremde sein Augenmerk richtet. Heute aber war mir ein weit großartigerer Anblick bestimmt, heute sollte ich das Meer sehen, das Element, welches fast drei Viertheile dieser Erdoberfläche beherrscht, nach dessen Anblick sich Schiller und tausend Andere mit ihm vergeblich sehnten: heute sollte ich es sehen! —

Ein heiterer Himmel begünstigte meine Wanderung von Haag nach Scheveningen; die trüben Regenwolken, welche seit mehren Tagen ein kalter Westwind von der See her über das Land getrieben hatte, schienen heute recht eigentlich mir zu Liebe tief im Westen Halt zu machen; denn der Luftzug hatte sich keineswegs geändert, und doch zeigte der Himmel sein lieblich blaues Antlitz.

Ich zog also raschen Schrittes die schöne Schloßstraße hinab, an der einfachen Residenz des Königs vorüber, die sich nur durch einen gelblichen Anstrich und die Gestalt eines offenen Parallelograms von anderen Gebäuden unterscheidet, immer der Windmühle zu, welche von dem rechten Ende der offenen Straße thurmartig in diese hereinblickt. Nach einem kurzen Kampfe mit den Miethkutschern, welche den Ausgang der Straße besetzt hatten und meinen bewegungsfrohen Körper durchaus für einen ihrer Wagen in Beschlag nehmen wollten, war ich so glücklich, die Windmühle zu erreichen, und trat nun, mit einer sonderbaren Gedankenmischung von Don Quixotte und Ocean, in den Schatten des Parkes, welcher sich auf beiden Seiten der schnurgeraden Straße von Haag nach Scheveningen hinzieht. Einzelne Kutschen rollten hinter mir her und an mir vorüber; aber mein schöner, von der Fahrstraße abgegränzter Fußpfad befreite mich von dem Zwange, sie aus körperlichen Rücksichten beachten zu müssen, und gestattete meinen Gedanken einen ungestörten Besitz des Weltmeeres.

Die mächtigen Bäume, unter deren Schatten ich hinwanderte, hatten heute etwas Feierliches; selbst die Landleute, welche mir begegneten, sahen aus, wie wenn sie meine Erwartungen theilten. Wie lächerlich müßte ich ihnen vorgekommen seyn, hätten sie gewußt, welcher ihnen so alltägliche Gegenstand meine Seele in solche Bewegung setzte! — Ich war bereits eine halbe Stunde gegangen, aber noch immer zeigte sich keine Spur vom Meere; die Straße verlor sich unter Bäumen, und zur Linken und Rechten gestattete der Park keine Durchsicht. Eine alte Frau kam des Weges daher und bot mir Seemuscheln zum Kaufe; sie

Digitized by Google

hatte die Muscheln wohl selbst am Strande gesucht; sie hatte das Meer wohl schon tausend Mal gesehen — ich beneidete sie um dieses Glück. Eilig gab ich ihr vier Stüber in die Hand und nahm die dargebotene Muschel hin; sie bedeutete mich, daß ich für diese Münze noch auf einige Exemplare Anspruch hätte, aber ich ließ sie stehen und ging davon.

Da erschien nun plötzlich links hinter den Bäumen, zunächst an meinem Pfade, ein großer Sandhügel, mit spärlichem Gras bewachsen, ein bekannter Anblick meiner Heimath. Hinter diesem Hügel, dachte ich, muß wohl das Meer sich zeigen; und sollte er auch jenseits nicht von den Fluten bespült werden, so wird doch seine Höhe eine Aussicht auf die See gewähren, denn diese kann ja keine halbe Stunde Wegs mehr entfernt seyn. Leicht hatte die wachsende Ungeduld den unter den Füßen weichenden Sand überwunden, und ich befand mich auf dem Gipfel. — Aber, siehe da, kein Meer zeigte sich! Ich sah weit und breit nichts weiter, als einen andern Damm, der sich in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde wahrscheinlich längs des Meeres hinzog, mir aber den Anblick desselben verdeckte. Nur ein schmaler, heller Streifen, welcher über die Dünen herübersah, verkündete die Nachbarschaft des Wassers.

Ich also eben so eilig wieder herab, auf meinem Pfade weiter. Bald erschienen die ersten Häuser von Scheveningen. Eine lange, zierlich gepflasterte Straße nahm mich auf, welche sich zwischen zwei Reihen zusammenhängender, niedlicher Gebäude hinzieht. Aus dieser einzigen Straße besteht der Flecken Scheveningen, der in seiner Bauart ganz dem Muster großer holländischer Städte nachahmt, nur daß die Häuser klein und niedlich sind. Mein Weg führte mich an verschiedenen Kaufläden vorüber, in welchen man allerlei kleine, aus der See geholte Merkwürdigkeiten, wie Muscheln, Seesterne, Korallen u. dgl. feilbietet. Auch die Kunst hat sich dieser Gegenstände bemächtigt, und durch eine mosaikartige Zusammensetzung kleiner Muscheln, verschiedenen Gefäßen ein an die See erinnerndes Merkmal aufgedrückt. Die Pilger in das Seebad Scheveningen kaufen dergleichen Dinge, wenn auch nicht gerade um sie auf dem Hute zu befestigen, doch aber um den Ihrigen zu Hause einen Beweis ihres Aufenthalts am Gestade des Meeres mitzubringen.

Ich sah nun wohl, daß ich erst die lange Straße hinter mir haben müßte, bevor ich mein eigentliches Ziel, den Strand des Meeres errei-

Digitized by Google

chen könnte. Nachdem ich an einem Hauſe mit der Inſchrift „Stadt-School“ vorüber war, wodurch, wie es ſcheint, die Scheveninger ihren Flecken zu einer Stadt zu erheben ſuchen, gelangte ich an eine Anhöhe, die ich nun endlich ſicher für den letzten Damm halten durfte, beſtimmt, das Städtchen Scheveningen vor den anſtürmenden Fluten der Nordſee zu ſchützen. Ich ſtieg hinauf, ich ſah hinüber — da lag er vor mir, der gränzenloſe Ocean.

Zunächſt am Geſtade und wohl bis in die Hälfte der unabſehbaren Waſſerfläche hinein, welche in weiter Ferne mit den Wolken des Himmels zuſammenfloß, ſah das Element gelblich aus. Dieſe Farbe mag wohl ihren Grund in der Seichtigkeit des Meeres haben, welche den gelben Flugſand durchſchimmern läßt. Weiter hinein wurde es dunkelgrün, weithin dunkelgrün; auf ſeiner äußerſten Höhe begränzte ein ſilberweißer Streifen den Horizont. Wie ein Berg lag es vor mir da, der jeden Augenblick ſeine aufgethürmten Waſſer über die Fläche loszulaſſen drohte. Millionen leichter Wellen ſpielten über ſeinen ungeheueren Rücken hin, erſt größer, einzelner, gelblich-ſchwarz gefärbt, dann weiter hinauf kleiner, immer kleiner und gedrängter, zwiſchen grün und ſchwarz in emſigem, ewigem Wechſel; zuletzt flimmerten, kaum bemerkbar, unzählige ſchwarze Punkte durch den ſilbernen Glanz der äußerſten Höhe, und bewieſen dem getäuſchten Auge, in welche unermeßliche Ferne es gleichwohl über dieſen Waſſerberg hin die ſtaunenden Blicke ſendete.

Es war gerade die Zeit der Ebbe. Ein Theil des Meeresgrundes lag trocken; mehre Boote ſaßen regungslos auf dem Sande, andere bemühte ſich das ſeichte Waſſer vergeblich zu heben. Ich ging den Damm hinab und brachte in einem am Fuße für die Armen aufgeſtellten Opferſtocke weniger dieſen, als dem Gott des Elementes mein Opfer dar. Vor Allem mußte ich den Geſchmack des Waſſers koſten. Ich ſchöpfte mir eine Hand voll; es ſchmeckte ſalzig bitter, wie ich es hundert Mal gehört hatte; ich ſchöpfte an einer anderen Stelle wieder und es ſchmeckte eben ſo. Nun ging ich längs des Strandes hin, die Blicke hinausgerichtet in's ungeheuere Meer. Von meinem Standpunkte an neunhundert Meilen weit eine Waſſermaſſe bis an die amerikaniſche Küſte, und ſetzte ich über den ſchmalen Landſtrich von Panama, dann noch einmal dreiundzwanzig hundert Meilen bis an die Gränzen von China dieſe geheimnißvolle, grauſenhafte Tiefe! — Wie die Alten dem Meere ſeinen beſonderen Gott geben konnten: hier am Strande wird es deutlich. Bis hierher das ſichere, fruchttragende, dem Menſchen zugewieſene, grünende Erdreich, auf welchem ſich mit flinken Füßen

Digitized by Google

Millionen luftathmender Geſchöpfe bewegen. Einen Schritt weiter — und dieſe Schöpfung hat ein Ende. Ein ſonderbares Element beginnt und erſtreckt ſich in unermeßliche Weiten; dichter als die Luft, taugt es nicht zum Athmen, weicher als der Erdboden, widerſteht es den Füßen des Landthiers nicht mehr. In ewigem Kampfe ſind ſeine Wogen mit dem heimathlichen Lande, und ſeine ſalzigen Fluten verderben den grünen Teppich der Erde, wo ſie ihn zu erreichen vermögen. In ſeinen weiten, geheimnißvollen Tiefen ertönt kein Wohllaut der menſchlichen Stimme, kein Klageton, kein Freudengeſchrei des Thieres. Ein ſprachloſes Geſchlecht zieht ſeit Jahrtauſenden ſtumm in dieſen öden Räumen umher, verurtheilt, nur durch Bewegung ſeinen Gefährten Luſt und Schmerz zu offenbaren. Ein Mittelding zwiſchen Vierfüßler und Vogel, wie ſein Reich zwiſchen Erde und Luft, fliegt es leicht durch die Höhen und Tiefen ſeines wäſſerigen Gebietes dahin; aber die Füße hat ihm der Schöpfer verſagt. Es ſoll ſich nicht der ſchönen Erde erfreuen in ihrem grünen Gewande, mit ihren farbigen Blumen und lachenden Früchten; dieſelbe Luft, welche dem Bewohner des Landes das Leben erhält, bringt ihm den Tod.

Unermeßliches Element! daß ich hindurch ſehen könnte durch deine verborgenen Tiefen, daß ſich deine Wunder meinen Blicken eröffneten! So weit mich jetzt mein Auge trägt, überblicke ich wenig; ſachte ſenkt ſich hier das nordweſtliche Europa in die Fluten hinab. Aber welche nie geſehene Coloſſe der Thierwelt mögen deine unterſten Gründe verbergen, jene Gründe, durch deren ſtundenhohe Waſſerdecke kein Senkblei mehr reicht? Raum genug, Raum im Ueberfluſſe! kein Geſchöpf mag hier das andere drängen, keines das andere beneiden um ſeine wechſelnde Stätte! — Du fliehſt hierher, verfolgter Erdenbürger, die Ränke, die Anmaßungen deiner Mitmenſchen haben dich an das Ende deines heimathlichen Bodens getrieben; du ſiehſt hinaus in das gränzenloſe Meer: „Hier unten,“ denkſt du, „iſt Ruhe, iſt Frieden!“ — Ach nein! auch hier hat die Selbſtſucht eine Heimath, auch hier ſuchſt du den Frieden vergebens! Wie ſelbſt die Menſchen ſich bis auf dieſes fremde Element verfolgen, wie hier ihr Donner kracht und ihr Blut die Wellen färbt: ſo haust auch da unten ein blutgieriges Geſchlecht, ſo herrſcht auch unter dieſem ſtummen Volke ein ewiger Krieg, ein ewiges Morden. — Doch hinweg mit dieſen Gedanken! ſie ſollen mir nicht weiter das Erhabene meines Anblicks ſtören! —

Das betroffene Auge ermüdet nicht ſobald an dem Bilde der unendlichen Waſſerwüſte; jedoch die lebensfrohe Seele fühlt bei längerem

Anſchauen eine verborgene Neigung, aus ihrem unheimlichen Staunen heraus wieder einmal einen friſchen Athemzug zu thun, unter dem treuen, lebendigen Grün des menſchenfreundlichen Landes; der Blick wendet ſich unwillkürlich zurück nach den lachenden Fluren, die er ſo eben verlaſſen hat — aber er ſucht ſie vergebens. Hier unten iſt der Ocean Herr; das Auge reicht auch landeinwärts nicht über ſein Gebiet hinaus; denn längs des Geſtades zieht ſich der kahle Sand der Dünen hin und verbirgt das lachende Gefilde, welches jenſeits liegt. Da grünt kein Baum, da blüht keine Blume, da iſt nirgends ein friſcher Grasteppich ausgebreitet: nur graues Moos und bleiche Halme keimen ſpärlich aus dem gelblichen Sand dieſer Hügel hervor, über die höchſtens einmal eine Möve herüberkömmt, als Zeugniß des wirthlichen Landes, um die luſtige Schaar zu vermehren, die über dem Waſſer umherſchwirrt.

Mir ſchien es, als gewinne die Scene durch dieſe kahlen Umgebungen an ſchauerlicher Großartigkeit. Sie verſetzte in die Heimath Oſſian's, wo das Meer mit ſeinen Wogen hereinſtürzt, daß die öden Hügel ertönen, und die Geiſter der Vorfahren auf düſteren Wolken über die Fluten einherziehen; wo auf weiter Haide der müde Jäger an Fingals moſigen Grabſtein gelehnt, hinausſieht in den grauen Nebel des Meeres und des Barden Gedächtniß feiert.

Der gütige Himmel hatte mir noch einen großartigen Anblick beſtimmt. Ich war kaum eine Viertelſtunde am Strande hingegangen und hatte mir manche ſchöne Muſchel aus dem Sande aufgeleſen, da fing der Wind heftiger an zu wehen, da hoben ſich die Wellen höher und die ſchwarzen Wolken, welche über die See hin dem Lande zueilten, gaben dem Waſſer eine düſtere Färbung. Was konnte mir in dieſem Augenblicke erwünſchter ſeyn, als ein Sturmwind, der mir das Meer in ſeiner Aufregung zeigte, der vor meinen Augen dieſe luſtigen Wellen zu mächtigen Wogen aufthürmte und ihren Schaum gegen die Wolken jagte?

Aber noch hatte ich einen Vorſatz auszuführen, ehe die Gewalt des Windes zunahm; und die wachſenden Wellen geboten Eile. In welchem Binnenländer müßte ſich am Strande des Meeres nicht der Wunſch regen, in dieſen ſalzigen Fluten auch einmal zu baden, zumal hier in Scheveningen, einem Badeorte? Noch war es Zeit, wie es mir ſchien, hohe Zeit; denn die Badewägen hatten ſich bereits alle an das ſichere Ufer zurückgezogen. Alſo ſchnell nach der Bude des

Badewärters, die in einiger Entfernung in der Mitte des Hügelweges ſtand, um eine Karte zu löſen. „Noch hat es keine Gefahr,“ entgegnete der Mann in deutſcher Sprache auf meine Frage, ob man jetzt noch baden könne? „Der Wind kann ſich in einigen Minuten wieder legen; gerade ein kräftiger Wellenſchlag iſt den Badenden erſprießlich; und ſollten die Wellen zu hoch werden, ſo wird man Sie augenblicklich holen.“

Mir war es freilich nicht gerade um das Erſprießliche zu thun, ſondern nur um einmal im Meere gebadet zu haben. Ich begab mich alſo mit meiner Karte zu einem der Padare, welche hier am Strande ſtehen, um die Badegäſte in die See zu bringen. Sein Führer nahm meine Karte in Empfang, rollte ſeine Beinkleider über die Knie empor, ich ſtieg ein: und nun ging es durch die Wellen hindurch. Als wir ungefähr hundert Schritte in das Meer hineingefahren waren, wandte ſich mein Wagen; an der Hinterſeite, wo ich eingeſtiegen war; rollte ein Vorhang herab; unter dieſem ſollte ich baden. Mein Führer ſpannte ſein Pferd aus und ritt nach dem Strande zurück.

Da ſaß ich nun allein. Weit und breit badete Niemand; auch am Strande, ſo weit ich ſehen konnte, keine lebende Seele; ſelbſt die Wagen hatte man unterdeſſen wegen des heftigen Windes und Regens vom Ufer abgeführt. — Das Innere meines Wagens war wie ein elegantes Badezimmer eingerichtet, mit Tiſch, Stuhl, Spiegel, Stiefelzieher verſehen; Alles recht ſchön; auch ließen die Glasfenſter kein Lüftchen durch. Aber was half mir das Alles? ich mußte hinaus, hinunter in Wind und Wellen. Die Luft war kalt, durch einen zehntägigen Herbſtregen empfindlich abgekühlt; die Wellen wuchſen immer höher und ſchoben meinen Wagen hin und her, je nachdem ſie von der Tiefe heranſtürmten, oder vom Strande zurückſtrömten.

Ich öffnete meine Thüre und ſtieg die Treppen hinab. Das Waſſer reichte mir nur bis über die Knie; es war warm, über Erwarten warm. Erſt ſpäter erfuhr ich, als ich darüber meine Verwunderung ausſprach, daß die See, die im Sommer eingeſogene Wärme nicht ſo ſchnell wieder von ſich gibt, als unſere dürftigen Flüſſe. Kaum hatte ich Grund gefaßt, ſo ſtürmte ſchon die erſte Welle mir rücklings an dem Nacken herauf und ſchob mich etwas unſanft an das Wagenrad, deſſen rettende Speichen ich ergriff. Es war kein feiner Empfang für einen fremden Gaſt. Die zweite, die dritte Welle that ein Gleiches; aber nun war ich ſchon gefaßt und ließ die Speichen nicht mehr

los; mein Wagen und ich hielten uns tapfer. Gerne hätte ich mein Bischen binnenländische Schwimmkunst auf dem Meere probirt; daran jedoch war heute nicht zu denken; die Wellen hätten mich entweder an's Ufer geworfen oder in die Tiefe gespült. Sie kamen nach und nach immer derber. So lange sie die Gränze meines Halses nicht überschritten, hatte es keine Noth; aber plötzlich sah ich mich ganz unter einem Wasserhügel begraben. „Seebad genug!" beschloß ich in meinem Innern, als ich, in Finsterniß gehüllt, die nasse Decke über meinem Haupte fühlte und jetzt unwillkürlich noch einmal tüchtig durch Mund und Nase das bittere Seewasser versuchen mußte. So schnell ich bis über den Kopf mit Wasser bedeckt war, so schnell war ich auch wieder bis an die Knie davon befreit; aber ich hielt es doch für gerathener, eilig nach meiner Treppe zu greifen und die Wagenthüre zu öffnen. Im Einsteigen stürmte mir eine zweite Welle nach, in mein Zimmerchen durch die offene Thüre hinein und wollte auf dem Rückwege Stiefel und Stiefelzieher mit hinausnehmen. Ich aber hatte gerade noch zur rechten Zeit das Wasser aus dem Gesichte gewischt, um an der Thüre dieser flüchtigen Gegenstände ansichtig und habhaft zu werden. Jetzt schnell die Thüre zu, ehe eine neue Welle nachkam.

Meine Beruhigung bei dem wechselnden Sturme war fortwährend die Versicherung des Badewärters geblieben: „Sollte das Meer unruhiger werden, so wird man Sie augenblicklich holen." Mir schien es freilich jetzt unruhig genug; denn immer mächtiger stürmten die Wellen um meinen Wagen; aber für Seeleute, tröstete ich mich, sind das wohl noch Kleinigkeiten; und so kleidete ich mich denn getrost an, in der Hoffnung, der Fuhrmann müsse jeden Augenblick erscheinen. Jedoch ich war bereits angekleidet, hatte sogar schon meine nassen Stiefel mühsam an die Füße gezwängt — kein Fuhrmann erschien und doch gingen die Wellen jetzt so hoch, daß sie an meinen Glasfenstern vorüberstürzten und selbst mein angenommener Seemannsmuth zu wanken anfing. — Aber es geschieht dir schon recht, dachte ich, als ich so dasaß in meinem ganz eigenthümlichen Genuß des Oceans, du bist in deinen Kinderjahren hinter Campe's Reisebeschreibungen, im sicheren Zimmer immer so ein kleiner Seeheld gewesen und wärest lieber mit dem Schiffe des Capitäns Bonteku in die Luft geflogen, als daß du dich auf deinen Cornelius Nepos präparirt hättest. Jetzt hast du das Meer in der Wirklichkeit, jetzt magst du zusehen; deine Gefahr ist mit jener Bonteku's noch nicht entfernt zu vergleichen!

Bei dem allen sah ich mich aber eben doch in allen Ecken meines

Zimmerchens um, ob nicht irgendwo irgend Etwas angebracht wäre, womit etwa die Badenden ein Zeichen zu geben hätten, wenn sie geholt werden wollten. Nirgends fand ich eine derartige Vorrichtung; und so blieb denn mein einziger Troſt die außerordentliche Schwerfälligkeit des Wagens, welche wohl dazu bestimmt war, den Wellen Widerstand zu leisten und der Credit des Badeortes, dessen man sich verlustig gemacht hätte, wenn man einen Badenden vergessen und den Wellen überlassen haben würde.

Da endlich kam mein Wagen in eine dauernde Bewegung, indeß ihn die Wellen bisher nur stoßweise hin und hergeschoben hatten; es unterlag keinem Zweifel, man fuhr mich nach dem Ufer hin. Was mußte mir der Mensch für eine Badeluſt zugetraut haben, daß er mich so lange hier harren ließ, oder weiß der Himmel, welche anderen Gründe ihn abgehalten haben, früher zu erscheinen!

Wir hielten, ich stieg aus; mein durchnäßter Fuhrmann lächelte. „An dieses Bad werden Sie denken!“ las ich deutlich in seinen Mienen. Meine Unkenntniß des Holländischen gestattete mir keine Frage wegen seines langen Zögerns. Ich gab ihm ein Geldstück und eilte den Sandhügel hinan, um in dem Badehaus ein Obdach vor Wind und Regen zu finden.

Der Fremde, welcher von Haag herkommt, wird gewöhnlich nicht durch den Flecken Scheveningen an die See geführt, sondern man weist ihn eine gute Strecke vor dem Orte rechts ab, nach dem Badehause hin, einem schönen Gebäude, welches auf dem Damm, zunächst am Meere, errichtet ist. Man bekommt auf diesem Wege keine Spur von der See zu Gesicht, bis man in die Säle des Hauses selbst eingetreten ist; da liegt sie plötzlich in ihrer ganzen Majestät vor den betroffenen Blicken.

Hier setzte ich mich an mein Fenster und sah mit Ruhe in die schwarzen Wellen hinein, die sich von Westen her hohl aufthürmten und von ihren Gipfeln weißen Schaum überwarfen. Der Wind war seit einigen Minuten weit heftiger geworden, so heftig, daß die ganze Manneskraft dazu gehörte, um eine gegen die See gerichtete Glasthüre des Gebäudes zu schließen, die Wellen, welche im Bade doch über mich hinweggegangen waren, sahen von hier oben anfangs ziemlich unansehnlich aus; die große Wasserfläche, welche in unabsehbare Weiten damit bedeckt war, ließ den Anblick der einzelnen minder groß erscheinen. Aber bald änderte sich die Scene. Ein heftiger Sturmwind wühlte das

Meer in seinen Tiefen auf und drängte die Wasserberge in mächtiger Höhe bis auf diese seichten Ufer heraus. Jetzt hätte mein Wagen wohl nicht mehr Stand gehalten!

Soll ich Dir sagen, freundlicher Leser, der Du vielleicht mitten im deutschen Vaterlande Deinen Wohnsitz hast und seit langen Jahren Dich vergeblich sehnst, den Anblick zu genießen, den ich jetzt vor mir hatte, soll ich Dir schildern, was ich jetzt sah, was ich fühlte, als der Sturmwind das Meer bewegte?

In dichten Massen kamen die schwarzen Regenwolken am Horizonte herauf; schnell hatten sie die weite Strecke über das Meer zurückgelegt und eilten landeinwärts. Der Sturmwind gönnte ihnen das weite Feld des Himmels nicht. Oefters hatte er streckenweise sein Gebiet rein gefegt, so daß ein dunkles Blau des Himmels und einzelne Sonnenblicke hervorbrachen; aber immer neue Hilfsvölker rückten von Westen herauf, und ich konnte es nicht erleben, das aufgeregte Meer von der Sonne beleuchtet zu sehen.

Die Farbe der Wellen wechselte vom Graugrün bis in's tiefste Schwarz. Am äußersten Horizonte floß das Wasser mit den Wolken zusammen; dort konnte der Blick die verwandten Elemente nicht mehr sondern und sah ängstlich hinein in eine verhängnißvolle Finsterniß, wo vielleicht mancher menschliche Bruder um seine Rettung kämpfte. Weiter landeinwärts zeigten unzählige weiße Schaumflocken, welche auf dem finstern Element umhergaukelten, die mächtige Bewegung in einer vielleicht noch stundenweiten Ferne. Dort erschienen nicht selten für Augenblicke große, weiße Strecken, wahrscheinlich Schaummassen, welche aber bald wieder zerstiebten und von den schwarzen Fluten verschlungen wurden. Näher gegen das Ufer wurde es möglich, die einzelnen Wellen zu unterscheiden. Der Wind trieb sie über die Sandfläche zu meinen Füßen bis an den Damm heran. Hohl hob er die Welle aus finsterem Grunde empor, sie warf ihr weißes Haupt ihm entgegen und zerfloß, um der drängenden Gefährtin zu weichen — — so sollen die einzelnen Menschengeister in dem Ocean des göttlichen Geistes zerfließen? — — Wohl mochten die Wogen jetzt diesen Namen verdienen und die Höhe meines Wagens vielleicht dreimal überschreiten; aber sie genügten mir nicht. Ich hätte sie gerne thurmhoch gesehen und in Abgründe geblickt, den Thälern der Gebirge vergleichbar. Weiter hinein, wo die Tiefe zunahm, dort mochte wohl der Kampf ein ganz anderer seyn; aber hier, zunächst vor meinen Augen, brach der weithin reichende, seichte Grund

die Gewalt der Wellen. Der Sturmwind hätte mir genügt, wenn er gleich nur eine gute Stunde in ungeſtümer Heftigkeit anhielt; der hat jedenfalls das Seine gethan, und den armen Seefahrern, die mir dazwiſchen ſchwer auf's Herz fielen, möchte zuverläßig auch ein weit geringerer Grad ſeiner Stärke mehr als genügt haben; aber den ſeichten Grund, der mir zum Bade ſo erſprießlich war, hätte ich jetzt lieber an die Straße von Gibraltar gewünſcht und mir dafür die Tiefe des Mittelländiſchen Meeres.

Wie ſoll ich nun aber das eigene Gefühl erklären, das mich bei dem längern Anblick dieſer tobenden Waſſerfläche ergriff? Hat die Sage etwas Wahres, die ſich in manchem ſchönen Liede ausgeſprochen hat, daß das Waſſer eine anziehende Kraft auf den Menſchen äußere? oder wirkte das Toben und Ziſchen, die wechſelnde Bewegung der Wellen dieſes Gefühl in mir? oder regte ſich jene Tollkühnheit unſerer Natur, die den Menſchen mit jeder Gefahr vertraut macht, ja ihn faſt unwiderſtehlich in dieſelbe treibt, ſo wie er ſie nur einmal eine Zeit lang vor Augen gehabt hat?

Ich ſaß anfangs in einem glücklichen Gefühle meiner Geborgenheit da und ſah auf das wachſende Ungeſtüm unter mir mit ziemlich gleichgültigen Blicken hinaus, noch zu viel mit der überſtandenen Gefahr beſchäftigt. Bald aber kam mir das Abenteuer aus dem Sinn und meine Seele verlor ſich in dem erhabenen Anblick des tobenden Weltmeeres. Der Sturmwind brauste ſtärker, die Schaumflocken kreiſten und taumelten in unabſehbare Weiten hin, die Wellen ſchäumten, ziſchten und toſten — mir war es, als müſſe ich hinunter, unter ſie hinein; auf ein Schiff drängte es mich, um hinauf und hinab geſchleudert zu werden und dieſe Wuth des Elementes mit auszukämpfen. So treibt es auch die Fliege um die lockende Flamme, bis ſie ſich endlich hineinſtürzt und den ſichern Tod findet; mich aber hielt mein menſchlicher Verſtand wohl am ſichern Ufer zurück.

Als der Wind nachließ und das Ungeſtüm der Wellen ſich mäßigte, dankte ich dem günſtigen Geſchick in meinem Herzen, welches mir dieſe erſehnte Stunde gewährt hatte, ſpannte meinen Regenſchirm aus und machte mich auf den Rückweg nach Haag, um noch bis zur Tiſchzeit, Abends fünf Uhr, daſelbſt einzutreffen. Jetzt wäre mir ein Fiaker erwünſcht geweſen; aber es ließ ſich keiner ſehen. Ein junger Mann, der mit einer freundlichen Dame vorüberfuhr und mich mit dem Winde im Kampfe um meinen Regenſchirm ſah, war ſo gefällig, mich einzuladen,

Platz zu nehmen. Ich machte mit Vergnügen von ſeiner Güte Gebrauch; und ſo gelangte ich denn noch zu guter Zeit an die reich beſetzte Tafel im Marſchall Türenne, um den ernſtlichen Anforderungen meines Magens, der ſich in dieſe holländiſche Tiſchzeit nicht recht finden konnte, Genüge zu thun, und ein Geſpräch über die holländiſch-belgiſchen Verhältniſſe einzuleiten, worüber ich gern hier in der Hauptſtadt die Anſichten der Holländer vernommen hätte.

Das Hospital von Santa-Cruz zu Lissabon.

Die Wolken, die ein furchtbarer Nordwind zusammengetrieben hatte, entluden sich über Lissabon, Blitze erleuchteten den Himmel und verbreiteten einen flüchtigen Glanz über die Kreuze auf den Thürmen der Kirchen und Klöster; der Donner rollte, das Sonnenlicht schwand mehr und mehr, und Alles kündigte an, daß ein herrlicher Frühlingstag mit einem Orkane enden würde. Die erschreckten und ängstlichen Bewohner der Stadt ließen ihre Beschäftigungen; die Muthigsten unter ihnen eilten in die Kirchen, wohin sie der Ruf der Glocken beschied, die andern, und zwar die Mehrzahl, schlossen sich in ihre Häuser ein und warfen sich vor dem Bilde des Schutzheiligen der Stadt, St. Antonius, nieder, vor diesem mächtigen Heiligen, der so viele verstockte Sünder bekehrt hatte. Ein einziger Mann, der Arzt des Spitals von Santa-Cruz, schien nichts von dem zu gewahren, was um ihn vorging. An einem Arbeitstische sitzend, warf er schnell einige Worte auf das Papier, dann ließ er die Feder fallen, erhob seine feurigen, glänzenden Augen zum Himmel; wer ihn gesehen hätte, mußte unschlüssig seyn, ob er bete, oder nach Ausdrücken für seine Begeisterung sinne. Seine Lippen murmelten einige Worte, er stand auf, ging ein Paar Male mit großen Schritten durch das Gemach und sprach einige lateinische Verse;

er war also ein Dichter dieser Mann, dessen Stunden alle der Hilfe des menschlichen Elends geweiht waren. Ja, Alfonso Pereira war Dichter, seine Feuerseele, voll Vertrauen auf Gott, voll Liebe zur Menschheit und voll Begeisterung für die Kunst, wußte alles Große und Schöne in sich aufzunehmen. Er half den Armen, er pflegte die Kranken, und seine Mußestunden gehörten der Poesie; dichterische Genüsse mußten die oft erschütternden Aufregungen seines Berufes beruhigen.

Er hatte die Worte gefunden, und eilte wieder an den Tisch, sie niederzuschreiben, da fiel sein Blick auf seine Nichte, die auf den Knien lag und mit ihren Armen das Crucifix umklammerte, das sein Zimmer schmückte. Die junge Marie, schön wie das erste Lächeln der Liebe, war vor Furcht über das schreckliche Gewitter außer sich; in Thränen gebadet flehte sie: „Herr des Himmels, erbarme dich mein! Laß mich leben, ich will nicht mehr wider deine Befehle sündigen. Möge deine mächtige Hand das Unwetter zerstreuen, das sich drohend über unsern sündigen Häuptern zusammenzieht!"

Das Feuer der Blitze, die fast gar nicht aufhörten, das Sausen des Windes, das Gebrause der Wogen, das sich mit dem Rollen des Donners mischte, schien den Bewohnern Lissabons ihre letzte Stunde verkündigen zu wollen. Pereira betrachtete still alle diese Schönheiten der entfesselten Elemente; aber die arme Marie, in einem Kloster erzogen, dachte nicht anders, als der jüngste Tag sey gekommen; sie küßte die Füße des Heilandes und flehte ihn um Gnade an. Umsonst bemühte sich ihr Oheim, sie zu beruhigen, umsonst versuchte er ihr die Ursachen dieser Naturerscheinungen zu erklären, umsonst rief er ihr in's Gedächtniß zurück, wie gnädig und barmherzig Gott sey; das arme Mädchen hörte nichts; ihr Gewissen warf ihr einen Fehltritt vor; sie hatte in eine Zusammenkunft mit dem Grafen Henriquez, Kämmerer des Königs, für die nächste Nacht gewilligt. Jetzt fiel ihr das schwer auf's Herz; sie wollte sich ihrem Oheim zu Füßen werfen und ihm ihren Fehltritt gestehen, seine Verzeihung erbitten; aber während sie noch zögerte, hörte das Unwetter allmälig auf, der Donner brüllte nicht mehr so stark, und nach und nach ward der Himmel wieder ganz heiter; auch Marie ward wieder ruhig und ihr Oheim erfuhr nichts von ihrem Einverständniß mit dem Kämmerer des Königs.

Es wurde an die Thür geklopft und ein junger Mann von bescheidenem und gemessenem Ansehen, dessen Kleider zerrissen und vom Regen ganz durchnäßt waren, trat in Pereiras Gemach und legte auf seinen Tisch einige Rollen Papier und Leinwand, die er unter dem Arme getragen hatte.

„Weßhalb ſeyd Ihr in ſo ſchlechtem Wetter gekommen?“

„Ihr wißt ja, wir haben noch zwei Tage bis zum Feſte des heiligen Kreuzes.“

„Es iſt wahr, dieſes Feſt macht mir viel zu ſchaffen, doch es wird ſchon gehen. Nun, zeigt Eure Arbeit!“

Der junge Mann wickelte ſeine Rollen auf, es waren Fahnen, die beim nahen Feſte von Santa-Cruz prangen ſollten. Pereira ſah ſie ſehr genau und mit Kennerblicken an. „Sie ſind ſehr gut, wahrhaftig ſehr gut gemalt,“ murmelte er. „Die Köpfe voll Ausdruck, die Umriſſe ſo zart; es iſt ſchönes Colorit darin. Junger Mann, die Köpfe ſind mehr werth, als die drei Ducaten, welche man Dir verſprochen hat, nimm zwanzig dafür!“

Der Maler erröthete und wollte ſie nicht annehmen.

„Nimm ſie doch, Freund,“ drängte Pereira ihn gutmüthig, „ſie können Dir bei Deinen Studien nützlich werden. Du haſt Talent, gewiß, Du wirſt Deinen Weg machen.“

Endlich nahm der junge Mann die Summe und wollte unter vielen Dankſagungen gehen.

„Muth, nur Muth, mein Kind,“ redete ihm Pereira noch zu, „aber ſtudiere, ſtudiere vor Allem die griechiſchen und römiſchen Dichter, das ſind große Meiſter, und ohne Poeſie gibt es keine Malerei.“

„Herr, ich verſtehe Latein.“

„So lies doch die Verſe, die ich eben niedergeſchrieben habe.“

„Sie ſind herrlich,“ rief der junge Mann aus; „ſie ſind dem Andenken Luis von Camoens geweiht. Ihr habt ihn alſo gekannt?“

„Der Unglückliche! er iſt in meinen Armen geſtorben, und erſt als er erblaßt war, wußte ich, wer er ſey.“

„Herr, ich bitte Euch, beſchreibt mir ſeine Züge, erzählt mir ſeine letzten Worte. Auch du, Camoens, warſt arm, auch du haſt viel gelitten, aber dein Name iſt unſterblich! Um dieſen Preis kann man wohl alles Unglück ertragen und des Schickſals ſpotten.“

„Ich ging eines Abends,“ erzählte Pereira, „mit meiner Nichte, meiner guten Marie, durch die weiten Säle des Hospitals. Neben dem Leichname eines ſo eben Verſchiedenen lag ein anderer Mann, aus deſſen Zügen Sanftmuth und tiefes Dulden ſprach. Auf dem kleinen Tiſche neben ſeinem Lager lagen einige Bücher in vergelbtem Umſchlage. Ich trat dem Manne, deſſen Miene mich anzog, näher; ſeine Hände hielten ein kleines Crucifix und ſeine bebenden Lippen murmelten die Worte: „„Herr des Himmels, richte mich nicht mit Strenge.““

Ich ſprach einige tröſtende Worte zu ihm; eine leichte Röthe überflog ſeine Wangen, er öffnete die Augen und ſprach zu mir: „„O Herr, gefalle es Euch, mir einen Dienſt zu erweiſen, ſchlagt einem Sterbenden ſeine Bitte nicht ab.““

„Redet, ich will thun, was Ihr verlangt.“

„„Hört mich alſo, und auch Ihr, junges Mädchen, die Ihr an mein Schmerzenlager tretet, gleich dem Friedensengel des Ewigen: dieſe Bücher, dieſe Papiere ſind mein einziges Gut. Um ſie zu retten, habe ich zwei Tage mit dem empörten Meere gerungen, und ſchon in einem Nachen geborgen, ſtürzte ich mich in die Wellen, um ſie mir zu erhalten. Ich habe mein ganzes Leben verwendet, ſie zu ſchreiben, ihretwegen habe ich der Ruhe, dem Glücke, dem Vergnügen entſagt. Schwöret mir, ſie zu verbrennen.““

„Ueberraſcht durch dieſe ſeltſame Bitte, zögerte ich, ihm das zu verſprechen, aber der Sterbende erhob ſich mit Kraft in ſeinem Bette, und ſchrie mit letzter Anſtrengung: „„In's Feuer, in's Feuer mit ihnen, oder ich muß verzweifelnd ſterben! Ihr, Engel der Unſchuld,““ wandte er ſich dann an meine Nichte, „„Ihr werdet nicht wollen, daß ich in Verzweiflung ſterbe, Ihr müßtet ſonſt dem Herrn des Himmels Rechenſchaft von meiner armen Seele geben!““

„Marie konnte ſeinen Bitten nicht widerſtehen, ſie eilte an den Kamin und warf Bücher und Papiere hinein; in wenig Minuten hatten die Flammen ſie verzehrt. Der Unglückliche ſchien noch ſeine letzten Kräfte zu ſammeln und ſprach zu Marie: „„Holdes Kind, ich ſegne Euch; der Segen eines Sterbenden ſoll Glück bringen, und Ihr habt mich der Verzweiflung entriſſen. Ein erhabener Geiſt iſt der Fluch des Himmels, ſelig der Unwiſſende und der, der keinen Ehrgeiz kennt.““

„Sein Auge erloſch und ein letzter Schmerzenſeufzer ſagte mir, daß er eine Leiche ſey. — Am andern Morgen brachte mir ein Wärter einige Blätter Papier, die man noch im Bette des Todten gefunden hatte; es war darunter ein Sonnet Torquato Taſſo's, an Luis Camoens gerichtet. Camoens ſtarb, das Genie verfluchend; er verbrannte ſeine Gedichte.“

„Er hat wohl daran gethan!“ rief der junge Maler aus; „ja, er hat wohl daran gethan: er hat ſein Vaterland ſeines größten Ruhmes beraubt. Ehre ſey ihm! Das Vaterland war dem Dichter nur eine Rabenmutter. Camoens, du haſt das Genie verflucht, Ehre ſey dir! Hunger und Elend ſind das Erbtheil aller Männer erhabenen Geiſtes, Leiden ihr Lohn! Glücklich der Kranke auf dem Sterbebette!...“

Der junge Mann eilte aus dem Gemache, ohne ſich von Pereira und ſeiner Nichte zu beurlauben. Pereira rief ihn zurück: „Laßt mir Euern Namen, ich bedarf Eurer vielleicht ferner noch.“

„Andreas Zurbaran, zu Euern Dienſten!“ —

In der folgenden Nacht verſuchten drei Männer ein Mädchen zu rauben, welches nur ein einziger vertheidigte. Einer der Angreifenden fiel todt nieder, die beiden andern ergriffen die Flucht; die junge Dame ſchlüpfte in das Haus, welches hart an das Spital ſtieß.

Vom andern Morgen an forſchten die Gerichte nach dem Urheber des Mordes, welcher an Don Alonzo Henriquez, Grand von Portugal, Kämmerer des Königs, begangen war. Mit Anbruch des Tages floh ein junger Menſch, der ſein Leben durch Malen von Wirthshausſchildern friſtete, aus der Hauptſtadt. Dieſer Maler war Zurbaran, der ſpäter ſo berühmt geworden iſt. — —

Dreizehn Jahre ſpäter rief ein Krankenwärter einſt Pereira aus ſeiner Wohnung ab. Ein Kranker, der den Abend nicht mehr erleben würde, wolle ihn noch ſprechen. Der treffliche Arzt ließ ſich nicht lange bitten. Ein noch jugendlicher Mann, den aber Leiden vor der Zeit hatten alt werden laſſen, lag im Sterben.

„Erinnert Ihr Euch wohl noch des jungen Malers, dem Ihr einſt zwanzig Dukaten ſchenktet?“

„Mein Freund, mein Wohlthäter,“ rief Pereira aus und umarmte ihn; „Ihr habt mein ganzes Lebensglück gerettet. Was wäre aus mir, fern von meiner theuern Nichte, geworden. Und Ihr ſeyd ſo unglücklich?“

„Ja, ich bin unglücklich, ſehr unglücklich. Mein ganzes Leben hindurch habe ich den Ruhm erjagen wollen, nie habe ich das eitle Trugbild erfaſſen können. Nun ſeht Ihr mich von Leiden und Schmerzen erſchöpft, im Spitale ſterben.... Vielleicht umſtrahlt einſt der Ruhm meinen Namen, er wird vielleicht auf meinem Grabe ruhen, wie auf dem des Camoens, wie er ſterbe ich.“

Ein Prieſter, der, von einem ſehr jungen Kirchendiener gefolgt, herzugetreten war und dieſe Worte gehört hatte, rief aus:

„Der Kranke iſt ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, er liegt im Wahnwitz darnieder und hält ſich für ein Genie wie Camoens. Der Unglückliche! ob ich ihm wohl das heilige Abendmahl reichen kann?“

Da richtete ſich der Sterbende auf, ließ ſich von des Prieſters Diener eine Kohle aus dem Rauchfaſſe geben, und zeichnete mit ſicherer Hand den Kopf eines ſterbenden Chriſtus an die Mauer; dieſer

Kopf war ſo voll Ausdruck, daß alle Zuſchauer vor Staunen außer ſich waren.

„Unglücklicher Mann,“ rief Pereira aus, „wie beklage ich Dein Geſchick!“

„Ihn beklagen,“ entgegnete eifrig der Kirchendiener, „ihn beklagen, deſſen Ruf ſo glänzend iſt?“

„Schweig',“ ſprach übellaunig der Prieſter; „ſchweig', Murillo. Auf Deine Knie nieder, der Kranke verſcheidet.“

Man ſieht noch jetzt im Spital von Santa-Cruz das Bett, auf dem Camoens und Zurbaran ſtarben, und man bewahrt ſorgfältig den Chriſtuskopf auf, den Zurbaran in Gegenwart Murillo's malte, der beſtimmt war, einſt der erſte Künſtler der ſpaniſchen Schule zu werden.

Briefe aus London.

II.

Selten bietet ſich Gelegenheit, von London aus über bildende Kunſt zu ſchreiben; der Umſtand, daß der gewöhnliche Engländer an Kunſtwerken höheren Werthes, mit Ausnahme der Hogarth'ſchen Genremalerei, wenig Intereſſe nimmt, und daß der Dilettantismus der ariſtokratiſchen Claſſen nicht viel mehr als Modeſache iſt, hat die höheren Talente von der Ausübung dieſes Bildungszweiges abgewandt. Nur wenig engliſche Maler kamen über die Mittelmäßigkeit hinaus, und ſelbſt an den ausgezeichneteren iſt bei allem Verdienſt der Compoſition, des Colorits u. ſ. w. eine gewiſſe Härte nicht zu verkennen.*) Auch iſt die königliche Kunſtakademie, welche die Briten in Hinſicht der bildenden Künſte auf gleiche Stufe, wie einzelne Malereien des Feſtlandes ſtellen ſollte, ſo wie die meiſten ähnlichen Inſtitute, welche ſich bei uns nicht aus der Nation herausgebildet haben, ſondern von oben her den Briten etwas einimpfen ſollten, ausgeartet. In den letzten dreißig Jahren war ſie nichts weiter, als eine bis auf wenige Ausnahmen innerlich ſchwächliche Coterie, in welcher Mittelmäßigkeit unter dem Schutz von einflußreichen Empfehlungen, von Freundſchaften und Zeitungsgeſchwätz ein

*) Bei Reynolds und Weſt.

behagliches Leben führte und welche selbstständigen Talenten alle möglichen Hindernisse in den Weg legten, die bei einer streng abgeschlossenen und geregelten Gesellschaft nur in zu großer Menge sich darbieten müssen. So sind auch jetzt beinahe alle Namen dieses mit reichlichen Capitalien ausgestatteten Instituts nicht werth, daß man sie im Auslande kennen lerne; ein Calcott und Landseer sind zu unbedeutend, um ihren Landschaften, Portraits u. s. w. einen Ruf jenseits des Canals zu verschaffen. Sogar die Bildhauer, welche die Gestalten von Pitt und Wellington in steifen Statuen auf öffentlichen Plätzen verewigten, verdienen nicht, den berühmten Meistern des Festlandes (Thorwaldsen, Dannecker, Rauch, David u. s. w.) an die Seite gestellt zu werden. Der britische Geist glänzte durch Rede und Feder aber weniger durch Meißel und Pinsel. Nur ein Maler, Sir David Wilkie, erhält nach Lawrence's Tod den Ruhm der britischen Kunst aufrecht, und gehört zu den wenigen Namen, welche seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine Stellung in europäischer Kunstgeschichte einnehmen. Auch hat es diesen Künstler anfangs nicht wenig Mühe gekostet, sich Bahn zu brechen, oder wenigstens eine behagliche und allgemein geehrte Stellung einzunehmen. Die Nation kannte und schätzte ihn schon lange, bevor die Mitglieder der Akademie mit ihrem Anhange zu der Einsicht kamen, es sey nutzlos gegen den Erfolg der Werke dieses Meisters zu intrigiren, wobei eine große Anzahl einflußreicher Männer thöricht genug war, sie zu unterstützen. Die früher herrschende Partei hatte nämlich an Wilkie's berühmtem Gemälde „**The rent day**" Anstoß genommen, auf welchem eine arme Pächterfamilie von einem Grundbesitzer unbarmherzig ausgepfändet und vom Gute getrieben wird. Sie hielt sich für beleidigt und glaubte, es sey der Zweck des Gemäldes, sie verhaßt zu machen. Anfangs suchte sie die Verbreitung dieses Gemäldes in Copien zu verhindern und da dieß unter den herrschenden Verhältnissen natürlich unmöglich war, rächte sie sich dadurch, daß sie dem Künstler gewinnreiche Arbeiten und Bestellungen der reichsten Aristokratie zu entziehen suchte. Jetzt hat sich dieß freilich geändert. Alle Welt muß Wilkie als den größten Meister des jetzigen Britanniens anerkennen, und es für eine Ehre halten, wenn Sir David eine Bestellung annimmt. Sein Hauptwerk in neuester Zeit ist gegenwärtig auf der Ausstellung der Kunstakademie zu sehen, der siebenzigsten dieses Instituts seit seiner Stiftung; es schließt sich würdevoll den wenigen Meisterwerken an, welche von Reynolds, West, Lawrence die Wände in den Sälen jener Akademie unter dem vielen Mittelmäßigen schmückten, und den Beweis gaben, daß der britische Geist für künstlerische Pro-

duction nicht so ganz unempfänglich ist, wie man ihn den Verhältnissen gemäß gehalten hat. Wilkie scheint die Genremalerei aufgegeben zu haben und sich in der historischen allein versuchen zu wollen. Ein früheres großes Gemälde der Art ist John Knox, der schottische Reformator, wie er vor den Großen des Reichs predigt. Sein neueres Bild stellt die Königin Victoria vor, wie sie nach ihrer Thronbesteigung im geheimen Rathe präsidirt, und ein Papier mit ihrer Thronrede an die Lords in der Hand hält. Sie ist von den Großen des Reichs, sämmtlich Portraits, umgeben. Das Bild ist voll Leben, gleich schön durch Colorit wie durch Composition; und wird einst um so interessanter werden, weil es die Züge der wichtigsten Staatsmänner Großbritanniens in unserer Zeit verewigt. Die Königin (als Hauptfigur) sitzt eben an dem **Council-table** (der Tafel des geheimen Raths); hinter ihr steht der Herzog von Argylle, Graf Albemarle und George Byng. In der Front des königlichen Sitzes und am Tische befinden sich der Herzog von Sussex, Lord John Russel, der Lord-Kanzler, der Marquis von Anglesea und Landsdowne, Lord Howick, der Kanzler der Schatzkammer, die Lords: Melbourne, Palmerston, der Sprecher des Unterhauses, Graf Grey, Graf Carlisle, Lord Morpeth und einige andere Whigs. Aber auch die Häupter der Tories sind nicht vergessen, man erkennt die Züge des Herzogs von Wellington, Sir Robert Peel's und des Grafen Aberdeen. Die City ist in dem Lord-Mayor repräsentirt. Obgleich alle Figuren genau portraitirt sind, gewährt die ganze Gruppe einen angenehmen Anblick, denn die britische Aristocratie ist in der Regel ein schöner Menschenschlag und der Künstler hat durch Stellungen, Ausdruck der Gesichter die Einförmigkeit vermieden, die sich in größeren Compositionen der Art leicht einschleichen kann. Die Königin, deren Eigenthum das Bild ist, hat dem Künstler die Erlaubniß ertheilt, Copien desselben in den Handel zu bringen, so daß man wahrscheinlich ein Kunstwerk, wie es noch selten in einer Season hier zu sehen war, und welches durch die Gegenwart noch interessanter ist, auch auf dem Continente bald kennen wird.

Während die Vergnügungen der Stadt den gewohnten Fortgang nahmen, wobei man sich wenig um gutes oder schlechtes Wetter bekümmert, strömten vor wenigen Wochen mehre Tausend von Reichen oder wenigstens Wohlhabenden nach New-Market, dem Ort in der Nähe von London zu, wo ein um so besuchteres Pferderennen gehalten wird, da die Zeit desselben gerade in die Blüte der Season fällt. Wie gewöhnlich herrschte dort ein bedeutendes Gewühl, obgleich das wechselnde englische Wetter den ungeheuern Kreis der Zuschauer bald mit Regen, bald

mit Schnee und Hagel durchnäßte und nur wenige Stunden heitern Himmels den ſchönen und flinken Roſſen zum Wettlauf vergönnte. Nichts deſto weniger war die Straße von London immerwährend mit hin und herfahrenden Landkutſchen bedeckt und in den letzten Tagen war der Ort ſo gefüllt, daß die verſpäteten Ankömmlinge es ſich gefallen laſſen mußten, unter Hagel und Regen ihr Mahl im offenen Wagen zu verzehren. Das erſte Frühlingsrennen von New-Market dauerte vier Tage und hat außer der Erkältung manchen Liebhabern ſchwere Verluſte beigebracht, wie es nicht immer unter ähnlichen Umſtänden zu geſchehen pflegt, obgleich ſtets ungeheure Summen verloren und gewonnen wurden. Ein junger Lord B...., der ſich ein prächtiges Geſtüt hielt, hat in den wenigen Tagen durch verlorene Wetten ſein Vermögen ſo ſehr vermindert, daß er gezwungen iſt, ſein Geſtüt zu verkaufen; ein Fremder, der ſich unbedachter Weiſe in den Strudel der Wettenden hineinſtürzte, welche freilich, wie bekannt iſt, alle möglichen Kniffe und Schliche auf der Rennbahn in Anwendung bringen, wurde ganz ruinirt, ſo daß er ſich in Verzweiflung entleibt hat. Leider kommt die Leidenſchaft des Wettens bei ſolchen Gelegenheiten der heftigſten Spielſucht bei Haſardbanken gleich; auch hegt man überall Verdacht, daß wenige Wettende durch ihre Intriguen das Schickſal der Rennbahn leiten. So iſt es oft auffallend, daß die beſten Pferde verlieren; man behauptet, die Jockeys wetteten oft gegen die Pferde, die ſie reiten, und die Eigenthümer hielten ſich Emmiſſäre, die Wetten gegen ihre eigenen Pferde einſetzten, während ſie ſelbſt weit geringere Summen auf ihre Renner ausboten. Lord B. verdankt übrigens hauptſächlich ſein Unglück einem Renner mit ominöſem Namen, Mendizabal, der wie der ſpaniſche Finanzier viel Gewinn und vielleicht ſogar Schätze verheiſſen mochte, allein auf der Rennbahn die Hoffnungen, welche man in ihn ſetzte, nicht erfüllte, und der mit dem Spottnamen lahme Ente bezeichnet wurde. — Mit den Wetten wird übrigens mitunter ein wahrer Handel getrieben. Acht Tage vorher werden die Wettbuden in der Regel geöffnet, die Pferde vorgeführt, unterſucht u. ſ. w. Jetzt geht das Wetten an; al pari einer gegen zwei, zwei gegen drei, oft eins gegen zehn. Plötzlich bekommt „Phönix“ oder „Tanzmeiſter“ oder „Non plus ultra“ oder „Queckſilber“ den Huſten; gleich darauf berichten dieß die Zeitungen; die Aktien auf den Renner ſinken. Man will die Wetten mit geringem Verluſte los ſeyn und ſucht ſich Speculanten, denen man das Wettrecht mit Schaden verkaufen kann. Zeichnet ſich dagegen ein früher unbeachtetes Pferd bei der erſten Tour aus (es müſſen drei jedesmal gemacht werden) ſo ſteigen die Wetten; ein Lieb-

haber, der eins gegen zehn gewettet hat, kann sein Wettrecht mit einigen Procent Gewinn in der Pause, welche zwischen jeder Tour stattfindet, wieder verkaufen.

In der Stadt wogt unterdeß das gewohnte immerwährende Gewühl; eine Vergnügung verdrängt die andere; ein neues Ereigniß folgt auf das des vorhergehenden Tages und läßt den Bewohnern, den Zeitungsschreibern und den sich Vergnügenden kaum noch Zeit übrig, sich des Gegenstandes zu erinnern, der am gestrigen Tage in den Clubbhäusern, Tavernen, Routs u. s. w. ihr Gespräch in Anspruch nahm. Heute ist es New-Market mit seinen Folgen; morgen ist dieß vergessen; die Aristokratie unterhält sich von dem glänzenden Balle, dem ersten, den die Königin in St. James nach ihrer Thronbesteigung gab; ehrsame Cockneys sprechen vom Preise des Thees, Hopfens und Rindfleisches, oder berechnen einen geringeren Gewinn von der Season, im Fall diese nach der Krönung zu frühzeitig geschlossen wurde; plötzlich nehmen wieder zwei Ereignisse alle Köpfe in Anspruch und verdrängen für den Augenblick jeden andern Gegenstand. Der Greatwestern und der Sirius sind von New-York zurückgekehrt und haben somit die lang ersehnte Verbindung durch Dampfschifffahrt mit dem fernen Westen eröffnet, welche eine Reise nach Nordamerika zur kurzen und bequemen Lustfahrt machen wird. Ferner ist der größere Theil der Eisenbahn von London nach Southampton von den Ministern und dem Herzog von Sussex zum ersten Male befahren und die Einwohner der Hauptstadt werden bald in wenigen Stunden bis zur südlichsten Spitze der britischen Insel fliegen können. Was nun die Dampfschifffahrtsverbindung mit Nordamerika betrifft, so ist der Gegenstand überall, in einheimischen und in fremden Zeitungen mit seinen Folgen und Vortheilen zur Genüge besprochen, als daß hier noch etwas Besonderes weiter darüber gesagt werden könnte. Wir bemerken nur noch, daß sich die Schifffahrt nicht auf den Great Western und Sirius beschränken wird. Vor Kurzem wurde ein ungeheures Dampfschiff, „**The British Queen**“, welches die Verbindung zwischen London und New-York unterhalten soll, in Limehouse, unter dem Zulauf von ungefähr **30,000** Menschen, vom Stapel gelassen und liegt jetzt, um zur Reise eingerichtet zu werden, in den westindischen Docks. Die innere Einrichtung wird die prächtigste und bequemste seyn, welche jemals ein Dampfschiff aufzuweisen vermochte; die Staats-Cajüte soll ein palastartiges Gemach werden. Uebrigens wird die Instandsetzung so viel Zeit erfordern, daß die britische Königin vor October ihre Fahrt schwerlich beginnen kann. Sie ist das

größte Schiff, welches jemals in der britiſchen Marine exiſtirte, und fünfunddreißig Fuß länger als das bedeutendſte Linienſchiff. Die Länge betrug auf dem längſten Punkte 275 Fuß, die Breite auf dem breiteſten 64, die Tiefe 27, der Kiel iſt 223 Fuß lang. Die Kraft des Dampfes kommt der von 500 Pferden gleich. Kurz, das Ganze wird das koloſſalſte Gebäude ſeyn, welches jemals die Wogen durchſchnitt. Die Einrichtung ſoll für die Aufnahme von zweihundert und achtzig Paſſagieren getroffen werden. — Jetzt gehen täglich zahlreiche Beſucher in die **Westindan docks**, um den Rieſenbau zu betrachten, und wäre es auch nur, um die aus Holz geſchnitzte, wohl getroffene Statue der Königin zu ſchauen, welche in einer Niſche des Vordertheils, mit der Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in den Händen, auf das „azurne Meer" (**azure main**), das Eigenthum Großbritanniens herabblicken wird, wenn das Rieſenſchiff ſeine Fahrten angetreten hat. — Die zweite große Unternehmung, die Southampton-Eiſenbahn hat zwar nicht dieſelbe welthiſtoriſche Bedeutung, wie die ſchnelle Verbindung mit Amerika, iſt aber für den Londoner Bürger um ſo wichtiger, da die dadurch hervorgebrachte Verbindung die naheliegenden Intereſſen Aller angreift. Für das Ausland, welches an dergleichen Unternehmungen bei uns ſchon lange gewöhnt iſt, bietet eine neue Eiſenbahn keinen Stoff mehr für Phantaſie oder beſondere Neugier.

Die armen Luftſchiffer! Vor zwei Jahren hörte man von nichts anderem ſprechen; Ballons und Spazierfahrten über den Wolken waren Mode: phantaſiereiche Zeitungsſchreiber überließen ſich dem Schwindel ihrer Einbildungskraft und träumten von überſeeiſchen Verbindungen, welche alle Verhältniſſe von Raum und Zeit durchaus umkehren würden; jetzt iſt weder von Luftſchiffen, noch von dergleichen Fahrten mehr die Rede, obgleich der Genuß des Sonnenſcheins bei dem jetzigen trüben Wetter zu Spazierfahrten über der Wolkenregion einladen möchte. Das durch den Dampf gewonnene Reſultat nimmt allein die Köpfe ein. Der verunglückte Aufſteigungsverſuch eines gigantiſchen Ballons, der lange vorher in den Zeitungen angekündigt zu leſen war, hat John Bull zu einem Ausbruche ſeines Aergers veranlaßt, und die ſeit einiger Zeit herrſchende Gleichgiltigkeit über dergleichen Fahrten in Mißtrauen verwandelt. Ein gigantiſcher, viel verſprechender **Montgolfieri balloon** ſollte am **24.** Mai in Surrey Zoological Garden „mit unerſchrockenen Aëronauten" aufſteigen. Der Garten ward um zwölf Uhr geöffnet, eine Maſſe Zuſchauer ſtürzte hinein; das Gedränge ward bis ſieben Uhr immer ſtärker und die Kaſſe am Eingange des Gartens immer gefüllter. Mehre Platzregen unterhielten John Bull während ſeines War-

tens, allein er war geduldig und blickte auf die ungestaltete Masse Taffet, die über einem Teiche auf Pfählen befestigt, sich mit Gas füllen sollte, während ein Verschlag die Vorbereitungen den Blicken entzog. Gegen sieben Uhr ward aber die Masse ungeduldig; es entstand ein Gemurmel, als ein Anschlag verkündete, der Ballon könne nicht aufsteigen, allein ein Ausbruch des Vesuvs werde die Zuschauer entschädigen. Das Gemurmel geht plötzlich in Gebrüll über; eine wohl gerichtete Ladung von Steinen durchlöchert den unglücklichen Ballon, der niederfällt und auf dem Teiche schwimmt; man reißt die Pfähle ein, auf denen er befestigt war, stürzt mehre Bäume des Gartens um, erwischt einen unglücklichen, unerschrockenen Aëronauten, taucht ihn unter und zieht ihn unter lautem Gejauchz nach altenglischer Sitte durch die „Pferdeschwemme", d. h. durch den Teich. Der Eigenthümer des Gartens will flüchten, wird aber am Thore gefangen, und es soll mit ihm dasselbe Experiment vorgenommen werden, obgleich der Mann unter den heftigsten Betheurungen seine Unschuld versichert. Die Vernünftigeren legten jedoch Fürsprache für ihn ein und retteten ihn von der unangenehmen Fahrt, die er sonst unter dem Wasser seines eigenen Teiches hätte machen müssen. John Bull war aber noch immer nicht zufrieden; er wollte seinen Aerger an dem Ballon auslassen, ihn an's Land ziehen und ihn zerreissen, allein in der Hitze zog er so stark am Strick, daß dieser zerriß und der Ballon gerettet wird. Diese übertriebene Hitze erregte Heiterkeit und mitlerweile gelang es dem Eigenthümer des Gartens, die getäuschten Besucher durch das Anerbieten, den Eintrittspreis zurückzuzahlen, wieder zu beruhigen; Viele gingen, mit dem Lärm zufrieden, heim, Andere begnügten sich mit dem Ausbruch des Berges Vesuv, der versprochener Maßen nach Eintritt der Dunkelheit stattfand.

Was die literarischen Neuigkeiten betrifft, so hat Sheridan Knowles ein neues Schauspiel für **Covent-garden** geliefert, welches am **23.** Mai zum ersten Male aufgeführt wurde. Allerdings ist das Drama bei uns jetzt sehr in Verfall; die allgemeine Klage, es werde nichts Gutes mehr geliefert, ist vollkommen begründet; Männer von Talent suchen sich eine gewinnreichere und für den Augenblick ehrenvollere Laufbahn zu eröffnen; Sheridan Knowles besitzt ferner weder die höhere tragische Kraft der ältern Dichter, noch den unerschöpflichen Witz seines halben Namensvetters Brinsley Sheridan, allein dennoch muß man eingestehen, daß er nicht schlecht ist und ihm Dank wissen, daß er seine Productionskraft einem vernachläßigten Literaturzweige zuwandte. Sicher-

lich ist er eben so gut wie Otway und Cumberland, von denen sich doch einige Schauspiele noch immer erhalten haben. Sein letztes führt den Titel „Weiberwitz oder Verkleidungen der Liebe" (**woman 's wit or love's desguises**) und läßt schon in dem Titel den Charakter eines Intriguenstücks erkennen. Es fällt in die Zeit des munteren Königs (Carls **II.**), wo Herzog Buckingham sich mit dem Gemahl seiner Geliebten duellirte, während letztere, als Page verkleidet, ihm (dem Herzog) das Pferd hielt. Etwas sonderbare Verkleidungen mögen also als nicht ganz unnatürlich gelten, wenn der Verfasser seine Heldin in Mannskleidern die Fechtschule besuchen und dann eine Herausforderung absenden läßt, während eine zweite Heldin die Rolle einer Quäckerin spielt. Sheridan Knowles hat wenig Geschick in Charakter-Schilderung und pflegt in seiner Sprache auf Stelzen zu gehen; allein er kann den Faden der Intrigue so verwickeln, daß man befürchtet, er werde sich aus seiner Verwirrung nicht wieder heraushelfen können, was ihm jedoch in der Regel sehr gut gelingt, seine Stücke sind somit gewöhnlich unterhaltend. Uebrigens wählt er immer die Zeit, wo Liebhaber Federn und bunte Kleider trugen, und ihren Schönen in spitzigen Antithesen den Hof machten, und wo es somit Mode war, auf Stelzen einherzuschreiten. An die jetzige Gesellschaft wagt er sich niemals.

Auf einem kleineren Theater hat man Robert Macaire dem Pöbel vorgestellt, allein dieser will von dem französischen Gauner nichts wissen. Robert Macaire hat bei demselben keinen Beifall gefunden, denn der britische Spitzbube treibt sein Handwerk mit mehr Methode und Consequenz. — Herr Kean ist der Liebling des Publikums geblieben und in Drurylane wieder als Hamlet unter ungeheuerem Beifall aufgetreten; auch der Othello, eine Meisterrolle seines Vaters, ist ihm so schön gelungen, daß man sogar anerkannt hat, er komme demselben gleich. Hält er sich übrigens auf derselben Stufe, wie im Anfang, so wird er ein reicher Mann werden; seine Reise nach Schottland soll ihm über **1200** Pfund Gewinn eingetragen haben.

Ueber neu erschienene Werke kann ich Ihnen jetzt nichts berichten; seit meinem letzten Briefe ist kein Buch von Bedeutung in's Publikum gekommen. Sir John Herschel ist übrigens vom Cap zurückgekehrt, wo er mit einer Menge von Instrumenten, die ihm ein Schiff der königlichen Flotte auf Befehl der Admiralität hinüberführte, Beobachtungen an dem Himmel der südlichen Hemisphäre anstellte. Gegenwärtig arbeitet er an einem Werke, welches die Resultate seiner astronomischen Forschungen veröffentlichen soll, und worauf auch das größere Publikum

aufmerksam zu machen ist, denn Sir John Herschel besitzt die Gabe, für den wissenschaftlichen Stoff durch schöne und gefällige Darstellung ein allgemeines Interesse zu erwecken, welches übrigens bei uns für eine nothwendige Eigenschaft eines gelehrten Gentleman gehalten wird. Ueber gelehrte, unverständliche Phraseologie und einen holperigen, nur für Eingeweihte verständlichen Styl wird ein Brite spotten, oder wenigstens die Achseln zucken.

Die Seine von Rouen bis Paris.

Aus dem Tagebuche eines Müßigen.

Mai 1838.

I.

Die verfluchten Annoncen! Wer ihnen traut, hat auf Sand gebaut. Ob es bei Euch in Deutschland auch so ist, möchte ich wissen. Ich glaube es beinahe, wenn ich bedenke, was in dem Schwanze der Allgemeinen nicht Alles versprochen wird.

Ich hatte lange genug in der Normandie gelebt, um froh zu seyn, endlich wieder einmal in die Nähe von Paris zu kommen. Ich sehnte mich ordentlich nach dem gelobten Lande, nach dem Sodom und Gomorra unserer Zeit.

Ein halb Dutzend Lohnbedienten, in schöner Livrée, boten, als wir mit dem Dampfschiffe von Havre bis Rouen landeten, Annoncen der Dorade aus. **La Dorade** klang ungefähr wie **l'Odorat**, und ich war neugierig, wie dieser zu der Ehre komme, so schön geputzte Lohnbedienten zu haben und Annoncen vertheilen zu lassen. Aus diesen sah ich denn, daß die Dorade ein neues Dampfschiff zwischen Rouen und Paris, und erfuhr später auch, daß Dorade der Name eines Fisches

ſey. Der gedruckte Zettel verkündete, daß vom 1. Mai an täglich ein Dampfſchiff von Rouen nach St. Germain gehe, und ich machte darnach gleich meinen Plan.

Müde und abgemattet von ein Dutzend Beſuchen kam ich andern Tages Abends nach meinem Wirthshauſe zurück, und ſchickte den Garçon zum Bureau der Dorade, um mir dort der Sicherheit wegen für den andern Morgen um 4 Uhr, zu welcher Stunde das Dampfſchiff abgeht, einen Wecker zu beſtellen. Gelogen wie gedruckt, hieß die Antwort; das Dampfſchiff ging erſt übermorgen nach Paris ab.

Es gibt nichts Langweiligeres, als noch einen Tag länger an einem Orte zu bleiben, wo man bereits ſeine Abſchiedsbeſuche gemacht hat. Nicht weniger als fünfmal mußte ich heute meine traurige Geſchichte erzählen, und dieß Erzählen ärgerte mich am Ende mehr als die Geſchichte ſelbſt.

Um den Kummerbecher nicht bis auf die Neige auszutrinken, ſtieß ich ihn um, d. h. ich entſchloß mich, mit dem Dampfſchiffe, das Abends nach Elbeuf abfährt, dorthin zu gehen und hier am andern Morgen die Dorade abzuwarten. So konnte ich mir wenigſtens Elbeuf näher anſehen.

Die Abfahrt des Dampfſchiffes war auf 5 Uhr angekündigt, aber erſt um 6½ Uhr ſtießen wir vom Ufer ab. Ich hatte geglaubt, daß man nur in den Pariſer Salons ein paar Stunden zu ſpät kommen müſſe, und deßwegen war ich zu meinem Unglücke ſehr exact. Die verfluchten Annoncen!

Endlich ſollte die Planke weggenommen werden, als noch ein Packträger angerannt kam, in dem ich zu meiner Freude meinen ehemaligen Stiefelwichſer aus Rouen erkannte. Er fragte die Matroſen, ob er wohl noch einen Augenblick Zeit habe, um an die Kajüte zu gehen und dem Herrn des Koffers, den er brachte, ein paar Worte zu ſagen? Und Mehre antworteten lächelnd, er möge nur hinabſteigen. Kaum war er in der Thüre zum Unterreiche des Dampfſchiffes verſchwunden, als man, trotz meiner Proteſtation, die Planke zurückhob und das Schiff flott machte. Mein armer Stiefelwichſer wurde, als er eine Sekunde ſpäter wieder in der Oberwelt erſchien, herzlich ausgelacht, und mußte mitfahren. Mich ärgerte die ganze Geſchichte; aber ſo ſind wir Menſchen; als ich das gräßlich verblüffte Geſicht meines treuen Stiefelputzers ſah, der die gläſernen Augen nach dem Ufer richtete, als wolle er den ihn von der Mutter Erde trennenden Raum meſſen, oder mit den Augen verſchlingen, und dabei keines Wortes mächtig wurde, mußte ich mit den kecken Matroſen lachen. Es that mir das bald leid genug, ich

verſprach mir ſelbſt, Buße zu thun und mich zu beſſern, und ſuchte dann den armen Teufel, ſo gut es ging, zu tröſten, was nicht ſehr ſchwer war, da ich den Klang kannte, der in ſeiner Seele nachtönte.

Je weiter ſich das Dampfſchiff eine Zeitlang von Rouen entfernte, deſto ſchöner wurde die Ausſicht nach dieſer Stadt hin. Anfangs ſtörten die nahe Brücke und die Inſel, auf der jene theilweiſe ruht, den Totaleindruck, bald aber verſchmelzten ſich dieſe, die Stadt und die Umgebung zu einem ſchönen Ganzen. Und erſt dann bildeten die gothiſchen Dome der Stadt, die Quais, mit ihren prachtvollen Gebäuden neuerer Zeit, die Brücken, die Inſeln und die ringsumliegenden Berge eine maleriſche Einheit, und boten Bilder und weckten Erinnerungen und Gefühle, wie nur ſelten eine Ausſicht ſie hervorzurufen im Stande iſt. Bald trat ein neues Element in den Rahmen des großartigen Gemäldes, das uns die Schönheit der Natur im Fluſſe, in den Inſeln und den ſanftaufſteigenden Bergen, den Glauben einer vergangenen Zeit in jenen Domen, die intellectuelle und induſtrielle Kraft der Gegenwart in jenen Gebäuden des Quais und in jener Drahtbrücke vergegenwärtigt. Die zerriſſenen Felſen, die allgemach zu unſerer Rechten hervortreten und nach ein paar Minuten ſchon den Vordergrund des ganzen Gemäldes bilden, werden zum Gegenſatze gegen die ruhige Schönheit der Natur um Rouen, und verkünden dann auch deren Rieſengewalt: denn wir ahnen hier, mit welcher kecken Jugendkraft ſie einſt dieſe Felſen brach, um ihren Flüſſen ein Bett zu bahnen.

Zwei Stunden weit begleiten uns dieſe Berge und Felſen am rechten Seineufer, bei der Fahrt ſtromaufwärts zu unſerer Linken, während auf der entgegengeſetzten Seite die Ufer eine meilenweite, durch aufſteigende Hügel begränzte Ebene bieten, die von Dörfern, Sommerhäuſern, Höfen, Wieſen und Fruchtfeldern belebt, wieder als Gegenſatz der Gegend ein ähnliches Intereſſe geben, wie das, mit welchem wir die Schönheiten des Rheingaus bewundern und anſtaunen. Und wie dort ſchießt das Dampfſchiff von Sekunde zu Sekunde an einer neuen, in friſchem Grün prangenden Inſel vorbei, wo ſtets im Frühling die Nachtigall ihrer Liebe Sitz aufgeſchlagen hat.

Ich hatte kaum Zeit, in meinen **Guide des voyageurs** hineinzuſehen, weil ich befürchtete, eine Sekunde zu verlieren, und als endlich bei Aiſſel, zwei Stunden von Rouen, wo die Ufer flacher werden, ich ihn eines Blickes würdigen konnte, freute ich mich, daß er nichts zu erzählen wußte, als was ich geſehen, und nicht Luſt hatte, in ihm nachzuleſen. Bei Aiſſel rief die Schiffsglocke einen Nachen herbei, der meinen armen Stiefelwichſer aufnahm und ihn glücklich wieder an's Land

brachte. Er hatte eine kleine Luſtpartie von zwei Stunden gemacht, und konnte zu Hauſe ſeiner Frau und ſeinen Kindern erzählen, wie ſchön die Natur an einem Maiabende iſt. Wahrſcheinlich aber wird er's bei einigen Flüchen über die Matroſen haben bewenden laſſen, denn die Armen ſind doppelt unglücklich; ſie entbehren nicht nur, was andere im Ueberfluß haben, ſondern auch Vieles von dem, was kein Anderer ſein Eigen nennen kann. Alle Menſchen haben Augen zum Sehen, aber wenige ſehen. Es iſt, um die Natur in ihren Schönheiten — nicht zu begreifen, ſondern nur zu fühlen, zu ahnen, mehr Erziehung, Unterricht, Wiſſen und Denken nöthig, als die Maſſe glaubt. Wer nur das Leben von der Seite des Bedürfniſſes kennen gelernt hat, ahnet nicht, daß der Baum, der ihm eine Frucht zur Stillung des Hungers gibt, durch ſeine Schönheit eine Nahrung des Geiſtes, ein Ring, an den er die Kette ſeines Gottesglaubens anhacken könnte, werden kann. Es iſt ein furchtbares Unglück, der Sohn eines Armen zu ſeyn, denn es iſt eine Ausnahme, daß er den Fluch, der auf der Armuth laſtet, von ſich abzuſchütteln im Stande, daß er eine andere Sprache, als die des irdiſchen Bedürfniſſes, daß er mit einem Worte das Leben erkennen, die Natur würdigen lernt. Ich weiß es, derjenige, deſſen Auge klarer als das dieſer Unglücklichen ſieht, wird oft dazu kommen, zu zweifeln, kann an ſich ſelbſt, an Gott und der Natur irre werden; aber eben der Zweifel iſt der Probirſtein des Glaubens, und wer nie gezweifelt hat, hat auch nie geglaubt. Die unendliche Maſſe der Menſchen, die das Bedürfniß allein erzogen hat, die nur ſeine Sprache kennen, iſt gläubig, wie der weiche Tongrund, in den man die Hand eindrückt, und der dann das Bild der eingedrückten Hand wiedergibt, ſo lange nicht Zufall oder Abſicht ihm eine neue Form aufdrängen. —

Hinter Aiſſel ändern ſich die Ufer der Seine. Links, wo früher die Ausſicht durch die nahen Gebirge begränzt war, erlaubt jetzt eine Ebene dem Blicke, mehre Meilen zu durchfliegen, während zu unſerer Rechten die Berge immer näher treten; erſt ſanfte Hügel und endlich wilde Felſen. Eine Stunde vor Elbeuf ſind die **roches d'Orival.** Schon aus ziemlicher Ferne ſieht man einen einzelnen, abgeriſſenen Felsblock hoch in die Luft hinausragen und ſeine wilden Nachbarn verkünden; er könnte der Wartthurm der Bewohner der Ufer, oder der Leuchtthurm der Schiffer des Fluſſes ſeyn. Mit jeder Wendung des Dampfſchiffes nimmt dieſer Fels eine andere Geſtalt an; oft ſcheint er feſt an den Berg angelehnt zu ſeyn, dann wieder ſchwebt er allein und verlaſſen über dem Fluſſe, als wollte er ſich an denſelben hinabſtürzen. Bald tritt er uns näher und wir ſehen dann eine Zeitlang

rechts und links neben demſelben andere Felſen, über die auf deren Kuppe führende Fußpfade hinwegragen. Mitten zwiſchen dieſen, einſt von der Seine, jetzt von Regen, Sturm und Wind zerfreſſenen Blöcken bemerkt man ſchon aus der Ferne hier und dort ein Häuschen hervorlugen, bis endlich, näher gekommen, auch in dieſen Felſen ſelbſt Thüren und Fenſter ſichtbar werden. Ich hätte wahrlich nicht geahnt, daß noch heute zwiſchen Paris und Rouen Menſchen in wahren, ächten Felſenhöhlen wohnten, ja ich ſah neue Häuſer oder Wohnungen in dieſelbe einhauen und einbauen, und der Natur, die dieſe Höhlen gegraben, nachhelfen. Dann ſah ich hier ein zweites Wunder der Baukunſt, eine Kirche nämlich, nebſt einem Kirchthurme, an deſſen Hahn man, ohne gerade ein Münchhauſen zu ſeyn, ganz bequem den Zügel ſeines Pferdes feſtbinden könnte und nicht einmal ein Unglück zu befürchten brauchte, wenn der Schnee über Nacht ſchmelze. Die Sache iſt ganz einfach, denn der Kirchthurm iſt nicht Mannhoch über der Erde, da die Kirche ſelbſt in den Fels eingehauen iſt, und nur der Thurm mit ſeinem vordern Theile aus demſelben hervorragt, während nach hinten das Dach die Erde berührt. Ob das Pfarrhaus auch in den Fels eingehauen, eine Höhle iſt, kann ich nicht ſagen, doch möchte ich auf gut Glück für das Gegentheil wetten.

Schon als ich den erſten Vorpoſten dieſer Felſen von Weitem ſah, fragte ich einen der Matroſen, wie jener heiße, und er antwortete: **la roche**, und erſt auf eine zweite Frage erhielt ich zur Antwort: **les roches d'Orival.** Bei einer ſolchen Natur, dachte ich, kann die Phantaſie des Volkes nicht unthätig geblieben ſeyn, und überdieß gehörte dieſer Theil der Seine noch zur Normandie. Ich ſuchte daher in meinem Reiſebegleiter nach und fand, daß ich mich geirrt, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Dieſe Felſen, voller natürlicher Wunder und Zauber, dieſe in die Erde hineingehauene Kirche, waren nicht im Stande, die Phantaſie des Volkes zu beleben. In Deutſchland gibt es keinen etwas wunderlich geformten, auffallenden Stein, der nicht ſeine Geſchichte hätte; in der Normandie ſelbſt findet man dieſe Poeſie des Volkes, die der Natur ein neues Leben gibt, oft wieder, aber je näher man der Gränze des alten Frankreichs (oder beſſer der **Isle de France**) rückt, deſto ſeltener werden dieſe Geſchichten; von Rouen bis Paris kenne ich nur eine, die der zwei Liebenden bei Andelys, doch davon morgen.

Für heute nur noch ein paar Worte über Elbeuf.

Elbeuf mit etwa **12,000** Einwohnern iſt eine der bedeutendſten Fabrikſtädte der Seine. **1820** belief ſich die Zahl der Bewohner auf

nur gogo. Um die Bedeutenheit der Stadt gehörig zu würdigen, muß man noch überdieß bemerken, daß die unendliche Mehrzahl der eigentlichen Fabrikarbeiter, wohl an 20,000 Menschen, nicht in der Stadt selbst, sondern in den umliegenden Dörfern wohnen; so daß hierdurch schon die eigentliche Zahl der Elbeuf angehörenden auf mehr als 30,000 Menschen steigt. Der Hauptgegenstand der Fabriken sind Tücher, und alle Industriezweige, die sich an die Tuchfabrikation anschließen. 50 bis 60,000 Stücke Tuch sollen jährlich dort fabrizirt und gefärbt werden. Schon unter Ludwig XIV. und unter Colbert war Elbeuf durch seine Fabriken berühmt, und fast immer stellt man Colbert als den Gründer derselben dar. Die gemalten Fenster einer der Kirchen von Elbeuf, die des St. Jean, widersprechen dieser Lobhudelei, die Alles auf einen großen Fürsten oder Minister zurückführen zu müssen glaubt; denn diese Fenster, die die Zunft der Tuchmacher 1466 der Kirche schenkte, und in welche die damalige Art der Fabrikation eingebrannt ist, bekundet an und für sich deren Existenz, so wie auch den damaligen Wohlstand derselben. Dagegen ist es historisch besser begründet, daß unter dem großen Könige nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, eine Menge Fabrikanten von Elbeuf nach Leiden, London und Leicester auswanderten und sich dort niederließen, und daß dann Elbeuf bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nur kümmerlich existirte, und erst von da an sich wieder zu erheben und seinen Wirkungskreis auszudehnen begann.

Die Sonne neigte sich zum Untergange als wir bei Elbeuf landeten. Nach dem was man von der Seine aus von der Stadt sieht, sollte man wahrlich nicht auf die Bedeutenheit derselben schließen, ein Paar alte scheunenartige Häuser und zwei nichts weniger als einladende Kneipen sind nicht gerade die glänzendsten Vorboten. Als ich ausgestiegen war, fand ich noch einen Grund mehr, an den Versicherungen meines Reisebeschreibers zu zweifeln. Ich hatte selbst in Dieppe, ja in Fekamp und sogar in Yvetot überall Garcons d'hôtel gefunden und hinlänglich über sie geflucht, wenn ich mich ordentlich durch sie durchschlagen mußte, um mir Luft zu machen. Hier in Elbeuf kümmerte sich kein Mensch um mich und die andern Ankommenden, und ich mußte getrost selbst meinen Nachtsack aufpacken und mir ein Wirthshaus suchen. Eigentlich hatte ich Unrecht, daraus nachtheilige Schlüsse gegen Elbeuf zu ziehen, denn es beweist dieß nicht mehr und nicht weniger, als daß es hier zu Lande sehr wenig Müßiggänger gebe; und das ist gar kein so böses Zeichen. Im ersten Augenblicke aber, wo ich meinen Sack selbst schleppen und mir auf gut Glück ein Wirthshaus suchen mußte,

das ich erſt in der dritten oder vierten Straße fand, war mir dieß eine böſe Vorbedeutung; dann aber that ich gelegentlich allen Garcons d'hôtel, gegen die ich früher oft gedonnert, Abbitte, denn ich ſah, daß ſie am Ende doch zu Etwas gut ſeyen, was ich hier zu ihrer Ehre geſagt haben will.

Endlich in einem wirthlichen Hafen eingelaufen, legte ich meinen Nachtſack ab, um die halbe Stunde, die mir noch übrig blieb, die Stadt zu beſehen, nicht unbenützt zu laſſen.

Elbeuf beſteht aus zwei langen Hauptſtraßen, die ſich kreuzen. Die breiten Goſſen, die dieſelben durchfließen, waren ſchwarz, wie die beſte Dinte, was für einen angehenden Schriftſteller ein höchſt einladender Anblick iſt. Ich ging den Ufern dieſes ehrbaren Dintenfluſſes entlang, bis zur Kirche St. Etienne, und wunderte mich vorerſt nur über die Unmaſſe von Aushängeſchilden mit ellenlangen Buchſtaben, deren wenigſtens vier, fünf an jedem Hauſe angehängt oder angemalt waren. Es ſind das die Adels-Diplome dieſer braven Leute.

An der Kirche St. Etienne angekommen, fand ich die Thore geſchloſſen, und wollte bereits getroſt den ehemaligen Kirchhof wieder verlaſſen, als ich ſah, daß eine Thüre am obern Ende deſſelben, die in den Berg führte, offen ſtand. Ich ſchloß daraus, daß hinter derſelben ein Weg ſeyn müſſe, der wieder in die Stadt einlenke. Jenſeits dieſer Thüre aber befand ich mich in einem ſchönen Garten, und kaum in denſelben eingetreten, kam mir ein junger Mann entgegen, der mir, als ich mich entſchuldigte, in ſein Eigenthum eingedrungen zu ſeyn, ſogleich freiſtellte, mich in demſelben umzuſehen, und ſich erbot, mir die Stellen zu zeigen, von wo ich die Stadt am beſten überſehen könne.

Der Zufall hatte meine Schritte gelenkt, und ihm und dem zuvorkommenden Beſitzer des Gartens verdankte ich die Gelegenheit, aus der Vogelperſpective in die gewerbreiche Stadt hineinzuſehen. Und es lohnt dieſe Ausſicht der Mühe, einen etwas ſteilen Berg hinanzuklettern. Auf der Höhe an einer offenen Stelle angekommen, lag die Stadt, der Fluß und die ganze Umgegend in einem ſchönen Panorama vor mir ausgebreitet. Hier erſt überzeugte ich mich auch, daß Elbeuf wirklich bedeutend iſt, denn mit den Dörfern Orival, Caudibec-les-Elbeuf und St. Aubin zuſammenfließend, bildet es mit dieſen ſo zu ſagen ein Ganzes. Was aber der Ausſicht einen eigenen Reiz gibt, iſt die unzählbare Menge von thurmhohen Schornſteinen der Dampfmaſchinen, welche die Fabriken treiben. Die Stadt erhält durch dieſe faſt ein morgenländiſches Anſehen, da man nicht gerade ſehr viel Phantaſie zu haben braucht, um ſie für muhammedaniſche Minarets anzuſehen. Die wilden, kecken Felſen von

Orival, dann die üppig blühenden Felder rechts und links, die alle im Frühlingsſchmucke ſtanden, waren nur geeignet, der Phantaſie nachzuhelfen, und eine Nachtigall, die in einem nahen Gebüſche ſchlug, redete eine Sprache der glühenden Leidenſchaft, die mit den letzten Strahlen der untergehenden Sonne auch die nöthige Wärme über die ganze Gegend ausgoß. Es that mir wehe, als der gaſtfreundliche Beſitzer des Gartens mich durch eine franzöſiſche Anrede aus meinen morgenländiſchen Mährchenträumen weckte und in die proſaiſche Wirklichkeit zurückverſetzte; die Minarets waren Schornſteine, nicht mehr und nicht weniger.

Wieder in der Stadt angekommen, fand ich in den Straßen eine ungezählte Volksmenge, wie ſie in andern Städten nur eine Feſtfeier oder ein Unglück zuſammenruft. Es hatte eben acht Uhr geſchlagen und der achte Schlag der Glocken hatte die Sclaven unſerer Zeit von ihrer Bank, auf die ſie das Geſetz der Noth (im Sommer von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, im Winter von ſieben Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends) bannt, entfeſſelt. Ich hatte in Rouen unter der Klaſſe der Fabrik-Arbeiter beinahe nur ſcrophulöſe Auszehrungs-Geſichter geſehen, und es fiel mir daher auf, als ich hier meiſt kräftigen Männern und Weibern begegnete. Mein Begleiter, der Beſitzer des Gartens, erklärte mir die Sache natürlich und ſagte mir, daß die Mehrzahl der Fabrik-Arbeiter in Elbeuf in den umliegenden Dörfern wohne, und daß dieſe meiſt durch ihre Arbeit zu einem kleinen Beſitzthume, einem Hauſe, einem Garten und wohl ein paar Morgen Land, einer Kuh oder wenigſtens einer Ziege kommen; daß ſie endlich von Zeit zu Zeit der Fabrik ein paar Stunden abzugewinnen wiſſen, um ihr Land zu beſtellen. Mir kommt es vor, als ob in dieſer einfachen Bemerkung eine hohe ſtaatswirthſchaftliche und moraliſche Lehre liege. In Rouen, in Lyon und in allen andern großen Fabrikſtädten gewinnen die Arbeiter kaum das tägliche Brod, und ſtets zwiſchen Noth, Armuth, Hunger und der augenblicklichen Befriedigung des täglichen Bedürfniſſes ſchwebend, entarten dieſe Menſchen auf eine Weiſe, daß ſie oft unter das Thier herabſinken. Die Arbeiter von Elbeuf dagegen, auf dem Lande wohnend, wo natürlich Alles wohlfeiler iſt, können am Ende eine kleine Summe erübrigen, um ſich dafür ein Eigenthum anzuſchaffen, und gewinnen dann in dieſem eine Schutzwehr gegen die Immoralität, da ſie in demſelben einen Heerd finden, an dem der Greis in ſeinen Tagen der Arbeitsunfähigkeit ausruhen, an dem die Mutter ihren Säugling pflegen kann. In dem Eigenthum liegt das Band der Familie, und die Familie iſt die Schutzwehr der Moral. Es war ein tiefſittiger Gedanke,

wenn die alten Germanen keine Freiheit ohne Eigenthum anerkannten, aber freilich hat dieſe Idee entartet, zur Knechtſchaft nach Unten hin und zur Feudalherrſchaft nach Oben hin geführt. Aber wurde denn nicht ſelbſt der Mann Gottes zu einem Mittel der Herrſchſucht, und iſt deßwegen Gott weniger Gott? Dieß kleine Eigenthum der Elbeufer Fabrikarbeiter muß und hat noch eine ganz andere Folge. Die Rouener, Lyoner ꝛc. Fabrikarbeiter kennen nur die Fabrik, und ihr Geiſt ſtumpft ſich nothwendig bei dem ewigen Einerlei ihrer ſo einfachen Arbeit ab; das kleine Eigenthum der Elbeufer Arbeiter zwingt ſie zum Nachdenken über die Art und Weiſe der Beſtellung deſſelben, und ſo bleiben ſie an Geiſt und Körper geſunder und vor Allem moraliſcher und weniger verthiert. Die Anwendung dieſer Lehre auf andere Oertlichkeiten müßte nicht ſo ſchwer ſeyn, und fürwahr, wer die ſchwarzen Gewitterwolken ſieht, die immer dichter aus den großen Mittelpunkten der Fabrikarbeiter in Frankreich und England am ſocialen Horizonte aufſteigen, fühlt, daß die Zeit gekommen, wo man an den Blitzableiter denken muß, wenn das Wetter nicht gewaltig und zerſtörend dereinſt ſeine Feuerbrände herabſchleudern ſoll. —

Ich durchlief noch die verſchiedenen Straßen, bis es endlich dunkel wurde und ich dann einen Fabrikbeſitzer aufſuchte, an den ich einen Brief hatte. Dieſer führte mich in ein Caſino, wo es gerade ſo zuging, wie anderswo in allen Caſino's, ſo daß ich mich bereits um 9½ Uhr zu Bette legen konnte.

Feuilleton.

II.

Literatur.

Abafi,
von
Nikolaus Jósika.
Aus dem Ungarischen übersetzt, und
mit Anmerkungen versehen
von
G. Treumund.
Leipzig. 1838. Scheld und Compagnie.

Jósika's Roman spielt in Siebenbürgen, und schildert die Begebenheiten eines Ritters am Hofe Zsigmond Bathoris, des launenhaften, unstät zwischen gut und bös schwankenden Fürsten. Jósika hat sich offenbar Walter Scott zum Muster genommen, aber er besitzt mehr poetische Kraft, als die meisten Nachahmer des berühmten Schotten, die das Bild der Zeit, die Charaktere gezeichnet zu haben glauben, wenn sie nur Aeusserlichkeiten weitläufig bis auf das geringste Detail beschreiben. Auch Jósika verweilt freilich lange bei Schilderungen untergeordneter Dinge, und hemmt dadurch hie und da die rasche und anschauliche Entwicklung seines kühn erfundenen Romans, aber doch ist ihm dieses Nebenwerk nicht zur Hauptsache geworden; außer Tracht und Gestalt seines Helden und seiner Feinde und Freunde, weiß er auch von ihrem Denken, Handeln und Wollen ein lebhaftes Bild zu entwerfen, und an das Leben und die Sitten einer längst entschwundenen Zeit zu erinnern. Der Charakter des Abafi ist dem Dichter in hohem Grade gelungen, Abafi erscheint zu Anfang als ein roher, in Lüste und Schwelgerei fast ganz versunkener Jüngling, da schleicht sich Liebe in sein Herz,

und ſie entreißt ihn ſeinem wüſten Leben, er ſteigt raſch in der Achtung Anderer, ſeiner ſelbſt, es gelingt ihm, ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte zu leiſten, und muß er auch ſchwärmeriſchen Idealen entſagen, ſo erwartet doch den reifen Mann ein ſchönes, häusliches Glück. Neben ihm, dem Kräftigen, erſcheint als wirkſamer Gegenſatz der launenhafte Fürſt, Abaſi's gnädiger Gönner, obgleich er ihn kurz zuvor noch tödtlich gehaßt hatte; ſehr ſchön iſt die Scene, wo Zſigmond am Fenſter ſteht, und ruhig die Hinrichtung vieler ſeiner Vaſallen mit anſieht. Die weiblichen Charaktere ſind gleichfalls fein gezeichnet, und beſonders gute Wirkung bringt die kriegeriſche und wildleidenſchaftliche Izidora, die an Abaſi mit der höchſten Aufopferung und Ergebenheit hängt, und für ihn ſtirbt, neben den zarten und echt weiblichen Geſtalten, Chriſtianens von Steiermark, der Fürſtin, Margit Gulaſis und der ſpätern Gemahlin Abaſis, Gizellas, hervor.

Der Ueberſetzer hat ſich ſeine Arbeit nicht leicht gemacht, die Sprache in dem Roman, deſſen Uebertragung gewiß mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, iſt ſchön und fließend, werthvolle Anmerkungen und die ſehr gut geſchriebene Einleitung bezeugen, daß er mit der Geſchichte Ungarns und der Entwicklung ſeiner neueſten Literatur wohl vertraut iſt. Jókika's Abaſi ſoll der Anfang einer Reihe von Ueberſetzungen ungariſcher Romane ſeyn; iſt in ihnen eine eben ſo friſche und kräftige Schilderung, als im Abaſi, ſo verdienen ſie die Uebertragung viel mehr, als ſo mancher fade und unbedeutende franzöſiſche, engliſche und nordamerikaniſche Roman.

H . . . k.

Miscellen.

Ein engliſches Blatt gibt die höchſt intereſſante Nachricht, daß der **Dr.** Automarchi, Arzt des Kaiſers Napoleon zu St. Helena, der am 3. April in St. Jago auf der Inſel Cuba geſtorben iſt, ſeinen Erben Memoiren hinterlaſſen habe, welche merkwürdige, und noch unbekannte Einzelnheiten über die Gefangenſchaft ſeines erlauchten Kranken enthielten. Es wird noch hinzugefügt, der Buchhändler Cobbet in London habe zehntauſend Pf. Sterling für das Manuſcript geboten.

— Von Reinick's „Lieder eines Malers" mit Randzeichnungen ſeiner Freunde, welche im **XIII.** Hefte unſerer Zeitſchrift ausführlich beſprochen wurde, iſt ſchon eine neue Auflage nöthig geworden. Die erſte Ausgabe erſchien zu Weihnachten des vorigen Jahres.

II.

Bildende Kunſt.

Neue Medaille.

Aus der Berliner Medaillenmünzanſtalt iſt eine Denkmünze auf G. A. Böttiger hervorgegangen. Die Hauptſeite enthält die Büſte des berühmten Archäologen, mit der einfachen Angabe ſeines Geburts- und Todesjahres, die Kehrſeite Minervens Eule, eine Schriftrolle und einen Lorbeerzweig tragend, und die Umſchrift: **„Discipulis gaudens et priscae fontibus artis.** (Sich an Schülern und den Quellen alter Kunſt erfreuend.)

— Im Anfang Juni wurde zu London eine ſehr gewählte Gemäldeſammlung

des verſtorbenen Lord Northwik verſteigert. Für die Bilder ausgezeichneter Meiſter wurden bedeutende Summen gelöst, ſo für Wouvermanns Elend des Kriegs ſiebenhundert Guineen. Ein Gemälde von Rubens, Chriſtus dem St. Peter vor den übrigen Evangeliſten die Himmelsſchlüſſel anvertrauend, welches zu tauſend Guineen angeſetzt war, ein Coreggio, die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde in einer Landſchaft, zu zweitauſend Guineen geſchätzt, und ein Salvator Roſa, die menſchliche Gebrechlichkeit, für fünfhundert Guineen ausgeboten, wurden nicht verkauft, ſondern von den Erben zurückgezogen.

— Die irdiſchen Ueberreſte des Abbé de l'Epée ſollen, faſt aller Welt unbekannt, in einem Winkel der Kirche St. Roch zu Paris liegen. Einige Profeſſoren des dortigen Taubſtummeninſtituts fordern deßhalb das Publikum zu Beiträgen für ein würdiges Denkmal auf, das einem Manne geſetzt werden ſoll, der die Lage der Taubſtummen ſo glücklich verbeſſert hat.

VIII.

Theater.

P a u l i.

II.

Hatte Herr Pauli als Pfeffer in der kleinen Poſſe Nro. 777 dargethan, daß er mit nur wenigen Zügen einen komiſchen Charakter hinzuſtellen wiſſe, ſo gab ihm im weitern Verlauf ſeiner Gaſtdarſtellungen die Rolle des Freiherrn von Emmerling in dem Luſtſpiel: „die gefährliche Tante“ Gelegenheit, ſeine Komik mehr zu entwickeln. Der alte Freiherr von Emmerling, ein gutmüthiger, vorurtheilsvoller und etwas beſchränkter Landjunker mag wohl leicht darzuſtellen ſeyn, aber gewiß wird dieſe Rolle nicht immer einen günſtigen Eindruck machen, wenn ſie nicht mit vieler Gemüthlichkeit, mit einer faſt idylliſchen Unſchuld gegeben, und ſo die Härte gemildert wird, die dem alten Manne, der noch an ſo gehäſſigen und albernen Vorurtheilen hängt, nicht ganz fremd ſeyn darf. Aber es gibt ja hin und wieder Leute, die vorurtheilsvoll, rauh und abſtoßend ſeyn dürfen, und doch geſchätzt werden, weil ihre unerſchöpfliche Gutmüthigkeit und ihr Edelſinn doch zuletzt alle Welt wieder mit ihnen ausſöhnt, und ſo nahm Herr Pauli den alten Landjunker, er machte aus ihm einen alten Mann, der weit hinter moderner Bildung, hinter den Anſichten der Zeit zurück geblieben iſt, der aber doch ein friſches, empfängliches Herz beſitzt. Trefflich gelangen ihm beſonders die Scenen des Stücks, wo der alte Emmerling, hingeriſſen von der Liebenswürdigkeit der alten Tante, die ſo genau das edle Geſchlecht der Emmerlinge kennt, ſie mehr und mehr liebgewinnt, bis er endlich, verführt von der ſchönen Schilderung häuslichen Glückes, das ſie ihm entwirft, ihr ſeine Hand anbietet; doch unterſtützte auch Fräulein Stubenrauch ſein Spiel mit all der Anmuth und jenem feinen Takte welche ihr in ſo hohem Grade zu Gebote ſtehen.

Den Michel Perrin im Stücke gleiches Namens gab Hr. Pauli auf eine von den gewöhnlichen Darſtellungen dieſer Rolle abweichende Weiſe, wie er es überhaupt zu lieben ſcheint, ſich nicht allzuviel an Traditionen, und ein für allemal eingeſchlagene Wege zu kehren, ſondern durchaus ſeinen eigenen Anſichten zu folgen. Wir

haben ein deutſches Stück: den armen Poeten, wo uns ein Menſch vorgeführt wird, der ohne alle Thatkraft ſein Leben lang hin- und hergeſtoßen wurde, und anderer Leute Spielball war, und der höchſt lächerlich erſcheinen müßte, wäre er nicht ſo gut und edelmüthig in ſeiner Schwäche; faſt einen ähnlichen Charakter führen uns die meiſten Schauſpieler in Perrin vor, einen guten, ſchwachen, ſchon ältlichen Dorfpfarrer, der weder die Welt noch die Menſchen kennt. Pauli ließ ſeinem Perrin die letzteren Eigenſchaften; auch er, der von Jugend auf nur unter einfachen, offenen Landleuten gelebt hat, weiß gar wenig von der Welt und den Menſchen, aber er iſt deßhalb nicht ſchwach, ſondern nur unerfahren, denn obgleich ſchon faſt fünfzig Jahre in der Welt, mag ſein argloſer Sinn noch immer nicht glauben, man wolle auch mit andern als guten Mitteln auf die Menſchen wirken und ſie beherrſchen. Es ſey dahingeſtellt, welche Auffaſſung der Rolle des Perrin die gewöhnlichere, oder ob die unſeres Gaſtes die richtigere iſt, obgleich der Schluß des Stückes, wo Perrin, als er hört, man habe ihn zum Spion mißbraucht, die tiefſte Entrüſtung ergreifen muß, für Herrn Pauli zu zeugen ſcheint, da ein ſchwacher nur gutmüthiger Mann ſich leichter über ſolche Schmach zu tröſten vermöchte. Er gab in ſeinem Perrin ein ſchön abgerundetes Bild eines herzlichen, wohlwollenden Mannes, ſeine Beredtſamkeit, in der ſchönſten Scene des Stückes, wo er die Verſchworenen zur Reue ermahnte, war ſo recht zum Herzen ſprechend, und verfehlte des tiefſten Eindrucks nicht. Im goldnen Kreuz, das dieſen Theaterabend ſchloß, war an Herrn Pauli wohl derſelbe Fehler zu tadeln, dem er als franzöſiſcher General im „Pariſer Taugenichts" nicht entging; er war als Sergeant Gautier nicht Franzoſe genug, hob das nationale Selbſtgefühl, richtiger ſollte man es wohl Eitelkeit nennen, nicht genug hervor, und ließ den „Herzensſtürmer," den muntern, auch bei Mädchen ſieggewohnten Grenadier nicht genug ſehen.

Mit der Rolle des Jago in Othello beſchloß Herr Pauli dann ſeine Gaſtrollen auf unſerer Bühne. Sein Jago war ein Söldner der Republick, vielleicht ſchon in früher Jugend unter die Soldateſka gerathen, in ewigen Kämpfen mit den Erbfeinden, den Türken, iſt er, von Natur wohl mit mehr als gewöhnlichen Anlagen begabt, ohne Unterricht aufgewachſen, ihm fehlt aller Glauben, alle Ahnung von etwas höherem, und um ihn vollends zu verderben, iſt er an ein gemeines, lüſternes Weib gerathen. Hat ein ſolcher Menſch Beleidigungen erduldet, die er um jeden Preis rächen will, ſo ſteht er bald als vollendeter Böſewicht da. Und Jago will ſich rächen: Othello hat ihn in ſeinem Weibe beſchimpft, ſpäter ihn im Dienſte zurückgeſetzt; er findet einen jungen Gimpel, der ihm zugleich Mittel zur Verſchwendung, zum Wohlleben und zur Rache an Othello und Caſſio dem Lieutenant, der ihm vorgezogen wurde, geben ſoll. Haß, Geiz, Eiferſucht, oder vielmehr Grimm darüber, daß Othello ihm zu nahe trat, denn ſo wie er geartet iſt, wie er ſein Weib behandelt, erſcheint er einer edlern Leidenſchaft, wie der Eiferſucht gar nicht als fähig, ſind alſo die Motive ſeines Handelns; dazu iſt er ſo ſchlau als bös und rachedurſtig, er kennt die Menſchen, welche er verderben will, genau, er weiß Othello der Held aus Afrika verſteht ſich nur auf Krieg und Schlachten, europäiſches Leben, europäiſche Liſt ſind ihm faſt ganz fremd, hat er einmal des Mohren Leidenſchaft geweckt, ſo iſt er ganz und gar in ſeiner Gewalt; Caſſio und Rodrigo ſind ihm nur mittelmäßige Tröpfe, die er längſt würdigen lernte, und gleich Puppen zu lenken weiß. Alles, was eine conſequente und folgerichtige Ausführung des ſo aufgefaßten Charak-

ters bedingte, leiſtete Herr Pauli in wahrhaft ausgezeichneter Weiſe, und vortrefflich gelang es ihm, die verſchiedenſten Hüllen anzunehmen, welche Jago's Treiben verlangt. Dem jungen Venetianer gegenüber war er der ältere, ihm vielverpflichtete Freund, der aber doch zugleich merken läßt, wie ſehr er den Gimpel verachtet; dem Caſſio erſchien er als vertrauter Camerad, als luſtiger Geſellſchafter, als treuer Rathgeber in ſeiner Noth, und dem allzuraſchen, heißblütigen Othello war er der freundſchaftliche Warner, der ergebene Officier, der ſich berufen fühlt, die häusliche Ehre ſeines Feldherrn zu wahren, wie er ſein Banner in der Schlacht vertheidigt. Und doch ſchimmert trotz aller dieſer Künſte und Gleißnereien, trotz ſeiner Schlauheit immer noch eine gewiſſe Plumpheit durch, er iſt am Ende doch ein etwas unbeholfener Böſewicht, deſſen Frevel in einem Kreiſe von weltklügern Männern ſchwerlich in ſo unheilvollem Maße gelungen wären. Nur ſeiner Frau gegenüber gibt ſich Jago nicht die Mühe den Schurken zu verbergen, denn er braucht ſie zu wenig für ſeine Pläne, und verachtet ſie zu ſehr, um es für nöthig zu halten, ihr viel beſſer zu erſcheinen, als er wirklich iſt. Doch konnte Herr Pauli ſein Verhältniß zur Emilie nur andeuten, nicht tiefer entwickeln, da man hier, um den Anforderungen der Sittlichkeit zu genügen, viel geſtrichen hatte, was zur Charakteriſirung der Emilie, einer Art von Amme aus Romeo und Julie, nur in höherem Styl, beiträgt.

Es mag paſſend erſcheinen, aus mehren Darſtellungen eines Schauſpielers ein Geſammtreſultat zu ziehen, ſeine Vorzüge, ſeine Schwächen in wenig Worten anzudeuten, aber ein ſolches allgemeines Urtheil beſteht nur zu oft eben aus nichts mehr als aus — Worten. Das möge hier angedeutet werden, daß Pauli's Beſtreben faſt nur dahin gerichtet zu ſeyn ſcheint, ein Ganzes zu ſchaffen, er läßt manches auf ſeinem Wege liegen, wonach ein Anderer begierig greifen, womit ein Anderer Wirkung erzielen würde, ihm liegt wenig an Einzelnheiten, er will vor Allem ein ganzes Bild geben, einen klaren und beſtimmten Eindruck auf das Publikum machen, und ſo iſt auch wohl ſein größter Vorzug ein ſicheres, feſtes Durchführen des Charakters, wie er ihn einmal aufgefaßt hat. H . . . k.

Miscellen.

Sheridan Knowles, der beliebte engliſche Theaterdichter, hat eine Denkſchrift an die Königin Victoria gerichtet, worin er ſie bittet, der engliſchen Nationalbühne ihre Gunſt zu gewähren, und Mittel vorſchlägt, das höhere Drama wieder aus ſeinem tiefen Verfall zu erheben. Einen deutſchen Sheridan Knowles würden auch gegründete Urſachen zu ſolchen Klagen nicht fehlen; der Eckenſteher Nante im Verhör hat die fünfundzwanzigſte Auflage erlebt.

IV.

Muſik.

Concert de Beriots und Mlle. Garcias in Berlin.

De Beriot und ſeine Schwägerin gaben am 9. Juni im königlichen Opernhauſe ein ſehr glänzendes Concert zum Beſten der Orcheſter-Wittwenkaſſe, der Berliner Armen und des Vereins für erblindete Krieger aus dem Befreiungskriege, das ſehr beſucht war. Rellſtab,

der in der Berliner Voſſiſchen Zeitung über die muſikaliſchen Leiſtungen zu referiren pflegt, ſpricht ſich über de Beriot und das Concert im allgemeinen ſehr anerkennend aus. „Herr de Beriot war in beſonders glücklicher Dispoſition; ſeine frei fließenden, wie ſeine im klarſten Staccato pikant ausgeführten Paſſagen, entrollten ihm mit einer zauberiſchen Leichtigkeit; Kraft und Anmuth hielten ſich ſtets die Wage, und erzeugten ſo die wahrhaft vollendetſte Leiſtung, die vom Publikum auch mit ſtürmiſchem Beifall anerkannt wurde. Die Stimme der Dlle. Garcia iſt eine von denen, denen der größere Raum nur vortheilhaft iſt, ſie gewinnt an Adel. Dieſelbe iſt entweder an ſich, oder weil die Künſtlerin noch nicht die letzte Feile der Bildung erreicht hat, und in ihrem Alter unmöglich erreicht haben kann, in manchen Lagen ein wenig rauh; dieſer Mangel an biegſamer Glätte verliert ſich bei den größern Dimenſionen des Hauſes, und das Organ erſcheint ausgeglühter; beſonders ſchön klang die herrliche Tiefe der Sängerin. Auch ihr zollte das Publikum, zumal bei dem Vortrag der Romanze, die lebhafteſten Tribute des Beifalls, und als nach der beliebten Romanze Nataplan ein vielfaches Dacapo erſcholl, gewährte die aus den Couliſſen zurückkehrende Sängerin dieſen Wunſch, zwar nicht durch eine Wiederholung deſſelben Muſikſtückes, ſondern durch den Vortrag der allerliebſten ſpaniſchen Romanze, welche ſie ſchon in ihrem erſten Concerte geſungen hatte. Madame Erlanger aus Amſterdam, und Herr Seemann aus Hannover unterſtützten das Concert. Die erſte, eine achtbare Pianiſtin, ließ ſich in Variationen von Herz, und ſpäter in einem Duo von Beriot, und unſerm Landsmann, dem talentvollen Benedict, Schüler Webers, in London, wo auch jüngſt eine große Oper von ihm mit größtem Erfolg gegeben wurde, hören. Der Vortrag der Künſtlerin iſt angenehm, nur wäre ihr noch ein kräftigerer Anſchlag zu wünſchen; deßhalb gelangen ihr auch die langſamen und die zarten Stellen am beſten. Sie ſpielt ihrem Geſchlecht angemeſſen. Herr Seemann iſt ein vorzüglicher Clarinettiſt, der uns ebenſo durch den zarten, wie durch den brillanten Vortrag Bärmannſcher Variationen erfreute."

Einige Unruhe erregte es im Publikum, daß Fräulein Löwe nicht ſang, obgleich auf dem Zettel verſprochen war, ſie würde mit Fräulein Botgorſcheck ein Duett ſingen.

Miscellen.

Am 12. Juni fand im Saale der Berliner Singakademie die Todtenfeier für Anna Milder ſtatt. Außer der **missa pro defunctis**, wodurch die Akademie das Andenken jedes Mitgliedes, das der Tod entraffte, zu ehren pflegt, wurden noch mehre dem Charakter der Feier entſprechende Muſikſtücke aufgeführt, und Herr Muſikdirector Rumpenhagen las eine kurze Erinnerung an das Leben und die Wirkſamkeit der großen Sängerin. Im Hintergrunde des Saales ſtand eine ſehr ſchöne Vaſe, das Ehrengeſchenk, welches ihr vor einigen Jahren die Akademie dargebracht hatte.

— Unſer deutſches Lied hat in Frankreich das Bürgerrecht erworben; die **Gazette musicale de Paris** ſpricht ſich ſehr lobend über ein Lied français: **„Je voyage à cheval"** aus. Der Verfaſſer des Liedes heißt Hedoun, und es iſt von Neuland, einem jungen, deutſchen Componiſten zu Boulogne in Muſik geſetzt. Neuland ſeit längerer Zeit in Boulogne wohnend, iſt ein Schüler Schuberts.

— Adolph Nourrit, der ſich ſchon früher viel mit Literatur beſchäftigte, benutzt ſeinen Aufenthalt in Neapel, um den Text zu einer Oper zu dichten, welche Donizetti in Muſik ſetzen wird.

V.

Gesellschaft.

Hinter den Coulissen.

(Zu den Abbildungen.)

Dieses Blatt zeigt die ergreifendsten Scenen einiger Schaustücke von der Rückseite. Ist etwas im Stande, die Wirkung solcher Kunstschöpfungen zu zerstören, so thut es der Blick in die Coulissen, die Werkstätte des Schauspielers.

— — Die Gräfin weilt allein auf ihrem Schlosse; sie hat die Laute weggelegt; ein trübes Gefühl beschleicht sie; eine Saite springt, sie fährt in die Höhe:

„solch' ein Schall
Kann den Fall
Eines Menschen wohl bedeuten!"

Bange Schwüle legt sich um die Herzen der Zuschauer. Ein langer Monolog steigert diese Stimmung zum Unerträglichen. Der Monolog dauert immer fort; Niemand will ihn unterbrechen; kein Glockenzeichen ertönt zur Verwandlung; man scheint verdammt zu seyn in dieser fatalen Lage, mit der alleinsprechenden Schauspielerin, den Aktschluß abwarten zu müssen. Da plötzlich eilt die junge Gräfin — man weiß nicht durch was getrieben — zum Fenster:

„Was seh' ich — ha! dort wirbelt Staub empor!
Ein Ritter sprengt dort aus dem Holz hervor!
Wie rennt der Gaul — als hätt' er Flügel —
Der Ritter lenket seinen Zügel
Dem Schlosse zu — er ist's!"

Mehr die Hoffnung der Abwechslung und Erlösung vom ewigen Einerlei, als die Kunst der Schauspielerin, erregt in den Zuschauern eine freudige Stimmung, die sich im lautesten Beifalle Luft macht. Die junge Gräfin wird dadurch erhoben — begeistert — sie wirft Kußhände, fast ihre ganze Person zum Fenster hinaus, sie kreischt im höchsten Entzücken:

„Ja nun erkenn' ich ihn! kein Zweifel mehr!
Mein Ludwig — du! — o Herz! poch' nicht so sehr!"

Und in der Coulisse steht wirklich der Schauspieler, der den Ritter spielt, in der Stellung, wie ihn meine Leser auf dem Blatte abgebildet sehen, und spricht:

„Do bin i — ja: grüß die Gott a — Schatzerl!"

O Prosa! spielen die Künstler so mit ihrer heiligsten Weihe? — Antwort: So ist's!

Der Zug steht in der Coulisse, um sich auf das erwartete Stichwort in Bewegung zu setzen.

Das Schlachtopfer harrt gebunden; der Scharfrichter daneben; Trabanten, mit wilden, entmenschten Gesichtern folgen. Die Scene draußen stellt den Richtplatz vor; Volk aus allen Ständen ist versammelt; man spricht von den Tugenden der Delinquentin; Jedermann bedauert sie; der greise Vater, im weißen Haare, ruht ohnmächtig im Vordergrunde; er wollte sein unschuldiges Kind sterben sehen, und erlag dem Schmerze.

Die Herzen der Zuschauer erbeben; kein Auge ist trocken; die Schauspielerin, welche die Unglückliche darstellt, war bis jetzt rührend, in der letzten Scene wird sie sublim seyn, das weiß man, man freut sich im schmerzlichen Vorgefühl, und auf alle Thränen, die man vergießen wird.

Blicken wir nun auf unſere beiden Hauptfiguren? Was wird der Scharfrichter der Delinquentin zu ſagen haben? Wie er ihr zuſpricht? Wie ergeben ſie zuhört? Wie doch die Leute bemüht ſind, ſich abgezogen von ihrer profanen Umgebung, ganz in dem Charakter ihrer Rollen zu erhalten! Belauſchen wir ſie einmal:

Der Scharfrichter: Ich verbiete dir, nach dem kleinen, blonden Officier, in der Proſceniumsloge zu ſchauen. Ich hab's ſelbſt geſehen!

Das arme Schlachtopfer: Das iſt nicht wahr!

Scharfrichter: Ich ſage ja!

Schlachtopfer: Ich ſage nein!

Scharfrichter: Du ſollſt ſehen!

Schlachtopfer: Du biſt ein Eſel!

Das Stichwort erſchallt und der rührende Zug ſetzt ſich in Bewegung. Es iſt unnöthig hinzu zu fügen, daß Scharfrichter und Schlachtopfer, im bürgerlichen Leben, in einem Verhältniß zu einander ſtehen, das man in der Theaterſprache eben „ein Verhältniß" nennt.

Eine große Oper! Der Zug der Prieſterinnen ſetzt ſich in Bewegung. Laura, die zierlichſte Choriſtin, nach der ſich alle Augen bewaffnet richten, ſo bald ſie erſcheint, hat die brennende Opferſchaale zu tragen.

Für wen ziemte ſich dieß wohl beſſer? Sie ſieht ſo recht veſtaliſch aus!

Der Oberprieſter ſitzt an der Wald-Couliſſe, die meine Leſer von der Rückſeite ſehen, und Waldgefühle — Gefühle von Freiheit und Liebe durchſtrömen ſeine Bruſt. Er hat ſich's bequem gemacht, und hält die entſtellende Perücke in der Hand; er iſt Baſſiſt und blond; ein junger, kräftiger Mann. Was Wunder, daß er ſich zur Prieſterin wendet, und ihr zuflüſtert:

„Spende mir dein geheiligtes Feuer, Cöleſtinchen!"

„Ich hüte es nicht für dich, Gelbſchnabel!" erwidert die geweihte Jungfrau dem Pontifex maximus.

Der alte Mann hat es nie zu etwas großem beim Theater bringen können. Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß es an ihm lag. Er war liederlich, verſpielte und vertrank ſeine Stunden; lernte nie ſeine Rollen; ward nichts als ein erträglicher Routinier, und in ſeinen alten Tagen als ſeine Kräfte abnahmen, mußte er übernehmen, was für ihn abfiel: einen weißen Pudel im Diamant des Geiſterkönigs, den Affen Magok, den Bären in der Pantomime.

Aber eine Tochter hatte er; die war ſchön, talentvoll, er war es, der ihr den erſten Tanzunterricht gegeben, das erſte Kinderröllchen gelehrt, ſie nach ſeiner Weiſe in die große Welt eingeführt, ſie nach ſeiner Meinung glücklich gemacht.

Als das Mädchen, in der höchſten Ausbildung ihrer Schönheit und ihrer Kunſt ſtand, die ihr — ſie wußte ſelbſt nicht wie — angeflogen war, mochte ſie von dem alten Vater nichts mehr wiſſen, der ſich den ſchlechten Tabak nicht abgewöhnen mochte, zu viele Schoppen Wein trank, und in das Hausweſen der Tochter gar nicht paſſen wollte.

Sie ſah ihn nie mehr; er ſie nur ſelten. Es iſt ein neues Zauberballet. Der Alte ſpielte ein Ungeheuer; die Tochter eine Fee. Der Alte hat ſein furchtbares Haupt abgelegt, um eine Priſe zu nehmen; die Tochter ſteht auf dem Sprunge, auf der Scene zu erſcheinen.

Er ſieht ſein Kind; Stolz ergreift ihn; das iſt dein Fleiſch und Blut, denkt er; dir verdankt ſie Alles!

„Allons, Nanni!" ſchmunzelt er in alter Vertraulichkeit, „nimm dich z'ſammen! Aplomb, Grazie, Gefühl! mach' deine Sachen gut — alle Wetter! zeig', daß du etwas von mir gelernt haſt!"

Die ſtumme Antwort der Tochter iſt in ihrem Blicke zu leſen.

Ein Vaudeville! Eine ſogenannte Verkleidungsrolle! die erſte Liebhaberin iſt ſo eben abgegangen, um die Stelle eines Stubenmädchens bei dem alten grämlichen Onkel, der ſie noch nie geſehen hat, zu übernehmen. Der böſe Dichter hat aber ſchon ſo wenig Zeit zur Umkleidung gegeben, und der Schauſpieler, der den Onkel ſpielt, hat ſo ſchlecht gelernt, daß er ein Paar Dutzend Worte noch überſpringt, und das Stichwort zu früh bringt. Trotz aller Eile, iſt ſie nicht fertig, und muß von innen die Worte ſprechen, die ihr Auftreten bezeichnen. Wie wird das werden? Eine Todesangſt! aber ein Fall, der ſich ſo oft ereignet. Der alte Onkel draußen weiß ſich zu helfen; er extemporirt.

Der Friſeur befeſtigt den ländlichen Chignon, die eine Ankleiderin bindet die Schuhe, während die Andere das Mieder anſteckt, und die ruhige Requiſiten-Madame hält den Korb in Bereitſchaft, mit dem Babet auftreten ſoll.

„Ich komme ſchon! — da bin ich!“ Hat Babet ſchon dreimal gerufen, und iſt noch immer nicht fertig; aber das Publikum merkt nichts von der Verlegenheit; ſelbſt die Kenner nicht, und das Stück wird doch aus.

Die letzte Scene des erſten Tableaux eines franzöſiſchen Melodramas, von einem großen Dichter für die Königsſtadt in Berlin zugerichtet.

Der Jüngling, den wir ſehen, hat ein hohes Organ und eine ſchwache Bruſt. Er hat ſchon viel geſchrien, wird noch mehr zu ſchreien haben, und muß daher ſeine Lunge ſchonen; deshalb hat er ein Glas Zuckerwaſſer zum Anfeuchten in der Hand. Der edle junge Menſch kann nicht Geld genug vom Vater bekommen, und will daher ſeinem Leben ein Ende machen. Wer wird nicht Mitleid mit ihm empfinden? Dieſer Aktſchluß iſt zu erſchütternd für das Publikum, das weder den Helden mit dem Zuckerwaſſer, noch dieſen göttlichen Kerl mit der zurückgeſchobenen Brille und der Piſtole in der Hand, ſehen kann, der nur auf's Stichwort paßt, um loszudrücken, und für den Nothfall, wenn die Piſtole nicht losgehen ſollte, die zweite ſchon bereit hat.

„Mein Vater!“ ſchreit der jugendliche Held, „zu ſpät! du haſt keinen Sohn mehr!“

Da fällt der Schuß; ein unwillkürlicher Schrei des Entſetzens fährt aus der Bruſt der Zuſchauer, dem ein lang anhaltender Beifallsruf folgt.

Wem ſoll das gelten? Dem Dichter — dem jugendlichen Helden mit dem Zuckerwaſſer — oder dem Schützen!

Ach, wenn's hier heißen dürfte:

„Du kennſt den Schützen — ſuche keinen Andern —“

Wie müßte man ſich ſchämen, geklaſcht zu haben!

Ueber die charakteriſtiſche Auffaſſung und Ausführung der Figuren füge ich nichts mehr hinzu, als daß ſie nach dem Leben ſind; wer die Couliſſen kennt, wird dieß beſtätigen. Wir ſetzen wohl nächſtens die Wanderung fort.

Seltſame Wetten.

Neulich erſchienen im Jockeiklubb zu Paris, zum großen Erſtaunen der Anweſenden, zwei junge Elegants auf Poneys, um eine Wette eigener Art auszumachen. Beide hielten Billardqueurs in der Hand, und ritten zum Billard, um eine Parthie zu Pferde zu ſpielen, gewiß eine der ſchwierigſten Aufgaben, die ſich gewandte Reiter nur ſtellen können. Unter lautem Jubel und

Lachen wurde die Partie in nicht unverhältnißmäßig langer Zeit beendigt. Der glückliche Spieler gewann hundert Louisd'or.

— Ein Engländer wettete mit mehren jungen Leuten aus Brüssel, sein Pferd würde in anderthalb Stunden den Weg von Brüssel nach Antwerpen zurücklegen. Die Wette galt 7000 Franken. An einem Sonntage Ende Mais wurde sie entschieden. Das Pferd langte glücklich bis bei den Festungswerken von Antwerpen an, da aber stürzt es vor Ermüdung nieder, man half dem Groom es wieder aufzurichten, und von seinem Sattel zu befreien. Dann setzte es seinen Lauf fort, und kam noch eine halbe Minute vor Ablauf der bestimmten Frist am Ziele an. Doch wird dieser Lauf wohl sein letzter gewesen seyn.

Anwendung des Mooses statt der Erde in Blumentöpfen.

In einer der letzten Sitzungen der königlichen Ackerbaugesellschaft in London wurde eine Abhandlung über die Art Pflanzen in Töpfen zu ziehen, welche mit Moos statt der Erde gefüllt sind, vorgelesen. Aus vielen angestellten Untersuchungen schien nämlich hervorzugehen, daß Pflanzen und Sämereien in Moos besser als in gewöhnlicher Erde fortkommen, nur muß das Moos in dem Topfe so fest als möglich zusammen gestopft und häufig begossen werden, wodurch es sich sehr leicht zersetzt, und zu einer vegetabilischen Erde wird, die der Entwicklung der zartern Pflanzen besonders zuträglich ist.

Miscellen.

Zu Herrn Fichet, einem sehr bekannten Eisenwaarenhändler in Paris, der zweckmäßig verschlossene Geldkisten erfunden hat, kam neulich ein sehr fein gekleideter junger Mulatte. „Herr Fichet, ich brauche eine von ihren Sicherheitskisten, um sie nach Rio de Janeiro zu nehmen. Haben Sie die Güte, mir Morgen eine solche in das Hotel des Herrn von Rothschild, meines Correspondenten, bringen zu lassen. Ich stehe auch mit dem Hause Lafitte in Verbindung; Lafitte ist ein Freund meines Vaters, bedienen Sie mich gut.

Fichet zeigt seinem neuen Kunden sehr höflich alle verschiedene Kisten seines reichen Magazins, und unterrichtet ihn, wie die geheimsten Springfedern zu eröffnen seyen. „Ach ich kenne alles das, versichert der junge Mulatte, ich habe schon viele von Ihren Arbeiten in Rio de Janeiro gesehen; Ihr Name ist mir hinreichende Bürgschaft für die Solidität Ihrer Arbeiten. Also morgen erhalte ich meine Sicherheitskiste, fragen Sie bei Rothschild nur nach Rodriguez Mostin aus Rio de Janeiro."

Dann ruft er dem Bedienten, der mit einem sehr eleganten Cabriolet vor der Thüre wartet, und will einsteigen, aber er besinnt sich noch auf etwas, und kömmt in den Laden zurück: „Ach Herr Fichet, Sie thun mir wohl einen Gefallen, ich habe vergessen meine Börse zu mir zu stecken, und finde nicht Zeit in meine Wohnung zurück zu fahren, da ich gleich von hier zu unserm Gesandten muß, der mich erwartet. Leihen sie mir doch bis morgen fünfzig Francs.

Fichet besinnt sich keinen Augenblick, sich auf so leichte Weise den Sohn eines reichen Kaufmanns aus Rio de Janeiro zu verbinden, der seinen Arbeiten vielleicht ganz neue Absatzwege verschaffen kann.

Aber am andern Morgen, als er mit seiner Sicherheitskiste unter dem Arm auf Rothschilds Comptoir kömmt, weiß dort niemand etwas von einem Rodriguez Mostin aus Rio de Janeiro, und der arme Fichet ist schändlich betrogen.

Doch ist Antonio Rodriguez Mostin wirklich der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Brasilien. Es gelang der

Policei, leicht ſeiner habhaft zu werden, ſchon früher war er, wegen kleiner Betrügereien zu einem Monate Gefängniß verurtheilt worden, und er wird nun wieder ein Jahr eingeſperrt werden.

— Von der Mitte Juni an bis zum Schluſſe des Monats wird zu Paris eine Ausſtellung der Arbeiten der Mitglieder der Akademie für Induſtrie in dem Orangerieſaale der Tuilerien ſtattfinden. Einheimiſche bedürfen dazu einer Einlaßkarte, Fremde aber können gegen Vorzeigung ihres Paſſes Eintritt erhalten. Dieſe Rückſicht iſt ſehr angemeſſen, wie oft muß nicht ein Fremder darauf verzichten, Manches, was ihn beſonders intereſſirt, zu ſehen, weil erſt Erlaubnißſcheine und alle möglichen, zeitraubenden Förmlichkeiten nöthig ſind, ehe er dazu gelangen kann.

— Auch in St. Petersburg hat man Verſuche gemacht, mit Aſphalt zu pflaſtern; ſchon iſt der Platz um die St. Iſaakskirche auf dieſe Weiſe gepflaſtert.

— Die Badeſaiſon zu Helgoland wird wahrſcheinlich ſehr glänzend werden; das erſte Hamburger Dampfſchiff „der Patriot" brachte 40 Badegäſte.

— Kürzlich wurde in London ein großer Ball coſtümé in den glänzenden Gemächern von Hannover-Rooms zum Vortheil des Conſervatoriums für Muſik unter den Auſpicien der Königin und der königlichen Familie gegeben. Die Anordnungen des Feſtes hatte Lord Burghersh, ehemaliger Geſandter zu Florenz, der jetzt nur noch dem Vergnügen und der Ausübung ſeiner Lieblingsneigung der Muſik ergeben iſt, übernommen. Sieben ungemein große Säle waren der Auswahl der engliſchen Ariſtokratie geöffnet. Der Herzog von Cambridge mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne Georg war zugegen, ſowie die Herzogin von Glocester, und die Prinzeſſin Auguſte, alle in prachtvollen Anzügen, und von Edelſteinen ſtrahlend. Außerdem bemerkte man noch beſonders in dieſem glänzenden Cirkel die Herzoginnen von Bundruch, von Coanigorro, die Marquiſe von Clanricarde und die Gräfin Jerſey. Die vielen maleriſchen Anzüge in den weiten Sälen gewährten einen höchſt intereſſanten Anblick.

— Die Königin Viktoria hat zu einem Denkmal, welches dem Admiral Nelſon errichtet werden ſoll, fünfhundert Guineen beigeſteuert, und der Wittwe Belzoni's, des berühmten afrikaniſchen Reiſenden, eine jährliche Penſion von zweihundert Pfund Sterling bewilligt.

— Seit einem Monate ſtürzten ſich ſechs Menſchen von der Londoner Waterloobrücke an einer Stelle in die Themſe. Es ſcheint ſo ſehr zur Mode für Selbſtmörder geworden zu ſeyn, ſich gerade von dieſer Stelle hinabzuſtürzen, daß die Behörde dorthin Schiffer zur beſtändigen Aufſicht beordert hat, und ſchwerlich ein Siebenter und Achter dort ſeinem Leben ein Ende machen wird.

— Kürzlich wurde in München ein kleines Mädchen, die Tochter eines Beamten, überfahren, und ſtarb auf der Stelle. Solche Unglücksfälle ereignen ſich nur zu häufig, und es kann einer, nur einigermaßen guten Policei doch nicht ſchwer werden, der Vorſchrift, daß in Straßen, und namentlich um die Straſſenecken, nicht zu raſch gefahren werde, Gehorſam zu verſchaffen.

— Kürzlich mußten einige Schneidergeſellen zu Marſeille ihren Mangel an Enthuſiasmus für Napoleon theuer büſſen. Ein Corſe hatte gehört, wie ſie von dem Kaiſer in Ausdrücken redeten, die ihm ſehr unangemeſſen ſchienen. Zu ſchwach, um auf der Stelle einen Kampf gegen jene Läſterer zu wagen, ging er fort, benachrichtigte im Laufe des Tages ungefähr zehn ſeiner Landsleute, und lauerte mit ihnen Abends, wo ſie ihre Werkſtätte verlaſſen mußten, den Geſellen auf. Kaum waren ſie aus der Thüre getreten, ſo fielen die Corſen wüthend über ſie her, und richteten ſie mit Stockſchlägen ſo zu, daß drei in's Hoſpital gebracht werden mußten.

— Herr van der Weyer, belgiſcher Geſandter zu Paris, wird ſich nächſtens mit einer Tochter des Banquiers Bede, Aſſocié des bekannten Hauſes Boring, verheirathen. Seine Braut hat ein Vermögen von 300,000 Pfund Sterling.

— Auch in Erfurt hat ſich, wie faſt in allen größern Städten Deutſchlands, ein Gartenbauverein gebildet.

Nekrolog.

Bayern hat ſeinen größten Staatsmann verloren. Der Graf von Montgelas ſtarb zu München im 79ſten Jahre plötzlich, nachdem er ſo eben noch einer Soirée in ſeinem Salon beigewohnt hatte. Reinhard, Talleyrand, Montgelas, ſind kurz nacheinander aus der Welt gegangen.

Graf Montgelas ſtammte aus Savoyen, er war ein feingebildeter Mann, und bewegte ſich gern in den angenehmſten Formen höherer Geſelligkeit. Vor wenigen Jahren noch protegirte er ein franzöſiſches Liebhabertheater, an welchem Perſonen aus den höchſten Ständen Theil nahmen. Er war ein großer Blumenfreund; ſein Garten mit den reichen Gewächshäuſern in Bogenhauſen, bei München, verdient von Fremden beſucht zu werden. Er hinterläßt ein großes Vermögen. Vom Staate bezog er noch die alte Miniſterpenſion von dreißigtauſend Gulden. Das Mittelſchild ſeines Wappens zeigt die Königskrone auf einem Kiſſen, welche Auszeichnung ihm für ſeine Verdienſte um den jungen Königsſtaat Bayern, verliehen wurde.

— Die Herzogin von Abrantes, Junots Wittwe, einſt als Vicekönigin von Portugal mit fürſtlichem Glanze reſidirend, ſtarb zu Paris in ärmlichen Umſtänden, als eine nicht geſchätzte Vielſchreiberin, in einem Krankenhauſe. Obgleich ſie durch geſellige Talente in einem gewiſſen Kreiſe noch zu glänzen wußte, und namentlich auch auf dem Liebhabertheater des reichen Grafen von Caſtellane, den Ruf einer feinen Schauſpielerin behauptete, ſo wurde ſie doch ſeit den letzten Jahren von den Tonangebern in der höhern Geſellſchaft, ſo wie in Literatur und Kunſt vernachläßigt. Man ſagte ziemlich allgemein: „**Madame la duchesse est une gueuse!**“ mokirte ſich über ihren uneleganten Salon mit dem ſtereotypen Zuckerwaſſer, und nahm es ihr übel, daß ſie um's Geld ſchrieb. Traurig genug, daß ſie es thun mußte, um leben zu können. Ihr Tod hat ſie nun endlich von Schmach und Armuth, die Franzoſen von ihrem Aerger darüber, und uns von den ſchlechten Ueberſetzungen befreit, welche durch jedes neue Buch der armen Frau, in Deutſchland auf ſchnellſtem Wege pflichtſchuldigſt hervorgerufen wurden.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) „Hinter den Couliſſen.“

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Leopold Robert.

Leopold Robert wurde am 13. Mai 1794 zu la Chaux de Fonds, einem Dorfe im Kanton Neufchatel, geboren. Anfangs von seiner Familie für den Handel bestimmt, kam er 1810 nach Paris, um die Kunst des Kupferstechens zu erlernen. Sein Lehrer war Girardet, ein Bruder des berühmten Kupferstechers, von dem einige sehr vorzügliche Arbeiten, unter anderm eine Nachbildung einer schönen, alten Camee, und eine kleine Platte, der Raub der Sabinerinnen von Nicolas Poussin, vorhanden sind. Obgleich Leopold Robert bei seiner Ankunft in Paris noch nicht die ersten Grundregeln des Zeichnens inne hatte, so sah er doch bald ein, daß der Unterricht seines Lehrers ihm nicht genügen könne. Deßhalb besuchte er, obgleich er noch immer practisch die Kupferstecherkunst unter der Leitung Girardets übte, das Atelier Davids, wo Schnetz und Novetz seine Mitschüler waren; später sah er sie in Rom wieder, und dort war ihm ihr Rath und ihre Freundschaft sehr nützlich. 1814 erhielt er den zweiten großen Preis für Kupferstecher, der erste fiel Forster zu. Im folgenden Jahre bewarb er sich noch einmal, in der Hoffnung, den ersten Preis zu erhalten; da aber nach dem Sturze Napoleons Neufchatel wieder an die Krone Preußen zurückgelangte, und Robert also nicht mehr französischer Unterthan war, so verlor er das Recht, seine Arbeit mit auszustellen. Das war für ihn ein harter Schlag, denn seine Familie hatte viele Opfer gebracht, um ihn fünf Jahre lang in Paris zu erhalten, und es war deßhalb sein höchstes Streben, die Pension zu erlangen, welche die französische Regierung

dem Schüler der Academie bewilligt, der den Preis erhielt. Doch verlor er den Muth nicht; er kehrte zur Malerei zurück, wenn er es auch noch nicht vermochte, seinen wahren Beruf darzuthun. Welchen Einfluß hatte der Unterricht Davids auf Robert? Es würde gewiß sehr schwierig seyn, das mit Bestimmtheit anzugeben. Doch darf man glauben, daß Davids herrische, systematische, in mancher Hinsicht aber auch gewiß sehr richtige Weise wohl nur die Mittelmäßigkeit entmuthigte. Sein Einfluß war nicht immer ein günstiger auf die Talente, die ihm anvertraut waren; aber indem er allen eine gleiche Richtung und Auffassung aufzwang, gewöhnte er sie an Arbeitsamkeit und mühevolle Studien, deren Nutzen niemand bestreiten wird. Gewiß, zwischen der Manier Davids und Leopold Roberts ist eine unermeßliche Kluft; es wäre thöricht, „die Schnitter" mit der „Schlacht von Thermopilä" vergleichen zu wollen, aber ohne den Unterricht Davids wäre Robert wohl nicht so streng gegen sich geworden. Er hätte sich vielleicht mit der täuschenden Schönheit begnügt, welche die Augen der Menge besticht, statt in jedem seiner Werke nach Vollkommenheit zu streben; er hätte vielleicht dem Ruhme entsagt, um ein Liebling des Tages zu werden. Was auch Wahres oder Falsches an diesen Voraussetzungen seyn möge, der Unterricht Davids hat auf Roberts ganzes Leben den höchsten Einfluß gehabt, denn ohne seinen Rath wäre der Schüler Girardets wohl sein Leben lang Kupferstecher geblieben. **1816** wurde David zum Exil verdammt und Robert kehrte zu seiner Familie zurück. Durch seine beharrlichen Studien durfte er hoffen, bald volle Unabhängigkeit zu erlangen und von seinem Talente leben zu können. Er malte in Neufchatel sehr viele Portraits, vor Allem bemerkenswerth durch die Feinheit des Ausdrucks, die er ihnen zu geben wußte; aber trotz der Gunst, mit der seine Arbeiten aufgenommen wurden, hätte er gewiß noch lange auf die Gelegenheit warten müssen, den ganzen Umfang dessen, was er leisten konnte, zu zeigen, würden nicht einige dieser Portraits die Aufmerksamkeit Roullet-Mezeracs, eines ausgezeichneten Kunstfreundes zu Neufchatel, auf sich gezogen haben. Er war überrascht von Roberts Talent, und faßte den großmüthigen Gedanken, den jungen Maler nach Italien zu senden, und ihm alle für seine Studien nöthigen Vorschüsse zu leisten. Er machte dem jungen Schüler Davids leicht deutlich, daß er, um ein tüchtiger Künstler zu werden, Neufchatel verlassen müsse, um mit den Meisterwerken der Malerei bekannt zu werden. Robert war ganz berauscht von der Hoffnung, Italien zu sehen, und Raphaels und Titians und ihrer Schüler Werke zu studieren, und Roullet erbot sich, um das Gewissen seines Schützlings zu beruhigen, ihm das nöthige Geld für seine

Studien nicht zu ſchenken, ſondern nur zu leihen. Robert ſollte, ſo lauteten die Bedingungen des Vertrags, drei Jahre lang die Malerei in Italien ſtudiren, ohne aus ſeinen Arbeiten unmittelbare und pecuniäre Vortheile zu ziehen; nach Verlauf dieſer drei Jahre ſollte er auf ſein Talent rechnen; aber Roullet verlangte die Wiedererſtattung ſeiner Vorſchüſſe erſt, wenn der Maler vollkommen dazu im Stande war, und vertraute ohne Rückhalt der Rechtlichkeit Roberts. Dieſer großmüthige Vertrag wurde 1818 geſchloſſen, und zehn Jahre ſpäter hatte ſich Robert nicht allein ſeiner Verbindlichkeiten gegen Roullet-Mezerac entledigt, ſondern auch ſeiner Familie Alles zurückerſtattet, was ſie für ſeine Studien verwendet hatte.

Alle dieſe Einzelnheiten, welche einer Schrift über das Leben und die Werke Leopold Roberts von Delecluſe entlehnt ſind, ſind nicht allein an und für ſich höchſt intereſſant, denn jeder kennt wohl gern die erſten Anfänge eines ſpäter berühmten Mannes, ſondern auch deßhalb wichtig, weil wir durch das Leben des Menſchen erſt die Thätigkeit des Künſtlers vollſtändig würdigen können. Um die doppelte Schuld gegen ſeine Familie und ſeinen edeln Gönner abtragen zu können, mußte Robert Jahre lang ſeine Zeit zu Arbeiten verwenden, welche freilich die Achtung ſcharfblickender Richter verdienen, aber, der Natur der gewählten Gegenſtände nach, nicht volksthümlich werden konnten. Gewiß mußte dieſe lange Verzögerung des Ruhmes, welchen er hoffte und vorausſah, den Künſtler oft traurig machen. Mehr als einmal mußte er, wenn er die Erfolge zählte, welche Männer weit geringern Talentes als er davon trugen, ſich eingeſtehen, wie er noch ſo unbekannt ſey; aber mit edler Entſagung beharrte er in dieſem arbeitsvollen Dunkel, welches ihm ſeine Redlichkeit auferlegt hatte. Von Natur blöde, fürchtete er ſich vor dem Urtheile des Publikums. Glücklicherweiſe fand er in der Freundſchaft Schnetz's und Novetz's mächtige Stützen. Bald wurden ſeine Arbeiten von den Fremden, welche Rom beſuchten, ſehr geſchätzt, und wenn er auch noch nicht das Glück hatte, nach ſeinem Geſchmacke arbeiten zu können, ſo ſah er doch wenigſtens täglich die Schuld ſich vermindern, welche er abzutragen entſchloſſen war. Die meiſten Werke Roberts, die dieſer Zeit angehören, ſind Darſtellungen aus dem italieniſchen Leben. Alle Erfindung iſt daraus verbannt; der Künſtler begnügte ſich damit, ſo möchte man ſagen, abzuſchreiben, was er geſehen hatte. Aber es liegt in dieſer wörtlichen Nachahmung eine Unſchuld, ein unbewußter Reiz, der oft zur Größe wird. Es iſt nicht eigentlich Poeſie in dieſen Bildern, aber viele Bilder, welche von tüchtigen Malern componirt wurden, ſtehen unter dieſen ſo getreuen Nachahmungen.

Leopold Robert hatte noch das Glück, außer Roullet-Mezerac, der ihm ein so nützlicher Gönner war, in einem andern Manne, M...e, einen Freund zu finden, der ihm bis zum letzten Tage seines Lebens treu blieb. 1825, nach der Ausstellung seines neapolitanischen Improvisators, welcher in der Pariser Kunstausstellung von 1824 erschienen war, erhielt Robert einen Brief aus Frankreich, der mit einem Namen unterzeichnet war, welchen er nicht kannte. In diesem Briefe bezeugte ihm M...e unter warmem Lob seines Talentes und des schönen Rufes, den er sich schon erworben hatte, das Verlangen, einige gute Bilder zu besitzen. Von dieser Zeit an entspann sich zwischen Leopold Robert und M...e ein lebhafter Briefwechsel, der zehn Jahre lang, bis zu des Malers Tode, dauerte. Beide Freunde hatten sich nie gesehen, aber M...e wußte Robert ein so lebhaftes und unbedingtes Vertrauen einzuflößen, daß er ihm in seinen Briefen seinen Kummer, wie seine Hoffnungen schilderte. — Delecluse hat von Herrn M...e die Erlaubniß erhalten, diese werthvolle Correspondenz zu durchblättern, und die Briefe, welche er daraus veröffentlicht, werden überall mit Theilnahme und Aufmerksamkeit gelesen werden. Aber wenn auch der Herausgeber eine sehr glückliche Wahl getroffen hat, wenn sie auch die Freunde der Malerei lebhaft interessiren, so sind doch im Allgemeinen Gedanken und Styl dieser Briefe nur gewöhnlich. Das Vorrecht, die ganze Correspondenz durchblättern zu dürfen, mag deßhalb einige Neugierige reizen, aber schwerlich möchte ihre Bekanntwerdung zu wünschen seyn; nach Delecluse würde sie mehr als drei Quartbände füllen. Wenn man den Styl dieser Briefe gewöhnlich nennen darf, so heißt das nicht von den zahlreichen Verstößen gegen die Sprache reden, welche auch die Ungeübtesten leicht darin finden können, denn die Kunst zu schreiben ist nicht viel leichter, als die Kunst zu malen, und es ist ganz natürlich, daß Leopold Robert, der von seinem sechszehnten bis zu seinem einundvierzigsten Jahre gearbeitet hat, um ein großer Maler zu werden, den Feinheiten, selbst den Gesetzen der Sprache fremd geblieben ist. Das Gewöhnliche und Matte seiner Schreibart soll deßhalb mehr ein Vorwurf für die gewöhnlichen und alltäglichen Gedanken seyn, die er darin ausspricht. Was er von den Meistern seiner Kunst sagt, ist wahr, so unumstößlich wahr, daß es auch jeder andere, als der Maler der Schnitter gesagt haben konnte. Der erste beste Bürgersmann, der in seinem Leben einige Bildergalerien gesehen hat, hätte das Alles eben so gut sagen können. Wenn man Roberts Briefe liest, kann man sich überzeugen, daß die Uebung der Kunst und das Verständniß der allgemeinen Ideen, aus welcher alle ihre Abstufungen hervorgehen, zwei ganz ver-

ſchiedene Dinge ſind. Das Verſtändniß dieſer Ideen führt gewiß nicht zur Ausübung der Malerei, der Bildhauerkunſt, der Baukunſt oder der Muſik, aber es kann ausgezeichneten Künſtlern begegnen, daß ſie über Malerei, Bildhauerei, Baukunſt oder Muſik nur ſo ganz gewöhnliche, unnütze, nichtige und abgedroſchene Dinge zu ſagen wiſſen, wie Leopold Robert in ſeinem Briefwechſel.

Welche Gedanken ſpricht Robert über Nicolas Pouſſin, über Raphael, Michael Angelo, Ingres aus? Verſicherungen, die ſchon aller Welt bekannt ſind. Die Auffaſſung Nicolas Pouſſins, das Genie, die Fruchtbarkeit, die Anmuth und Reinheit Raphaels, Michael Angelo's Wiſſen und Kraft, Ingres ernſten Styl loben, ſind das nicht ſehr unnütze Wiederholungen allbekannter Dinge? Wohl mochte Robert den höchſten Genuß in der Anſchauung jener Meiſterwerke finden, wohl gewährten „die Sündflut", „die Schule Homers", „das letzte Gericht", „die Apotheoſe Homers" Freuden, welche der große Haufe nicht faſſen kann, erweckten Gedanken in ihm, die niemand vielleicht ahnet; aber Leopold Robert konnte nicht von dieſen Freuden erzählen, er konnte ſeine Gedanken nicht klar ausſprechen, und ſo ſind ſie für uns wie nicht vorhanden. Denn was wir aus den Briefen, welche Delecluſe veröffentlicht hat, davon wiſſen, beſchränkt ſich faſt auf nichts. Wenn ein Mann, der nie den Pinſel führte, ſo über Nicolas Pouſſin und Michael Angelo geſprochen hätte, wie es in dieſen Briefen geſchieht, ſo würde gewiß niemand darauf geachtet, und es für gerathen gehalten haben, es zu beſtätigen, oder ihm zu widerſprechen; aber auch mit dem Namen L. Robert unterzeichnet, gewinnen dieſe ſo oft ausgeſprochenen Wahrheiten weder an Werth, noch an Glaubwürdigkeit.

Was er von dem Erlernen der Malerei ſagt, verdient ernſtere Aufmerkſamkeit. Es iſt wahr, daß die Gewohnheit, welche man den jungen Schülern auferlegt hat, vom 1. Januar bis zum 31. December eine nackte, ſo oder ſo gewendete Figur nachzuzeichnen, nicht auf ſehr förderliche Weiſe das Gefühl und das Verſtändniß der Malerei bildet. Es iſt ſehr wahr, daß die meiſten Lehrer, einer ſolchen Methode folgend, mehr ihre Trägheit, als das Wohl ihrer Schüler berückſichtigen; in dieſer Hinſicht wird Roberts Meinung nicht vielen Widerſpruch finden. Aber wenn man auch vollkommen damit einverſtanden iſt, daß der Unterricht in der Malerei auf höheren Grundſätzen beruhen könne, ſo ſcheint doch der Maler der Schnitter in ſeinem Briefe an M...e über die Ateliers zwei ganz verſchiedene Dinge, den materiellen und den ideellen Theil der Malerei zu verwechſeln. Ein geſchickter Lehrer kann ſeinen

Schülern den materiellen Theil der Malerei wohl lehren, was aber den ideellen Theil, das heißt die Erfindung, betrifft, so kann er ihnen nur den Wunsch und den Muth einflößen, sie selbst zu versuchen. Robert hat also Unrecht, wenn er den academischen und insbesondere den malerischen Studien Schuld gibt, sie fesselten die Phantasie. Michael Angelo, den er bewundert und dessen Kühnheit er mit so vielem Recht anstaunt, hätte nicht das jüngste Gericht in der sixtinischen Kapelle gemalt, wenn er sich nicht beschieden hätte, seine Phantasie einige Jahre durch das Studium der Anatomie zu fesseln. — Der Unterschied, welchen er zwischen dem Studium der Meister und dem Studium der Natur gemacht wissen will, scheint auch nicht richtig zu seyn. Er begreift nicht, weßhalb die Maler mehre Jahre ihres Lebens damit zubringen, die Werke Titians oder Paul Veroneses zu copiren, und versichert, die Natur allein vermöge den Künstlern die Ideen zu wahrhaft großen Werken einzuflößen. Aber man braucht nicht die Nachahmung vertheidigen zu wollen, man kann offen zugeben, daß die Nachahmung der venetianischen, flamändischen, florentinschen oder spanischen Meister nicht vermögend ist, Werke von höherem Werthe hervorzubringen, aber dasselbe gilt dann auch von der Nachahmung der Natur. Das ist so wahr, daß ihm, mitten unter den Beweisen, die er für seine Meinung aufsucht, einige Worte entschlüpften, die gerade den Keim eines Widerspruches enthalten. „Jeder," sagt er, „sieht die Natur verschieden an; der Eine sieht da die höchsten Schönheiten, wo Andere nichts Besonderes erblicken können." Kann man nicht dasselbe von den Meistern, wie von der Natur sagen? Haben Titians, Paul Veronese's, Coreggio's Bilder in den Augen Aller denselben Werth, für Alle dieselbe Bedeutung? Gewiß nicht! Worauf beruht denn also eigentlich Leopold Roberts Gedanke? Er rühmt das Studium der Natur, und dabei wird er keinen Widerspruch finden, aber zu gleicher Zeit versichert er, die Natur sey nicht für Alle dieselbe und leihe sich zu den verschiedensten Auffassungen. Sobald er aber eine solche Verschiedenheit der Auffassung zugibt, entsagt er der buchstäblichen Nachahmung, und dieselbe Verschiedenheit der Auffassung auf das Studium der Meister übertragen, schließt das Plagiat und die sclavische Nachahmung aus, und so steht das Studium der Galerien mit dem der Natur in gleicher Reihe unter den Elementen des Lehrens. Die Meister durch genaue Kenntniß der Wirklichkeit richtig auffassen, oder die Wirklichkeit durch genaue Kenntniß der Meister, das ist wohl die Methode, welche am weitesten im Studium der Malerei bringt. Gewiß war dieser Gedanke auch der Roberts, denn der Keim dazu findet sich in den angeführten Worten; aber um diesen Keim zu entwickeln, bedurfte es vieler

Beweiſe, vieler Vorkenntniſſe, die zu erwerben, Robert keine Gelegenheit gehabt hatte. Es iſt deßhalb nicht zu verwundern, daß er nicht die ganze Bedeutung ſeiner Worte ermeſſen hat, aber es iſt unmöglich, Gedanken, die in ſo verwirrter Form vorgetragen werden, einen hohen Werth beizumeſſen. —

Der neapolitaniſche Improviſator und die Madonna del Arco hatten Robert die erſten Häuſer in Rom und Florenz geöffnet. Sein Name, ohne noch den Glanz zu haben, den ihm erſt ſeine Schnitter ſichern ſollten, ward von Tag zu Tag berühmter. Unter den edeln Familien, die ihn beſonders freundlich empfingen, wußte vorzüglich eine, dem Maler eine lebhafte und dauernde Zuneigung einzuflößen. Im Schooße dieſer Familie ward die Leidenſchaft, die ihn zum Selbſtmorde führte, in ſein Herz gepflanzt. Madame Z..., für die Robert in heißer Liebe entbrannte, war franzöſiſchen Urſprungs und übte ſelbſt die Malerei aus; nach und nach gedieh es zwiſchen Robert und den Gliedern der edeln Familie, die aus Madame Z., ihrem Manne und einer Verwandten beſtand, zu einer faſt brüderlichen Vertraulichkeit. Um ſeine Schüchternheit aufzumuntern und ſeine Zurückhaltung zu beſiegen, beſchloßen ſie, mit ihm gemeinſchaftlich eine Reihe von Compoſitionen zu unternehmen. Dieſes Gemeinſame der Arbeiten, dieſer raſche Wechſel von Fragen und Rathſchlägen geſtatteten Robert anfangs nicht, ſelbſt die Art des Gefühls, das er empfand, zu erkennen. Er war glücklich in der Nähe der Madame Z., er fühlte, ſie verſtehe ſeine nur halb ausgeſprochenen Worte und dieſes ſchnelle Verſtändniß ſeiner Gedanken war ihm eine ganz neue Freude, denn bis dahin hatte er keine andere Liebe gekannt, als die einer unwiſſenden und naiven Fornarina. Er wußte bis dahin nichts von der höhern, geiſtigen Seite der Leidenſchaft. So lange der Gemahl der Madame Z. lebte, errieth Robert ſelbſt nicht, welche Bande ihn eigentlich an ſie feſſelten. Nach den Zeugniſſen ſeines Bruders, nach ſeinem ganzen Briefwechſel brauchte er ſich keine Gewalt anzuthun, um ein Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft zurückzuhalten, denn er wußte ſelbſt nicht, wie ſehr er liebe. Er ſah ſie oft, er vertraute ihr ſeine Pläne, ſeine Hoffnungen, er lebte, er dachte unter ihren Augen, aber er dachte nicht daran, ſich gegen die Pflichten aufzulehnen, die Madame Z. an einen Andern feſſelten. In ſeinen Träumen von Glück trennte er ſie niemals von ihrem Manne; ſie ſehen, ſie hören, an ihren Arbeiten Theil nehmen, war ſeinem Ehrgeize genug. Er verlangte nichts mehr, als dieſe heilige Freundſchaft; aber der Tod ihres Mannes ließ ihn plötzlich über die Liebe, die ihn ergriffen hatte, ohne daß er es ahnte, hell ſehen. Nachdem er der

Wittwe den wärmſten und aufrichtigſten Troſt geſpendet hatte, gewahrte er mit einer Freude, über die er ſelbſt erſchrack, daß ſie frei ſey und daß ſie ihm zur Vergeltung ſeiner Liebe jetzt etwas anderes bieten könne, als nur ihre Freundſchaft.

Robert mußte erfahren, er werde nicht wieder geliebt; Madame Z. empfinde für ihn nur ruhige, innige Freundſchaft; er mußte inne werden, die Geſetze der Geſellſchaft, in der ſie lebte, erlaubten einer reichen und adeligen Dame nicht, einen Künſtler, wie berühmt er auch ſey, zu heirathen und die Liebe ſelbſt könne niemals dieſen gebieteriſchen Geſetzen Trotz bieten, würde niemals die Kluft ebnen, welche zwiſchen der Patricierin und dem Plebejer lag; er verſuchte es nicht, gegen ſein Unglück anzukämpfen. Obgleich die Zeit aus dem Gedächtniſſe Erinnerungen verwiſcht, die anfangs unauslöſchlich zu ſeyn ſcheinen, obgleich die Zeit Kummer entwurzelt, der auch auf dem Boden der Gedanken tiefe Wurzeln geſchlagen zu haben ſcheint, ſo liegt es doch in der Natur der mißkannten und verzweifelten Liebe, ſich in alle Ewigkeit mit dieſem Schmerze zu ſchmücken und keinen Troſt von der Zeit zu erwarten. Wie groß auch die Neigung Leopold Roberts zu Madame Z. war, wer möchte zu behaupten wagen, der Maler der Schnitter, gekrönt durch die einſtimmige Bewunderung ſeiner Nebenbuhler, hätte nicht auch bei einer andern Frau dieſes feine Verſtändniß aller ſeiner Anſichten, das Glück und den Frieden gefunden, den ihm, wie er meinte, nur Madame Z. geben konnte. Gewiß Niemand; aber Robert war, wie alle leidenſchaftlichen Männer, entgegengeſetzter Meinung. Eine einzige Frau konnte ihn glücklich machen, und er meinte, nie eine andere lieben zu können. Die meiſten Menſchen, die an Selbſtmord, wie an das letzte Mittel gedacht haben, und die dennoch dieſem grauſamen Rathe des Schmerzes zu widerſtehen wußten, erſtaunten einige Jahre ſpäter über die Ereigniſſe, welche ſie gerettet haben und die ſie in der Stunde der Verzweiflung nicht vorherſahen, nicht für möglich hielten. Vielleicht hätte Roberts Schickſal auch eine ſolche günſtige Wendung nehmen können. Doch muß man nicht vergeſſen, daß im Monat März **1835**, wo er ſich den Tod gab, er das Alter von vierzig Jahren überſchritten hatte und die Leidenſchaften, welche der reifere Mann faßt, ſind tiefer und unerſchütterlicher, als wenn ſie in des Jünglings Bruſt wogen. Der Mann von vierzig Jahren, der ſeine Hoffnungen entſchwunden ſieht, verzweifelt leicht an der Wahrſcheinlichkeit, in der Zukunft das Glück wiederzufinden, das ihm entſchlüpft iſt. Es liegt ſelbſt in der reinſten Liebe ein Etwas, das weder aus dem Verſtande, noch aus dem Herzen ſtammt, ein gewiſſer kin-

diſcher, und wenn man will, leichtſinniger Ungeſtüm, deſſen die Liebe nun einmal nicht entbehren, und den die Jugend allein erregen und nähren kann. Von zwanzig bis dreißig Jahren findet der Mann, ſey ſeine Verzweiflung noch ſo aufrichtig, leichter Troſt in einer neuen Hoffnung; von dreißig bis vierzig Jahren hat er, ſind ſeine Liebeshoffnungen dahin, wohl nur noch zwiſchen Einſamkeit und Selbſtmord zu wählen. Und mag man vom Selbſtmord nun denken, wie man will, die meiſten, die ihn verdammen, haben nie gewußt, was Verzweiflung ſey.

Wenn die von Delecluſe herausgegebenen Briefe auch den Ruhm Roberts nicht vergrößern, ſo können ſie doch als getreue Berichte darüber dienen, wie Leopold Robert ſeine Gemälde ſchuf. Das, was man vor ſieben Jahren, zur Zeit, wo die Schnitter den einſtimmigen Beifall der bloßen Kunſtfreunde wie der gelehrten Kenner erhielten, nur vermuthete, iſt zur Gewißheit geworden. Aus dem Briefwechſel des Malers geht hervor, daß die Anſichten richtig waren, welche ihm die Gabe der Erfindung ſtreitig machten. Wir wiſſen jetzt durch ſein eigenes Zeugniß, daß er ſein Gedächtniß zu Rathe zog, als er die Skizze ſeines Bildes malte und die Ausführung ſeines Werkes noch mit einer Reihe ſchwieriger Verſuche begleitet war. Er verhehlt Herrn M...e weder die Zahl, noch das Schwierige aller dieſer Verſuche und tröſtet ſich mit dem Gedanken ihres einſtigen Werthes über die Langſamkeit ſeiner Arbeit. Hätte ſein Briefwechſel auch weiter nichts Anziehendes, als daß er uns die Fortſchritte ſeiner Denkungsweiſe als Künſtler veranſchaulichte, ſo müßten wir dem Herausgeber dankbar für die gewiſſenhafte Wahl ſeyn, die er zu treffen wußte, aber wir erfahren außerdem daraus viele Einzelnheiten voll Intereſſe über Roberts Leben, ſeine freundſchaftlichen Verbindungen, ſeine Hoffnungen, über ſeine Anſichten von Ehe und Familienleben.

Obgleich die Volksthümlichkeit Roberts erſt vom Jahre **1831** datirt, wo ſeine Schnitter im Louvre die allgemeinſte Bewunderung erregten, ſo iſt es doch angemeſſen, einiges über zwei Compoſitionen zu ſagen, welche er auf die Ausſtellungen von **1824** und **1827** ſandte, nämlich den neapolitaniſchen Improviſator und Madonna dell' Arco. Nicht alle Kunſtliebhaber werden die Bewunderung der Freunde Roberts für dieſe beiden Bilder theilen, aber alle werden darin eine Naturwahrheit finden, der wohlwollende und unbefangene Kunſtrichter Beifall, wenn auch nicht unbedingte Anerkennung zollen müſſen. Im neapolitaniſchen Improviſator läßt gewiß die Zeichnung der Figuren viel zu wünſchen übrig, aber der Improviſator hat eine ſchöne Stellung und die Gruppen ſeiner

Zuhörer ſind ſchön vertheilt. Wenn dieſe Arbeit kein ſchönes Bild iſt, ſo iſt es wenigſtens eine naiv aufgefaßte Copie. Obgleich die Farben hart, die Köpfe hie und da ſteif, Hände und Füße unförmlich und verzeichnet ſind, ſo herrſcht doch auf allen Geſichtern ein ſo ſchöner Ausdruck glücklichen Behagens, daß man unwillkürlich lebhafte Theilnahme an dem Improviſator und ſeinen Zuhörern nimmt. Ein reicher Kunſtfreund hatte ihm aufgegeben, ihm ein Bild zu malen, welches Corinna als Improviſatrice auf dem Cap Miſene darſtellen ſollte; nach zahlreichen Verſuchen, eine Skizze dieſer Scene zu entwerfen, entſagte er dieſem Vorwurf, der, wie er fühlte, der Natur ſeines Talentes nicht zuſagte. Er erinnerte ſich des volksthümlichen Poeten, welchen er auf dem Molo gehört hatte und wollte lieber nach Erinnerungen malen, die noch in ihm lebhaft waren, als eine Aufgabe übernehmen, die vielleicht ſeine Kräfte überſtieg, nämlich die Erfindung eines Gemäldes, die Schöpfung vieler Geſtalten, zu denen ſein Gedächtniß ihm keine Elemente bot. Hätte er Corinna auf dem Cap Miſene malen wollen, ſo würde er wahrſcheinlich ein unbelebtes, mittelmäßiges Bild geliefert haben, als er aber unter dem Einfluß lebhafter Erinnerungen malte, brachte er in ſeinem neapolitaniſchen Improviſator ein Bild hervor, das, wenn auch nicht fehlerfrei, doch voll Wahrheit und Leben iſt.

In der Madonna del Arco verräth die Gruppirung der Perſonen Roberts Abſicht, der allzu genauen Wiedergebung ſeiner Erinnerungen zu entgehen; aber unglücklicher Weiſe iſt ihm dieſe Abſicht nicht gelungen. Die Figuren, welche auf dem Triumphwagen ſitzen, ſind einfach genug in ihren Bewegungen und die, welche ihn umgeben, ſteif und ohne Leben. Es iſt wahr, daß in der Phyſiognomie und den Stellungen des neapolitaniſchen Volkes etwas Theatraliſches liegt, aber Robert wollte, angetrieben von dem Verlangen, zu erfinden, ſeinen Erinnerungen Stillſchweigen gebieten und wußte, den Launen einer Einbildungskraft, die nicht ſtark genug war, hingegeben, keine einfachen und wahren Bewegungen zu ſchaffen. Die Figuren auf dieſem Bilde ſind zahlreich, doch hat die Compoſition nichts anziehendes. Der Blick weiß nicht, wo er weilen ſoll. Die Aufmerkſamkeit kann ſich nicht auf den Triumphwagen richten, denn ſie wird durch die Figuren zerſtreut, welche in den Vordergrund geſtellt ſind. Die Farbe auf dem Bilde hat überdem etwas Schreiendes, man hat Mühe, zu begreifen, wie Italien, mit Recht berühmt durch die Klarheit ſeines Himmels und die ſchöne Mannigfaltigkeit ſeiner Trachten, Robert zu einer Compoſition veranlaſſen konnte, wo die harten Töne ſo ſehr vorherrſchen. Die Zeichnung der Figuren iſt weder richtiger, noch reiner als auf dem

früheren Bilde. In der Madonna del Arco, wie im Improviſator beurkundet Robert in unwiderſprechlicher Weiſe, daß er weder einen Kopf modeliren, noch die Glieder einer Hand richtig zu zeichnen verſtehe. Man darf ihn deßhalb nicht der Flüchtigkeit anklagen, denn ein ſolcher Vorwurf würde nicht richtig charakteriſiren, was eigentlich bei der Zeichnung ſeiner Figuren mangelhaft iſt. Es gibt nur eines, welches klar bezeichnet, woraus der Fehler entſprang, der alle anderen zur Folge hatte, ein Fehler, den fleißiges Studium hätte verbeſſern, ganz verſchwinden laſſen können, der aber jetzt nur unaufmerkſamen Augen entgeht; dieſer Fehler heißt: Unwiſſenheit. Wenn man bei dem Improviſator und der Madonna an Roberts Worte über das Unnütze anatomiſcher Studien denkt, muß man doppelt bedauren, daß er ſie geſchrieben. Gewiß iſt es nicht nöthig, jede Figur nur nach anatomiſchen Grundregeln zu bauen, Glied auf Glied nur nach langem Nachdenken zu fügen, aber zwiſchen einer ſo ſclaviſchen Anwendung der Anatomie und ihrer unumgänglich nöthigen Benutzung liegt noch ein ſehr weiter Zwiſchenraum und wenn der Maler nicht verbunden iſt, alles zu zeigen, was er weiß, ſo muß er doch viel wiſſen, um nicht zu zeigen, was ihm fehlt. Wenn Robert, ſtatt anatomiſcher Studien zu ſpotten, genau geprüft hätte, aus welchen Elementen der menſchliche Körper beſteht, ſo hätte er viele Fehler vermieden, die jetzt ſeinen Improviſator und ſeine Madonna ſehr entſtellen. Ohne die muskulöſen Verbindungen der Bruſt und der Glieder anzugeben, konnte und mußte er wenigſtens ihre Linien deutlich zeichnen. Aber auch das hat er verſäumt, ganz dem Studium der Scene, die er darſtellen wollte, hingegeben, vergaß er, zu lernen, wie die Linien und Umriſſe zu zeichnen ſeyen, welche nicht etwa Italien oder Frankreich, ſondern allen Völkern der Erde zumal angehören, nämlich dem menſchlichen Körper. Wäre das Colorit des Improviſators und der Madonna del Arco weicher und gelungener, ſtatt durch ſeine Härte das Auge zu verwunden, ſo würden die Zeichnungsfehler dadurch freilich nicht aufgewogen, aber die harten Töne, welche Robert gewählt hat, laſſen ſie noch mehr in die Augen fallen. Was man übrigens auch über den Reiz der Farbe und den eigenthümlichen Werth, den ſie der venetianiſchen und flamändiſchen Schule verleiht, ſagen mag, die Zeichnung wird immer das wichtigſte Element der Malerei bleiben.

Iſt der Erfolg, den die „Schnitter" hatten, ein durchaus verdienter? Man kann auf dieſe Frage wohl bejahend antworten. Die leidenſchaftlichen Bewunderer Leopold Roberts haben ſich nicht überzeugen können, daß dieſes ſchöne Werk einige Mängel habe, und auch Theile

deſſelben für trefflich erklärt, die nicht fehlerfrei ſind; aber ſelbſt die ſtrengſten Kunſtrichter konnten, wenn ſie auch Einzelnes zu tadeln hatten, ſich nicht gegen die Begeiſterung des Volkes auflehnen, da die Menge dieſes Mal ein Bild krönte, das der Bewunderung wahrhaft würdig war. Das Sujet ruft, wie es Robert aufgefaßt hat, die ſchönſten Werke alter Bildhauerei in's Gedächtniß, und hat doch nichts von der Unbeweglichkeit, welche den meiſten Gemälden eigen iſt, die durch griechiſche und römiſche Statuen veranlaßt wurden. Die Aufmerkſamkeit wird ganz zwanglos auf den Wagen gerichtet, der den Mittelpunkt der Leinwand bildet. Der Herr des Feldes, oben auf dem Wagen ſitzend, die Frau, welche das Kind in ihren Armen hält, der kräftige Bauer, der auf einem Stiere reitet, der, welcher ſich auf die Deichſel ſtützt, bilden eine ſchön verbundene, lebensvolle Gruppe. Die jungen Schnitter, welche die linke Seite der Leinwand einnehmen, ſind voller Anmuth; ein anderer Jüngling, der, bewaffnet mit ſeiner Sichel, tanzt, und der Pfeifer, der auf ſeinem Dudelſacke bläst, füllen würdig die rechte Seite des Bildes. Die Figuren im Hintergrunde, welche gerade nicht nöthig ſind, bereichern das Bild, ohne die Aufmerkſamkeit von der Hauptgruppe abzuziehen. Es iſt aus Roberts Briefwechſel bekannt, daß er ſeine Bilder mehr Geſehenem entnahm, als erfand. Aber wenn auch die Schnitter nur ein ſo glücklicher Fund wären, wenn auch die Einbildungskraft gar keinen Theil an der Entſtehung deſſelben gehabt hätte, ſo wäre nicht minder die Schönheit und Wahrheit der Figuren, die Einfachheit der Bewegungen, die zierliche und doch ernſte Anmuth der jungen Schnitterinnen, die männliche Kraft der Männer in hohem Grade bewundernswerth. Das Geſicht der Mutter, mit dem Kinde auf dem Arme, voll Ausdrucks träumeriſcher Zärtlichkeit, bildet einen ſehr glücklichen Gegenſatz zu der Phyſiognomie des halb am Boden liegenden Greiſes, der befiehlt, die Zelte aufzuſchlagen. Auf welchem Theile dieſes großen Bildes der Blick auch weilen mag, er trifft nie eine überflüſſige Geſtalt, nie eine Geſtalt, die nicht mit dem Grundcharakter des Bildes in vollkommenſter Uebereinſtimmung ſtände, und wenn alſo Leopold Robert als Maler der Schnitter nichts erfunden hat, wenn er nur allein ſeine Erinnerungen wiedergab, ohne ſie zu idealiſiren und zu bereichern, ſo verſtand er es wenigſtens, dieſe ſeine Erinnerungen ſehr glücklich zu wählen.

Im Techniſchen beurkunden die Schnitter, mit ſeinen beiden frühern Bildern verglichen, allerdings einen bedeutenden Fortſchritt, doch läßt es noch ſehr viel zu wünſchen übrig. Die Farben ſind freilich wahrer, die Hauptumriſſe richtiger, doch ſind die Hände noch immer hart und unrichtig modellirt.

Die Fiſcher vom adriatiſchen Meere, Roberts letztes Werk, haben nicht denſelben Erfolg gehabt, als die Schnitter. In der That mangelt dieſem Werke Klarheit. Herr M...e hat die erſte unausgeführte Skizze der Fiſcher malen laſſen, und dieſe Skizze iſt noch weit unverſtändlicher, als das ausgeführte Bild, welches Herrn Paturle gehört. Es fehlt dem Bilde eine höhere, man möchte ſagen poetiſche Einheit; das Intereſſe wird durch mehre Gruppen zerſplittert; man könnte von den Fiſchern behaupten, es ſeyen drei Bilder, die ein Rahmen umſpannt. Die Großmutter, welche links ſitzt, die junge Frau mit dem Kinde in ihrem Arme, der Herr der Barke, der Zurüſtungen zur Abreiſe macht, die jungen Mädchen, welche Netze ſtricken, lenken die Blicke bald hier, bald dort hin. Aber fehlt auch die Einheit dem Bilde, ſo iſt jede einzelne Gruppe kenntnißreicher behandelt und richtiger gezeichnet, als das bei den Schnittern der Fall iſt. Der Kopf der Großmutter iſt ſehr ſchön, das Geſicht der jungen Mutter athmet die anmuthsvollſte Schwermuth; der junge Mann im Vordergrunde, in etwas theatraliſcher Stellung, iſt voll Kraft und Stolz, der Herr der Barke iſt in ſeinen Bewegungen ungemein wahr; die Unruhe der Kinder, die ſich um ihn drängen, als ob ſie fürchteten, ſie würden nicht mitgenommen, iſt mit vieler Feinheit angedeutet und alle Mitglieder der Familie, welche die rechte Seite des Bildes füllen, ſind in ihrer Thätigkeit wahr hingeſtellt. Die Köpfe ſind im Allgemeinen einfach modellirt, die Hände richtiger gezeichnet, als auf andern Bildern; die Fiſcher des adriatiſchen Meeres ſind alſo mit mehr Kenntniß und weniger Glück gemalt als die Schnitter. Hätte ſich Robert nicht in der Verzweiflung ſelbſt den Tod gegeben, ſo darf man glauben, er wäre auch in techniſcher Beziehung von Fortſchritt zu Fortſchritt geeilt, denn er beſaß zu ſeinen Arbeiten Muth und Geduld im höchſten Grade, und wie ſchnell er zu höherer Vollkommenheit eilte, beweiſt ſelbſt der flüchtigſte Vergleich zwiſchen dem Improviſator und ſeinen letzten Werken. Er hinterließ eine ſchöne Skizze „die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten“, woraus ſeine Freunde ſchließen wollen, er habe ſich der Malerei bibliſcher Scenen ergeben wollen, dann hätte ihn wohl der Gegenſtand dieſer Vorwürfe veranlaßt, mehr als in den Fiſchern eine Hauptgruppe hervortreten zu laſſen, und weniger nach ſeinen Erinnerungen und der gewöhnlichen Wirklichkeit, als in erhabenem Style zu malen. Leopold Robert ſtarb am 20. März 1835.

Die Seine von Rouen bis Paris

Aus dem Tagebuche eines Müßigen.

II.

Andern Tages wurde ich um halb fünf Uhr geweckt, war um fünf Uhr am Ufer, und mußte eine gute Stunde warten, ehe die Dorade ankam, und uns, mich und noch zwei andere Reisenden aufnahm. Der Wind war kalt und uns entgegen, und um so schneidender, als das Schiff schnell ging. Ich dankte meinem Geschicke, daß ich gestern Abend einen guten Theil der Reise gemacht hatte, denn es war heute kaum möglich, auf dem Verdecke auszuhalten. Ich zog mich daher in die Cajüte zurück. Hier aber herrschte schreckliche Langeweile und furchtbares Gähnen unter denen, die bereits um drei Uhr aufgestanden waren, und die nicht wie die Mehrzahl auf den Bänken lagen und schnarchend nachholten. Aus purer Langweile bestellte ich schon jetzt eine Tasse Caffee und als ich dieselbe verzehrt hatte, läutete eben die Schiffglocke und verkündete, daß wir bei Pont de l'Arche angelangt seyen.

Die Reisenden, die nicht schliefen, oder die durch die Glocke geweckt wurden, steckten die Köpfe zu den Cajütenfenstern heraus, oder wagten sich sogar auf's Verdeck.

Pont de l'Arche war einst eine berühmte Stadt, und durch ein Schloß befestigt, von dem man noch jetzt die Ruinen sieht, das von

Carl dem Rothen gebaut worden seyn soll. Jetzt zählt die Stadt nur etwa 2000 Einwohner. Eine Brücke führt hier über die Seine, und von ihr hat wohl die Stadt ihren Namen. Früher hieß der Theil der Brücke, der zum Durchlassen der Schiffe geöffnet werden konnte, la maitresse Arche, und auf den Glasfenstern der Kirche von Pont de l'Arche, aus den Zeiten Charles IX. oder Henri III. nicht diese Operation bildlich dargestellt. Unser keckes Dampfschiffchen war viel bescheidener. Es neigte sein Haupt oder seinen Rauchfang und ließ die Brücke ungeschoren.

Bis nach Pont-de-l'Arche macht sich die Flut bemerkbar; weiter hinauf reicht ihre Kraft nicht, und es ist, als ob die Natur den Seeräubern des Nordens gesagt hätte: „Bis hierher und nicht weiter"; denn das Reich der Normannen hat selten diese Gränze um ein Paar Stunden überschreiten können, und lange Zeit war das nahe Andelys die letzte Besitzung der Normannen.

Etwa eine halbe Stunde oberhalb Pont-de-l'Arche scheint auch die moralische Gränze der Normandie zu seyn, denn hier, am Ausflusse der Andolle, erzählt man sich die letzte Volkssage der Ufer der Seine; und sie erinnern uns nochmals wie zum Abschiede an die germanische Anschauungsweise der Normannen.

Beim Ausflusse der Andolle treten die Gebirge der Seine wieder näher, und in der Ecke, die die beiden Flüsse hier bilden, erhebt sich ein sanft aufsteigender, ziemlich hoher Berg, dessen Spitze ein Ackerhof krönt. Dieser Berg heißt: la côte des deux amants. Ich will die Sage der beiden Liebenden hier, wie sie im dreizehnten Jahrhunhundert Marie de France darstellt, und wie sie später von Herrn de Roquefort in's Neufranzösische übertragen worden, mittheilen. Am Rheine finden wir sie wieder und sie kann daher zur Vergleichung dienen.

Hier die Sage:

In Neustrien, heute die Normandie genannt, gibt es einen großen und hohen Berg, wo die Gebeine zweier Treuliebenden beigesetzt sind. Nahe bei diesem Berge baute der König der Pistréiens seine Hauptstadt und nannte sie Pitrio. Diese Stadt besteht noch heute, und man bemerkt daselbst das Schloß und Privathäuser, und die Umgegend heißt das Thal von Pitres."

Der König hatte eine sehr schöne Tochter, deren glücklicher Charakter und liebenswürdige Eigenschaften ihn ob des Verlustes seiner geliebten Frau getröstet hatte. Seine Tochter wuchs an Jahren wie an Schönheit. Die Leute seines Hauses, so wie seine Unterthanen wurden unwillig darüber,

daß er nicht daran dachte, ſie zu verheirathen. Der König wurde von den Klagen ſeines Volkes unterrichtet, und trotz des Kummers, den er fühlte, bei dem Gedanken, ſich von einer ſo ſchönen Jungfrau zu trennen, ließ er, um keinen, von all denen, die auf die Hand ſeiner Tochter Anſpruch machten, zu verletzen, in ſeinen Staaten ausrufen, daß derjenige, der ohne auszuruhen, die Prinzeſſin auf die Spitze des Berges trage, ſein Schwiegerſohn werden ſollte. Kaum wurde dieſe Neuigkeit bekannt, als von allen Seiten eine Menge junger Leute zuſammenſtrömte, die vergebens verſuchten, die geſtellte Bedingung zu erfüllen. Die Einen gingen ein Viertheil des Weges, Andere bis zur Hälfte; endlich, durch die Nutzloſigkeit des Verſuches abgeſchreckt, zogen ſie ſich ſämmtlich zurück, ſo daß die Beſchwerden des Unternehmens Urſache waren, daß Niemand die Hand der ſchönen Jungfrau verlangte.

In dem Lande lebte ein Jüngling, der Sohn eines Grafen, ſchön, gut gebaut und tapfer; er beſchloß, das Abenteuer zu beſtehen, und die Hand der Tochter des Königs zu verlangen.

Da ſeine Güter in der Nachbarſchaft des Thales von Pitrio gelegen waren, ſo kam er oft an den Hof des Königs und wohnte mitunter dort. Nachdem er die junge Perſon geſehen hatte, ſtand es nicht lange an bis er ſie innig liebte. Er bat oft die Schöne, ſeine Gefühle zu erwidern. Die Freundſchaft, die der König gegen den jungen Grafen hegte, ſeine Tapferkeit, ſeine Galanterie, ſtimmten die Jungfrau zu ſeinem Vortheile. Beide verſchloßen mit Vorſicht ihre Liebe, und entzogen ſie aller Augen. Ihre Leiden mehrten ſich jeden Tag, als der Graf, die Größe ſeines Unglücks bedenkend, und um nichts durch Uebereilung zu verderben, ſeine Schöne aufſuchte und ihr ſagte: „Wenn Ihr mich liebt, zarte Freundin, folget meinen Schritten, gehen wir in ein anderes Land. Wenn ich Euch von Eurem Vater fordere, ſo wird er in ſeiner Freundſchaft für Euch meine Bitte abſchlagen, oder er verlangt, daß ich Euch auf die Spitze des Berges trage.“ — „Theurer Geliebter, ich weiß es, daß Ihr nie Kraft genug haben werdet, um mich an die Spitze des bezeichneten Ortes zu tragen. Aber wenn ich Euch in Eurer Flucht begleite, bedenket, ich bitte Euch, den Kummer und die Verzweiflung meines Vaters, der vor Schmerz ſterben würde. Sicher, ich liebe ihn zu ſehr, um ſeine letzten Tage vergiften zu wollen. Suchet ein anderes Mittel, dieſes hier ſteht mir nicht an.“

„Höret, ich habe zu Salerno eine ſehr reiche Verwandte. Während mehr als dreißig Jahren, daß ſie in dieſer Stadt wohnt, hat ſie Medicin ſtudirt und ausgeübt und iſt in dieſer Wiſſenſchaft ſehr bewandert.

Sie kennt genau die Tugenden und Eigenſchaften der Kräuter und Wurzeln; Ihr geht zu ihr mit Briefen von mir, und unterrichtet ſie über den Gegenſtand Eurer Reiſe. Meine Tante wird Euch Rath und Mittel geben. Sie wird Euch einen Trank geben, der Euch ſtärken, Eure Kraft und Euern Muth verdoppeln wird. Sobald Ihr zurückgekommen ſeyd, verlangt Ihr mich von meinem Vater; ich weiß, daß er nicht anſtehen wird, die Bedingungen meines Beſitzes zu wiederholen, und die da ſind, mich, ohne, auszuruhen, bis auf die Spitze des Berges zu tragen.

Der Graf, entzückt durch dieſen Rath, dankt ſeiner Schönen, und nimmt Abſchied von ihr, um ihn auszuführen. Er kehrt in ſeine Staaten zurück, macht ſeine Vorbereitungen und reist ab. Er führt ein großes Gefolge, aus ſeinen Freunden beſtehend, mit ſich; nebſt Pracht- und Laſtpferden. Sobald er in Salerno angekommen, geht er zur Tante ſeiner Geliebten und übergibt ihr die Briefe ihrer Nichte. Nachdem die Alte dieſelben geleſen und ſich über den Gegenſtand der Reiſe erkundigt hatte, läßt ſie den Graf ſtärkende Mittel nehmen; und vor ſeiner Abreiſe gibt ſie ihm einen Trank, der die Müdigkeit zerſtört, ſobald man ihn genommen, und der den Körper, die Adern und die Knochen erfriſcht. Sobald der Graf dieſen werthvollen Trank erhalten hat, tritt er fröhlich ſeine Rückreiſe an, trifft zu Hauſe ein und ſteht nicht an, ſich zum Könige zu begeben, ſeine Tochter zu verlangen und ſich zu erbieten, ſie an den bezeichneten Ort zu tragen. Der König empfing ihn ſehr zuvorkommend; aber er glaubte, daß der Graf eine Unklugheit begehe, daß er viel zu jung ſey, daß er ohne Zweifel in einem Verſuche, in dem ſo viele ſtarke und tapfere Männer nichts ausgerichtet hätten, unterliegen werde. Der Tag, wo unſer Verliebter ſein Abenteuer beſtehen ſoll, wird feſtgeſetzt; und jede der beiden Parteien ladet ihre Freunde und ihre Leute ein, um den Ausgang zu ſehen. Die Neugierde hatte das Volk von allen Seiten zuſammengerufen. Die junge Dame hatte ſich einem ſtrengen Faſten unterworfen, um ihrem Geliebten die Bürde zu erleichtern. Endlich kommt der Graf an dem beſtimmten Tage zuerſt auf dem Stelldichein an und hat nicht unterlaſſen, ſeinen wunderbaren Trank mitzubringen. Die Volksmaſſe war bedeutend in der Wieſe vor der Seine. Der König kommt, von ſeiner Tochter, die ein einziges Gewand zur Bekleidung hatte, gefolgt. Der Graf nimmt ſie ſogleich in ſeine Arme und übergibt ihr die Eſſenz, deren er nicht zu bedürfen glaubt. Er hatte um ſo mehr Unrecht, als er die Hälfte des Berges in Eile erſtieg. Die Freude, die er fühlte, hatte ihn das Mittel, deſſen er ſich bedienen ſollte, vergeſſen laſſen. Die Jungfrau,

da ſie merkte, daß der Graf ſchwächer wurde und ſein Schritt weniger raſch, ſagte ihm: „Mein Freund, Ihr ſeyd müde, trinkt, ich bitte Euch, der Trank wird Euren Muth erneuern.“ — „Nein, meine Schöne, ich fühle mich noch ſehr ſtark, und für Alles auf der Welt würde ich nicht ſtille ſtehen. Indem ich tränke, würde ich gezwungen ſeyn, langſamer zu gehen. Alles Volk unten würde beginnen zu ſchreien, und mich durch ſeinen Spott verwirren, und ich würde vielleicht meinen Weg nicht fortſetzen können.“ Bei dem dritten Drittheile des Berges ankommend, wurde der Graf noch ſchwächer; die Jungfrau bat ihn mehrmals, die Eſſenz zu trinken. Er will nichts nehmen; das nahe Ziel, das er vor ſich ſieht, belebt ihn; aber er erreicht es erſt, als er vor Mattigkeit umſank. Die Jungfrau, in dem Glauben, daß ihr Geliebter, ſich nur unwohl befinde, warf ſich vor ihm auf's Knie, um ihm den Trank zu reichen, der ihm ſeine Kraft wieder geben ſollte. Es war zu ſpät: der Unglückliche hatte ſeine Seele ausgehaucht. Sie ſtößt einen Schrei aus, vergießt Thränen und wirft die Flaſche, die das Mittel enthielt, weit von ſich. Seit der Zeit ſind die Kräuter, die davon begoſſen wurden, durch die Heilungen, die ſie bewirkt, berühmt geworden.

Die Prinzeſſin wirft ſich verzweifelnd auf die Leiche ihres Geliebten, ſie preßt ihn in ihre Arme, küßt ihm den Mund und die Augen, bis endlich der Schmerz ſie zur Seite ihres Geliebten hinſtreckt.

So ſtarb eine junge Dame, die zugleich tugendhaft, ſchön und gut war. Der König und die ganze Verſammlung, da ſie die beiden Liebenden nicht wieder erſcheinen ſahen, entſchließen ſich, den Berg zu erklettern. Der König, Zeuge dieſes gräßlichen Schauſpiels, verlor den Gebrauch ſeiner Sinne, die er nur wieder erlangte, um ſein unglückliches Geſchick zu beklagen, und ſeinem Kummer, den das ganze Volk theilte, Luft zu machen.

Drei Tage nach dieſem Ereigniſſe ließ man einen marmornen Sarg machen, in den die Leichen der beiden jungen Leute gelegt wurden. Sie wurden, nach dem Rathe mehrer Perſonen, auf dem Berge ſelbſt beigeſetzt, und das Volk verließ denſelben erſt nach dieſer traurigen Ceremonie. Seit dieſer unglücklichen Geſchichte wurde der Ort, auf dem ſie ſich zugetragen, nur der Berg der zwei Liebenden genannt.

Die rheiniſche Sage, die denſelben Gegenſtand behandelt, iſt ſicher ſchöner; ſie iſt einfacher, und das **hors-d'oeuvre** mit dem Tränklein das wirklich volksthümlich zu ſeyn ſcheint, da es ſich an die Oertlichkeit und an die Heilkraft der Kräuter des Berges anknüpft, iſt nur geeignet, das Intereſſe zu vermindern, da am Ende, mit einem ſolchen Elixire ver-

ſehen, ſich Leute genug finden würden, eine Königstochter getroſten Muthes den Montblanc hinauf zu tragen, um Kronprinz zu werden. Nur der, dem eine edle Leidenſchaft, dem die Liebe allein den Muth gibt, das Unmögliche zu verſuchen, iſt würdig, im Munde des Volkes und in ſeinen Erzählungen und Liedern zu leben. Daß aber die edle Prinzeſſin faſtete und nur ein ſehr dünnes Gewand anzog, war jedenfalls ſehr klug gehandelt. Sie hat am Ende wohl gar zu lange gefaſtet oder ſich erkältet und iſt am Magenkrampf oder an einem augenblicklich eingetretenen, von der Erkältung erzeugten Stickhuſten geſtorben. Wer kann's wiſſen? —

Ueber der Erzählung hat das Dampfſchiff uns eine gute Strecke weiter gebracht. Ehe wir aber bei Andelys die normänniſch-franzöſiſchen Gebirge überſchreiten, ſehen wir noch an der rechten Seite des Fluſſes, links vor uns, gar manche ſchöne, maleriſche Gruppirung der Berge. Ich bemerke hier dieſelben Geſtaltungen, wie am Ufer des Meeres, wo die Wogen den Fels kahl geleckt und gerundet haben, ſo daß er die Geſtalt von Getäfel in größeren Maſſen von Thürmen annimmt. Die Normanniſchen Seeleute nennen dieſe Erſcheinung des bancs pétrifiés. Einen dieſer gerundeten Felſen zwiſchen der côte des deux amants und Andelys hielt ich wirklich, bis wir ganz nahe unter demſelben vorbeifuhren, für eine Schloßruine.

Bei Andelys tritt endlich wirklich eine Ruine, die des Schloſſes Gaillard, hervor, an der der Zahn der Zeit ſo genagt hat, daß man ſie im Gegentheile beinahe für eine zerriſſene Felſenklippe anſehen könnte. Die Ausſicht iſt hier wahrhaft reizend ſchön. Das Städtchen, ein palaſtartiges Hoſpital, die Ruine, die Berge, der Fluß, und über demſelben eine Drahtbrücke, geben ſo viele Gegenſätze, als Anhaltpunkte für den Maler, oder für ein Auge, das in der Natur die Bilder des Meiſters ſchöner, als je ein Künſtler gemalt, zu erkennen vermag. So lange die Richtung des Stromes erlaubte, es anzuſtaunen, konnte ich mich von demſelben nicht losreißen, und erſt als wir ſchon weit genug entfernt waren, fiel mir wieder ein, welche Rolle ſeine Ruine in der Geſchichte der Normandie und Frankreichs geſpielt hat.

Richard Löwenherz hatte während ſeines Kreuzzuges Gelegenheit gehabt, ſeinen Nachbarn und Bundesgenoſſen Philipp Auguſt näher kennen zu lernen, und mochte wiſſen, daß gegen ihn Tapferkeit allein nicht ausreiche. Deßwegen machte er ſich denn auch kein Gewiſſen daraus, einem mit ihm geſchloſſenen Vertrage nicht nachzukommen, oder beſſer, er ſuchte ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen, indem er das Wort des Vertrages umging.

Andelys war die letzte Stadt auf der Gränze der Normandie, und

in einem Vertrage von 1196 behielt ſich Philipp Auguſt vor, daß die Stadt Andelys nicht befeſtigt werden dürfe. Ein Dieb, der über Nacht in ein Haus einbrechen will, und Tags vorher mit dem Herrn einen Vertrag ſchlöße, daß er ſeine Hausthüre nicht ſchließen dürfe, würde gerade ſo klug handeln als Philipp Auguſt, denn die Stellung von Andelys war der Schlüſſel der Normandie und beſonders der untern Seine. Das fühlte denn auch Richard Löwenherz ſehr bald, und um ſein Wort nicht zu brechen, baute er fünf Minuten von Andelys (Grand Andelys) eine neue Stadt (Petit-Andelys) die er dann befeſtigte, und neben dieſe Stadt, jene in den Fels gehauene Zwingburg le château Gaillard.

So lange Richard Löwenherz lebte, mußte es Philipp Auguſt geſchehen laſſen, nachdem aber ſein Nachfolger Johann (ohne Land) ſich durch ſeine feige Grauſamkeit, durch den Mord ſeines Neffen Arthur, die Normannen ſelbſt abwendig gemacht hatte, trat Philipp Auguſt als Rächer des unſchuldig Gemordeten auf, und verſteckte ſeine Eroberungsluſt hinter einem Vorwande der Gerechtigkeit.

Das Schloß Gaillard bewies dann wie richtig Philipp Auguſt und Richard Löwenherz gerechnet, als der Eine die Befeſtigung von Andelys verbot und der Andere ſie nichts deſto weniger unternahm; denn die Franzoſen lagen über Jahr und Tag vor demſelben, und konnten es erſt wegnehmen, als die Beſatzung durch Krankheit und Hunger ſchon beſiegt war, ehe noch das Schwert des Feindes den letzten Streich that.

Es iſt nicht meine Sache, die Einzelnheiten der Belagerung mitzutheilen, aber eine Epiſode derſelben zeigt, mit welcher Rückſichtsloſigkeit dieſelben betrieben wurde. Der Hunger zwang den Befehlshaber der Normannen bald, die Greiſe, Weiber und Kinder auszutreiben, und Philipp Auguſt befahl ſeinen Kriegern, dieſelben mit einem Pfeilhagel wieder in's Schloß und in die Stadt zurückzujagen; ſo daß die armen Bürger zwiſchen beiden Heeren in dem Graben leben, oder beſſer, verhungern mußten. So oft ein Weib niederkam fielen dieſe abgezehrten Halbleichen, die der Hunger und Krankheiten noch nicht aufgerieben hatten, über den Neugebornen her, und zerriſſen und verzehrten denſelben; bis endlich die ſteinharten Krieger ihr Herz erweichen fühlten, und die letzten Uebriggebliebenen durchließen.

Mit der Eroberung des Schloſſes Gaillard war auch die der Normandie vollendet.

Vielleicht wollte das Blut des armen Volkes geſühnt ſeyn. Etwa hundert Jahre ſpäter wurden zwei Fürſtinnen in die unterirdiſchen Gewölbe des Schloſſes gebracht, und zwar Marguerite ' die Gemahlin

Ludwigs X. und Blanche, die von Charles-le-Bel beide des Ehebruches angeklagt. Marguerite wurde vor den Augen ihrer Freundin und Unglücksgefährtin erdrosselt, und Blanche später in ein Kloster zu Maubuisson gebracht, nachdem vorher die Geliebten der beiden Königstöchter unter den schrecklichsten Qualen hingerichtet worden waren.

Ein König von Schottland, David Bruce, fand hier (1334) ein Asyl, als er aus seinem Reiche vertrieben worden war, und ein Anderer, König Charles le Mauvais von Navarra, einen Kerker, als ihn Johann von Frankreich (1356) gefangen genommen hatte.

Heinrich IV. ließ endlich das Schloß niederreissen, und schenkte die Steine desselben den büßenden Brüdern von Andelys, die davon eine Kirche und ein Kloster bauten.

So hat beinahe jeder Fleck unserer Erde seine Geschichte, und jede dieser Geschichten ihre Lehre. Das Schloß wurde gebaut, um die Herrschaft der Normandie in der Hand der Fürsten Englands zu sehen, und ein König Frankreichs schritt über die Leichen des ausgehungerten Volkes weg, um das Erbe der Könige Englands sein Eigenthum nennen zu können. Das Blut einer Königstochter wurde die erste Sühne des hier vergossenen Blutes der Unschuldigen, und Könige schmachteten hier verbannt und gefangen, wo einst das Volk vergebens um Gnade gewimmert hatte; bis endlich die Steine selbst an dieser Sühne Theil haben sollten und zu einem Büßerkloster verwendet wurden.

Während ich diese historischen Erinnerungen in Lehren recapitulirte, hatte das Schiff uns eine gute Strecke weiter gebracht; wir hatten Port Mort, wo vor Zeiten Ludwig VIII., Blanche von Castilien, die Mutter des h. Ludwig heirathete, hinter uns gelassen, und waren bis vor Pressagny gekommen, wo Casimir Delavigne ein sehr schönes Schloß besitzt. Es gibt auf Erden keinen glücklichern Menschen, als einen französischen Schriftsteller, und keinen unglücklichern, als einen deutschen.

Vernon, unter dessen Brücke wir bald durchfuhren, ist ein ganz freundliches Städtchen, und das Schloß de Bizy, ein gar nicht zu verachtendes Besitzthum. Der Marschal Belle-Isle baute es; später gehörte es dem Grafen von Eu, von dem es an den Herzog von Penthièvre überging. Während der Revolution kam es aus den Händen dieser Familie, wurde ihr aber unter der Restauration zurückgegeben. Die letzte Herzogin von Penthièvre war eine Orleans, und so gehört das Schloß heute dem Könige Louis Philipp.

Bei Vernon war vor vielen Jahren ein sehr gefährlicher Strudel. Damals war die Wasserbaukunst noch nicht sonderlich ausgebildet, und

ſo mußte man zu einem andern Mittel greifen. Ein Abt Hugues von Vernon beſchwur den heiligen Adjutor, deſſen Namen ich hier leider zum erſtenmale hörte, ihm beizuſtehen, nahm einen Nachen, fuhr an die gefährliche Stelle, ſchlug über dieſelbe ein Kreuz, worauf der heilige Adjutor ſeine Ketten in den Strudel warf und von der Stunde an jede Gefahr verſchwand. Die Geſchichte iſt authentiſch, denn ein Dichter des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat ſie in Verſen niedergelegt. — Gegenüber von Vernon iſt Vernonnet, und dort geſchehen noch alle Tage ganz andere Wundergeſchichten, denn dort verehrt man den heiligen Lubin, Biſchof von Chartres, der alle Gichtbrüchigen heilt, wenn ſie im Glauben ſtark ſind.

Bald hinter Vernon fällt die Epte in die Seine. Es iſt bekannt, daß der Vertrag Rollo's, des erſten Herzogs der Normannen, mit Carl dem Einfältigen, wodurch das Herzogthum der Normandie conſtituirt wurde, an den Ufern des Fluſſes Epte, von dem er ſeinen Namen erhielt, abgeſchloſſen wurde. Die Seine iſt weniger reichhaltig an Volksſagen, als der Rhein, dagegen ſteht ſie dieſem, wenigſtens bis zur Epte, kaum an geſchichtlichen Erinnerungen nach. Die Geſchichte Frankreichs drehte ſich während mehrer Jahrhunderte faſt ausſchließlich um die Normandie, und die Seine ſah die bedeutendſten Ereigniſſe, die ſich an die Kämpfe zwiſchen Frankreich, der Normandie und England knüpfen. Wir ſind erſt ein Paar Stunden auf dem Dampfſchiffe und ſchon haben wir die Entſtehung und den Untergang der Normandie, als ſelbſtſtändiges Reich, an uns vorüberziehen geſehen, und eine Stunde ſpäter finden wir bei Mantes auch den Schatten des großen Eroberers Wilhelm wieder.

Hier war es, wo er ſeine letzte Heldenthat verrichtete. Nachdem Wilhelm England erobert, und ſeine Eroberung geſichert hatte, richtete ſich ſein Blick nach Frankreich hin. Ein Spottwort des Königs von Frankreich wird meiſt als die Urſache ſeines letzten Krieges gegen dieſen angegeben, aber vielleicht belebte ihn ſchon der Gedanke, Frankreichs und Englands Krone auf ſeinem Haupte zu vereinigen, ein Gedanke, den ſpäter die Könige Englands, ſeine Nachkommen, beinahe ausgeführt hätten, und deſſen Exiſtenz noch bis zu unſern Tagen der Titel: „König von England und Frankreich" bekundete; doch die Chronik ſah nur das äußere Ereigniß. Wilhelm war in den letzten Jahren ſeines Lebens ſehr dick geworden, und Philipp I. ſagte einſt ſpottweiſe: „Quand donc ce gros homme accouchera-t-il?" und Wilhelm ließ ihm antworten: „Quand j'aurai accouché, je ferai mes relevailles à Notre-Dame de Paris, avec dix mille lances en guise de

cierges.“ Und er war keiner von denen, die vergebens drohten. Mantes bot das erſte Hinderniß zur Ausführung ſeiner Drohung. Er ſchickte einen ſeiner Unterfeldherrn Aſſelin Goët vor dieſe Stadt, um die Frucht auf dem Felde zu zerſtören, und die Weinreben auszureißen, und ſich dann wieder zurückzuziehen. Andern Tages kamen die Manter, wie er vorhergeſehen, aus der Stadt, um ihren Verluſt in Augenſchein zu nehmen; wo denn Wilhelm unvorhergeſehen über ſie herfiel, mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt drang, und das Schloß, die Kirche und die Häuſer verbrannte.

Das war Wilhelms letzte Heldenthat, denn ein Stoß des Sattelknopfes, den er, als er ſein Pferd über einen Schutthaufen ſetzen ließ, erhielt, verletzte ihn der Art, daß er ein Paar Tage ſpäter ſtarb. Wie er gelebt hatte, ſo ſollte ſein Ende ſeyn; auf den rauchenden Schutthaufen einer zerſtörten Stadt ſollte ihn der Tod erreichen.

Die Ufer der Seine, wenn auch an und für ſich noch immer ſchön, ſind von nun an weniger maleriſch, und das ſchlechte Wetter, der ſcharfe Wind und der bellende Magen wollten endlich auch ihren Zoll haben. Ich ging in die Cajüte hinab und ſetzte mich an den ſtets gedeckten Tiſch. Neben mir hatten ein Paar Engländer eben ihre Mahlzeit vollendet, und der ältere von beiden, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, zog dann ſeinen goldenen Bleiſtift und Papier hervor, und fing an zu rechnen, wobei er von Zeit zu Zeit einen dicken Octavband zu Rathe zog. Erſt als ich bereits beim Deſſert war, merkte ich, worauf es abgeſehen war; denn er rief den Garçon herbei, zeigte ihm das beſchriebene Blättchen und fragte mit der ſiegvollſten, ſelbſtzufriedenſten Miene von der Welt, ob die Rechnung für das Mittagsmal richtig ſey? Sie hatte ihn wenigſtens drei Viertelſtunden gekoſtet. Der Garçon lief dieſelbe mit einem Kennerblicke durch, hatte noch einen kleinen Zuſatz zu machen, den mein Engländer genehmigte, ging dann zum Payeur des Schiffes, und ließ auch von dieſem die Karte aufſetzen. Während Letzterer ſchrieb, flüſterte ihm der Garçon etwas in die Ohren, und erhielt zur Antwort: „ça ne me regarde pas!“ Der Garçon nahm dieſe zweite Rechnung, ſteckte ſie ruhig in die Taſche, und ließ ſich von dem Engländer das Geld geben. Bald nachher läutete die Schiffsglocke und verkündete, daß wir bei Meulan angekommen ſeyen. Auf dem Verdecke ſtand der garçon du premier bei dem du second, und ich hörte jenen die Worte ſagen: „ces imbecilles veulent faire la carte eux mêmes, je veux bien moi; pourvu que je gagne toujours 3 fr. de pourboire, comme cette fois. Die armen Engländer; kein Reiſender in Frankreich gibt ſich ſolche Mühe, nicht

betrogen zu werden, wie sie, und wohl deßwegen sucht alle Welt sie zu prellen. —

Meulan war oft der Stein des Anstoßes der Parteien, die Frankreich zerrissen. Fast in jedem Jahrhundert wurde dasselbe wenigstens einmal belagert. Heinrich IV. liebte dessen Treue, und gab ihm den Titel: **très-fidèle au roi et à la nation**, den es bis heute in seinem Wappen trägt.

Ich weiß nicht, ob das schlechte Wetter, oder der böse Wind daran Schuld waren; aber ich fühlte allmählig eine furchtbare Langeweile in mir aufsteigen. Ueberdieß haben die Ufer der Seine von hier an nur wenige lehrreiche Erinnerungen, und fast gar keine Volkssagen aufzuweisen, was am Ende einer schönen Gegend erst das Salz gibt. Wenn ich früher oft über die Postwagen ungehalten gewesen war, so kam jetzt auch die Reihe an die Dampfschiffe. Die Aussicht ist zu offen, zu groß, als daß man recht merkt, wie schnell die Fahrt geht. Dann aber ist es kaum möglich, wie in einem Postwagen, mit seinem Nachbar Bekanntschaft zu machen. Der Raum ist dazu zu groß, und dann wieder nicht groß genug, um unbeobachtet zu seyn, um sich ungestört seiner Phantasie überlassen zukönnen. All das fiel mir auf's Herz und es that mir zum erstenmalein meinem Leben leid, daß ich am Tage nicht schlafen kann.

So oft die Schiffsglocke tönte, schätzte ich mich glücklich, weil sie ein Beweis war, daß wir wieder eine gute Strecke zurückgelegt hatten. Bei Poissy konnte ich meiner Phantasie freien Spielraum lassen, und mich auf den Ochsenmarkt, der Paris versorgt, hindenken, und in Ermanglung eines Bessern, zählen, wie viele Ochsen und Rindvieh täglich nach Paris geführt, doch nein täglich in die dortigen Schlachthäuser gebracht werden. Die letzten zwei Stunden, von Poissy bis St. Germain wurden mir zu einer kleinen Ewigkeit, und erst, als man sich um unser Gepäcke zankte, belebte sich mein erstarrter Geist wieder etwas.

Auf der Eisenbahn ging's dann pfeilschnell nach Paris, wo wir endlich wohlbehalten ankamen, und ich drei Tage eines Schnupfens und Hustens wegen das Zimmer hüten konnte. Die Vorboten desselben sind wohl allein Schuld, daß mir der letzte Theil der Reise, trotz der schönen Gegend, unerträglich schien, und deßwegen rathe ich selbst beim schönsten Sommerwetter Jedem, den Pelzmantel nicht zu vergessen, wenn er auf dem Dampfschiffe reist. Laßt's Euch gesagt seyn, **si non non**, d. h. Langeweile und Schnupfen und Husten.

Der Zahlungstag.

Vom Kirchthurme zu St. Paul ſchlug es zwölf Uhr; alle Arbeiter von London waren ſchon ſechs lange Stunden bei ihrem Geſchäft, und der Doctor Oliver Goldſmith ſchnarchte noch. Doch gerieth niemand in Verſuchung, ihn zu wecken, weder die Kunden, noch die Verleger, obgleich Oliver zugleich Arzt und Schriftſteller war. Selbſt ſeine Gläubiger hatten es verlernt, den Weg hinauf bis zu ihm zu finden; ſie hatten ſchon lange daran verzweifelt, ihr Geld je wieder zu erhalten, und ließen den armen Goldſmith ruhig ſchlafen. Der gute Mann genoß denn auch des ſchönſten Schlafes, ſo daß mancher reiche Kaufmann der City ihn darum beneidet haben würde.

Indeſſen wurde fünf Minuten nach zwölf Uhr ſo heftig an ſeine Thüre gepocht, daß er gewiß erwacht wäre, hätte er nicht die Sonne noch am Schreibtiſche aufgehen ſehen, um die letzte Hand an ſeinen Vicar von Wackefield zu legen. Als Miſtreß Jenny Cutbert lange geklopft hatte und einſah, nichts in der Welt könne ihrem Miethsmann nur ein Lebenszeichen entreißen, entſchloß ſie ſich endlich, mit vielem Geräuſch in Olivers Zimmer zu treten.

Goldſmith fuhr aus dem Schlafe auf; man hätte ihn ſehen müſſen, wie er ſich die Augen rieb, dann umherblickte, ſich im Bette aufrichtete, und noch ſchlaftrunken in die Mittagsſonne ſtarrte.

„Ach, Miſtreß, Miſtreß!“ rief er aus, als er endlich ſeine Wirthin erkannte, „welche Ehre für mich, Sie, würdige Frau, in meinem Zimmer zu ſehen. Erlauben Sie nur, daß ich mich ein wenig ankleide, um Sie empfangen zu können.“

Gewiß, hätte Oliver nur Zeit gehabt, etwas nachzudenken, ſein ſchlauer Geiſt hätte ihn, der die Feinheiten der engliſchen Sprache ſo genau kannte, ſicherlich verhindert, das Wort „würdig" zu gebrauchen. Er freilich drückte damit die Meinung aus, die er von ſeiner Wirthin hatte, aber Miſtreß Jenny hätte weit lieber jedes andere Wort aus dem Munde ihres Miethsmannes gehört, als eben dieſes; doch war es einmal ausgeſprochen und hatte wie ein ſpitziger Pfeil verwundet, ohne daß es der gute Oliver nur bemerkte.

„Herr Doctor, ich bin für Ihre Höflichkeit nicht unempfänglich," ſagte die Beſucherin mit etwas verdrießlicher Miene, „aber Sie dürfen nicht vergeſſen, daß Sie mir den doppelten Miethzins ſchuldig ſind."

„Den doppelten Miethzins! ganz richtig, wie doch die Zeit ſo ſchnell hingeht, heute Morgen alſo iſt der Termin abgelaufen. Wollen Sie mir doch gefälligſt das Datum ſagen; ja, ja, es iſt ganz richtig, heute iſt der Zahlungstag...."

„Für die doppelte Miethe, je zu zwölf und einer halben Guinee, macht fünfundzwanzig Guineen, Herr Doctor!"

„Ich weiß wohl; aber fünfundzwanzig Guineen, Miſtreß, finden ſich nicht leicht in der Taſche eines Arztes ohne Kranke, eines Dichters ohne Verleger, eines Irländers, den ſein Unſtern nach London geführt hat, wo er ohne Freunde, ohne Gönner, ohne alle anderen Empfehlungen, als ſeinen ächt iriſchen Accent, daſteht, und Sie wiſſen, Verehrteſte, der iſt eine ziemlich ſchwache Empfehlung bei den Gentlemen Ihrer glorreichen Stadt; bin ich nicht ganz allein, ſelbſt ohne Frau, die ſich in ihrer Milde des armen Dichters annähme? Ach, reden Sie mir nicht von Ihren Londoner Damen! ich hielt ſie für ſanft und gefühlvoll, für Freundinnen der Dichter. Ja, ſie leſen wohl Dryden, Shakespeare oder ſonſt einen alten Dichter, die ihnen keinen Dank mehr dafür wiſſen, daß ſie ſie aufmerkſam leſen, mit ſchweren Koſten kaufen und prachtvoll einbinden laſſen, und indeſſen leiden die jetzt lebenden Poeten mehr noch von ihrer Verachtung und Theilnahmloſigkeit, als von den phyſiſchen Bedürfniſſen, denen zu genügen ſie nicht die Mittel haben. Aber nicht Ihnen ſag' ich das Alles, Miſtreß, ich weiß, Sie ſind eine gute und nachſichtige Wirthin, die ſchon für einen Miethzins Geduld mit mir gehabt hat, obgleich Gewohnheit und Geſetz befehlen, daß die Miethe an demſelben Morgen berichtigt werde, wo ſie verfallen iſt, beſonders in den kleinen Wohnungen, denn die Armen können ſich nicht jeden Augenblick Geld verſchaffen, wie die Reichen, und müſſen daher um ſo mehr darauf ſehen, ihre Schulden zur beſtimmten Stunde bezahlen zu können."

„Ohne gerade ſelbſt ein großer Doctor zu ſeyn," erwiderte die Wirthin, möchte ich doch wetten, daß unſere Londoner Damen nichts mit der Angelegenheit zu thun haben, die ich jetzt gern in's Reine bringen möchte; in jedem Falle, Undankbarer, ſteht es Ihnen ſchlecht an, ſie der Härte anzuklagen, denn komme ich nicht ſo höflich zu Ihnen auf's Zimmer, ehe Sie noch Zeit haben, Ihren Oberrock anzuziehen, oder das rappéfarbige Sammtkleid, welches der Doctor Johnſon Ihnen geſchenkt hat, um Ihre Kranken zu beſuchen und auf die letzten Seufzer der Gevatterinnen von Fleet-Street zu warten. Wiſſen Sie, was man von mir im Hauſe, in der Straße, im Kirchſpiel ſpricht? Man ſagt, Herr Doctor, Sie machen mir den Hof."

„Oder Sie mir," dachte Oliver.

Zu gleicher Zeit ward das Geſicht der tugendſamen Miſtreß Jenny bedeutend länger, und das etwas zweideutige Lächeln einer „wohlconſervirten" Frau von mehr als vierzig Jahren, welche noch immer den Träumen der Jugend kein ewiges Lebewohl geſagt hat, ſpielte um ihre Lippen.

„Sachte, ſachte, Miſtreß," ſprach Oliver, „die ſpitzen Zungen des Kirchſpiels erweiſen meiner Herrlichkeit allzu viele Ehre. Welche Beziehungen können zwiſchen einer engliſchen Dame von Stande, die reich iſt und ein großes Haus hat, und einem armen iriſchen Dichter obwalten? Meine Ausſprache, Miſtreß, meine Ausſprache müßte ſchon allen Leuten, die mir ein ſolches Uebermaß von Ehrgeiz und Thorheit zuzuſchreiben geneigt wären, Stillſchweigen einflößen."

„Thorheit! Thorheit!" ſagte die Wirthin, die anfing, ſich über dieſe Umſchweife, welche ſich hinter Olivers Beſcheidenheit verbargen, zu ärgern; „es wäre alſo thöricht von Euch, eine Frau zu heirathen, von der jedermann nur Löbliches zu ſagen weiß, das wäre alſo thöricht!"

„Mein Gott, Miſtreß, wie Sie meine Worte auslegen; ich ſagte, ich wäre thöricht, mir ſo etwas einbilden zu wollen."

„Noch immer wieder das Wort," ſchmollte Jenny, deren Verſtand ſich nicht bis zu den feinen Unterſcheidungen des Dichters zu erheben vermochte; „doch genug davon; ich möchte Ihnen nur bemerken, daß ohne Ihre Verſäumniß, mir das zu bezahlen, was Sie mir ſchon ſo lange ſchulden, ich mich nicht Ihretwegen blosgeſtellt und der Böswilligkeit erlaubt hätte, einen bis jetzt durchaus reinen Ruf anzutaſten. Alſo bezahlen Sie mich, damit ich nie wieder dieſe elende Dachſtube zu ſehen brauche, und, mein Gott, für was für eine Art von Menſchen bin ich die ſauere Treppe hinaufgeſtiegen, für einen Dichter!"

„Erlauben Sie, Miſtreß, ich habe Sie überraſcht, als Sie im „Wanderer" von Richard Sauvage laſen, Sie wiſſen gewiß, daß der, welcher Abends ſeinen Hunger mit dem ſtillt, was er Morgens gedacht hat, ſeinen vierteljährigen Miethzins mit dem bezahlen wird, was er im Vierteljahre verdiente. Ich bitte Sie alſo im Namen der erhabenen Poeſie, daß es mir vergönnt ſeyn möge, die geiſtreichen Männer Londons aufzuſuchen, für die der Doctor Oliver mehr iſt, als ein rußiger Irländer, der die edle Sprache, worin Shakeſpeare ſeine unſterblichen Dramen ſchrieb, ſchrecklich mißhandelt."

„Gehen Sie, gehen Sie, Maſter Oliver, glauben Sie mich durch ſolche pomphafte Ausflüchte fortzuſchaffen? ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht ſo dumm bin. Sie ſind mein Gefangener, und wahrlich, die Gefangenſchaft iſt ſo ſchwer nicht: aber Gott möge mich verdammen, wenn ich irgend einen Trödler finde, der für all Ihren Plunder die Hälfte von dem gibt, was Sie mir ſchuldig ſind."

„Ach, Miſtreß, iſt das die engliſche Güte, deren Lob man in allen vier Welttheilen ſingt? In meinem Alter hätte ich freilich wiſſen ſollen, daß eine Wirthin keinem Lande angehört, und doch habe ich ihrer in meinem an Abenteuern ſo reichen Leben viele kennen gelernt, in Flandern, Italien, Frankreich; aber nie waren ſie mitleidslos gegen den wandernden Philoſophen, obgleich keine ſo unterrichtet war, als Sie, und ſolch treffliche Eigenſchaften beſaß, wie ich an Ihnen ſchätze."

„Gewiß waren Sie damals höflicher und nannten die Worte ihrer Wirthinnen nicht ſo geringſchätzig Thorheiten. Uebrigens iſt meine Abſicht, mit einem Miethsmanne Ihrer Art zu Ende zu kommen; ich wiederhole es zum letzten Male, bezahlen Sie mich, oder ich laſſe den Conſtabel holen."

Bei dieſen Worten ſprang Oliver Goldſmith auf; es war nicht die Furcht, einen Conſtabel von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen; mein Gott! mehr als einmal hatte er die perſönliche Bekanntſchaft einiger dieſer würdigen Schützer der öffentlichen Ordnung zu machen Gelegenheit gehabt; aber die Schmach, die man damit dem verkannten Dichter anthun wollte, verletzte ihn tief.

„Weil denn dem alſo iſt," rief er feurig aus, „ſo will ich Ihnen beweiſen, daß es noch Orte gibt, wo die Unterſchrift Olivers nicht weniger gilt, als die eines anerkannten Dichters, nicht weniger als die eines Kaufmanns oder reichen Wucherers. Laſſen Sie einen Ihrer Leute heraufkommen, Miſtreß, ich will ihn zu einem Manne ſenden, wo Olivers Brief willkommner iſt, als ein Breve Seiner päpſtlichen Heiligkeit in einer Verſammlung von Puritanern."

So redend, entſchloß ſich Goldſchmith, indem er raſch über die Zahlungsfähigkeit aller ſeiner Freunde nachdachte, einen Brief an Doctor Johnſon abgehen zu laſſen.

Als ſeine liebenswürdige Wirthin die Sicherheit des Dichters ſah, und wie ſchön ihn ſein vollſtändiger Doctoranzug kleidete, ward ſie etwas ſanfter und ſuchte ihrem Gläubiger zu ſchmeicheln, indem ſie dieſelben Mittel anwandte, die ihr beim erſten Verſuche nicht ſehr gelungen waren.

„Mein Gott, lieber Doctor, ich ſage ja nicht, daß ſich nicht mit einer Abſchlagszahlung die Sache wieder in's Geleis bringen ließe. Es gibt nicht viele Miethsleute, die Ihre Empfindlichkeit, Ihr Zartgefühl haben; ein etwas rauhes Weſen, die äußerſten Drohungen ſind nun einmal eine Nothwendigkeit unſerer Stellung. Ich habe Sie immer als einen artigen Mann gekannt, ich weiß, welche Schwierigkeiten mit dem erſten Auftreten eines Mannes von Ihren Verdienſten verbunden ſind, aber weßhalb geben Sie auch den Armen immer den Ertrag Ihrer Praxis, ſo bald nur einmal Geld eingeht: ſind Sie denn Mitglied eines Hilfsvereins, oder Millionär, um ſo verſchwenderiſch Almoſen auszutheilen? Würde es nicht beſſer für Sie, mit Ihren großmüthigen Neigungen ſeyn, Sie heiratheten eine gute Engländerin, die ihr eigenes Haus und ihr ſchönes Geſchäft hat? ... Heirathen, Doctor, iſt doppelt vortheilhaft für einen Dichter, einen Arzt und Redner, der in der Welt glänzen, Kenntniſſe ſammeln will, und es liebt, eine zahlreiche und gewählte Geſellſchaft um ſich zu vereinigen, und Jeden, der ihn bittet, zu beſchenken."

„Die Ehe hat ihre Annehmlichkeiten," entgegnete Oliver, nichts weniger als ruhig über den Erfolg ſeiner Botſchaft, und in beſtändiger Furcht, es möge auch in Doctor Johnſons Kaſſe Ebbe ſeyn, „obgleich ich ſagen muß, eine junge Miß würde nichts für mich ſeyn. Ich ſollte mich an eine von den jungen Thörinnen hängen, die faſt immer ſchwerer zu zügeln ſind, als die Renner zu New-Market, und nur zu oft, wie ſehr beſorgt ein ehrlicher Mann auch ſeyn mag, in ſeinem Hauſe auf gute Sitten zu ſehen, Schmach über ihre Gatten bringen? Nein, ich brauche eine kluge Frau, die ihrer Wirthſchaft vorzuſtehen weiß und gern ihre Pflichten erfüllt; eine Frau, die über das Alter ungeſtümer Leidenſchaft hinaus iſt und nur noch an Liebe, wie an eine jener Täuſchungen denkt, die mit der Jugend unzertrennlich verbunden ſind. Eine Gefährtin, vernünftig, Achtung gebietend durch ihre Tugenden und Kenntniſſe, ohne Nebenbuhlerinnen in der Kochkunſt und im Kuchenbacken, das iſt mein Ideal. Ja, Miſtreß, eine ſolche Frau, wie ſie

jeder Engländer oder Irländer seinen Nachbarinnen, seinen Freunden als Muster aufstellen kann."

Während dieses Gespräches war der abgesandte Bote zurückgekommen; er erschien mit triumphirender Miene, und das Antlitz der Wirthin leuchtete ungemein freundlich. Er legte etwas mit einem Briefe in die Hand des Dichters, es war — eine Guinee. Als Oliver das kalte Metall fühlte, wie es ohne melodischen Klang in seine Hand fiel, glaubte er in Ohnmacht sinken zu müssen. Glücklicherweise hatte er den forschenden Blick seiner Wirthin vermieden. Wie die geistreichen Leute doch oft so dumm sind, dachte er. Johnson ist wahrhaftig herrlich! eine Guinee für zweimaligen Miethzins! eine Guinee, das ist gerade der Preis für eine Flasche Madeira, und als hätte er eben die Schätze Perus erhalten, wandte er sich an seine Wirthin: „Gewiß, da Milady mir die Ehre erwies, mich zu besuchen, wird sie es auch nicht verschmähen, ein Glas Madeira mit mir zu trinken. Der Madeira, meine liebe Mistreß Jenny, ist uns beiden wohlthätig, er färbt mit höherm Roth die Wangen einer schönen Frau und begeistert den Dichter. Da, sagte er dem Diener und gab ihm die Guinee, geh', hole mir eine Flasche und behalte das Silbergeld, was man Dir herausgibt."

Und eilig knüpfte er wieder das Gespräch an, wo er es verlassen hatte, mußte auch Verleumdung dem verzweiflungsvollen Schuldner beistehen. „Ganz anders ist es mit mancher Frau; die Miß da, uns gegenüber, woher nimmt sie wohl die seidenen Kleider, die sie so kokett trägt? wird sie sie auch wohl bezahlen? ... Ich wette, sie zahlt sie gar nicht, oder ein Anderer bezahlt sie statt ihrer."

„Herr Doctor — wenn Sie Alles wüßten; sie ist dem Wirthe schuldig, dem Schneider schuldig, dem Holzhändler schuldig, dem mit den rothen Haaren, Sie kennen ihn ja wohl."

Da das Gespräch von Goldsmith einmal dahin gelenkt war, daß Mistreß Jenny die guten Eigenschaften ihrer Mitmenschen in's beste Licht stellen konnte, so durfte er sicher seyn, es werde nicht so bald stocken. Goldsmith wußte es noch überdem mit einem Witze zu führen, den er gewiß in keiner seiner Schriften in gleichem Maße entwickelt hat; ist es ja auch leichter, das größte Publikum mit Begeisterung zu erfüllen, als einer Gevatterin die Spitze zu bieten, der man Geld schuldet, und die zugleich habsüchtig, boshaft und verliebt ist. Oliver hatte Zeit, Johnsons Brief zu lesen; er schrieb ihm, sein Freund möge zu Hause bleiben, er werde im Laufe des Tages zu ihm kommen.

Goldsmiths Lage wurde indessen verwickelter; seine Wirthin schien eine bestimmte Erklärung herbeiführen zu wollen, und je weniger ungestüm sich die Gläubigerin zeigte, desto zärtlicher und dringender wurde die Frau von vierzig Jahren. Der Madeira kam und wurde getrunken; Mistreß Jenny drang immer mehr in den Doctor, ihr eine sehr unfreiwillige Liebeserklärung zu machen. Endlich, endlich erschien als Rettungsengel der Doctor Johnson. Die Schicklichkeit erlaubte Mistreß Jenny nicht, bei dem Gespräche der beiden Schriftsteller zugegen zu bleiben, und sie ging deßhalb etwas verlegen, daß sie ihre Schuld so rücksichtslos eingefordert hatte....

„Ach, Doctor," rief Oliver, „welcher Gefahr habt Ihr mich Armen entrissen, nur einige Minuten später und es wäre um meine Ruhe, meine Freiheit geschehen gewesen. Denkt Euch, theurer Freund, meine verzweifelte Lage; Gefangener war ich in meinem eigenen Zimmer und

in der Gewalt dieser Frau, die durchaus haben will, ich soll sie heirathen. Sie gesteht dreißig Jahre ein, aber urtheilt selbst, ist sie nicht bestimmt fünfundvierzig alt? sie hat mir meine Flasche Madeira fast ganz ausgetrunken."

„Wie! Madeira?"

„Die Guinee, Doctor, die Guinee, es blieb mir nur das einzige Mittel, sie zu besänftigen und Feindseligkeiten zuvorzukommen."

„Immer doch noch der Alte," murmelte der ernste Johnson; „Dichter und Narr will doch fast dasselbe besagen. Aber sagt doch, Ihr spracht mir von einem Buche, einem Manuscripte?"

„Ach Gott ja, ja, das ist der Vicar. Da ist er, ich habe ihn gestern vollendet, aber was nennt Ihr ein Buch, Doctor? gibt's wohl ein Buch ohne Verleger? wodurch unterscheidet es sich von einem Journal ohne Leser, von einem Redacteur ohne Blatt? Ja, einen Verleger dafür finden! einen Verleger, der das Manuscript gut bezahlt, das wäre ein Phönix, ein Einhorn, der Stein der Weisen, das Weib ohne Fehler, der Wechsler, der die Unterschrift des Poeten honorirt, das wäre der trefflichste aller Menschen, die je gelebt haben, leben und leben werden. Könnt Ihr mir einen Verleger dafür schaffen, so seyd Ihr mir ein Halbgott und ich will Euch in allem Ernste anbeten!"

„Laßt mich das Manuscript nur 'mal ansehen."

„Es ist ein lächerliches Ding, weil es gar zu klein ist, aber diese bescheidene Form ziemt meinem Vicar, das ist ein guter Mann. Der wird den Frieden der Welt nie stören; er treibt ein Amt des Friedens und der Versöhnung; er liebt sein Weib und seine Kinder, wie sie nie ein Mann geliebt hat. Er ist ein ächter Diener des Evangeliums, ich habe ihn nach der Natur gezeichnet, es ist das getreue Bild meines Vaters, der Prediger in Pallas, in der irländischen Grafschaft Longfort, war. Meine Absicht war nicht, daraus ein Buch zu machen, Gott nein, die Sachen machten sich so von selbst. Sechs und zwanzig Guineen dafür, Doctor, nur sechs und zwanzig Guineen; bietet der Buchhändler Euch auf Eure Empfehlung mehr dafür, so sagt ihm, das sey sehr unklug, ein Buchhändler müsse nie auf bloßes Zutrauen einen so theuern Kauf abschließen; poetische Bücher verkauften sich auch schlecht, er würde nichts dabei verdienen und kaum die Druckkosten dabei erübrigen."

Der Doctor Johnson hatte gleich in dem Manuscripte mit dem ächten Instinct eines Kunstfreundes etwas Schönes gewittert, nachdem er nur die erste Seite flüchtig überflogen und war davon geeilt, ohne weiter auf die Reden seines Schützlings zu hören. Der Buchhändler gab lediglich auf die Empfehlung des Redacteurs des Blattes **the Rambler** fünfzig Guineen dafür und legte es in einen Winkel seines Comptoirs. Erst sechs Monate später entschloß er sich, es zu drucken. Alle Welt wollte das Buch haben; es brachte ungeheure Summen ein und hat seinen Verfasser unsterblich gemacht.

Goldsmith starb auf dem Land im Alter von fünfundvierzig Jahren, erschöpft von schlaflosen Nächten, Arbeiten, Thorheiten; er war immer heiter und quälte sich nicht mit Sorgen; niemals hatte er sich verheirathen wollen.

Türkische Criminalgeschichte.

In den ersten Tagen des Januars fanden armenische Kaufleute, die früh Morgens ausgereist waren, um ihrem Handel nachzugehen, unfern den Thoren der kleinen Stadt Mielnik, welche auf der Heerstraße von Constantinopel nach Salonichi liegt, zu ihrem Schrecken die mit Blut bedeckten Leichen zweier Männer, die erst vor einigen Stunden Opfer eines Meuchelmords geworden zu seyn schienen.

Allgemein fragt man sich, von wem wohl dieser Doppelmord wieder begangen sey, denn schon früher waren lange Zeit hindurch die Bewohner des Paschaliks von Salonichi durch häufig vorgefallene Mordthaten, durch Plünderungen von Reisenden, ja von ganzen Caravanen in Schrecken und Angst versetzt. Umsonst hatte die Obrigkeit den Urhebern jener Verbrechen nachgespürt, es konnte nichts entdeckt werden; jeder, der eine Reise unternehmen mußte, war in Angst und Sorgen, und trotz des Fatalismus der Muselmänner wagte Niemand mehr eine Reise anders als wohlbewaffnet und in zahlreicher Begleitung anzutreten.

Mustapha, Pascha von Salonichi, ein entschlossener, thätiger Mann, wollte um jeden Preis diesen Räubereien ein Ende machen; er ließ also, nachdem er eine starke, bewaffnete Macht gesammelt hatte, alle Straßen aufmerksam bewachen und berichtete zugleich nach Constantinopel, welche Plage sein Paschalik heimsuche. In seiner Depesche erklärte er, daß nach den Berichten, die ihm zugegangen seyen, lakiotischen Albanesern, einer Völkerschaft ununterworfener Bergbewohner, die sehr roh und geneigt zu Plünderungen sind, alle diese Diebstähle und das vergossene Blut zugeschrieben werden müßten.

Die Sicherheitsmaßregeln des Pascha's und seine wachsame Thätigkeit blieben nicht ohne Erfolg; bald wurden die Räubereien seltener, dann schienen sie ganz aufzuhören und die Muhammedaner folgten von neuem ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit, und nahmen wieder die

Gewohnheit an, allein, ohne Geleit, faſt ohne Waffen, nur unter dem Schutze Gottes und ſeines Propheten zu reiſen.

Der zu Mielnik begangene Doppelmord weckte ſie wieder aus dieſer Behaglichkeit.

Die Leichen wurden bald erkannt, die eine war die eines von Conſtantinopel abgeſandten Courriers, die andere die eines der Tataren, welche die Courriere zu begleiten pflegen und einige Erſatzpferde am Zügel führen. Der Aga von Mielnik, begab ſich an den Ort, wo die Opfer des Verbrechens lagen und ſchritt zu einer erſten Unterſuchung. Man fand bald, daß der Courrier durch einen Piſtolenſchuß getödtet ſey, die Kugel hatte ihn nahe am Herzen getroffen, der Tatar war mit einem einzigen Hiebe des Yatagans zu Boden geſtreckt worden. In den Kleidern Beider fand man weder Silber, noch Gold, noch Ringe oder andere ſolche äußere Zier, wie ſie die Türken leidenſchaftlich lieben.

Zu Anfang fiel der Verdacht gleich wieder auf die Albaneſer, und dieſer Verdacht war um ſo wahrſcheinlicher, als man die Pferde nicht wieder fand, die in jenen Gegenden meiſtens ſo an ihre Herren gewöhnt ſind, daß ſie ſelbſt die Leiche ihres Reiters nicht verlaſſen. Doch bald wurde dem Aga berichtet, in der Stadt habe man vier gezäumte und geſattelte Pferde gefunden.

Dieſer Umſtand ſchien auf die Vermuthung hinzuleiten, ein Einwohner der Stadt habe den Mord begangen, doch blieb der Aga überzeugt, Albaneſer ſeyen wiederum die Urheber des Verbrechens. Muſtapha, der Paſcha von Salonichi, dem gleich Meldung gemacht war, theilte die Meinung des Aga's, machte ſich mit einer zahlreichen Abtheilung Reiter auf den Weg und traf in größter Eile in der kleinen Stadt Mielnik ein.

Bei Sereſki, dem reichſten und angeſehenſten Kaufmann der Stadt, dem Muſtapha ſehr gewogen war, ſtieg er ab. Nach den erſten Augenblicken der Ruhe verlangte der thätige Paſcha, alsbald in die Moſchee geführt zu werden, wohin man einſtweilen die Leichname gebracht hatte. Die Wuth und der Schmerz Muſtapha's waren gränzenlos, als er in der blaſſen Leiche des Courriers, Saïd-Mehemed, ſeinen beſten Freund, ſeinen einſtigen Waffengefährten, erkannte, der ihm in dem Feldzuge wider die Ruſſen zweimal das Leben gerettet hatte.

Doch vergoß Muſtapha keine Thräne, er zerriß ſeine Kleider nicht und rauſte nicht die Haare ſeines Bartes aus, aber er richtete mit der ſtrengen Frömmigkeit eines ächten Muſelmannes ſeine Gedanken zum Propheten und flehte um Rache für ſeinen feige gemordeten Bruder. Vier Tage verfloſſen, ohne daß die zahlreichen Spione, die der Paſcha nach allen Seiten ausſandte, ihm irgend ſichere Kunde bringen konnten; nirgends hatte man Albaneſer geſehen und man wußte nicht, ob Mehemed Ueberbringer einer Geldſumme oder nur einer Depeſche geweſen war.

Am Morgen des fünften Tages erhielt der Paſcha Nachricht aus Conſtantinopel, Saïd-Mehemed habe 400,000 Piaſter in Gold bei ſich gehabt, die dazu beſtimmt waren, den Truppen des Paſchaliks Salonichi als Sold ausbezahlt zu werden. Nach Empfang dieſer Kunde ſchien es leichter zu ſeyn, die Mörder zu entdecken, da es wahrſcheinlich war, daß ſie, Herren einer ſolchen Summe, ſich ſelbſt durch Verſchwendungen verrathen würden Er ließ alſo ſorgſam alle Juden und

Armenier überwachen und vertheilte Spione in alle Caravanserais, Caffeehäuser und öffentliche Orte; dann durchstreifte er selbst, an der Spitze seiner Reiter die weiten Gebirge, welche an Griechenland gränzen, und ließ alle Einwohner verhaften, welche der Verbindung mit Albanesern oder griechischen Klephten verdächtig schienen. Doch waren alle diese Maßregeln vergeblich und der Pascha überzeugte sich bald, daß auf diese Weise die Mörder wohl nie entdeckt werden würden; er kehrte also mit seinen Reitern aus den Gebirgen nach Mielnick zurück und nahm wieder seine Wohnung bei dem Armenier Sereski. Auch in dem Städtchen selbst hatte man noch immer keine Spur entdecken können und Mustapha verlor fast ganz die Hoffnung, den Mörder Saïd-Mehemeds bestrafen zu können.

Sein armenischer Wirth hatte eine kleine Tochter von ungefähr acht Jahren, deren Unbefangenheit, Anmuth und munteres Wesen allein den Trübsinn Mustapha's zerstreuen konnten. Eines Tages breitete das Kind sein Spielzeug vor ihm aus, er aber lag nachläßig auf einem Divan und schien seinen gewöhnlichen düstern Gedanken nachzuhängen. Plötzlich fielen seine Blicke auf einen Saphir, der in einen goldenen Ring gefaßt war, mit dem das Kind spielte. Mit bebender Stimme fragte er die Kleine, woher sie den hübschen Ring habe. Sie antwortete, er sey ihr nicht geschenkt worden, sie habe ihn weggenommen, aber er solle deßhalb nicht mit ihr schmollen, der Vater habe ihn, als er seine Kostbarkeiten in eine Kiste gepackt habe, fallen lassen, und sie habe ihn nur aufgehoben, um ein schönes Spielzeug mehr zu besitzen.

Der Pascha erhielt leicht von dem Kinde den Ring in Tausch gegen ein anderes Kleinod.

Im Besitz des Ringes, ließ der Pascha den Armenier Sereski zu sich bescheiden. „Ungläubiger Hund," donnerte er ihm entgegen und zeigte ihm den Saphir, „woher hast Du diesen Ring? wie ist er in Deinen Besitz gekommen?" Verwirrt über diese harte Anrede, gewann Sereski doch bald wieder seine Fassung und antwortete ruhig, er habe ihn von einem Albaneser gekauft. „Wer ist dieser Albaneser?" fragte der Pascha, „ich muß es wissen; Du mußt es sagen, oder es gilt Dein Leben, denn dieser Saphir gehörte mir einst, ich schenkte ihn Saïd-Mehemed, der ihn immer am Finger trug. Sprich Sereski," fuhr er mit fast erstickter Stimme fort, „sprich aus, woher Du ihn hast, nenne mir den Mörder und bestimme dann selbst, wie hoch Du belohnt seyn willst." Aber eben so unnütz als die Drohungen, waren alle Bitten des Pascha's; Sereski warf sich vor ihm auf die Knie nieder und betheuerte, er habe den Ring von einem Albaneser, den zu nennen ihm Eid und Gewissen verböten; er endigte seine Betheurungen damit, daß er dem Pascha alle seine Reichthümer anbot und nur die einzige Gunst verlangte, ungehindert das Paschalik verlassen zu dürfen. Aber Mustapha wollte um jeden Preis den Mörder seines Freundes kennen, rief Wachen herbei und trotz aller seiner Bitten wurde Sereski in einen Kerker geworfen.

Der Kadi von Mielnik schritt alsbald zum Verhör des Armeniers. Sereski behauptete mit unerschütterlicher Festigkeit, er habe den Ring von einem Albaneser gekauft, dessen Namen und Wohnung er nicht mehr kenne; eine Durchsuchung seines Hauses blieb ohne Erfolg, und

dem Kadi schien nichts mehr übrig zu bleiben, als seine Zuflucht zur Bastonade zu nehmen, wie in früherer Zeit in Deutschland oder Frankreich bei beharrlichem Leugnen eines Angeschuldigten die Richter auch keinen Anstand nahmen, die Folter anzuwenden, oder, wie man sich glimpflicher ausdrückte, den Inquisiten peinlich zu befragen. Die ersten Hiebe ertrug Sereski geduldig, doch wurden seine Schmerzen bald heftig; er zitterte convulsivisch, ward leichenblaß und biß vor Verzweiflung in die Erde; trotz seiner Anstrengung, keine Klage hören zu lassen, entflohen seiner Brust rauhe, unartikulirte Schmerzenslaute, und er schien fast unter den Händen seiner Peiniger zu sterben; endlich hörte man auf zu schlagen; die fürchterlichste Qual hatte ihm kein Geständniß erpressen können.

Auch seinen Dienern hatte der Kadi die Bastonade geben lassen, aber sie waren nicht so standhaft, als ihr Herr. Einige thaten halbe Geständnisse, andere sagten aus, ihr Herr besitze einen verborgenen Schatz; mehre bezeichneten sogar das Versteck, in welchem er sich befinde. Der Kadi begab sich auf diese Aussagen hin in das Haus Sereskis, ließ an dem bezeichneten Orte die Erde forträumen und fand dort eine Kiste mit Kleinodien, worunter die des Courriers und seines Tataren erkannt wurden; außerdem lagen noch in der Kiste 400,000 Piaster in Gold, die Sereski dem Ermordeten abgenommen hatte. —

Solchen überzeugenden Beweisen gegenüber leugnete der Armenier nicht mehr, und gestand ein, einer seiner Geschäftsfreunde in Constantinopel habe ihm Nachricht von der Absendung einer bedeutenden Geldsumme an den Pascha gegeben, und er habe darauf, von irgend einem bösen Geiste gereizt, oder vom Schicksal getrieben, in der Nacht dem Courrier auf der Landstraße aufgelauert und ihn mit einem Schusse niedergestreckt; dann habe er sich auf den Tataren geworfen, der abgesessen sey, um seinem Herrn zu Hilfe zu kommen, und ihn mit einem Hiebe seines Yatagans getödtet. Sereski leugnete beharrlich, je irgend ein anderes Verbrechen begangen und bei diesem einen Mitschuldigen gehabt zu haben; die Bastonade, Hunger, Durst, Entziehung des Schlafes, die man ihn nach und nach erdulden ließ, preßten ihm weiter keine Geständnisse ab.

Der Kadi verdammte Sereski darauf zur Strafe des Pfählens. Doch hatten die vielen Qualen, welche ihm Geständnisse erpressen sollten, ihn so erschöpft, daß er im heftigsten Fieber darniederlag und die Aerzte an seinem Aufkommen fast verzweifelten. Nach türkischen Gebräuchen darf ein Kranker nie die Todesstrafe erleiden, sondern muß erst ganz wiederhergestellt seyn. So wurde denn bis zu seiner Herstellung die Execution aufgeschoben, und die Aerzte widmeten ihm die größte Sorgfalt. Von dem Tage an, wo es gewiß war, er würde wieder genesen, standen immerwährend sechs Schildwachen in seinem Gemache, nach dem Ausspruche des Propheten: „Der schuldige Verurtheilte wird keinen Menschen mehr sehen, er wird das Antlitz Gottes nicht mehr sehen, die Worte der Propheten und Auserwählten nicht hören, das Eden wird ihm auf immer verschlossen seyn. Seine Augen werden sich nicht im Antlitz der Houris spiegeln, sie werden ihm niemals lächeln. Er wird nicht zu des Himmels Freuden eingehen, sondern die Beute des Iblis (Satans) und der Schajtams (Dämonen) werden, und seine Wohnung wird Djemen (die Hölle) seyn. Laßt ihm also seine letzten Augenblicke für die Menschen."

Die Krankheit Sereſki's hatte mehre Wochen gedauert, und ſeine Angehörigen benutzten dieſe Friſt zu allen möglichen Verſuchen, den unbeugſamen Paſcha von Salonichi zu beſtechen; es war vergeblich. Eben ſo blieben ihre Bemühungen, in Conſtantinopel eine Milderung des Urtheils für den Armenier zu erwirken, ohne günſtiges Reſultat. Der Sultan beſtätigte den Spruch des Kadi von Mielnick, und befahl noch außerdem, alles Beſitzthum Sereſki's ſolle confiscirt und in fünf Theile für die Kinder des ermordeten Courriers und des Tataren, und in einen ſechsten für die kleine Tochter Sereſki's getheilt werden.

Am dritten Mai wurde das Urtheil an dem Armenier vollſtreckt; Sereſki, ganz wieder geneſen, wurde am frühen Morgen dieſes Tages benachrichtigt, daß die letzten Stunden ſeines Lebens gekommen ſeyen; er lächelte bitter bei dieſer Kunde, dann kleidete er ſich ſtumm in ſeine reichſten Gewänder und erwartete ruhig die Stunde ſeiner Hinrichtung. Von Soldaten geführt, ging er feſten Schrittes durch die Stadt, an dem Hauſe vorbei, wo man ſeine kleine Tochter untergebracht hatte, doch er wollte ſie, die er das Werkzeug ſeines Todes nannte, nicht ſehen.

Die Todesqual des Unglücklichen dauerte ſehr lange; Abends wurde ſeine Leiche vom Pfahl herabgenommen, in Stücke gehauen und die Glieder auf allen Landſtraßen, die nach Mielnik führen, zerſtreut.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von Varnhagen von der Ense.

Dritter und vierter Band. Mannheim. Verlag von H. Hoff.

Indem Referent von seinem Vorgänger, welcher den ersten und zweiten Theil der Denkwürdigkeiten Varnhagen's in dieser Zeitschrift recensirte, durch seine Ansicht über die größere Bedeutung des Verfassers in jetziger Literatur vollkommen abweicht, verkennt er in keiner Weise das Geschick Varnhagen's von der Ense, eine gefällige Seite den Ereignissen, die er erlebte, abzugewinnen, und seine Anschauungen aus der nächsten Vergangenheit in ungezwungener und anziehender Erzählung darzustellen. Absichtliche Entstellung findet sich bei ihm eben so wenig wie jene veraltete Phraseologie, die seit 1813 in der Mode war, und hin und wieder noch immer bei den Schriftstellern zu erkennen ist, welche jene Zeit von 1805 an behandeln, seitdem die Deutschen aus ihren früher gewohnten Verhältnissen mit Gewalt herausgerissen wurden. Varnhagen nahm außerdem, während der napoleonschen Herrschaft an den hauptsächlichsten Bestrebungen Theil, die fremde Regierung von deutschem Boden zu verdrängen; somit gerieth er in eine Menge Verbindungen, die ihn in Stand setzten, gegenwärtig interessante Aufklärungen über die Triebfedern der Ereignisse, über die Charaktere der handelnden Personen u. s. w. zu ertheilen. Dagegen fehlt ihm der historische Styl, dem freilich die behagliche Weitläufigkeit eines Memoirenschriftstellers widerstrebt; außerdem verweilt er überall mit Selbst-

zufriedenheit bei der Schilderung von Personen und Verhältnissen, welche dem deutschen Publikum höchst gleichgiltig seyn müssen, wenn dasselbe, als über das Weichbild von Berlin hinausreichend gedacht wird, worin der Verfasser, wie es scheint, einen Mittelpunkt für unsere geistigen und materiellen Interessen gefunden zu haben glaubt.

Alle diese Bemerkungen wird man in vorliegendem Werke bestätigt finden. Es enthält Einzelnes von Interesse, über Stein, Tettenborn u. s. w. viel Gleichgültiges, und mehre Abschnitte, welche sehr schön, aber desto langweiliger sind. Der dritte Theil der Denkwürdigkeiten Varnhagen's von der Ense beginnt mit einer Darstellung seiner Verhältnisse während der Universitätsjahre in dem Augenblicke, als die siegreichen französischen Heere das nördliche Deutschland überschwemmten. Eine solche Lebenszeit, wo weder selbstständige Ansicht noch abgerundeter Charakter bei dem Helden der Darstellung stattfinden kann, vermag kein höheres Interesse zu gewähren; die meisten unter solchen Verhältnissen angeknüpften Verbindungen mit Leuten, die später in ihrem beschränkten Kreise den officiellen Beruf sehr wohl erfüllt haben mögen, allein über ihre engen Grenzen nicht hinausgekommen sind, ist für das Publikum gleichgiltig. Das einzige Interesse, welches dem gegenwärtigen Leser aus einer solchen Schilderung sich bieten kann, liegt in dem Treiben der damaligen Jugend, welche ungeachtet der äußern, durch die Weltereignisse herbeigeführten Störungen ruhig philosophirte und Verse machte, als die Schlegel spanische Phrasen und Formen nach Deutschland verpflanzen wollten, als Wolf viel Scharfsinn auf die Verleugnung einer historischen Person verwandte, an deren wirklicher Existenz durchaus nichts gelegen ist, und als Fichte einen Staat construirte, der alle Erfahrung und gesunde Natur auf den Kopf stellte. Kurz man erkennt die damalige Richtung, woraus so manche Dialektiker hervorgingen, denen es weniger um die Sache, als um die vortheilhafte Seite zu thun war, die man bei der Darstellung oder beim Disputiren einem Gegenstande abgewinnen konnte (Schleiermacher). Auch hat der Verfasser Personen mit Interesse geschildert, deren Namen jetzt bis auf die Lesebibliotheken abgelegener Landstädte verschollen sind, wie Frau von la Motte Fouqué; vielleicht wären Notizen über Spieß und Cramer bei weitem anziehender. — Wahres historisches Studium war damals etwas Fremdartiges; nur der Verfasser scheint, so weit es bei jenen Verhältnissen möglich war, hierin eine rühmliche Ausnahme gemacht zu haben, und war sogar im Urtheile über die französische Revolution einem berühmten Staatsmanne (Stein) überlegen, der erst in der Verbannung ein näheres Studium dieser Ereignisse begann. Dieß ergibt sich aus einer Stelle der Denkwürdigkeiten. — Ein Besuch bei Jean Paul enthält zwar manches Charakteristische, und ist gefällig dargestellt, allein die Breite des Verfassers macht einen unangenehmen Eindruck; zwei andere Aufsätze, welche die Anschauungen aus einem andern Kreise, als worin sich der Verfasser gewöhnlich bewegte, mit aller Frische und Wahrheit wiedergeben, sind dagegen desto anziehender. Der erste betrifft Schwaben, der zweite Westphalen; lokale Wahrheit und wahre Charakterschilderung fällt bei beiden in die Augen. Man erkennt den gewandten und erfahrenen Mann, der alle Erscheinungen sogleich aufzufassen, und vom selbstständigen Standpunkte zu beurtheilen versteht. — Wie schon bemerkt, mißlingt dagegen dem Verfasser die historische Darstellung; sein Styl, geglättet, einförmig und weitläufig, würde sich gewiß für den Bericht eines Officiers vom Generalstabe, der zur Veröffentlichung bestimmt wäre, oder zur officiellen Darstellung einer politischen

Relation eignen; für Geſchichtſchreibung iſt er zu dünn und zu wenig gedrängt. Die Aufregung und der Aufſtand Hamburgs im Jahre 1813, die Operationen des General Tettenborn, die ſpätere Bedrängniß der Hanſeeſtadt, ein Theil des Feldzuges in Frankreich, Alles dieß iſt in einem Tone erzählt, der in einem äſthetiſchen Thee ſicherlich am paſſenden Orte wäre. Außerdem enthält der Aufſatz nichts Neues von Bedeutung.

Was den vierten Theil der Denkwürdigkeiten Varnhagen's betrifft, ſo iſt dieſer offenbar der ſchwächſte des ganzen Werkes. Er enthält größtentheils Biographiſches und Critiken. Die Biographien ſchildern faſt ſämmtlich Perſonen, die dem Verfaſſer, aber nicht dem Publikum intereſſant geweſen ſind. Z. B. Mad. Robert und andere Berühmtheiten der Berliner Theegeſellſchaften. Theilweiſe hat er ſich ſogar die Sache bequem gemacht, und anſtatt ſelbſt zu ſchreiben, überſetzt. Z. B. die bekannte Geſchichte von dem Verſuche, Lafayette aus Brünn zu befreien, die vor einigen Jahren in beinahe allen deutſchen Zeitſchriften überſetzt zu leſen war, oder ein Stück aus Fleuris Memoiren über Condorcet und Tilly. Jener Schauſpieler, dem ſein Theater français mit deſſen Foyer und der damit zuſammenhängenden Geſellſchaft Mittelpunkt oder Welt war, hat in ſeinen ſonſt höchſt intereſſanten Memoiren die Bedeutung und Stellung des erſtern natürlich nicht begriffen, und was den zweiten betrifft, einen der verächtlichſten Roués der verdorbenen Zeit des alten **regime**, welcher die Frechheit gehabt hat, ſeine Schändlichkeiten der Welt in Memoiren zu erzählen, von der ſogenannten liebenswürdigen Seite dargeſtellt. Man muß ſich um ſo mehr wundern, daß Varnhagen von der Enſe dieſe Schilderung aufgenommen hat, da bald darauf die eines Geiſtesverwandten vom Grafen Tilly, die des Herzogs von Richelieu, in wahren Farben folgt. — Am intereſſanteſten ſind die Notizen über Carl Philipp Moritz, einen Romandichter, der nicht mehr ſo geleſen wird, wie er es verdiente, und über Leuchſenring, einen Literaten am Ende des vergangenen Jahrhunderts, der die damalige, gutmüthige Unerfahrenheit der Deutſchen auf anziehende Weiſe praktiſch an ſich erläutert hat. E begann nämlich mit der Lächerlichkeit, daß er als Jeſuitenriecher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auftrat, mit Nicolai, Bieſter und Andern einen furchtbaren Lärm von einem Ende Deutſchlands bis zum andern zu einer Zeit anſtimmte, in welcher der von ihm bekämpfte Feind das Hirngeſpinſt ſeiner Einbildungskraft war. Politiſche gutmüthige Schwärmerei nach Idealen war ferner bei ihm mit der Sentimentalität eines Siegwart oder Werther verflochten, und er trug Sorge, beide praktiſch auszubilden. Er ging nämlich eine Ehe ein, die ſein äußeres Glück untergrub, und begab ſich beim Ausbruch der Revolution nach Paris, wo er natürlich unſanft aus ſeinen Träumereien erwachte, als die Staatsumwälzung ſich dem Charakter und den Leidenſchaften der damaligen Menſchen gemäß ausbildete. Uebrigens war er ſo ehrlich, bei ſeinen Träumereien, ungeachtet ſeiner drückenden Lage, zu bleiben; er wies alle Staatsämter zurück, die ihm verſchiedene der herrſchenden Parteien boten. — Was endlich die Recenſionen betrifft, die früher in der ſogenannten „wiſſenſchaftlichen Critik“ abgedruckt waren, ſo hätte der Verfaſſer beſſer gethan, ſie gänzlich wegzulaſſen. Beurtheilungen, die nur für den Augenblick, und in Hinſicht auf einen beſtimmten Stoff Intereſſe gewinnen, gehören in kein größeres Werk, ſondern in die Literaturzeitungen, an denen in Deutſchland wahrhaftig kein Mangel iſt. Es iſt eine bequeme Manier, Beurtheilungen, die bereits in einer Recenſiranſtalt ihren Platz gefunden haben, wieder abdrucken zu laſſen, und ſomit einen Band zu füllen.

Wir ſcheuen uns übrigens, über die Recenſionen des Verfaſſers etwas zu ſagen; Critiken über Critiken könnte zuletzt eine Progreſſion bis in's Unendliche bilden. — Das Werk ſchließt mit der Ueberſetzung von Saint Martin's Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, über deren Aufnahme Referent ſich um ſo mehr gewundert hat, als das leicht anzubringende Philoſophiren über Thatſachen, wobei man auf einem Beine oder gar auf dem Kopfe ſteht, ſonſt eben nicht die Sache des Verfaſſers iſt. **K—p.**

Miscellen.

Die Münchener geben ihren Deputirten doch Zeit, ſich würdig auf Feſtlichkeiten vorzubereiten; zu dem im Jahre 1840 ſtatt findenden typographiſchen Feſte ſind als Repräſentant der Buchhändler der Hofbuchhändler Bayer, und als Protectoren der Buchdrucker die Profeſſoren von Schelling, Maßmann und Thierſch ernannt. Dieſe Herren haben alſo volle zwei Jahre Zeit, an das Improviſiren von Reden und an Toaſts zu denken.

— Von Savoye's **Panorama de l'Allemagne** iſt die erſte Lieferung in Paris erſchienen; ſie enthält eine Einleitung über den allgemeinen Charakter Deutſchlands, dazu Bemerkungen über deutſche Muſik von J. Mainzer, der ſich um die Ausbildung des Geſanges in Paris ſo große Verdienſte erwirbt, eine Beſchreibung des Schloſſes Rheinſtein, von Savoye ſelbſt, und einige Notizen über Göthe's Jugendleben.

— Ganz Berlin für fünfzehn Silbergroſchen, nämlich einen „neueſten und vollſtändigſten Wegweiſer durch Berlin „für Fremde und Einheimiſche", hat Alexander Koſmar herausgegeben.

— Die Aerzte Plom und Florens haben ein Buch über Talleyrand, ſein öffentliches Leben, ſein Privatleben, ſeine Gewohnheiten, ſeine Neigungen, ſeine letzten Augenblicke, über die Oeffnung ſeiner Leiche, und die Einbalſamirung derſelben, nebſt der Beſchreibung des Leichenzuges, der phrenologiſchen Beobachtungen ſeines Schädels, und vielen, bisher unbekannten Anecdoten, herausgeben. Die beiden Aerzte glaubten darin Beruf, „Memoiren" über Talleyrand zu ſchreiben, finden zu müſſen, daß ſie ſeine Leiche geöffnet, und einbalſamirt hatten.

— Bei Schröder in Berlin ſind einige Lieferungen einer neuen franzöſiſchen Zeitſchrift „**le Salon, revue de la littérature française, moderne**" erſchienen, die ihre Leſer mit den beſten Erzeugniſſen neuer franzöſiſcher Schriftſteller bekannt machen will. Die Auswahl in den erſten beiden Heften iſt aber nichts weniger als gut zu nennen, eine ſogenannte artiſtiſche Beilage, das Portrait von Jules Janin iſt der Art, daß der Abconterfeite mit Fug und Recht gegen Herrn Schröder eine Injurienklage einreichen laſſen könnte.

— Ein Münchener Blatt theilt folgende Anzeige mit: „Wir bringen hiemit zur Anzeige, daß die königl. Hofmuſik, unter Leitung ihres Capellmeiſters, Herrn Franz Lachner, heute 10 Uhr in der Metropolitan-Pfarrkirche den Trauergottesdienſt, und zwar mit dem weltberühmten Requiem Mozart's, ihres verſtorbenen Collegen Staudacher abhalten wird.

— Johann Sporſchill hat eine Broſchüre, „Verſuch eines directen Beweiſes der Rechtmäßigkeit der Todesſtrafe" geſchrieben. Der Beweis wird ihm wohl etwas ſchwer werden.

— Die zu Paris erſcheinende „**revue britannique**" enthält in ihrem neueſten Hefte eine ſehr günſtige Recenſion der beachtenswerthen Arbeit Künzels „Muſterſammlung deutſcher Proſa, von Ulfilas bis auf die neueſte Zeit.

— Von der Ausgabe des Gil Blas mit Vignetten von Gigoug ſind 17,000 Exemplare abgeſetzt worden; binnen Kurzem erſcheint eine neue Auflage.

III.

Bildende Kunst.

Miscellen.

In München wird nächstens Dominic Quaglio's höchst ausgezeichnete Kupferstichsammlung versteigert werden.

— Gropius in Berlin hat in seinen Dioramen ein Bild ausgestellt, das in Berliner Blättern sehr gelobt wird. Es ist das Innere der Kirche Sanct Maria in Capitolio zu Cöln, eines sehr schönen Bauwerks im byzantinischen Styl. Die äußerst künstlich wechselnde Beleuchtung hebt das Gemälde, und bringt eine treffliche Wirkung hervor. Zuerst sieht man die Kirche in der Abenddämmerung, dann werden die Kerzen angezündet, Priester und Chorknaben stehen vor dem Altar. Die Kirche ist mit vielen Menschen gefüllt. Dann erlöschen die Kerzen, und das weite Gebäude füllt sich mit tiefer Dunkelheit. Nach und nach tritt Morgendämmerung, purpurnes Frühlicht und hellster Sonnenglanz ein, der die ganze Architectonik der Kirche in den schönsten Umrissen erkennen läßt.

— Die Freunde der Herzogin von Abrantes wollen ihr auf dem Kirchhofe des Pere Lachaise ein einfaches Grabmal setzen lassen; der General Lallemand, der ehemalige Adjutant Junots, steht an der Spitze des Comités, das sich gebildet hat, die Beiträge dazu in Empfang zu nehmen.

IIII.

Theater.

Das Weimar'sche Hoftheater hat sich auch während der Abwesenheit des regierenden Hauses eines guten Repertoirs zu erfreuen gehabt. Unter den neuen Stücken erregten die Kinder Eduards vorzügliches Interesse, obschon man mit dem Eindruck des letzten Aktes keineswegs zufrieden gestellt war. Zum Schluß der Saison wird ein neues Stück von Immermann erwartet, sowie die Ueberraschungen, eine dramatische Arbeit von Friedrich Peucer. Vor Kurzem gastirte daselbst ein Herr Lippe vom Darmstädter Theater in Charakterrollen, und gegenwärtig Hr. Häser, vom Fürstlich Lippe-Detmolder Theater, als jugendlicher Held. Auch ist Fräulein Clara Krüger, Tochter des bekannten Berliner Künstlers, der jetzt ebenfalls in Weimar lebt, mit großem Beifall zuerst auf der Bühne, als Kätchen von Heilbronn, erschienen. Man hört, dieses jugendliche Talent wolle sich für die Oper bestimmen, und zu diesem Behuf nächstens nach Paris gehen.

— Das bisherige Theater zu Gotha befand sich in einem der Hauptpavillons des herzoglichen Schlosses. Der Raum war hier ziemlich beengt; auch drohten die leichte Coulissen- und Bretterwelt den benachbarten trefflichen Sammlungen an Gemälden und Kunstgegenständen aller Art auf dem Schlosse vielfache Gefahr. Seit mehr als einem Jahre wird bereits an dem

neuen ſtattlichen Theater in der Nähe des Siebeleber Thores gebaut. Schon erhebt es ſich in ungeheuern Steinmaſſen feſtungsähnlich. Schlanke Säulen, Kapitäle, Metoxen, Dachziegel und Frontons liegen in buntem Gemiſch auf grünem Raſenteppich umher, und cyclopiſch ertönt der Hammerſchlag von mehr als hundert Arbeitern. Mit dem 2. Januar kommenden Jahres gedenkt man die neue Bühne, die wohl bald mit der Weimariſchen rivaliſiren wird, zu eröffnen. Der Herzog von Gotha wird jährlich einen Zuſchuß von 30,000 Thalern für dieſes Theater verwilligen.

Margarethe.

Margarethe iſt die lange erwartete Oper des jungen Boieldieu; ſie wurde am 15. Juli zum erſten Male auf der Opera-comique gegeben, und entſprach im Allgemeinen den günſtigen Erwartungen, die man von dem Erben eines in der muſikaliſchen Welt ſo berühmten Namens wohl hegen durfte.

Den Text dazu ſchrieb Scribe, ohne den in Paris nun einmal kein Text möglich iſt. Die Oper ſpielt in Deutſchland, und ſoll eine Art Freiſchüz, aber ohne Teufelsſpuk, ſeyn.

Der Jäger Richard hat freilich keinen Pact mit dem Teufel geſchloſſen, treibt aber doch ein Handwerk, das in einem civiliſirten Staate nicht füglich geduldet werden kann, er mordet nämlich Reiſende, um ſie zu plündern, und bringt zulezt auch ſeinen Mitſchuldigen zu ewigem Schweigen. Kurz er iſt ein tüchtiger Opernböſewicht, und hat nur die eine gute Eigenſchaft, Neffe des mächtigen Amtmanns zu ſeyn. Margarethe, ein ſchönes junges Mädchen, will einen Soldaten Chriſtian, mit dem ſie ſchon drei Jahre verſprochen iſt, heirathen. Da fällt in der Gegend ein ſchrecklicher Mord vor, viele Anzeichen laſſen Margarethe vermuthen, ihr Bräutigam ſey der Mörder; ſchon ſind die Gerichte auf ſeiner Spur. Es gibt nur ein Mittel noch, ihn zu retten, und Margarethe will ſich opfern, um ihren ſchuldigen Geliebten zu befreien; ſie verſpricht, den Neffen des Amtmanns zu heirathen, wenn er nicht weiter über den Mord nachforſchen will.

Die Trauung wird, wie das in Scribe'ſchen Opern Sitte iſt, ſehr ſchnell vollzogen, aber kaum iſt die heilige Ceremonie beendigt, ſo kömmt Chriſtians Unſchuld an den Tag. Ihr Gatte iſt der Schuldige; die kurze Ehe wird für ungiltig erklärt, und Margarethe ihrem Geliebten zurückgegeben.

Dieſes Sujet bietet einiges Intereſſe dar, und die Muſik ſchließt ſich ſehr gut der Handlung an. Iſt auch Boieldieu's Talent noch nicht vollſtändig ausgebildet, ſo kann man doch ſchon in ihm Keime der herrlichen Eigenſchaften, der Anmuth, Friſche und Ideenfülle nachweiſen, die ſeinen Vater ſo ſehr auszeichneten. Oft freilich wäre der Muſik mehr Kraft und Feſtigkeit zu wünſchen, aber das wird, darf man hoffen, die Zeit noch bringen; der junge Componiſt iſt kaum zwanzig Jahre alt.

Theater-Burattini.

Außer der großen Oper, die ſo ſchön am Ufer der Tiber mit ihren gelben Wellen liegt, beſizt Rom auch die Opera-buffa, ein Schauſpielhaus, einen Cirkus für Kunſtreiter, die ohne Weiteres ihre gelehrten Pferde und ihre militairiſchen Evolutionen im Mauſoleum des Auguſtus produciren, dann haben noch die Freunde des derben Volkswizes das Theater Palla Corda, wohin Signor Policinello ſeine Bewunderer zieht.

Aber die theatraliſchen Vergnügungen ſind zu Rom nicht allein den Erwachſenen vorbehalten, auch die Kinder haben ihr Theater, das Theater Burattini zieht jeden Abend eine große Maſſe von noch

jugendlichen Zuſchauern anz doch wird es auch von Männern und Frauen beſonders aus den untern Volksklaſſen ſehr häufig beſucht, da es ſehr unterhaltend und ungemein billig iſt. Der Director dieſes Theaters iſt ein wahres Glückskind, auf dem der beſte Segen ſichtbarlich ruht. Nie ſetzen ihn Schnupfen, Kopfſchmerzen und die unheilbarſte Krankheit: böſer Wille in die traurige Nothwendigkeit, das Repertoir verändern zu müſſen, denn ſeine Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Tänzer, Tänzerinnen, Choriſten ſind Holzpuppen, welche durch künſtliche Mittel trefflich geleitet werden.

Der Director hat hinter den Couliſſen zwei oder drei erfinderiſche Menſchen, die er beſoldet, und die bald die Stimmen des Helden, bald die Böſewichts, oder Liebhabers oder Anderer nachzuahmen wiſſen.

Ich ſah dort den Don Juan Molière's in's Italiäniſche überſetzt aufführen. Er wurde mit vieler Pracht gegeben; das Orcheſter beſtand aus ungefähr zwölf Inſtrumenten, und war gerade nicht ſchlecht; die Geſänge wurden von Choriſten der Oper, die zu dieſer Zeit nicht beſchäftigt waren, vorgetragen.

Scribe iſt der Lieblingsdichter jenes Theaters, ſein Fra Diavolo (ohne Aubers Muſik), erregt jedes Mal Enthuſiasmus, und in ſeiner Vernunftheirath floßen immer reichliche Thränen. Kotzebue und unſre Madame Birch-Pfeiffer ſcheinen aber noch nicht bis zu dieſen Marionetten gedrungen zu ſeyn.

Directorqualen.

Mehre Mitglieder des Verwaltungsausſchuſſes der Comédie Françaiſe ſandten dem Redacteur eines Journals, der ſie einer Intrigue gegen den Hrn. Bedel, zeitigen Director jenes Theaters, beſchuldigte, folgenden Brief:

„Mein Herr!

Sie haben in Ihrem geſtrigen Blatte von einem Complotte geſprochen, das eine rührige Minderzahl angezettelt habe, um Herrn Bedel die Direction des Theaters français zu nehmen. Dieſe rührige Minderzahl, welche aus der Majorität des Verwaltungsausſchuſſes beſteht, hat wirklich Schritte bei Herrn Bedel gethan, um ihn ohne alles Aufſehen dahin zu vermögen, daß er ſeine Entlaſſung nehme, da er unfähig iſt, der Verwaltung vorzuſtehen, was ſelbſt die Societairs, die ſich für ſeine feſteſten Stützen erklären, zugeben.

Herr Bedel, der ſein eigenes Intereſſe nicht beſſer, als das unſerige zu kennen ſcheint, hat zu einer Oeffentlichkeit ſeine Zuflucht genommen, welche wir gerne vermieden hätten. Er will Lärm, ſey es darum, er ſoll zufrieden geſtellt werden. Aber wir meinen, das beſte Mittel unſre Intrigue zu entlarven, wäre wohl geweſen, wenn er uns über ſeine Verwaltung von fünfzehn Monaten eine Ueberſicht vorgelegt hätte, die unſere Bitten und Klagen ihm noch nicht entreißen konnten.

Unterzeichnet:

Die Societairs, Mitglieder des Verwaltungsausſchuſſes der Comédie Françaiſe.

Samſon, Beauvallet, Regnier, Geoffroy."

Sonderbare Leute! Ein unfähiger Director? wird denn nicht alle Abende geſpielt, werden nicht Proben gehalten, nicht neue Stücke einſtudirt? Was will man denn mehr? Ueberhaupt, ſollte man meinen, iſt zum Director jeder fähig, der leſen, ſchreiben und rechnen kann, ein Theaterdirector braucht kein Profeſſor der Aeſthetik zu ſeyn. Iſt er nicht ein Verwaltungsbeamter, wie jeder andere?

Miscellen.

In Berlin wurde unlängſt der ſchwarze Domino von Auber gegeben. Die Oper

ſprach im allgemeinen an, und es wird prophezeiht, ſie werde ſich auf dem Repertoir halten, was freilich mehr in der trefflichen Darſtellung der Hauptrollen als im Werthe der Muſik liege. Fräulein Löwe und Dlle. Grünbaum gaben die Angela und die Engländerin. Bader, Devrient und Mantius, den jungen Spanier Meſarena, den Lord und den Grafen Juliano.

— Einem Erlaſſe des Policeipräfekten zufolge, müſſen bis zum September dieſes Jahres auf allen Pariſer Theatern die Decorationen und Vorhänge auf Leinwand und Papier gemalt werden, welche durch eine eigene Behandlung gegen leichte Entzündbarkeit geſichert ſind. Der Herr Policeipräfekt nennt dieſes Papier **ininflammable**.

— In Paris ſcheinen wieder die menſchenfreundlichen Hunde auf's Theater kommen zu ſollen; das Ambigu Comique wird ein neues Drama: „die Hunde vom St. Bernhard" aufführen laſſen.

— Der trefflichen engliſchen Schauſpielerin Miſtriß Gibbs begegnete neulich in der Rolle der Miß Stirling in der heimlichen Ehe ein komiſcher Irrthum. Sie mußte von dem Betragen Bettys reden, die das Zimmer der Miß Fanny vorſchloſſen hat, und mit dem Schlüſſel fortgegangen iſt, und ſagte mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit: „Sie hat den Schlüſſel zugeſchloſſen und die Thüre in die Taſche geſteckt." Einige Tage vorher hatte ſich Miſtriß Devengot ebenſo geirrt, und dem Publikum erzählt: „Ich ſehe die Gallerie herunter ein Licht kommen, mit einem Manne in der Hand.

IV.

Muſik.

Wie man ſonſt componirte.

Gluck mußte ſich, ſollte ſeine Einbildungskraft bereit ſeyn, ihn nach Tauris, Sparta oder in den Erebus zu führen, mitten auf eine Wieſe ſetzen; dort in friſcher Luft, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſaß er an ſeinem Piano, mit zwei Flaſchen Champagner vor ſich, und ſchrieb ſeine beiden Iphigenien, die Klage des Orpheus, und die verwegene Liebe des Paris.

Sorti dagegen bedurfte, um componiren zu können, eines großen, düſtern, nur von einer Lampe ſchwach erhellten Zimmers; er fand nur muſikaliſche Gedanken in der Stille der Nacht, und ſo entſtanden Madonta, das Rondo: **mia speranza**, und die ſchönſte Arie, die man von ihm kennt: **la dolce campagna**.

Salieri mußte, um ſeine Phantaſie zu befruchten, ausgehen, die belebteſten Straßen der Stadt durchwandern, und dazu Bonbons eſſen, wobei er immer ſeine Schreibtafel und einen Bleiſtift in der Hand hielt, um was ihm einfiel auf der Stelle niederzuſchreiben, und ſo die glücklichen Ideen, die ihm in den Kopf kamen, im Fluge zu haſchen.

Paer ſchrieb, während er mit ſeinen Freunden ſchwatzte, mit ſeiner Frau ſtritt, und ſeinen Kindern Verweiſe gab, oder mit den Dienſtboten zankte, Camilla, Sargines und Achilles.

Cimaroſa mußte auch Lärm um ſich haben, und arbeitete am liebſten in froher Geſellſchaft. So entſtanden ſeine Horatier und Curiatier, und die „geheime Heirath," die, trotz einiger unbedeutender Mängel, ausgezeichnete Werke ſind.

Sacchini konnte keine Melodie finden,

wenn er nicht bei ſeiner Geliebten war, und ſeine kleinen Katzen um ihn herum ſtanden. Man ſieht ſeiner ſchmeichelnden und leichten Muſik etwas von dieſer Umgebung an.

Paeſiello mußte im Bette liegen, wenn er componiren wollte. Nina, der Barbier von Sevilla, la Molinara und viele andere Meiſterwerke dieſes unnachahmlichen Geiſtes entſtanden auf ſolche Weiſe.

Zingarelli las ehe er ſich an's Piano ſetzte, um zu componiren, einige Seiten aus einem römiſchen Kirchenvater, oder einem lateiniſchen Dichter, dann konnte er aber auch in weniger als vier Stunden einen ganzen Akt von Pyrrhus oder Juliette und Romeo componiren.

Anfoſſi hatte einen Bruder, der ſehr viel verſprach, aber ſchon früh ſtarb. In ſeinem Arbeitszimmer ſah es aus wie bei einem Koch; allenthalben ſtanden gebratene Hühner, dampfende Würſte und Schinken.

Haydn ſaß ſtill in ſeinem Seſſel, wenn er ſeine großen Gedanken faßte, aber er mußte ſeinen Ring am Finger haben, den ihm Friedrich II. einſt geſchenkt hatte, ſollten ſich ſeine Gedanken klar und ſchön entfalten.

Miscellen.

Am 17. Juni gaben de Beriot und Dlle. Pauline Garcia ihr Abſchiedsconcert in Berlin. Es hat ſich über die beiden Gäſte ein überaus günſtiges Urtheil bereits feſtgeſtellt, und bald werden es Leipzig, Dresden, Prag und Wien, wohin ſie ſich wenden wollen, beſtätigen. Dlle. Garcia, die neben ihrem ſo bedeutenden Geſangstalent noch die Gabe beſitzt, fremde Sprachen ſehr ſchnell zu lernen, da ſie italieniſch, franzöſiſch, engliſch und ſpaniſch geläufig ſpricht, hat es auch in der Erlernung unſerer Sprache ſchon ſo weit gebracht, daß ſie zwei deutſche Lieder vortragen konnte; ſie hatte Mignons Abſchied, componirt von M. Ganz, und Heines Lied: „das Meer hat ſeine Perlen," von Lachner in Muſik geſetzt, gewählt.

— Ein junger pariſer Dilletant, Proſper Sain d'Arad hat ſechs Lieder von Victor Hugo und Emil Deſchamps in Muſik geſetzt. Die Melodien ſollen rührend und ſehr einfach ſeyn.

— In den größern Provinzialſtädten Frankreichs bilden ſich, wie bei uns, Singvereine. Man hofft, die Staatsgewalt werde die Strafen, womit die Artikel 291 und 292 des Strafgeſetzbuches jede Zuſammenkunft von mehr als zwanzig Perſonen, ohne vorherige, obrigkeitliche Bewilligung bedrohen, nicht auf dieſe friedlichen Verbindungen anwenden wollen.

— Unter die ſchönſten Concerte der dießjährigen Londoner Saiſon gehört ein von J. Benedict, dem Componiſten der Oper: die Warnung der Zigeunerin, gegebenes. Es war gleich reich an Zahl, Schönheit und Neuheit der dazu gewählten Muſikſtücke. Faſt alle jetzt in London anweſenden fremden Künſtler der italieniſchen Oper zu Paris, wirkten darin mit. Madame Griſi war ſehr bei Stimme, ſie ſang mit ungemeiner Kraft die Stanca di più von Morliani, und ein Duett mit Lablache. Madame Perſiani ſang zum erſten Male in dieſen Räumen eine Arie aus Ines de Caſtro, ein Geſangsſtück voll Phantaſie und Lieblichkeit, aber mit allerlei Schwierigkeiten überladen; doch war es beſonders wohlgewählt, ihr Talent zu zeigen, und ſie erhielt reichen Beifall. Weniger gelang ihr ein Duett mit Madame Cinti Damoureau, deren kräftige und melodiſche Töne einen allzuvortheilhaften Contraſt gegen ihre ſchwache Stimme bildeten. Madame Cinti Damoureau erndtete überhaupt den reichſten Beifall unter allen; außer dem Duett ſang ſie noch zwei Arien von Auber, aus dem „ſchwarzen Domino", und der „Geſandtin."

rührend aufſchrie; es war der Mann im grünen Ueberrock, ſie hatten ihn nicht geſehen, er iſt auch kein Rieſe.

Nie konnte man einen beſſern Ausrufer für die chineſiſchen Schattenſpiele finden, als ihn; er ſelbſt ſcheint ſchon ein Schattenbild zu ſeyn, das der Eigenthümer vor die Thüre geſtellt hat, um die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Alles an ihm iſt Schatten, ſein Ueberrock, ſein Körper, ſeine tonloſe Stimme. Man kann nichts Phantaſtiſcheres, nichts Weſenloſeres ſehen; der Mann im grünen Ueberrocke iſt ein Hauch, eine Wolke, ein Traumbild.

Und doch liegt etwas unnennbar Wehmüthiges in dem Ton der Stimme, die Millionenmal daſſelbe ausruft; ein Zug des Schmerzes liegt auf ſeinem bleichen Antlitz, ſein Gang iſt langſam und ſchleppend, es iſt der Gang eines Menſchen, der weiß, daß, wohin er auch ſeine Schritte wende, er nie mehr Freude und Genuß finden werde. Sein ganzes Aeußeres zeigt die tiefſte Armuth. Winters und Sommers trägt er denſelben grünen, abgenutzten Ueberrock.

Nie hat er einen Namen gehabt, niemand hat ſeinen Vater gekannt, niemand weiß wo er wohnt, und wo er ſeine Nächte zubringt. Vierzig Jahre lang war er immer in den Spielhäuſern des Palais Royal zu finden, wo er große Goldſummen gewann, oder verlor; von dort aber verſchwand er, als ihm nichts mehr zu verlieren übrig blieb.

Man vermuthet nur, er ſey reich geweſen, und habe ſein Vermögen im Spiele verloren. Denn er ſpricht mit keinem; nur alle fünf Minuten ruft er vom frühen Morgen an: „Herein, meine Herrn und Damen, herein, Sie müſſen Seraphins unvergleichliches, noch nie geſehenes Schattenſpiel bewundern. Nehmen Sie ein Billet, es wird gleich anfangen!“

Miscellen.

Im Cirque Olympique zu Paris werden ſchon jetzt Vorbereitungen getroffen, um die Krönung der Königin Victoria, unmittelbar nach dem ſie ſtattgefunden hat, darzuſtellen.

— Der Ruf der Demoiſelle Taglioni iſt bis nach China gedrungen; kürzlich reisten vier chineſiſche Stutzer von Canton nach London, um ſie tanzen zu ſehen. Sie baten um die hohe Gunſt, ihr vorgeſtellt zu werden, und ihre Füße küſſen zu dürfen, die ſie, ſehr galant, die Spitzen der Flügel einer ſchönen Sylphide nennen.

— Mehr als 20,000 Menſchen hatten ſich am 15. Juni im Hyde-Park verſammelt, um die Revue mit anzuſehen, die alljährlich am Waterlootage gehalten wird. Soldaten kamen auch, aber nur um im ſchönen Sonnenſchein über 20,000 Neugierige zu lachen, die durchaus eine Revue ſehen wollten. Endlich, nach langem Harren, defilirte ein Regiment Pick-Pockets, Taſchendiebe, die von der Neugier ihrer Mitbürger nicht den erlaubteſten Gewinn zu ziehen bemüht geweſen waren; die edle Schaar wurde ohne Muſik, von ernſten Conſtablen und Policeidienern geleitet, in's Gefängniß gebracht.

— Unter den Sommertheatern, die ſich vorgenommen haben, die guten Londoner zu beluſtigen, wird auch ein Baſſin für Schwimmkünſtler ſeyn. Die geſchickteſten Schwimmer werden dort Kampfſpiele und mythologiſche Darſtellungen geben, ſo, daß dieſes Baſſin ein gefährlicher Nebenbuhler der Kunſtreitergeſellſchaften werden wird.

— Ein Schiff, das neulich aus Pondichery in Bordeaux ankam, hat fünf Bajaderen und drei indiſche Muſiker mitgebracht, die darauf rechnen, ihre Talente in Paris mit Erfolg geltend zu machen.

— Die Liebe und Dankbarkeit der Farbigen für den edeln und menſchenfreundlichen Vertheidiger ihrer Sache, den verewigten Abbé Gregoire, hat ſich auf eine rührende Weiſe kund gethan. Alle jungen Männer aus Hayti, welche in Paris wohnen, haben eine kleine Statuette, ihn darſtellend, von einem geſchickten Bildhauer fertigen laſſen; ſie ſoll in Gypsabgüſſen u. ſ. w. in Hayti verbreitet werden, damit in jedem Hauſe jenes Landes das Andenken des Mannes, der ſeinen Bewohnern Menſchenrechte verſchaffte, geehrt werde.

— Ein ſehr trauriges Ereigniß fand kürzlich in einer Gemeinde des Departements de l'Oiſe ſtatt. Ein Gutsbeſitzer erwacht mitten in der Nacht durch das Bellen ſeines Hundes. Er öffnet das Fenſter, und ſieht beim ungewiſſen Schein des Mondes, halb von Bäumen verſteckt, auf der Teraſſe ſeines Gartens einen Menſchen, der langſam und vorſichtig, als ob er fürchte, geſehen zu werden, näher ſchleicht. Der Hausbeſitzer, in der feſten Meinung, ein Dieb wolle in's Haus einzubrechen verſuchen, ergreift eine Flinte, zielt und feuert auf den Menſchen. Ein dumpfer Schrei ertönt, alle Leute im Hauſe erwachen, und eilen herbei: ein junges Mädchen aus der Nachbarſchaft war tödtlich vom Schuſſe verwundet worden, die Kugel ihr gerade durch das Herz gegangen. Die Unglückliche war als Nachtwandlerin bekannt.

— Das Erziehungshaus für ſittlich verwahrloſte Kinder in Berlin, hat während ſeines dreizehnjährigen Beſtehens, es wurde am 1. Juni 1825 durch einen Verein gegründet, und 1828 auch zur Aufnahme von Mädchen eingerichtet, 338 Knaben und 85 Mädchen aufgenommen. In dieſem Zeitraum wurden 259 faſt alle gebeſſert, und für ein geregeltes Leben empfänglich, entlaſſen, und nur 17 verließen die Anſtalt, ohne daß der Aufenthalt darin günſtig auf ſie gewirkt hätte. Eine Prämie von 100 Thalern, welche der Staatsminiſter von Kamptz, demjenigen ehemaligen Zögling des Erziehungshauſes ausgeſetzt hatte, der es durch ſeinen Fleiß bis zu einer eigenen Werkſtätte gebracht haben würde, konnte einem jungen Tiſchlermeiſter zuerkannt werden. Zwei in der Anſtalt erzogene Mädchen ſind bereits glücklich verheirathet, und faſt auch alle anderen, daraus entlaſſenen genießen des Rufes der Sittlichkeit und des Fleißes.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) **The royal family Party.** Ein Blatt, das kürzlich in London mit Intereſſe aufgenommen wurde. Der Abendcirkel bei der Königin. Die Unterſchriften nennen: Ihre Majeſtät, die Herzogin von Kent, und den Herzog von Suſſex. Der Cavalier hinter dem Stuhle der königlichen Virtuoſin iſt ungenannt. Die Unterſchrift: „**Who is he? — Guess**“ (Wer iſt er? Errathe), deutet genügend an, wer gemeint ſey.

2) Eine Romanze von Eduard Freiherrn von Lannoy, in Wien.

August Lewald.

Johanna Schopenhauer.

Von

O. L. B. Wolf.

Im äußersten Norden unseres Vaterlandes, da, wo die deutsche Sprache fast schon beginnt, in das Dänische überzugehen, wurde ich zuerst vor bald zwanzig Jahren auf die ausgezeichnete Frau aufmerksam gemacht, der diese Zeilen als ein Blatt herzlicher, dankbarer Anerkennung gewidmet sind. Es war bei einem Ausfluge, den ich als Student nach Schleswig unternahm, um den berühmten schwarzen Altar, dieses Meisterwerk norddeutscher Bildhauerkunst, zu studiren. Nachdem ich, zur großen Verwunderung des Küsters, dem dergleichen bei einem kecken und leichtsinnigen Studenten noch nicht vorgekommen war, mehre Stunden an einem rauhen Märztage dort verweilt hatte, ohne mich um die andern Schätze und Merkwürdigkeiten der alten Cathedrale zu bekümmern, eilte ich, voll von jenem Alles überströmenden Enthusiasmus, den leider nur die Jugend besitzt, zu einer befreundeten Familie, deren Gastfreiheit so groß war, daß sie selbst bei meinen überschwenglichen Reden keine Ermüdung zeigte, sondern mir mit mildem Wohlwollen zuhörte. Allmählig fing jedoch der Herr des Hauses, ein ausgezeichneter, vielseitig gebildeter Beamter, an, sich des Gespräches zu bemächtigen und es auf allgemeine Kunstbetrachtungen hinzuleiten. Unermüdlich

kehrte ich indeſſen mit angeborene Lebhaftigkeit zu dem Altar, der noch immer meine ganze Seele erfüllte, zurück, und fragte wiederholt, ob es keine Abbildung, oder was mir noch lieber wäre, eine ausführliche Beſchreibung des trefflichen Werkes gäbe. Als mir das Letztere verneint wurde und ich mein Bedauern darüber ausſprach, bemerkte der ältere Freund, er kenne nur eine Perſon, vor der er eine ſolche Beſchreibung zu leſen oder zu hören wünſche, und die er für fähig halte, den großartigen Charakter zugleich mit der Miniaturausführung des Kunſtwerkes aufzufaſſen und den ächten deutſchen Geiſt, der über dem Ganzen ſchwebt, eben ſo treffend und fein, als frei von aller damals noch ſehr als Nachhall des Befreiungskrieges vorherrſchenden Uebertreibung zu ſchildern; dieß ſey eine in Weimar lebende Dame, die Hofräthin Schopenhauer, die Freundin Wieland's und Göthe's, eine durch Geiſt, wie durch Talent gleich ſehr bedeutende Frau.

Der Name Weimar war damals noch für mich ein Wunderklang, der alle Ahnung von Großem und Schönem, die in meiner Seele träumend ſchlummerte, zu wecken vermochte. Begierig ließ ich mir nun Alles von dem Freunde erzählen, der das Glück genoſſen hatte, auf einer Reiſe in den glänzenden Kreis, welcher ſich zu Weimar um Johanna Schopenhauer zu verſammeln pflegte, geführt worden zu ſeyn, und gerne der ſchönen Erinnerung aus ſeinem eigenen Jugendleben nachhing. — Es ward ſpät darüber; und da ich, heißhungrig, noch immer keine Miene zum Aufbrechen machte, ſo gab er mir, freundlich lächelnd, mit feiner, diplomatiſcher Wendung, Fernow's Leben. — Nun hatte ich natürlich nichts Eiligeres zu thun, als mich zu beurlauben, in das Wirthshaus zu eilen, mich halbausgekleidet auf das Bett zu werfen und in dem mitgebrachten Schatze zu leſen. — Das Buch übte eine eigenthümliche und doch ganz natürliche Wirkung auf mich, es ſtimmte mich ruhig; ich vergaß über dem Intereſſe an Fernow gänzlich die Verfaſſerin, und war keineswegs befriedigt, als der Morgen mich noch mit der Lecture beſchäftigt, grüßte. — Von der Ruhe, zu welcher durch reiche Lebenserfahrung ein feiner Geiſt gelangt, hatte ich, mit dem die Phantaſie ſtets davon lief, ja noch gar keinen Begriff; darum mißfiel mir eigentlich dieſe Biographie damals, obwohl ich mir das keineswegs geſtehen wollte. Denn nebenbei beſchäftigte ſie mich auf der Rückreiſe nach Kiel unabläßig, und gab mir viel zu denken und zu verarbeiten. Das erſte, nach dem ich griff, als ich wieder meine gewohnten Beſchäftigungen vornahm, waren Fernow's römiſche Studien; doch wenn ich gleich auch viel daraus zu lernen vermeinte, ſie ſagten mir nicht zu. — Die Zeit der Reflexion war für mich noch nicht

gekommen; ich hatte lieber mit Massen zu thun, als mit Betrachtungen über das Einzelne, mochten jene auch noch so gigantisch seyn, ich konnte sie aufnehmen und bewahren, von ihnen begeistert und fortwährend angeregt, an ein Eindringen und Zerlegen war jedoch nicht zu denken.

Ich bin, Gottlob! noch in jener guten Zeit, wo die Jugend gern und leicht Ehrfurcht faßte und bewahrte, und die jetzt, obwohl kaum zwei Decennien seitdem verflossen sind, weit, weit hinter uns liegt, jung gewesen, und freue mich dessen sehr. Obwohl ich nun zwar die Biographie Fernow's nicht zu würdigen verstand, so fühlte ich doch instinctmäßig, daß sie das Werk eines sehr feinen Geistes seyn müsse, zu dem sich ein nicht minder feines Herz gesellte, und pries daher die Verfasserin meinen Freunden und Studiengenossen, welche meine Interessen theilten, sehr lebhaft an.

Um dieselbe Zeit war die „Gabriele" erschienen, und hatte langsam und allmählig auch ihren Weg nach Kiel gefunden. Sie wurde dort eben so eifrig und mit eben so reger Anerkennung gelesen, wie im ganzen übrigen Deutschland. Ich hörte damals, besonders von einer sehr liebenswürdigen Frau, viel davon reden, noch ehe ich mich eines Exemplars bemächtigen konnte, um dasselbe, nach gewohnter Weise, zu verschlingen. Dieß beschäftigte mich so sehr, daß ich in einer Nacht träumte, ich läse den Roman wirklich (solche Träume hatte ich übrigens oft), und ganz entzückt war, als durch ein wunderliches Spiel des Zufalls, oder, wahrscheinlicher, durch ein Zurückrufen der Seele im Traume von dem, was ich wachend vergessen, das im Schlafe Geschaute mit der Wirklichkeit zusammentraf, und ich der erstaunten Gönnerin nicht allein die äußere Gestaltung des wirklich noch nicht gesehenen Buches, sondern auch den Inhalt der ersten Capitel mit nur wenigen Abweichungen anzugeben vermochte. Dieß machte keinen geringen Eindruck auf mich, und hob die Bedeutsamkeit der damals allgemein verehrten Schriftstellerin außerordentlich in meiner Seele. — Dachte ich an Weimar, das mir stets als ein geistiges Paradies erschien, so dachte ich auch an sie, als müsse sie, wie eine Nothwendigkeit, zu jenem Kreise des Edelsten und Schönsten, das meine Seele bewunderte, gehören.

Die Empfindungen meiner Jugend sind mir immer lieb geblieben, weil ich so lange ein Kind gewesen bin; ich gehe ihnen gern in reiferen Jahren nach, um mich in wehmüthiger Lust daran zu freuen. Zwar lagen inhaltsschwere Tage zwischen jener Zeit und meinem ersten Besuche Weimars, zwar hatten die verschiedensten Personen, welche die kleine, berühmte Stadt genauer kannten, durch ihre Erzählungen versucht, den Nimbus, mit dem ich Alles umgab, was dieselbe betraf, zu

zerstören; dennoch aber wußte ich im Innern meine Bilder und Träume hartnäckig, wenn gleich ohne deren früheren Glanz, festzuhalten, und so war denn vor zwölf Jahren, noch am Tage meiner Ankunft in der Residenz des großherzigen Carl August, mein erster Gang zu Göthe, mein zweiter zur Hofräthin Schopenhauer. Ich hatte an Beide keine Empfehlungsschreiben, sondern wagte es ohne Weiteres, schriftlich um die Erlaubniß zu bitten, ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen; denn das Eingeführtwerden von Andern war und ist mir noch verhaßt. — Von Beiden erhielt ich freundliche Erwiderung; von Madame Schopenhauer bestimmte Anweisung, mich um die Theestunde einzustellen.

Das Bild, das ich mir schon in früherer Zeit von ihr gemacht, und noch immer mit mir herumtrug, war das einer großen, schlanken, zartgestalteten Frau, mit tiefen, schwarzen Augen und karger, zurückhaltender Rede, die jedoch, einmal angeregt, leicht überfließend würde, aber immer bedeutsam bliebe. Wie sah ich mich daher getäuscht, als mir bei meinem Eintritt eine kleine, starke, sehr einfach, obwohl mit einer Eleganz, wie man sie an den vornehmen Hamburgerinnen gewöhnt ist, gekleidete Dame entgegentrat. Sie empfing mich aber mit so ächter Würde und doch dabei so anspruchslos, daß ich sehr bald von meiner Meinung, in ein falsches Haus gerathen zu seyn, abkam. Ihr ganzes Wesen, die zur Natur gewordene Gewohnheit der besten Gesellschaft athmend, wirkte äußerst wohlthuend. Ich fühlte mich augenblicklich davon berührt, und plauderte nach den ersten nothwendigen Reden so behaglich mit ihr über gewöhnliche Dinge, als seyen wir längst bekannt. Ihre Umgebung trug freilich nicht Geringes dazu bei, Jeden, der bei ihr sich befand, in eine angenehme, freundlich anregende und mittheilende Stimmung zu versetzen. — Ein sehr regelmäßiges, hohes, jedoch nicht zu großes Zimmer, wo der wahre Comfort dem Eintretenden aus jedem Winkel entgegenlachte, mit geschmackvollen aber einfachen Mobilien versehen, vor und an den Fenstern sorgfältig gepflegte Blumen, die am Abende durch die dunkeln, bis auf die Erde herabreichenden Vorhänge einen trefflichen Hintergrund und dadurch auch sehr vortheilhafte Lichter erhielten; an den Wänden einige sehr schöne Oelbilder, namentlich eines aus der Schule van Dyks, und Portraits von Wieland, Kügelgen, Fernow, nebst einer bedeutenden Reihe von Miniaturbildern unter denselben, alle von der kunstfertigen Hand der Besitzerin. — Nirgends dagegen, und das that so wohl, gelehrter Apparat, mit dem unsere schriftstellernden Damen sich so gern zu umgeben und ihn mit anderen Colifichets und Nippes aufzuputzen pflegen; ein Paar Zeitungen und zwei oder drei

Bücher auf einem Seitentischchen ausgenommen, wenn man anders diese überhaupt in Rechnung bringen konnte. Ueberhaupt gab es nicht leicht eine Frau, der alles Prahlen und alles Scheinwesen so im Grund der Seele verhaßt war, als Johanna Schopenhauer; wehe dem, der ihr pretensiös entgegentrat, oder seine Eigenschaften selbstgefällig herausstrich, mochte er auch noch so hochgestellt in der Gesellschaft seyn; ohne im mindesten den Anstand zu verletzen, wußte sie mit größter Ruhe alle Ansprüche auf Bewunderung, die Jemand selbstgefällig machte, zu zertrümmern, indem sie ihm erzählend immer weit Höheres oder Bedeutenderes aus ihrer Bekanntschaft und Erfahrung entgegen zu stellen wußte.

Unsere Unterhaltung wandte sich gleich nach Hamburg, das sie früher genau gekannt, seit 1806 aber nicht wieder gesehen hatte, und das gerade von 1806 bis 1816 mehr Veränderung erlitten, als vorher seit den Zeiten der Reformation bis dahin. Das Gespräch wurde lebhaft durch den Umstand, daß sie es stets nur von einer Seite, von ihrem Standpunkte aus, betrachtet, ich es aber natürlich ganz anders hatte kennen lernen, und im Volksleben eben so genau Bescheid wußte, als mir das höhere, gesellschaftliche Treiben dort vertraut war. Dieß gab Gelegenheit zur Mittheilung von interessanten und charakteristischen Anecdoten und Scherzworten, welche sie eben so freundlich und heiter anhörte, als erzählte; kurz, ich vergaß vollkommen, daß ich mich heimlich geistig etwas gerüstet hatte, um würdig vor der Verfasserin der „Gabriele" zu erscheinen, denn zu einer passenden Erwähnung ihrer Schriften war es noch gar nicht gekommen. Dagegen fühlte ich mich aber sehr glücklich, einer so liebenswürdigen, freundlichen und doch so ächt vornehmen ältern Frau gegenüber, um so mehr als ich, abgesehen von meinen Passionen für die jugendlichen Gemüther, stets eine wahre Leidenschaft für geistreiche ältere Frauen gefaßt habe, und noch hege, da sie allein wahre weibliche Anmuth mit Würde vereinen.

So war ungefähr, mir sehr rasch, eine Stunde verstrichen, als sich die Thür öffnete und eine junge Dame hereintrat, die sie mir als ihre Tochter bezeichnete, und der sie mich vorstellen wollte. Nun kam es zur ganz natürlichen Frage, wer und was ich denn sey, und jetzt gerieth ich eigentlich in einige Verlegenheit, die ich zu Anfange nicht gehabt haben würde, wenn die Hofräthin Schopenhauer eine andere gewesen, als sie wirklich war; denn ich suchte nur nach Worten, um möglichst anspruchlos zu erzählen, daß ich der Improvisator sey, von dem, faute de mieux, Zeitungen und Journale jetzt viel schwatzten. Noch verlegener wurde ich jedoch, da ich glaubte, dieß so einfach

hiſtoriſch wie möglich vorgetragen zu haben, und Madame Schopenhauer nur leichthin, mit etwas vornehmem Tone erwiderte: „Ach ja, ich entſinne mich, von Ihnen ſchon geleſen zu haben.“ Darauf wußte ich nichts zu erwidern, denn jede Bemerkung über das Geleſene konnte wie ein mir ſehr widerliches Manövre, das der Engländer treffend **fishing for compliments** nennt, ausſehen; ich ſchwieg daher. — Sehr freundlich, dieß durchfühlend, nahm nun Fräulein Schopenhauer den Faden wieder auf, und ſprach im Allgemeinen über das Talent des Improviſirens und was wirklich damit hervorgebracht werden könne und was nicht. Die Mutter erzählte nun, was ihr der ſchärfſte und geiſtreichſte aller Beobachter, Fernow, darüber mitgetheilt, ich ſprach gleich von Gianni und Sgricci, deren nachgeſchriebene und herausgegebene Improviſationen ich eifrig ſtudirt, und ſo wurde die Unterhaltung wieder eben ſo leicht als angenehm für mich.

So war die Theeſtunde allmählig verſtrichen; und ich im Begriffe, mich zu empfehlen, da ſagte die Hofräthin freundlich zu mir: „Sie haben uns wohl geſagt, wie es Sgricci und Gianni, aber nicht, wie Sie es ſelber machen.“ — „Erlauben ſie mir, es lieber zu machen, als zu ſagen,“ erwiederte ich und bat, da ſie es geſtattete, um ein Thema zu einem Sonnet. Die Tochter legte mir nun ein ſehr intereſſantes Miniaturbild eines italieniſchen Mönches von der Hand der Mutter vor und ſagte: „Darüber.“ Höchſt erfreut, ſo verſtanden zu ſeyn, und angeregt von den tiefen, geiſtreichen, räthſelhaften Zügen des Italieners, bog ich mich darüber und ſprach nun ein Sonnet, ungefähr des Inhalts: Man lieſt wohl tiefen Schmerz in jenen Zügen, und ſie erzählen von großem Kampf, aber der tiefſte Schmerz ſpricht aus den dunklen Augen; ſie künden, daß er fortwährend unglücklich iſt, denn — das war die Schlußzeile —

Denn er hat nicht gekonnt, was er gewollt.

Als ich endete und ſchwieg, ſchwiegen Mutter und Tochter gleichfalls; ich griff zu meinem Hute mit dankbaren Worten, da baten ſie mich, am folgenden Abende wieder zu kommen.

Ich verweilte abſichtlich lange bei dieſem erſten Beſuche, in dem ſpäter mir ſo theuer gewordenen Hauſe, um durch den treuen und ſchmuckloſen Bericht gerade die äußere Erſcheinung der trefflichen Frau mit deſto ſchärferen und hervortretenderen Zügen vor den Leſer hinzuſtellen, und wünſche lebhaft, daß es mir gelungen ſeyn möge, da ich in dem Folgenden es nicht weiter zu berühren gedenke. Eines nur muß ich hier noch hervorheben, und dieß um ſo mehr, weil Fremde, wie Freunde, mir oft verſicherten, genau daſſelbe Gefühl ihr gegenüber

empfunden zu haben. In ihrem ganzen Weſen, ihrer Haltung, ihren Bewegungen lag eine ſo ruhige Sicherheit und ein ſtets ſich gleichbleibendes inneres Bewußtſeyn der Würde, daß es immer den Eindruck machte, als ſtünde man einer wirklichen Fürſtin gegenüber, die in der Zurückgezogenheit lebe, und alle inneren, wie äußeren Anſprüche aufgegeben habe, aber unbewußt Jeden doch zur Anerkennung ihrer Hoheit zwänge. Aehnliches, und hier natürlich noch weit bedeutender, habe ich nur bei dem großherzigen Karl Auguſt gefunden, bei dem man nie daran dachte, und es nie vergaß, daß man einem gekrönten Haupte gegenüber ſtand.

Sehr freundliche Verhältniſſe, die mir das, mitunter unerquickliche, Daſeyn von ſeiner edelſten Seite höchſt anmuthig geſtalteten, und die ich hier nicht weiter zu berühren brauche, vergönnten es mir, ſo lange ſie noch in Weimar blieb, ſo wie ſpäter, als ſie ſich in Jena niederließ, zu ihrem näheren Umgange zu gehören. Seine wahre Bildung bekommt der Mann auch in reiferen Jahren nur durch edle Frauen, und gerne ſpreche ich es aus, daß ich ihr viel verdanke. Der hervorſtechendſte Zug ihres Charakters war ein tiefes Gefühl des Rechts und der Pflicht im weiteſten und ſchönſten Sinne; eine dieß Gefühl verletzende Gemeinheit, gleichviel gegen wen und von wem ſie ausgeübt wurde, rief ſtets den lebhafteſten Unwillen bei ihr hervor, der unter Umſtänden ſich bis zu Aeußerungen heftigen Zornes ſteigern konnte. Zu dieſem Gefühle geſellte ſich eine großartige, dauernde Freiheitsliebe; und obwohl ariſtokratiſch geſinnt in Allem, was die äußeren geſellſchaftlichen Verhältniſſe betraf, ehrte ſie doch die Menſchenwürde aus tiefſtem Herzen, und konnte eine Kränkung derſelben, auch an der Geringſten einem, nie gleichgiltig oder gelaſſen ertragen. So gab es auch nicht leicht eine mildere und wohlwollendere Herrin gegen ihre Untergebenen, deren Ehrfurcht eben ſo groß war, als ihre Liebe, und denen es nie einfiel, eben aus falſchem Verſtändniß ihrer Milde, ihr gegenüber aus dem ihnen angewieſenen Geleiſe zu treten. — Alle dieſe trefflichen Eigenſchaften, die allein den edelſten Schmuck einer Frau bilden, und ihr in dem Kreiſe unſerer Lebensgewohnheit ſchon die höchſte Stelle anweiſen, wurden noch durch die feinſte wiſſenſchaftliche Bildung gehoben. Sie ſprach Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch, eben ſo fertig als elegant, und kannte die bedeutendſten Schriftſteller in dieſen Sprachen durch eigene Lecture. Was ſie in den bildenden Künſten geleiſtet, habe ich bereits erwähnt. Auf der anderen Seite war ihr nichts, was beſſeren Sinn von ächt weiblicher Erziehung fordert, unbekannt und von ihr unverſucht geblieben; nur Muſik ſtand ihr fern, dafür hatte ihr das

Geſchick kein Talent verliehen, und unreifen Dilettantismus haßte ſie gerade in dieſer Kunſt entſchieden. An wahrhaft guter, gut ausgeführter Muſik hatte ſie jedoch großes Wohlgefallen. — Einen großen Reiz verlieh ihrer Unterhaltung endlich die liebenswürdigſte Laune, von der ſie nur ſelten verlaſſen wurde; ſie hatte ein großes Talent, jedem Dinge ſeine komiſche Seite abzugewinnen, und dieſe hervorzuheben; man macht ſich nicht leicht einen Begriff von ihrem Reichthum an feinen, guten Späßen, neckiſchen Bemerkungen und luſtigen, meiſt aus eigener Erfahrung zuſammengetragenen Anecdoten, die noch lange in der Erinnerung ihrer Freunde fortleben werden, hier aber unberührt bleiben müſſen, da ſie größtentheils lebende Perſonen und noch vorhandene Zuſtände berühren. Merkwürdig iſt dagegen, daß ſie durchaus des Witzes ermangelte; er lag ihrer Natur fern. In den letzten Jahren ihres Lebens, und namentlich zu der Zeit, wo ſie ſich mit der Abfaſſung ihrer Memoiren beſchäftigte, pflegte ſie gern und oft aus ihren Erinnerungen mitzutheilen; man hörte ihr ſtets mit großem Vergnügen zu, da Alles durch ihre Darſtellung ſich der Phantaſie gleich verwirklichte und man nie Lücken fühlte. Es war dabei intereſſant, zu bemerken, wie ſie alle Perioden ihrer Vergangenheit gleich feſt im Gedächtniſſe trug, was ältere Leute ſelten zu thun pflegen; denn gewöhnlich leidet in dem Bilde ihres Lebens der Mittelgrund durch Undeutlichkeit der Perſpective oder Erbleichen der Farben. Dieß war bei ihr eben ſo wenig der Fall, als ſie ſich nie Wiederholungen zu Schulden kommen ließ; ich erinnere mich faſt nie, dieſelbe Sache, ohne beſtimmte Veranlaſſung, zweimal von ihr gehört zu haben.

Johanna Schopenhauer hatte ein ſchönes, reiches, vielbewegtes Leben geführt; aber auch nicht leicht iſt eine Frau von den bedeutenden Begebenheiten ihrer Zeit ſo angeregt und gebildet worden, wie ſie. Durch eine eigenthümliche Geſtaltung der Dinge hatte faſt jedes große Ereigniß, das während der von ihr erlebten Vergangenheit heraufzog, in ihre Verhältniſſe eingegriffen und ſie perſönlich berührt. Geboren und erzogen in höheren, freireichsſtädtiſchen Umgebungen, die ihrer Jugend zugleich geiſtige Freiheit einprägten, und ſie mit dem Zwange äußerer Sitte feſſelten, entwickelte ſie ſich zur Jungfrau und Gattin, in Allem der Pflicht gehorſam, und doch beſonnen und ſelbſtſtändig, faſt unbewußt, mit weitſchauendem Blicke nach Höherem ſtrebend. Sie erfreute ſich des großen Glückes, nur von edeln Menſchen umgeben, geleitet und gefördert zu ſeyn. Dieß war für ſie von unberechenbarer Wirkung; ſie erkannte es bis zum letzten Odemzuge mit ächter Pietät, und hat ein ſchönes Bild davon in ihren Memoiren

niedergelegt. Es kann nicht leicht eine zartere und anmuthigere Darstellung geben, als die, in welcher sie ihre Jugendjahre, den tüchtigen, ehrenfesten Vater, die milde, wohlwollende Mutter, den herrlichen Freund ihrer Kindheit, Jameson, einen englischen Geistlichen, und die übrigen untergeordneten Glieder des älterlichen Hauses, das sich behaglicher Wohlhabenheit erfreute, und dessen allgemeiner Liebling die kleine, zierliche, kluge Jeanette war, in jenen Blättern schildert. — Früh schon sprach sich ihre Neigung für die bildenden Künste aus, konnte aber nicht gepflegt werden, wie sie es wohl gewünscht hätte, da man nach damaligen Begriffen andere Forderungen an die Erziehung eines jungen Mädchens, und noch dazu einer Danziger Senatorstochter, machte, die als dereinstige Hausfrau allen ihren Mitschwestern als ein Vorbild freireichsstädtischer Sitte leuchten sollte. Die erste tiefere Gemüthsbewegung empfand sie, als Danzig bedroht wurde, nicht länger eine freie Reichsstadt zu bleiben; der Gedanke, nicht mehr die Tochter einer Republik, sondern die Unterthanin eines Monarchen seyn zu sollen, erschien ihr unerträglich, und trug nicht wenig dazu bei, daß sie später, als sich jene Drohung verwirklichte, in Begleitung ihres gleichgesinnten Gemahls, Danzig für immer verließ und sich mit ihm in Hamburg ansiedelte. — Ihre Freiheitsliebe und ihr glühender Patriotismus hatten schon in dem ersten Werben jener Zeit ihren nachherigen Gatten, den durch geistige, wie durch Weltbildung gleich sehr ausgezeichneten Chef eines bedeutenden Handelshauses, Heinrich Floris Schopenhauer, auf sie aufmerksam gemacht und ihn veranlaßt, ihr, der eben zur Jungfrau gewordenen, in warmer, ruhiger Neigung seine Hand anzutragen. Die trüben Wolken, die an dem politischen Himmel der geliebten Vaterstadt heraufzogen, bewogen ihn, bald nach der Vermählung mit ihr eine größere Reise zu machen. Sie besuchten Berlin, gingen von dort in ein deutsches Bad und dann nach Paris, wo sie den französischen Hof und das unglückliche Herrscherpaar noch in den letzten Phasen seiner Pracht zu schauen Gelegenheit hatten. Von dort begaben sie sich über Calais und Dover nach London, und verweilten hier längere Zeit, bis die bevorstehende Geburt des ersten Kindes sie nach der Vaterstadt zu den geliebten Eltern und in die behaglichen, alten, häuslichen Umgebungen zurückführte. Später, als Danzig seine Unabhängigkeit verloren, suchten sie sich, wie bereits bemerkt wurde, eine neue Heimath in Hamburg, das bald auch von ähnlichem Schicksal betroffen werden sollte. Von hier aus wurden noch mehre größere Reisen gemacht. Nach dem Tode ihres Gatten, dem sie zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, geboren, und der sie im Wohlstande zurückgelassen, wählte sie Weimar, auf das damals

ſeiner geiſtigen Höhe wegen die Augen von ganz Deutſchland beſtändig gerichtet waren, und welches ihr ſchon bei einem früheren Beſuche ſehr zugeſagt hatte, zu ihrem bleibenden Aufenthalte. Sie langte nur wenige Tage vor der verhängnißvollen Schlacht von Jena hier an, und hatte kaum ſich nothdürftig häuslich eingerichtet, als das Unglück der Plünderung über die kleine Reſidenz hereinſtürmte. Beſonnen und gefaßt traf ſie ihre Anordnungen und ſtellte ſich, wie ein gewandter Pilot, dem Sturm entgegen, mit raſchem Ueberblick gleich für das Nothwendigſte ſorgend und es bereit haltend. Dieß zog die Aufmerkſamkeit der Anführer an. Zugleich mit den weltberühmten Notabilitäten Weimars erhielt ſie von den Siegern eine Sicherung ihrer Perſon und ihres Eigenthums, und das ſchwere Leid, das ſo Viele traf, ging faſt ſpurlos an ihrem Haupte vorüber. Aus dieſer Zeit exiſtirt noch ein ſehr intereſſanter, weitläufiger Bericht über die Begebniſſe jener Tage, den ſie einem Verwandten ſendete, unter ihren ungedruckten Papieren.

So ſehr das Unglück jener Tage auch die weiteren geſellſchaftlichen Bande zerſtört oder verwirrt hatte, ſo hatte es doch auf der anderen Seite wieder bedeutende Perſonen um deſto näher gebracht. Dieß war vorzüglich der Fall mit Goethe, deſſen ſcharfem Blicke die bedeutenden Elemente, die ihr Weſen bildeten, ſchon bei dem erſten Begegnen, als er ſich noch während jener Bedrängniſſe ſelbſt bei ihr eingeführt hatte, nicht entgangen waren. Er wurde bald einer ihrer wärmſten Freunde und blieb es mit ausgeſprochenſter Hochachtung bis an ſein Ende. Neben ihm näherten ſich ihr beſonders Wieland, Fernow, Meier, Bertuch, Stephan Schütze, ſo wie mehre vorzügliche Frauen, und binnen Kurzem, als wenigſtens die äußere Ruhe nach ſchweren Stürmen wieder in Weimar eingezogen war, verſammelte ſich allwöchentlich ein Kreis um ſie, wie ſchwerlich ſich jemals wieder ein ſolcher vereinigen wird. — Zu beſſerem Verſtändniß möge Folgendes voraus gehen.

Weimar, die kleine Reſidenz eines geographiſch kleinen Herzogthums, iſt, ſo oft es auch geſchildert wurde, nie recht begriffen worden, vorzüglich deßhalb nicht, weil die fern Lebenden ſich nicht denken konnten, daß hier gerade in beſchränktem Kreiſe ſich die widerſtrebendſten Grundſtoffe, wenn auch nicht zu, doch neben einander geſellten. Als Stadt war es von jeher unbedeutend, ohne Handel und Fabriken, alſo durchaus ohne großartige, in das Weltleben hinaustretende Intereſſen. Zwar concentrirte es als Reſidenz und Hauptſtadt die practiſch-geiſtigen Bedürfniſſe des Ländchens, das nach ihm den Namen führt, und war der Sitz der Dikaſterien, alſo der höheren Beamten; aber der Austauſch der Wirkſamkeit reichte kaum über das Weichbild, geſchweige denn

über die Gränze, und man bewegte ſich ohne inneren Drang in kleinbürgerlichem Kreiſe, ſobald man nicht den durch ſtarre Formen ſich vornehm abſchneidenden Hof berührte, der doch eben bei den einmal gegebenen Verhältniſſen ſich mitunter genöthigt ſah, für Augenblicke das zu Brauchende aus den andern geſellſchaftlichen Claſſen zu ſich hinüber und hinauf zu ziehen. Der Hof, oder nach loyalem, vielgebräuchlichem Ausdrucke, die Herrſchaft mit ihrer Umgebung, galt daher allein Alles, und von ihm ging Norm, wie Form, alles ſocialen Lebens aus, das jedoch immer abgeſchloſſen nach außen, und daher einfarbig blieb. Dieß änderte ſich durch das lebendige Intereſſe, das die feinſinnige, weitſchauende Anna Amalia an allem Bedeutenden nahm, und die edle Art, mit der ſie es in ihrer Nähe feſtzuhalten wußte. Noch mehr that ihr Sohn Karl Auguſt; er glich einer reichen Gewitterwolke, die alles electriſche Feuer, das ſich im Dunſtkreiſe befindet, unwiderſtehlich an ſich zieht und mit ſich verbindet. Weimar ward geiſtig bedeutend, und hat ſeinen Ruf ſeitdem in dieſer Hinſicht bewahrt; aber daß es ſo ward, verdankt es nicht ſich ſelbſt, ſondern einzig und allein der Munificenz ſeiner Fürſten. Die Stadt ſträubte ſich eigentlich lange gegen die geiſtige Suprematie, welche in ſie hineingetragen wurde, und ſtellte ſich nicht immer freundlich auf die ihr gebührende, untergeordnete Stufe, eben den Ausländern gegenüber, durch die ſie ihre Größe erhielt, obwohl alle bedeutenden Geiſter, welche ſie zierten, mit Ausnahme ihres erhabenen Fürſtengeſchlechtes, von außen gekommen waren, und die eigenen Söhne auf der Wage höchſter Intelligenz kaum das Zünglein zum Schwanken brachten. Dazu kam nun ein theils angeerbtes, theils angewöhntes Formenweſen, das ſich über die beiden erſten Claſſen der Geſellſchaft bleiern ſtreckte, und dann plötzlich durch thüringiſche Derbheit ſchroff begränzt wurde, alſo ſich gegen jede Beeinträchtigung entſchieden wehrte; dieſe aber hatte es von genialen Menſchen, die nun doch einmal die Grafen und Freiherren des lieben Gottes ſind und bleiben, am meiſten zu befürchten. So war denn von jeher viel Widerhäriges in dem geſellſchaftlichen Gewebe der kleinen Stadt, und dieß je weiter nach unten, deſto ausgeſprochener, oft, wie überall, je ſchwächlicher, deſto gehäſſiger. Vermiſcht haben ſich die Elemente daher nie gern; einzelne Ereigniſſe trieben ſie, kaum zuſammengehalten, wie mit galvaniſchen Schlägen, wieder zerſtiebend aus einander; kleinliche Intereſſen erzeugten kleinliche Intriguen, in die ſelbſt Einzelne von den Bedeutenden mit hinübergezogen wurden und ſich mitunter nicht unwillig hinüberziehen ließen, und das Product war, daß jene großen Geiſter ſich ſtreng, wenn auch im Innern einander hemmend oder drückend, zuſammenhielten und das

eigentliche deutſche Weimar bildeten, von dem das weimariſche Weimar nur ſehr dunkle, auf der Oberflächlichkeit tappende Begriffe hatte. Sie ſtanden, um mich der Worte des großen Dichters zu bedienen, wie

die Wallonen ſtehen abgeſondert
In ihrem Lager, laſſen Niemand zu.

Und ſelbſt von ihnen war mancher, oder glaubte ſich mancher Einzelne durch den Andern in ſeinen Verhältniſſen geſtört und gekränkt. Wir haben mannichfache Beweiſe dafür in den Ueberlieferungen aus jener Zeit; man braucht nur an Wielands Klagen, an Herders Verſtimmung, an die vereitelte Apotheoſe Schillers durch Kotzebue, wie ſie Briefe der Heroen ſelbſt, wie ſie Falk und Böttiger berichten, zu erinnern. Das Unglück war eben die Kleinheit der Stadt; die Räder des Uhrwerkes arbeiteten neben einander in ſo engem Raume, daß ſie bei ſtärkerer Spannung der Feder und heftigerem Umtriebe ſich nothwendig berühren und reiben mußten; der Adel ſuchte der Freiheit des Geiſtes durch Zwang der Formen, der Feinheit des Genius durch Feinheit der Weltklugheit zu imponiren. Unter Allen bewegte ſich nur ein Einziger leicht und ſicher, weil er gewandt mit ihnen ſpielte und doch die Repräſentation mit ernſtem Anſpruche aufrecht erhielt, dieß war Goethe; alle Uebrigen litten aber mehr oder weniger, und vollkommen behaglich fühlte ſich Niemand, als nur die ganz genaueſten Umgebungen des Fürſtenhauſes, denn von dieſem ging ſtets Wärme und Leben über Alle aus. Anna Amalia blieb unverändert gegen den weiſen Danſchmende Wieland; die edle Fürſtin Luiſe ehrte Herder aus tiefſter Ueberzeugung; Karl Auguſt behandelte Goethe vor der Welt wie ſeinen Freund; Schiller aber, in höchſter Freiheit, genügte ſich ſelbſt, denn ſein großartiger Sinn konnte nicht vom Fluche der Empfindung des Gekränktſeyns berührt werden. So klein auch Weimar war, ſo bildete es doch nie eine Geſellſchaft, ſondern immer viele Geſellſchäftchen; man ſchied ſich nach allen Nuancen der Stände, wie der Zuſtände, und eine größere Vereinigung blieb nur eine höchſt formale. Dieß hat ſich im Allgemeinen bis jetzt erhalten, nur war Weimar damals ein weithin leuchtender Planet, der einen feſten Kern beſaß; jetzt iſt es bloß ein Mond, der von der untergegangenen Sonne ſein Licht leiht.

Die gewaltigen Ereigniſſe des Jahres 1806 hatten Alles aus einander geriſſen, nur die Trümmer des alten Lebens blickten großartig, und eben, weil ſie Trümmer waren, um deſto großartiger, aus dem Schutte der Gegenwart; man bedurfte großer Mittel zu neuem Bau. — Die Noth näherte die Geiſter, wie die Gemüther; der gute Wille

that das Meiſte und mit Erfolg. Weimars Tag war zu Ende; ein Gewitter hatte ſeinen Schluß gebildet, und die Stille des Abends ward noch durch ferne Blitze geſtört. Aber man ſammelte und geſellte ſich doch gern und williger wie ſonſt, man hatte ſich erprobt und erkannt.

Es war ein gütiges Geſchick, ſowohl für ſie, wie für Weimar, das Johanna Schopenhauer gerade um dieſe Zeit hierher gebracht. Sie hatte ſich durch ihr edles, würdevolles Benehmen, ihren ächten deutſchen Sinn, ihre Menſchenfreundlichkeit allgemeine Achtung erworben und durchaus vergeſſen machen, daß ſie eine Fremde ſey. Die wenigen Tage des Schreckens hatten ihr über die Kluft langer, ruhiger Jahre hinweg geholfen, und ſo war man um ſo williger bereit, ihre geiſtigen Vorzüge und ihre Liebenswürdigkeit anzuerkennen. — Vollkommen unabhängig, in der weiteſten Bedeutung des Wortes, konnte ſie die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, deren Mittelpunkt zu bilden ſie beſtimmt ſchien, nach eigenem, feinem Sinne geſtalten, ohne daß ſie andere Rückſichten zu nehmen brauchte, als ſolche, welche man überall zu beachten ſich geneigt fühlt. Sie verſtand die Löſung des zwiefachen, großen Geheimniſſes, von dem allein die Wärme ausgeht und bewahrt wird, welche der höheren Geſellſchaft nothwendig zum Leben iſt; ſie wußte nämlich Jeden in Behaglichkeit zu verſetzen, ſobald er ſich in ihrer Nähe befand, und mehr zu empfangen, als zu geben, weßhalb ſich Alle zu ihr gezogen fühlten und ſie als vollkommen geeignet betrachteten, der Mittelpunkt zu werden, um den ſich in guten, ja in den beſten Stunden, ein Kreis bewegte, deſſen einzelne Theile, ſelbſt großartig, großartig einander ergänzten. Ich habe ſchon früher bemerkt, welche Feinheit durch ihr ganzes Weſen ging, und ſich natürlich da am meiſten herausſtellte, wo ſie dieſelbe wohlwollend zu erzeigen und zu ertheilen hatte, in ihrem eigenen Hauſe nämlich. Eine ſolche Frau hatte man bisher in Weimar nicht gekannt, auf höchſter Stufe der Bildung den Erſten gleich, und doch bürgerlich, wohlhabend, in anmuthigſter äußerer Umgebung und doch ohne allen Prunk; nichts verlangend, als was ſie ſelber gewährte; zierlich, ſelbſt im Kleinſten, und nirgends Herrin ſeyn wollend, als in ihren Gemächern, hier aber die liebenswürdigſte, nur darauf bedacht, das Daſeyn edel zu genießen, und ſtets fern davon, es Andern zu verkümmern zur Durchführung eigener Zwecke. So ſtand ſie frei da, und Alle huldigten ihr gern, denn alle Huldigung, die ſie verlangte, war geſellſchaftliche Liebenswürdigkeit als Aeußerung des Wohlbefindens in ihrem Kreiſe. Ihr Haus ward daher der Verſammlungsort der feinſten Geſellſchaft, das heißt der geiſtreichſten; und was von bedeutenden Menſchen ſich zu jener Zeit in Weimar aufhielt, gleichviel, ob einhei-

miſch oder fremd, das war man ſicher, in ihren Soireen zu finden. — Mit klugem Blicke hatte ſie zwei beſtimmte Tage dazu erwählt, wo es nicht Allen vergönnt wurde, ſich freier Zeit zu erfreuen, und wo namentlich die vornehme Mittelmäßigkeit wichtigere Beſchäftigungen zu haben meinte; dieſe aber auf eine gewandte, nicht verletzende Weiſe fern zu halten, war gerade die Aufgabe geweſen, welche ſie ſich eben ſo klug auferlegt, als ſie geſchickt gelöst hatte.

Das Andenken an dieſe ſchönen Abende, bei denen Augenzeuge zu ſeyn, ich leider nicht mehr das Glück hatte, lebt in den dankbaren Herzen ihrer ächten Freunde fort, welche dieſelben auf das Anmuthigſte ſchildern. Goethe, Wieland, Fernow, der bald ihr Freund und Lehrer wurde, und mit deſſen Biographie ſie ſpäter ſich einen eben ſo ſchönen Denkſtein ſetzte, als ihm, Heinrich Meyer, St. Schütze, Bertuch, pflegten eben ſo ſelten zu fehlen, als ſie bemüht waren, durch eigene Mittheilung das Ganze zu beleben. Jeder Fremde fand leicht Zutritt und war gern geſehen, nur mußte er nicht mit Prätenſion auftreten und nicht imponiren wollen, was ſelbſt heutigen Tages in dem kleinen Weimar, wo der Reichthum früherer geiſtiger Größe nur noch Tradition iſt, Niemand gelingen wird. Welcher Austauſch von Ideen dort ſtattfand, wie Vieles gerade von dieſem Zirkel aus ſich belebend und befruchtend über ganz Deutſchland erſtreckte, das braucht wohl nicht einmal angedeutet zu werden. — Das Geheimniß aber, das Alle zuſammenführte und zuſammenhielt, lag einzig darin, daß Jedem nirgends ſo wohl ward, wie hier, daß er ſich nirgends ſo frei und ſo behaglich fühlte. Dieß aber dankte man einzig der Herrin des Hauſes, die eben ſo zart, als umſichtig und ſchweigſam für Alle zu ſorgen wußte. So ſtand z. B. in einer Ecke des Zimmers ein Tiſch mit Materialien zum Zeichnen, an den ſich Jeder ſetzte, der gerade Neigung und Stimmung dazu fühlte, ohne ſich darum von den übrigen Anweſenden zu iſoliren. Wie oft hat Goethe daran geſeſſen und jene geiſtreichen, landſchaftlichen Skizzen hingeworfen, die eigenthümlich, wie er es ſelbſt in allen Dingen war, ſeinen großartigen Blick in die Natur beurkundeten. — Was der Geiſt Edles kennt und in ſchöne Formen zu hüllen weiß, wurde da gedacht, beſprochen, ausgeübt; keine höhere Erſcheinung berührte Weimar, ohne in dieſen Gemächern begrüßt zu werden, und aus ihnen mit neuem, vermehrtem Glanze weiter zu ziehen; denn hier fand und begegnete ſich eine Fülle von Anmuth, Witz, Verſtand und Empfindung, wie das Schickſal ſie nur ſelten und in entfernten Zeiten zu einander geſellt.

Die mächtige Bewegung der Jahre **1813** und **1814** brachte wohl andere

Färbung, aber keine Aenderung in diese Verhältnisse. — Johanna Schopenhauer war zu ächt deutsch gesinnt, als daß sie nicht Alles, was zur Befreiung des geliebten Vaterlandes beitrug, mit Liebe und Wärme bewillkommnet hätte. Der edle Kreis, den sie um sich versammelte, wurde bunter, geräuschvoller, wechselnder, doch sein schöner Kern blieb unverändert, und die zarte Kraft, die ihn zusammenhielt, waltete vor wie nach erfreuend und anregend.

Nach wieder eingetretener Ruhe aber trat auch allmählig hier eine Aenderung, durch Zeitumstände herbeigeführt, ein. — Mehre der Vortrefflichsten waren von der Erde geschieden, wie Wieland und Fernow. Andere hatten Weimar verlassen; Göthe zog sich immer mehr von aller Gesellschaft zurück und spann sich, ein feiner Seidenwurm, in dem Cocon seines eigenen Hauses ein. — Auch das allgemeine Leben wurde anders, denn Weimar war die Residenz und Hauptstadt eines Großherzogthums geworden, und die alte Einfachheit trat vor der nothwendigen Repräsentation zurück. Die Stände begannen von Neuem, wie überall in Deutschland, sich strenger zu scheiden; man wurde gesellschaftlich gemessener, verlangender, formeller; der Geist mußte sich mehr der Geburt unterordnen, als er früher gethan und überhaupt gern thut — kurz, jene Blüte war vorüber und eine neue Zeit trat ein. — Dieß Alles berührte Madame Schopenhauer so gut wie gar nicht; sie bewegte sich vor wie nach mit derselben Freiheit und Würde in den ersten Kreisen — aber die schönen Abende in ihrem eigenen Hause waren vorüber, wie gastfrei sie auch zu der gewohnten Theestunde jeden Besucher empfing. — Leider trat dazu, daß unglückliche Verluste sie **1819** trafen und ihr einen großen Theil ihres bedeutenden Vermögens raubten, so daß sie selbst auf Einschränkung bedacht seyn mußte, ohne jedoch an der eigenen Freiheit des Lebens einzubüßen. — Sie behielt ihren bleibenden Aufenthalt in Weimar, ihn nur durch kürzere oder längere Reisen, oder eine Villeggiatura in Jena unterbrechend, bis zum Jahre **1828**, wo sie, wärmerem Klima zu Liebe, sich am Niederrhein ansiedelte.

Das Leben Fernow's war die erste größere Arbeit, mit welcher sie ihre schriftstellerische Laufbahn im Jahre **1810** begann. Dieser folgten ihre Reise-Erinnerungen, und seit **1814** ihre Romane. — Was sie als Schriftstellerin geleistet, wie viel Deutschlands Frauen in den gebildeten Ständen ihr verdanken, das ist zu oft ausgesprochen, zu lebhaft anerkannt worden, als daß es hier noch einer Wiederholung bedürfte. — Ihr Name wird nicht vergessen werden. — So anmuthig und leicht, wie sich ihre Leistungen lesen, so gewissenhaft, ernst und besonnen arbeitete sie, lange prüfend und abwägend, ehe sie etwas dem Papiere an-

vertraute. Ihre Phantaſie war nicht productiv, nur empfangend; aber was ſie einmal in ſich aufgenommen hatte, das wußte ſie ſo anmuthig zu ſchmücken, ſo hell zu beleuchten, und ſo klar und beſtimmt darzuſtellen, daß es bis in das Kleinſte ihr eigen erſchien, und zu ihrem wirklichen Eigenthume ward; daher ihre glückliche Charakterzeichnung, ihre geſchickte Gruppirung, ihre gut geordneten Situationen; daher endlich der feine Duft geiſtreichſter Reflexion, der ſich über Alles, was ſie geſchrieben, verbreitet.

Der regierende Großherzog von Weimar, der in edelſter Geſinnung mit ehrwürdiger Pietät ihr Freund war und blieb, veranlaßte, in Gemeinſchaft mit ſeiner hohen Gemahlin, die treffliche Frau im vorigen Jahre, wieder in ſein Land zurückzukehren, und ſich das in friſchem Thal liegende Jena, wo Goethe und Schiller, und ſo viele Geiſter, auf welche unſer Vaterland mit ſtolzer Freude blickt, ſo gern weilten, zum bleibenden Wohnorte zu erwählen. Sie kam im September an und ward hier mit großer Liebe und Verehrung empfangen; bald umgab ſie die gewohnte Behaglichkeit, und ſie fühlte ſich ſchnell heimiſch und wohl. — Obgleich von aſthmatiſchen Beſchwerden heimgeſucht, ertrug ſie doch den rauhen Winter mit Heiterkeit, und nahm gern Theil an geſellſchaftlichen Freuden, in ſtillen Stunden eifrig an den Denkwürdigkeiten ihres Lebens, mit denen ſie ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn beſchließen wollte, arbeitend. Die Sonntags-Abende, an welchen in engſtem Kreiſe das während der verfloſſenen Woche von ihr an den Memoiren Geſchaffene vorgeleſen und beſprochen wurde, werden mir ewig unvergeßlich bleiben und gehören zu meinen angenehmſten Erinnerungen, denn nicht leicht verſchwiſterten ſich in ſo kleinem Raume Erfahrung und Idee auf ſo ſchöne Weiſe. Pläne für den Sommer zu Ausflügen in die Umgegend, für Blumenzucht, ihre Lieblingsbeſchäftigung, und für Lectüre, traten dazwiſchen und verſchmolzen Vergangenheit und Gegenwart gar anmuthig mit einander.

So nahte Oſtern heran, ſpäter als gewöhnlich, aber doch in unſerer Gegend, trotz dem harten Winter, nach wenigen warmen Tagen rauh und unfreundlich. Eine Erkältung, die aber keineswegs, ſelbſt nicht ihrem vielerfahrenen und berühmten Arzte, dem Geh. Hofrath Kieſer, bedenklich ſchien, feſſelte ſie an das Zimmer. Wie gewöhnlich kam ich am Nachmittage des Oſterſonntags mit meiner Frau, die ſie wie eine Tochter liebte, zu ihr, um den Abend bei ihr zuzubringen. Sie empfing uns ſehr heiter und belebt, und ließ ſich kaum von dem mitunter hartnäckigen Huſten in munterer Unterhaltung ſtören. — Ihre Tochter war, nichts Schlimmes ahnend, auf einige Tage zum Beſuche in Weimar,

nach ihrem, der Mutter eigenen Wunſche, und wurde erſt am Dienſtage zurückerwartet. Kleine Stadtereigniſſe komiſcher Art gaben ihr Stoff zu allerlei feinen, neckiſchen Bemerkungen, die ſie mit vieler Laune durchführte. So verfloß uns der Abend ſehr raſch, doch entließ ſie uns früh, weil ſie ſich bald zur Ruhe legen wollte, um das Verſäumte nachzuholen, und nahm Abrede mit mir, ihr etwas, das ich für ſie beſorgt, und an das ſich weithin reichende Pläne knüpften, am andern Tage zu bringen. Weder in ihr, noch in uns Beiden ſtieg die leiſeſte Idee auf, daß wir uns zum letzten Male lebend geſehen. — Sie ſchlief ruhig und befand ſich leidlich bis zum folgenden Nachmittage. — Eben im Begriffe, zu ihr zu gehen, erfuhr ich, daß ihr Arzt ihren Zuſtand bedenklich finde. — Gegen Abend wurde ein Wagen nach Weimar geſandt, um ihre Tochter zu holen; ſie aber ahnte nichts. — Der Arzt verbot, ſie im Geringſten durch plötzliches, ungewohntes Erſcheinen zu ſtören, oder Gedanken an den Tod in ihr zu wecken. Sie blieb allein in ihrem Zimmer. — Gegen zehn Uhr ſchlief ſie ein, wie zu gewöhnlichem, ruhigem Schlafe; keine Idee an ihr Ende kam vor ihre Sinne, in ihre Seele; leiſe und unbemerkt trat der Todesengel zu ihr, wie er zu ihrem großen Freunde Göthe getreten war; ohne Anſtrengung, ohne Kampf ſchied ſie von der Erde, in vollſter Kraft des Geiſtes, ruhig und freundlich in heiterem Genuſſe des Daſeyns, wie ſie gelebt hatte.

Wir begruben ſie am folgenden Donnerſtag in der Frühe. — Es war ein kalter, rauher Morgen. — Als wir das offene Grab umſtanden, an welchem der erſte Geiſtliche Jena's, der verdienſtvolle Schwarz, eine einfache Rede voll Anerkennung und Verehrung der edeln Geſchiedenen hielt, ſandte eine vorüberziehende Wolke Hagelſchauer auf uns herab; dieß vermehrte unſere trübe Stimmung, und ſchweigend wandelten ihre Freunde neben einander wieder von dem ernſten Gange zurück. — Als wir uns trennten, ſagte einer von uns in tiefſter Rührung, laut, für Alle denkend: „So ſind ſie nun Alle geſchieden, denen Weimar ſeine Größe verdankt; aber ſo oft es dankbar anerkannt und ausgeſprochen wird, wie viel des Edeln, Großen und Schönen ſich von der kleinen Stadt aus über unſer Vaterland, ja über Europa, verbreitete, wird der Name Johanna Schopenhauer nicht ungenannt bleiben."

Die Krönung der Königinnen von England.

Johanna Gray — Mathilde — Maria Tudor — Elisabeth — Anna.

Hundert fünfundzwanzig Jahre sind seit der Zeit verflossen, wo die letzte regierende Königin, welche England beherrschte, starb; sie war eine ausgezeichnete Frau, deren Andenken noch literarischer Ruhm umstrahlt, und deren friedlicher Name eine der bemerkenswerthesten Epochen der britischen Geschichte bezeichnet. Es ist etwas Eigenthümliches in den Annalen Großbritanniens, daß vor dem Glanze, der die Frauen auf Englands Thron umgibt, die Eduards und Jakobs neben Elisabeth, Anna, und selbst neben dieser blutigen Maria, zurücktreten, deren mörderische Fußtapfen der Lauf dreier Jahrhunderte nicht zu verwischen vermochte. Sey es, daß der ritterliche Geist, der bei den Briten noch lebendiger ist, als bei den meisten Völkern des übrigen Europa's, sey es, daß Englands glückliche Lage, als Insel, ihm verstattet, furchtlos unter weiblichem Scepter zu leben, es gab in England wenige Regierungen, die glänzender und stärker waren, als wenn eine Frau die Zügel der Herrschaft führte.

Die erste regierende Königin Englands, denn nur von diesen, nicht von den Gemahlinnen der Könige, den Queens consorts, wird in dieser Schilderung die Rede seyn, ist die herrschsüchtige Maria Tudor, Heilige für die Katholiken, weiblicher Tiberius in den Augen der Prote-

ſtanten. Unmittelbar vor ihr hatte man verſucht, das arme Kind, die gelehrte, fromme, dichteriſche Johanna Gray, dieſes arme und edle Schlachtopfer, auf einen ſchwachen Schild zu erheben; ihre Freunde und Anhänger hatten ihr in dem Tower, den ſie bewohnte, eine kleine Krönung bei verſchloſſenen Thüren bereitet und ſie mußte dieſe Glorie eines Tages ſehr theuer bezahlen. Der Geſandte von Frankreich, Noailles, hat die Sünde gegen den guten Geſchmack begangen, die Unglückliche mit dem Spitznamen „Bohnenkönigin" zu belegen. Auch die Kaiſerin Mathilde, Tochter Heinrichs I., zur ſouverainen Königin der Normandie und England ausgerufen, kann übergangen werden, denn ſie wurde gezwungen, zu fliehen, als ſie Befehl zu ihrer Krönung gegeben hatte.

Im Jahre 1553 hatte der Katholicismus in England ſeinen erſten Stoß erhalten, als die religiöſen Parteien, die einzigen, die es damals eigentlich gab, ihre Augen auf eine junge Königin richteten. Es war die katholiſche Maria, die als Siegerin an der noch warmen Leiche der Johanna Gray ſtand, und deren feierlicher Krönungszug alle diejenigen, welche den neuen Lehren zu folgen geneigt waren, mit Schrecken erfüllen ſollte. Die Bürger der City, obgleich größtentheils dem alten Glauben feindlich geſinnt, hatten deßhalb doch ihre Pflicht erfüllt, und die Straßen, durch welche die katholiſche Königin ziehen mußte, mit Blumen, lebenden Allegorien und Schauſpielen geſchmückt. Die Furcht that freilich mehr dabei als die Begeiſterung, und der Geſchichtsſchreiber Strüppe zeichnet mit vieler Wahrheit, wie die loyalen Bürger unter Furcht und Zittern Vorbereitungen zur Feſtfeier trafen.

Am 23. September 1553 verließ Maria, von ihrer Schweſter Eliſabeth, die ihr einſt auf dem Throne folgen und alle ihre Beſtrebungen zerſtören ſollte, begleitet, den Pallaſt von St. James, um ſich nach dem von Whitehall zu begeben. Dort ſchiffte ſie ſich auf der Themſe ein, wo eine Flottille von kleinen Schaluppen und Yachten ſie erwartete. Alle dieſe kleinen Fahrzeuge, mit Wimpeln reich verziert und mit den Magiſtratsperſonen in ihrem Amtsornate am Bord, ruderten unter dem Schalle der Regalen (kleiner, tragbarer Orgeln), der Schalmeien und Trompeten und unter dem Donner des Geſchützes und dem Knattern des Gewehrfeuers, den Strom hinunter. Dieſer Lärm, in den das Freudengeſchrei der Volksmaſſe, welche beide Ufer der Themſe bedeckte, ſich miſchte, dauerte, bis die beiden Fürſtinnen am Tower anlangten, deſſen Zugbrücke ſich vor ihnen ſenkte. Am 30. September, um drei Uhr, begab ſich die Königin nach Weſtminſter; vor ihr her ritten fünfhundert Cavaliere, ein glänzendes Geſchwader in aller Pracht des reichen,

spanischen Anzuges, der im sechzehnten Jahrhundert an allen europäischen Höfen vorherrschend war. Darauf kamen die Kamerboten der Königin, die Gefolge der Gesandten, Trompeter, Huissiers, Caplane, Leibwachen, adelige Caplane, junge Ritter, Beamte der Krone, Ritter des Bathordens, in ihren violetten Gewändern, Waffenherolde, Bannerträger, ritterliche Mitglieder des geheimen Raths, Ritter des Hosenbandordens, die beiden Großrichter, die beiden Staats-Secretäre mit dem Schatzmeister und dem Oberaufseher des Schatzes, Lords und Barone, Bischöfe und Pairssöhne, die beiden Waffenkönige, Clorencieux und Norroy; darauf die Gesandten der hanseatischen Städte und die Gesandten von Cleve, Venedig, Polen und Frankreich und der Resident des deutschen Kaisers, endlich der Herzog von Sussex mit zwei Ehrenrittern als Repräsentanten der Herzöge der Normandie und Guyenne; darauf der Lord-Canzler, der Bischof von Winchester, der Großschatzmeister von England und der Marquis von Winchester. Carmoisinrothes Sammtkleid und der goldene Scepter verkündigen die Ankunft des Lord-Mayors Thomas White, an dessen rechter Seite der Herold des Hosenbandordens und an seiner Linken ein Huissier des Hofes geht. Das königliche Schwert glänzt in den Händen des Connetabels von England, des Grafen von Arundel und Sergents at Arms gehen in langen Reihen vor ihm her. Zur Rechten des Grafen von Arundel geht der Herzog von Norfolk, Großmarschall und der Herzog von Oxford, Großkämmerer.

Diesen Edeln folgte unmittelbar die Königin Marie, welche nach Strüppe und Stove in einer alterthümlichen, von sechs prachtvollen Rossen gezogenen Sänfte oder Kutsche saß. Noailles, der französische Gesandte, sagte freilich in dem Berichte an seinen Hof, der Wagen der Königin sey nur mit zwei Maulthieren bespannt und sie selbst in ein sehr einfaches Gewand von Silberstoff gekleidet gewesen. Doch kann man, obgleich er unstreitig selbst mit im Krönungszuge anwesend war, diesem Berichte keinen Glauben schenken und es ist wohl anzunehmen, daß er ihn nur flüchtig hinwarf, um den Pflichten seiner Stellung einigermaßen zu genügen. Die Rechnungen über die Krönungskosten, welche das Staatsarchiv noch besitzt, erwähnen ausdrücklich der Wagen und der Pferde der Königin; ihre Schabraken von Goldstoff glänzten im Sonnenschein; Marie selbst trug ein purpurrothes Sammetkleid, mit Hermelin gefüttert und auf dem Haupte einen goldenen Ring, der einen so schweren Kopfputz bildete, daß die Königin hin und wieder genöthigt war, den Kopf auf die Hände zu stützen. Die Fußknechte der Königin, in glänzenden Anzügen, gingen zu beiden Seiten neben dem

Wagen her, darauf kamen die Ritter, welche den Thronhimmel, der der Königin folgen mußte, trugen. In einer erſten, mit carmoiſinrothem Sammet ausgeſchlagenen Kutſche ſaßen die Prinzeſſinnen Eliſabeth und Anna von Cleve, dieſe glückliche Gemahlin Heinrichs VIII., die noch gerade zeitig genug Wittwe geworden war, um den Henkern zu entgehen. Beide waren, wie Noailles mit innigem Behagen erzählt, auf franzöſiſche Weiſe gekleidet; ſie trugen nämlich Kleider von Silberſtoff, die vorn ſehr offen waren, breite Ermel und einen reich verzierten Spencer.

Der Großmeiſter der Cavallerie, in Goldſtoff gekleidet, folgte der Kutſche, er führte das Pferd der Königin am Zaume, dem noch zwei Schimmel folgten, dann kamen vier Damen zu Pferde, es waren die Marquiſinnen von Exeter und Wincheſter, die Gräfin von Arundel und die Herzogin von Norfolk; ſie trugen rothe Sammetkleider und ihre Pferde gleiche Schabraken, darauf wieder ein zweiter und dritter Wagen mit Damen, dann fünfzehn Damen zu Pferde, in violetten Sammet gekleidet, neun andere Ehrendamen in carmoiſinrothem Sammet, unter denen man den Namen einer Miſtreß Bacon bemerkt, alle auf franzöſiſche Weiſe mit Kleidern, welche mit Pelzwerk beſetzt waren. Den Zug ſchloſſen neun Vorſchneider mit ihrem Großmeiſter an der Spitze, die auf neun Zeltern, mit weiß und grünen Schabraken, den Hausfarben der Tudorsritter, und der Hauptmann der Leibwache mit ſeinen Soldaten in Prachtuniform. Hellebardiere und Arquebuſiere bildeten zwei Reihen, durch die ſich der Zug bewegte.

Auf dem Wege durch die City hatte er mehre Triumphbogen zu durchziehen; unter andern hatten die Genueſer einen errichtet, der durch lateiniſche Inſchriften und vier Rieſen bemerkenswerth war; auf der Ehrenpforte der Florentiner ſtand ein Engel, ein künſtlich gearbeiteter Automat, der den Arm zierlich bewegte, als die Königin herannahte und zum großen Staunen der ehrſamen Bürgersleute eine Zeitlang in die Trompete ſtieß. Die beiden Springbrunnen der City ſprudelten Wein aus allen ihren Oeffnungen und drei große Schauſpiele oder Myſterien, auf hohen Bühnen, waren dazu beſtimmt, die Königin zu ergötzen oder zu langweilen, da ſie bei ihnen anhalten mußte, um die Höflichkeiten der Aldermen und ihre auswendig gelernten Reden anzuhören. Bei der St. Paulskirche erhielt ſie aus den Händen des Großkämmerers eine Börſe mit tauſend Marcusdor, und als der Zug ſich vor der St. Pauls-Schule vorbeibewegte, hatte ſie noch die engliſche und lateiniſche Rede eines Maſter Heywood zu überſtehen, der unter einer Laube ein prächtiges Myſterium aufgebaut hatte.

Die St. Paulskirche war damals noch nicht mit einem Dome überwölbt, sondern hatte nur einen Glockenthurm. Man sah einen Holländer, Namens Peter, sich hoch oben an der Wetterfahne des Thurmes halten, eine fünf Ellen lange Fahne schwenken und allerlei kühne Bewegungen machen, die ihm nur sein kaltes, holländisches Blut gestatten konnte. Man gab ihm für seine Künste sechzehn Pfund Sterling, fünfzehn Schillinge und vier Heller. Es war ein alter Gebrauch, bei den Krönungen Gaukler und Seiltänzer ihre Künste dem Volke zeigen zu lassen und es hätte sie sehr ungern vermißt. Schon zur Zeit, als Eduard VI. mit der Krone geschmückt ward, war ein Seiltänzer zum großen Ergötzen der königlichen Ritterschaft, wie die Chronik berichtet, auf dem gespannten Seile zwischen dem Platze vor der Westminsterabtei und den Thürmen hin und zurückgegangen.

Das Königthum, zur Zeit Marias so hochverehrt und groß, mußte diese allgemeine Ehrfurcht oft mit Langeweile bezahlen. An der Thüre des Decanats St. Pauls mußte die Königin wieder Musik und Reden hören; zu Ludgate und Temple Bar erwarteten sie wieder Instrumente und Reden. Erst am andern Thore von Whitehall war es ihr vergönnt, den Lord-Mayor zu verabschieden, indem sie ihm für seine Bemühungen und Ausgaben dankte.

Aber das war noch nicht Alles; am ersten October desselben Jahres, einem Sonntage, bestieg die Königin ein Fahrzeug, das sie nach Westminster führte und empfing dort, alter Gewohnheit gemäß, Abgeordnete der drei Orden, ging durch das Haus der Gemeinen, und pflegte einige Zeit der Ruhe in dem geheimen Gemache, das eigens zu diesem Gebrauche bestimmt ist. Während sie mit ihrem Anzuge beschäftigt war, brachte man das Chor von Westminster zu ihrem Empfange in Ordnung; es war ganz mit roth, blau und goldenen Stoffen ausgeschlagen. Gegen eilf Uhr holten der Bischof von Winchester und zehn andere Bischöfe, mit der Mitra auf dem Haupte und den Bischofsstäben in der Hand, unter Gesang die Königin ab und begleiteten sie bis an die Abtei; vor ihnen her gingen drei Träger mit dem Kreuze und mehre Diaconen, welche Rauchfässer schwenkten. Dann wurde die Ordnung der Prozession etwas verändert, die Edelleute paarweise, die Ritter, die Aldermen, die französischen und lateinischen Geheimschreiber, die Mitglieder des geheimen Raths, die Ritter des Hosenbandordens, der erste Baron, die beiden Großrichter und der Castellan des königlichen Schlosses gingen vor den Kreuzen her. Die Chorknaben von Westminster, die Capelle der Königin, die beiden Staatssecretäre, viele Geistliche, der Schatz-

meiſter ſchloſſen ſich gleichfalls den Baronen an. Es war dem Adel Befehl ertheilt worden, ihre Baronets- oder Grafenmützen oder Herzogskronen erſt nach dem Augenblicke aufzuſetzen, wo die Königin ſich mit der Krone geſchmückt habe. Denn zu jener Zeit hatten Vicomtes und Barone nur erſt das Recht auf die ſogenannte heraldiſche Mütze. Jacob I. erlaubte den Vicomtes Kronen und Carl II. auch den Baronen.

Darauf kamen die Earls, ein rein altſächſiſcher Titel, der weder dem Herzogs- noch Grafen-, noch einem andern Adelstitel des Feſtlandes entſpricht, dann folgten die beiden Waffenkönige, der Herzog von Pembroke, mit den Sporen des heiligen Eduards, der Herzog von Bath, mit dem Stabe deſſelben Königs, in derſelben Reihe die Herzöge von Derby, Weſtmoreland und Cumberland, mit drei entblößten Schwertern; in der Mitte trug der Herzog von Derby die „Curtana", das Schwert der Barmherzigkeit; ihm zur Rechten und Linken gingen die beiden andern Herzöge mit den Schwertern der ewigen und zeitlichen Gerechtigkeit. Ihnen folgten der Herold des Hoſenbandordens mit den Wappen der Königin an ſeiner Seite, der Lord-Mayor von London, dann der Großkämmerer allein, der Herzog von Devonſhire mit dem Ceremonialſchwerte in der Scheide, der Herzog von Norfolk mit der Krone, der Marquis von Wincheſter mit Kreuz und goldenem Stabe, unmittelbar hinter ihnen endlich kam die Königin ſelbſt unter einem Thronhimmel von Goldſtoff, mit goldenen Quaſten und ſilbernen Glöckchen; ſie war in carmoiſinrothen Sammet gekleidet, und ſtützte ſich zur Rechten auf den Biſchof von Durham, zur Linken auf den Grafen Salisbury.

Die Herzogin von Norfolk und ein Kämmerer der Königin trugen ihre Schleppe, ihr folgten die Gemahlinnen der Pairs in rothen Sammetkleidern und mit Hermelin verbämten Mänteln, die Baroninnen in großen, hermelinbeſetzten Scharlachmänteln und alle anderen Damen des Hofes gleichfalls in Scharlach gekleidet, aber ohne Mäntel. Die Erzbiſchöfe von Canterbury und York, die beide in Ungnade gefallen waren, wohnten der Ceremonie nicht bei; Gardener, das allzu blinde Werkzeug in der Hand der Königin Maria, hatte ſie unter dem Portal der Abtei zu empfangen und ihr Weihwaſſer und Weihrauch anzubieten.

Inmitten des Chors dieſer herrlichen Kirche, die ſo merkwürdig wegen ihrer kühnen Bauart iſt, und deren Boden, wie es damals allgemein gebräuchlich, mit Laub beſtreut war, erhob ſich ein ſehr hohes, viereckiges Gerüſt, mit reichen Teppichen belegt, auf dem wieder auf einer Erhöhung der Thron, ein großer Seſſel, mit Goldſtoff bedeckt, mit zwei Kiſſen, eines von Goldſtoff, eines von ſchwarzem Sammet, reich mit Gold geſtickt ſtand; vier Edelleute hatten bei ihm die Wache. Um

eilf Uhr führten zwei der vornehmſten Großen die Königin zum Throne; ſie ließ ſich darauf nieder und ruhte eine Zeitlang da aus, dann ſtellte ſie ſich, immer von ihren Begleitern geführt, an alle Enden der vier Ecken des Gerüſtes, damit ſie ſich dem geſammten Volke, das ſich in dem weiten Raume der Kirche drängte, zeigen könne. „Ihr Herren," rief der Biſchof von Wincheſter an jeder Ecke des Gerüſtes darauf aus, „da iſt Marie, durch göttliches und menſchliches Geſetz rechtmäßige und legitime Erbin in ihren königlichen Herrſchaften: England, Frankreich und Irland. Wir thun Jedermann kund und zu wiſſen, daß der heutige Tag von allen Pairs des Königreichs anberaumt worden iſt, die treffliche Fürſtin Marie zu weihen, zu ſalben und zu krönen. Gebt Ihr Eure Zuſtimmung zu dieſer Weihe, Salbung und Krönung?" Und das Volk antwortete einſtimmig: „Ja, ja, ja! es lebe die Königin Marie!"

Dann begab ſich die Königin an den Altar, in deſſen Nähe wieder ein für ſie beſtimmter Seſſel ſtand; ſie ließ ſich darauf nieder und legte ein Stück Goldſtoff und zwanzig Schillinge auf den Altar, damit, wie die Chronik ſagt, das Wort der Schrift befolgt werde, man ſolle nie mit leeren Händen vor Gott treten. Sie kniete eine Zeitlang vor dem Altar auf ein Sammetkiſſen nieder und erhob ſich dann wieder, um eine Predigt anzuhören, deren Text der Gehorſam war, welcher den Königen gebühre.

Die Chronik berichtet nicht, welchen Inhaltes der Eid geweſen, den Marie Tudor auf das Allerheiligſte leiſtete, und dieſer wichtigſte Theil der ganzen Ceremonie, der den Vertrag zwiſchen Volk und Herrſcher beſiegelt, iſt mit Stillſchweigen übergangen. Links vom Altare war ein Gemach eingerichtet, wohin ſich die Königin darauf begab, und woraus ſie, wie Noailles, der in Allem, was den Anzug betrifft, ſehr genau berichtet, erzählt, mit einem Corſett von rothem Sammet zurückkam. Als ſie wieder daraus hervortrat, wurde ſie an den Altar zurückgeführt und ihr Haupt mit dem Thronhimmel bedeckt, den vier Ritter des Hoſenbandordens hielten; der Biſchof von Weſtminſter ſalbte ſie mit dem Chryſam, dem geweihten Oel und darauf überreichte ihr Mißtriß Walgrove ein Paar Handſchuhe von Garn, welche ſie anzog. Von neuem zog ſie ſich nach der Salbung in ihr Gemach zurück und wechſelte ihre Gewänder mit einem Kleide von weißem Taffet und mit einem purpurrothen mit Hermelin verbrämten Mantel ohne Kragen. An ihrem Gürtel hing ein langes Schwert, das ſie auf dem Altar darbrachte, und welches der Großintendant zurückkaufte, indem er ſtatt deſſelben eine Summe Geldes darauf niederlegte. Der Großintendant behielt es hernach und trug es während

des noch übrigen Theils der Ceremonie. Marie ſetzte ſich nun wieder in den Seſſel vor dem Hochaltare und empfing aus den Händen des Biſchofs von Wincheſter und des Herzogs von Norfolk drei Kronen, die des heiligen Eduard, die kaiſerliche Krone, die ſogenannte der großen Ceremonie, und die gewöhnliche Krone. Sie ſetzte alle drei nach einander auf und jedesmal ſchmetterten die Trompeten dazu ihren Tuſch Während des Te Deums ſteckte der Biſchof von Wincheſter der Königin den Ring der ſymboliſchen Allianz an den Finger und dann empfing ſie aus den Händen ihres Großintendanten goldene Armbänder und Geſchmeide. Der Herzog von Arundel gab ihr den Scepter; der Herzog von Bath den Stab des heiligen Eduard, der Herzog von Pembroke die Sporen, der Marquis von Wincheſter die goldene Kugel und der Biſchof von Wincheſter die königliche Regala.

Nachdem ſo der eigentliche Krönungsact beendigt war, beſtieg ſie wieder das Gerüſt, auf dem der Thron ſtand und ſetzte ſich darauf; ſie war nun in carmoiſinrothen Sammet gekleidet und trug einen purpurrothen Mantel und darüber ein Mäntelchen von Seiden- und Goldſtoff, auf dem Haupte die kaiſerliche Krone, in der Rechten den Scepter, in der linken Hand die goldene Kugel und an den Füßen Schuhe von Goldſtoff, mit carmoiſinrothem Seidenzeuge gefüttert und mit Treſſen von venetianiſchem Golde beſetzt. Der Biſchof leiſtete der Königin zuerſt den Eid der Treue und küßte ſie dabei auf die linke Wange. Nach ihm leiſteten alle Großen des Reichs, unter ihnen zuerſt der Herzog von Norfolk, der Königin denſelben Eid und küßten ſie gleichfalls auf die linke Wange; es gehörte gewiß nicht wenig Geduld dazu, alle dieſe Küſſe und Händedrücke zu erdulden. Die Glieder des niederern Adels beſtiegen das Gerüſt unter dem Rufe: „Es lebe die Königin!“ während ihre Häupter die Huldigungen ritterlicher Treue darbrachten. Die ganze Ceremonie ſchloß damit, daß die Königin, der Gewohnheit gemäß, der Kirche Spenden darbrachte und Gnadenacte für alle Arten von Vergehen erließ. Nachdem dieß geſchehen war, verließ die Königin die Kirche, um ſich in den Saal von Weſtminſter zu begeben, der zum Bankette eingerichtet war.

Zuerſt ritten der Großmarſchall, Herzog von Norfolk und der Herzog von Derby, Großintendant, auf zierlichen Pferden in den Saal; ihnen folgten vierzig Edelleute, in ſchwarzen Sammet gekleidet und mehr als zweihundert Bediente in Livree. Der Herzog von Suſſex, als Garderobemeiſter und der Herzog von Worceſter beſorgten das Gedeck der Königin. Die Waſſerbecken wurden durch Sergents at Arms herbeigebracht; die Königin wuſch ſich und ſetzte ſich unter einen Thron-

himmel nieder; hinter ihr ſtanden der Graf Shrewsbury und der Biſchof von Durham. Zu ihrer Rechten ließ die Königin den vielbeſchäftigten Biſchof von Wincheſter Platz nehmen, zu ihrer Linken, aber etwas entfernt, die Prinzeſſin Eliſabeth und Anna von Cleve, Heinrichs VIII. Wittwe. Der franzöſiſche Geſandte bemerkte die Entfernung, wodurch Marie andeuten zu wollen ſchien, ſie werde die Wittwe ihres Vorgängers und ihre muthmaßliche Nachfolgerin etwas entfernt von ſich halten. Die Tafel in der Mitte ward von den Biſchöfen, Geſandten, Magiſtratsperſonen, Rittern und Stallmeiſtern eingenommen; an einer Tafel zur Rechten ſaßen die Barone der fünf Häfen, die Räthe und Clerks der Canzlei, an einer Tafel zur Linken der Lord-Mayor von London, die Aldermen und Notabeln der Hauptſtadt.

Bei Anfang des zweiten Ganges ritt der Ritter Dymoke, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, in den Saal ein; die Satteldecke war ſchwarz und ſein Harniſch mit kleinen, ſilbernen Löwen geſtickt. Sein Amt war, den Handſchuh Jedermann hinzuwerfen, der es wage, die rechtmäßigen Anſprüche der Gekrönten zu beſtreiten. Vor ihm her gingen ein Waffenherold und zwei Pagen; der eine von ihnen trug ſein Schwert, der Andere ſeinen Schild; er lenkte ſein Pferd bis nahe zur Königin hin, begrüßte ſie und ſprach Folgendes: „Wenn Jemand da iſt, weß Standes, Ranges oder Gewerbes er ſey, der ſagt, daß unſere Herrin, Gebieterin und Königin Maria I. nicht die rechtmäßige und wahre Erbin der Krone von England iſt, ſo ſage ich, daß er als falſcher Verräther gelogen hat und bin bereit, es gegen und wider Alle zu behaupten, ſo lange in meiner Bruſt noch Athem iſt, wenn es nämlich der Königin gefällt, mich als ihren Vertheidiger anzunehmen; Urkunde deſſen werfe ich hier meinen Handſchuh hin.“

Niemand hob ihn auf; der Herold gab ihn dem Ritter zurück, der dreimal dieſelbe Aufforderung wiederholte, und dafür zur Belohnung den Kelch der Königin, den Harniſch, den er getragen, und das Pferd geſchenkt bekam. Der Herold des Hoſenband-Ordens und alle Waffenkönige verlaſen nach der Reihe in allen Winkeln des Saales die gebräuchlichen Proclamationen in engliſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Sprache und warfen zum Schluß Silbermünzen unter das Volk. Gegen Ende des Banketts rief die Königin die fremden Geſandten zu ſich und unterhielt ſich mit ihnen; dann nahm ſie, von ihren Dienern umgeben, aus der Hand des Mayors von London den goldenen Kelch und gab ihn ihm als Geſchenk zurück.

Die Heldin und Haupttheilnehmerin dieſer langen und ermüdenden Feierlichkeit war eine kleine Frau von ſehr brauner Farbe, „olivastra

di complessione", wie der venetianiſche Geſandte Michele von ihr ſagt, zart und faſt mager, die Stirne ſchon von Sorgen, vielleicht auch von Leidenſchaften gerunzelt, ihr Auge ſchwarz und ſo ſtechend, daß man ſie nicht lange, ohne eine Anwandlung von Furcht, betrachten konnte. Neben ihr ſah man Eliſabeth, jünger und ſchöner als ſie, und dem fürchterlichen und doch majeſtätiſchen Heinrich VIII. ähnlicher; ſie hatte ſich in dem mörderiſchen Streite zwiſchen Johanna Gray und Maria Tudor ruhig zu verhalten gewußt, und brachte nun, wo der Streit entſchieden, der Siegerin ihre Huldigungen dar. Ihre Augen, berichtet Michele, waren blau, groß und ſchön geſchnitten; ſie hatte eine ſehr ſchöne Hand, einen wohlgeſtalteten Wuchs, eine heitere und offene Miene, und war noch weit angenehmer, als ſchön. Die Pracht der Anzüge bei der Krönung war ein eigenthümliches Zeichen der Neigungen und Wünſche der Königin. Unmittelbar vor ihrer Epoche hatten die ſiegenden Puritaner vom Hofe die ſchillernden Farben, die zierlichen und reichen Trachten verbannt. Dieſe trübe und ſparſame Neuerung bekämpfen, hieß zu gleicher Zeit gut katholiſchen Glauben und Prachtliebe zeigen. Die Frauen und Höflinge wetteiferten an Luxus bei dieſer Krönung, die, dem Chronikſchreiber Fabian zufolge, eine ſolche Menſchenmenge herbeigeführt hatte, daß London die Zahl der Neugierigen nicht zu faſſen vermochte. Ueberall ſah man Geſchmeide, wallende Federn, kunſtvolle Stickereien, Silber- und Goldſtoffe, und der Handelsſtand, der ſonſt eigentlich gar keine Meinung hat, ermangelte nicht, die Vorliebe der Königin auszubeuten. „Die Königin," erzählt Noailles, „bemüht, allen ihren Einfluß aufzubieten, um den Aberglauben zu verbannen, welcher vorſchrieb, die Frauen dürften keinen Schmuck und keine farbigen Kleider tragen, hat ihren Willen durchgeſetzt. Sie ſelbſt und viele ihrer Umgebung, ſind auf franzöſiſche Weiſe gekleidet. Sie iſt eine von den Damen auf der Welt, welche an Kleidern den größten Gefallen finden, und es iſt zu bewundern, wie die jungen Mylords und Herren prächtig in Goldſtoff und Edelſteine gekleidet ſind."

Alle dieſe Herrlichkeiten gefielen Eliſabeth nicht ſonderlich. Der ſpaniſche Geſandte Renard erzählt, daß die Fürſtin Eliſabeth, „wunderbar ſchön gekleidet", während der ganzen Dauer der Feierlichkeit lächelte. Nur als ſie die Krone tragen mußte, welche die Königin auf ihr Haupt ſetzen ſollte, neigte ſie ſich zum franzöſiſchen Geſandten und ſagte ihm: „Sie iſt ſehr ſchwer!"

„Ein wenig Geduld," antwortete dieſer, „auf Ihrem Haupte erſt, und ſie wird leichter ſeyn."

Dieſe Pracht Maria Tudors weiſſagte eine traurige und ſchmerz-

liche Herrschaft. Der ernstere Theil des Volkes, der noch die weiteste Zukunft hatte und bestimmt war, einst Cromwells Puritanismus zu erzeugen, murrte insgeheim gegen die neue Verschwendung, zu der die Krönung das Beispiel gegeben hatte. Die Geschichte Marias weiß nur von Empörungen, blutigen Schaffotten, Verfolgungen der Protestanten, Hofintriguen zu erzählen. Der sittsamen und fanatischen, hartnäckigen und heftigen Frau folgte Elisabeth; sie war nicht minder herrisch, nicht minder hartnäckig, aber geschickter. Alle Laster waren, wie Faunet eingesteht, an Elisabeths Hofe heimisch, aber sie wußten sich schlau dem Volkswillen anzuschmiegen, und die Verschwendung beförderte ja den protestantischen Handel. Und Shakespeare und die Geschichte feiern das Andenken einer Königin, die trefflicher Tugend zu heucheln, als zu üben wußte. Selbst die wahren Züge ihres Antlitzes entgingen der Kunde der Nachwelt. In einem Alter von sechszig Jahren sollten die Künstler sie noch so schön darstellen, als sie es kaum in ihrer Jugend gewesen seyn konnte. Man bewahrt noch in London einen einzigen Broadpiere (ein Goldstück ungefähr in der Form eines Thalers), der das Profil der alternden Königin mit ihrer Habichtsnase, ihrer runzligen Stirn und ihrer überhängenden Lippe darstellt. Sie selbst fand sich auf dieser Münze so getroffen, daß sie den Stempel zerbrechen ließ und den Medailleur in's Gefängniß sandte, damit er dort bereue, zu treu gezeichnet zu haben. Horaz Walpole, ein großer Liebhaber derartiger Curiositäten, besaß sie in seiner großen Münzsammlung.

Elisabeth, verschlagen, sanft und anspruchslos, so lange ihr Leben in Gefahr war, oder es sich um Erbschaftsansprüche handelte, die noch sehr wohl bestritten werden konnten, trug das Haupt sehr hoch, sobald sie Königin war, und waffnete sich mit ihrer Macht, wenn sie auch der List nicht entsagte. Sie war einer der Geister, die ihre Zeit instinctmäßig kennen und wirklich politisch sind. Maria, die Katholische, hatte am Tage ihrer Krönung keinen wahrhaft ergebenen Freund an ihrem Throne stehen. Elisabeth, deren Neigung zu den neuen religiösen Meinungen bekannt war, fand ihre Stütze im Volksgeist und in den Hoffnungen der Nation. Doch beeilte sie sich nicht, die katholische Religion abzuschwören, welche sie einst, von ihrer Schwester gezwungen, öffentlich hatte bekennen müssen; ihre zweideutige Haltung begünstigte abwechselnd die Hoffnung beider Parteien und erregte ihre Furcht; sie verlieh den Puritanern ihre Freiheiten wieder, gestattete den verbannten protestantischen Edeln und Herren wieder den Zutritt zu ihrem Hofe und ging doch noch in die Messe, beichtete und wohnte den Trauereierlichkeiten für ihre Schwester Maria bei. Doch war das Gerücht,

ſie werde eine neue, den Proteſtanten durchaus günſtige Politik befolgen, ſo ſehr verbreitet, daß die höhere katholiſche Geiſtlichkeit, ſo wie der ſpaniſche Geſandte, ſich weigerten, der Krönung einer Königin beizuwohnen, die der Ketzerei in ſo hohem Grade verdächtig war. Dieſer Verlegenheit konnte nicht leicht abgeholfen werden. In den Augen des Volkes, das noch an Anſichten und Gewohnheiten des Mittelalters hing, war der nicht Souverän, der nicht allen Formen und Gewohnheiten gemäß gekrönt war. Der Biſchof von Carliſle gab endlich den Bitten des Hofes nach und trennte ſich von ſeinen Genoſſen; doch machte er es zur ausdrücklichen Bedingung, daß alle Ceremonien nach ſtreng katholiſcher Weiſe vollzogen werden müßten, und daß Eliſabeth den gebräuchlichen Eid leiſte. Aber es täuſchten ſich beide Theile, die dieſen Vertrag ſchloſſen, nicht; der Biſchof wußte ſehr wohl, wie viel er auf den Eid bauen konnte, und die Königin erwartete ungeduldig nur eine paſſende Gelegenheit, ihren Anſichten offen folgen zu dürfen.

Am 12. Januar 1558 ſchiffte ſich die Königin, dem Gebrauche zufolge, auf der Themſe ein, um ſich nach dem Tower zu begeben, wo ſie die erſte königliche Handlung vornahm, indem ſie mehre Hofherren zu Rittern des Bathordens ernannte. Die Chroniken wiſſen viel von der glänzenden Fahrt, den flaggenden Kähnen, mit Muſikern, die eigens aus Italien gekommen waren, zu erzählen. Am 14. verließ ſie den Tower in einer mit Scharlach ausgeſchlagenen Sänfte oder Kutſche; vor ihr her ritten Herolde mit Trompetern, hinter ihr folgten ihre Ehrendamen, alle in rothen Gewändern. In den Straßen waren Schranken, mit reichen, farbigen Stoffen überdeckt, errichtet, in deren Zwiſchenräumen die verſchiedenen Corporationen mit wehenden Bannern und ihren Wappen, die oft reicher waren, als die der Hofherren, ſtanden; die Häupter und Aelteſten jeder Corporation trugen ſchwere, goldene Ketten. An allen Fenſtern prangten Guirlanden und Kränze, überall ertönte Muſik und Hörnerſchall. Von einem hohen Triumphbogen am Ausgange der Straße Femchurch herab, wünſchte ein kleines Kind der erſehnten Königin im Namen des ganzen Volkes Glück, und ſie dankte ihm huldvoll. In der Straße Gracechurch war eine Art von Theater erbaut, auf dem man Heinrich VII. mit ſeiner Gemahlin, Heinrich VIII. und Anna Boleyn, umgeben von Allegorien und allen Attributen, welche ihre Verdienſte und Tugenden in's höchſte Licht ſetzen konnten, ſah; neben ihnen thronte auch Eliſabeth ſelbſt im königlichen Glanze. Ein vierzehnjähriges Kind in weißem Gewande näherte ſich der Königin; es hatte in der Hand eine weiße und eine rothe Roſe und declamirte eine Beſchreibung des ſonderbaren Schauſpiels, worin auf geſchickte Weiſe auf die Kämpfe

und Feindschaften der Häuser York und Lancaster angespielt ward, deren doppelte Erbin Elisabeth war.

Ein anderer Triumphbogen schmückte Cornhill; er war von einem Throne überbaut; vier symbolische Personen, „Aberglaube", „Dummheit", „Bestechung" und „Aufruhr", lagen niedergeschmettert zu Füßen des Thrones, dessen Stützen die vier Cardinaltugenden waren. Nachdem die Königin mit vielleicht nicht ganz ungezwungenem Lächeln diese politische Lehre, den Aberglauben nicht zu schonen, die vielleicht von den Puritanern eingegeben war, hingenommen hatte, ging der Zug weiter nach Sajar Lane, wo eine neue Vorstellung die Königin erwartete. Diesesmal waren die acht Haupttugenden des heiligen Matthias der neuen Herrscherin angepaßt, nämlich Sanftmuth, Dulderſinn, Standhaftigkeit im Unglück, Verzichtleistung auf Gerechtigkeit, Mitleid mit den Armen, Herzensreinheit, Friedensliebe, Geduld inmitten der Verfolgung. Denn fast so war die junge Fürstin immer erschienen, immer verfolgt, immer sanft und geduldig. Auch während der Krönungsfeierlichkeiten durfte diese Geduld sie nicht verlassen, denn sie hatte noch an dem Portal der St. Paulskirche und in Cheapside zwei Concerte anzuhören. Als sie die tausend Marcsdor aus den Händen der Aldermen erhalten hatte, hielt sie eine Rede und dankte ihnen so fein und anmuthig, „daß," wie die Chronik sagt, „das Volk sehr erstaunte, so künstlich gefügte Rede so herzlich sprechen zu hören." Aber noch immer war sie aller Ehrenbezeigungen nicht ledig. Ein Theater am Ende von Conduit-Street stellte auf der rechten Seite ein blühendes Reich dar, worin Gewerbfleiß, Handel, Kunst und Ueberfluß herrschten; zur Linken sah man ein Land in Verfall, Krieg mit Fremden und Bürgerkrieg, Hungersnoth, Pest, Elend; unter diesen bildlichen Darstellungen war eine Höhle angebracht, aus der man einen nackten Greis treten sah, der an der Hand eine Jungfrau führte, die ganz in Weiß gekleidet war und ein offenes Pergamentbuch in der Hand hielt, worin die Worte standen: **Verbum veritatis.**

„Wer ist dieser Greis?" fragte Elisabeth.

„Die Zeit," antwortete eine Stimme.

„Auch mich führt die Zeit," entgegnete die Königin.

Die Wahrheit, Tochter der Zeit, überreichte ihr das Buch, das sie mit frommer Miene an die Lippen drückte. „Kein Buch der Welt ist köstlicher und mir theurer, als dieses," sprach sie. Lateinische Reden und Musik hemmten dann auch noch den Weg der Königin; erst spät gelangte sie nach Fleet-Street, wo eine gothische Festung stand, in welcher sich ihr in Allegorien das Haus der Gemeinen, der Clerus und Adel

darſtellten, über denen ſich ein Thron erhob, auf dem Deborah „die Richterin und Wiederherſtellerin von Israel", ſaß. Eliſabeth wußte ſchlau Alles zu bewundern; ſie ging auf alle allegoriſchen Anſpielungen ein, und ihr ganzes Benehmen war klug darauf berechnet, die Liebe der Bürger, auf die, das fühlte ſie wohl, ſich ihre Regierung ſtützen mußte, zu gewinnen. „Sie gewann," ſagt der Chroniſt Tothill in einer Flugſchrift, die der Beſchreibung dieſer großen Ceremonie gewidmet iſt, „die Herzen durch goldene Worte, zeigte ſich leutſelig und voll Anmuth, ließ ihren Wagen halten, um die Geſchenke oder Glückwünſche einiger armen Menſchen anzunehmen, und legte einen Quendelſtrauch, den ihr eine arme Alte mit einer Bittſchrift überreicht hatte, neben ſich in die Caroſſe. Alle Welt bemerkte die Sorgfalt und Güte, mit der ſie dieſe kümmerliche Gabe bewahrte.

Marie hat vor Allem dem Adel ſchmeicheln wollen. Eliſabeth ſtützte ſich vom Anfang ihrer Regierung, von ihrer Krönung an, auf das Volk, und verſchmähte es nicht, ihm zu ſchmeicheln, um Alles von ihm zu erhalten. Am 15. Januar fuhr ſie in Begleitung von Trompetern, Rittern und Herren, geſchmückten Waffenherolden, Edeln und Biſchöfen in Scharlachgewändern durch die Stadt; die Straßen waren überall mit blauen Teppichen verziert und mit feinem Sande beſtreut. Der Ceremonial-Anzug, den ſie in Weſtminſterhall trug, beſtand aus einem carmoiſinrothen Sammetmantel mit Hermelin verbrämt, und einem Mäntelchen von Seide und Goldſtoff, und einem Kleide von rothem Sammet. Man hatte für ſie nicht, wie es bei Maria geſchehen war, ein Gerüſt in der Mitte der Kirche errichtet, ſonſt aber war die Ceremonie ganz dieſelbe, nur daß der Königin zu Gefallen, und um Proteſtanten wie Katholiken zufrieden zu ſtellen, der Gottesdienſt zugleich in lateiniſcher und engliſcher Sprache gehalten wurde.

Es iſt ſonderbar, daß die letzten Stuarts einen Theil der Krönungs-Ceremonie abſtellen mußten, auf den die Bürgerſchaft einen ſehr großen Werth legte; der Zug durch die Straßen der City konnte nämlich der Peſt wegen unter Jacob I., Karl I., Jacob II. nicht ſtattfinden; erſt Karl II. führte dieſen dem Volke theuern Gebrauch wieder ein. Und Jacob I. regierte jämmerlich, Karl I. wurde enthauptet, Jacob II. verjagt.

Im Jahre 1644 verſchwanden in dem großen Schiffbruch, den die Puritaner über das katholiſche Königthum verhängt hatten, ſelbſt die Spuren aller jener Symbole, welche in den beiden Krönungen der Königinnen erſchienen waren. Armbänder, Sporen, Globus, Scepter ſelbſt die Gewänder Eduards des Bekenners wurden um einen Spott-

preis von den Commissären des Parlaments verkauft. Um 16 Schillinge und 4 Heller wurde das Gefäß, welches das heilige Oel enthielt, verkauft; ein Pfund Sterling wurde für jedes der Schwerter, ein Pfund 13 Schillinge 4 Heller für die Sporen, 36 Pfund Sterling für die Armbänder mit ihren kostbaren Steinen gelöst; „für den goldnen Scepter und den Kamm für das Königshaar wurde nichts gegeben, denn sie hatten keinen Werth," sagt das Inventarium. Die republikanischen Commissäre entdeckten einen alten eisernen Koffer, worin die Gewänder Eduards des Bekenners aufbewahrt waren; sie öffneten ihn, breiteten die theuern Reliquien der katholischen Monarchie auf die Erde aus und nahmen unter rohem Lachen folgenden Catalog darüber auf:

Ein altes Kleid von karmoisinrothem Sammt .	10	Schillinge.
Ein Kleid, mit goldnen Tressen eingefaßt . .	10	„
Ein altes Kleid von gelblicher Seide . . .	0	„
Ein Kleid von schlechtem karmoisinrothem Taffet	5	„
Ein Paar sehr alte Sandalen von Silberstoff .	2	„
Ein Paar Schuhe von Goldstoff	1	„
Ein Paar goldgestickte Handschuhe	1	„

Unter den Commissären war auch ein schlechter Dichter, Georges Withers, ein wüthender Republikaner, der es für witzig hielt, sich die altehrwürdige Krone aufzusetzen und, in die alten Gewänder gehüllt, zum besondern Vergnügen seiner Genossen, die Gebräuche der Krönung zu parodiren.

So fand das neue Königsthum Wilhelms III. nichts mehr von alter Größe vor. Während der folgenden Regierungen Karls II. und Jacobs II. wurde, was noch an Krondiamanten vorhanden war, im Drange der Zeiten verpfändet oder verkauft. Man mußte, wie aus authentischen Documenten erhellt, 3703 Pfund 15 Schillinge und 3 Heller ausgeben, um den Schmuck der Krone wieder in Stand zu setzen.

Eine große Schwierigkeit bot sich dar; Wilhelm und Marie waren beide Souveraine. Die Legitimität der Wahl war für Wilhelm, die des Blutes für Marie. Doch fühlte er gar wohl, daß es unmöglich sey, die höchste Macht mit einer Frau zu theilen, und hatte seinen Vertrauten gedroht, er werde nach Holland zurückkehren, wenn Marie Theil an der Regentschaft haben solle. Man entschied endlich, Ehren und Titel sollten beiden gemeinschaftlich seyn, die wirkliche Regierungsgewalt aber nur in Wilhelms Hand ruhen. Deßhalb wurde auch bei der Krönungs-Ceremonie Wilhelm in allen Stücken der Vorrang zugestanden,

und man kann also nicht eigentlich diese Krönung als die einer regierenden Königin anführen.

Im Grunde wollte man den Katholicismus der Stuarts verbannen, die damalige Politik sah eine schwere Gefahr darin, wenn einer Verwandten dieser Familie die höchsten Ehren bewilligt wurden. Die Königin trug das Band des Hosenbandordens nicht; der König allein schnallte die Sporen an, er allein gürtete sich das Schwert um, und nur er ward mit der Stola bekleidet. Die Königin ward jedoch auch mit dem, was man Colobium sindonis nennt, mit einer Art goldnem Obergewande mit goldnem Mantel bekleidet. Das war aber auch eigentlich die einzige Ehre, die ihr während des Krönungsactes widerfuhr. Doch die Liebe zu ihrem Gemahl und zum Protestantismus ließ sie die Wunde verschmerzen, welche ihrer Eigenliebe dadurch geschlagen wurde. Der Haß der Jacobiten ward ihr dafür in vollstem Maße zu Theil, und unmittelbar nach ihrem Tode wagte ein Priester, ihr Andenken zu beschimpfen, indem er zum Texte seiner Predigt die Bibelstelle nahm: Gebt dieser Verfluchten ein Grab, denn sie ist eines Königs Tochter.

Ueber die Krönung der Königin Anna hat Miß Landes, eine der unermüdlichsten Sammlerinnen von dergleichen Curiositäten, Nachrichten hinterlassen, die bis auf die geringsten Einzelnheiten eingehen. Am 23. April 1702, am Feste St. Georgs, ließ sich die Königin in einer Sänfte vom St. James-Pallast nach Whitehall tragen, wo der ganze Hof und alle Würdenträger des Reiches ihrer warteten; sie trug auf dem Haupte einen goldenen, mit Diamanten besetzten Ring, setzte sich, gefolgt von der Herzogin von Sommerset, von vier Ehrendamen und dem Großkämmerer, der die Schleppe ihres Kleides trug, in einen großen Sessel, der unter einem Baldachine stand, und vor dem ein Tisch, mit reichem Teppich bedeckt, war, und empfing die Kleinode und den Schmuck der Krone, die ihr in feierlichem Zuge überbracht wurden. Der ganze Weg von Westminsterhall bis zum Thor der Kirche war mit Teppichen belegt. Darauf ordnete sich der Krönungszug; die damalige „Londoner Zeitung" gibt folgende offizielle Beschreibung davon:

Der Kirchendiener und der Dekan von Westminster.
Der Großconnetable von Westminster in seinem Scharlachmantel.
Ein Pfeifer.
Vier Trommler in einer Reihe.
Vier Trompeter in einer Reihe.
Der Stabs-Trompeter.
Sechs Clerks der Canzlei, in schwarzseidenen Roben mit Blumen gestickt und mit Handschuhen von schwarzer Seide, Paarweise.
Der Wächter des Cabinetts in der königlichen Capelle.

Die Hof-Caplane in Scharlach, mit ihren viereckigen Mützen in der Hand, Paarweise.

Die Sheriffs und Aldermen der City von London in Scharlachkleidern, Paarweise, diejenigen unter ihnen, welche Lord-Mayors waren, mit goldenen Ketten geschmückt.

Die Herren der Canzlei in Staatskleidern, Paarweise.

Die jungen **sergents at legs** der Königin in Scharlachkleidern, mit ihren Mützen in der Hand.

Der Procurator und der Advocat des Königs in schwarzen Sammetkleidern.

Die ehemaligen Advocaten der Königin.

Die Leibgarden.

Die Cammerherren.

Die Barone des Schatzes und die Richter der beiden Tribunale in Scharlachkleidern nach ihrem Dienstalter geordnet.

Der erste Baron des Schatzes und der Großrichter in Scharlachkleidern und mit einer großen Halskette.

Die Chorknaben der Capelle in Scharlachmänteln.

Die Kirchensänger von Westminster in Chorhemden.

Der Sakristan und die Orgeltreter.

Die Edelleute der königlichen Capelle in Scharlachmänteln.

Der Unter-Decan der königlichen Capelle, in einem Scharlachkleide, mit schwarzem Sammet gefüttert und besetzt.

Die Pfründner von Westminster in Chorhemden und Domherrngewändern.

Die Wächter des Kronschmucks in scharlachenen Schleppkleidern.

Die Geheimräthe, welche nicht Pairs sind, in gewöhnlicher Tracht.

Zwei Bewaffnete.

Die Baroninnen in Staatskleidern, mit ihren Kronen in der Hand, Paarweise.

Die Barone, ebenso.

Die Bischöfe.

Zwei Bewaffnete.

Die Vicomtessen in Staatskleidern mit den Kronen in der Hand, Paarweise.

Die Vicomtes, ebenso.

Die Waffenherolde in Staatskleidern, mit Halsketten.

Die Gräfinnen in Staatskleidern, mit den Kronen in der Hand, Paarweise.

Lords und Grafen ebenso, diejenigen, welche Ritter des Hosenbandordens sind, mit dem Ordenszeichen.

Zwei Waffenherolde.

Die Marquisinnen in Staatskleidern, mit den Kronen in der Hand, Paarweise.

Die Marquis ebenso.

Waffenherolde.

Die Herzoginnen in Staatskleidern, mit den Kronen in der Hand, Paarweise.

Die Herzoge, außer denen, welche den Kronschmuck trugen.

Die beiden Waffenkönige der Provinzen, in ihren Staatskleidern, mit Ketten und ihren Kronen in der Hand.

Der Geheimsiegelbewahrer und der Erzbischof von York.

Der Siegelbewahrer und der Erzbischof von Canterbury.

Die Herzöge von Aquitanien und der Normandie, vorgestellt von zwei Kammerherrn, Joseph Clarke und Jonathan Andrews in carmoisinrothen Mänteln, mit Hermelin und Marderpelzen besetzt, in der Hand die herzogliche Mütze von Goldstoff, mit Hermelin ausgeschlagen.

Der Prinz Georg, Gemahl der Königin im Schleppkleide, dessen Schleppe der Garderobemeister trägt.

In derselben Reihe der Graf von Dorset mit dem Stabe Eduards, der Vicomte von Longville, mit den goldenen Sporen, der Graf von Hutingdon mit Kreuz und Scepter.

In derselben Reihe noch der Groß-Admiral von England mit dem dritten Schwerte, der Graf von Kent mit der Curtana und der Graf von Derby mit dem „spitzen" Schwerte.

In derselben Reihe ferner der Lord-Mayor von London mit dem Stabe und der

Kette ſeines Ranges, der erſte Wappenkönig mit der Krone in der Hand und der Halskette, der Huiſſier des ſchwarzen Stabes, mit dem Stabe in der Hand.

Der Großkämmerer in Staatskleidung, mit der Krone und dem weißen Stabe in der Hand.

In derſelben Reihe der Großmarſchall mit Krone und Stab in der Hand, der Graf von Oxford mit dem Ceremonialſchwerte und der Groß-Connetable mit Krone und Stab in der Hand.

In derſelben Reihe der Herzog von Richmond, mit dem Scepter mit der Taube in der Hand, der Großintendant mit der Krone und der Präſident des geheimen Rathes mit der Kugel.

In derſelben Reihe noch der Biſchof von Sarun mit der Kelchſchüſſel, der Biſchof von Worceſter mit der Bibel und der Biſchof von Rocheſter mit dem Kelche.

Darauf die Königin, zur rechten Seite ſich auf den Biſchof von Durham, zur linken auf den Biſchof von Exeter ſtützend, über ihr trugen ſechzehn Barone der fünf Häfen den Baldachin.

Die Schleppe ihres königlichen Kleides von carmoiſinrothem Sammet, mit Hermelin beſetzt, trug die Herzogin von Sommerſet, begleitet von Lady Eliſabeth Seymur, Lady Mary Pierpoint, Lady Mary Fide, von Miſtreß Bridget Oſborne und vom Lord-Kämmerer.

In derſelben Reihe gingen der Hauptmann der Yeomen der Garde, der Hauptmann der Gardes du Corps ihrer Majeſtät und der Hauptmann der Edelleute ihrer Majeſtät.

Ehrendamen.

Ehrenfräulein.

Der Lieutenant und der Fähndrich der Yeomen.

Die Yeomen der Garde vier und vier.

Dieſer Zug, oder beſſer dieſes Heer zog ſich von Weſtminſterhall durch Kingſtreet in die Kirche; der ganze Weg war mit blauen Teppichen belegt und mit Blumen beſtreut. Trommeln und Trompeten ertönen; eine Hymne wird angeſtimmt; die Adeligen der verſchiedenen Ränge nehmen, von Ceremonienmeiſtern geführt, die Plätze ein, welche die Etiquette ihnen anweist. Die Königin beſteigt die für ſie errichtete Bühne inmitten der Kirche; alle Ceremonien finden wie bei der Krönung Maria Tudors und Eliſabeths ſtatt, nur leiſtet Anna den Eid, der ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover von großer hiſtoriſcher Bedeutung geworden iſt und die feſten Verſicherungen enthält, dem proteſtantiſchen Glauben treu zu bleiben und nie dem Pabſte ſich unterwerfen zu wollen. Der Erzbiſchof lieſt ihn mit vernehmlicher Stimme aus einer Pergamentrolle, und die Königin wiederholt ihn laut und deutlich.

Dieſer Eid war der wichtigſte Theil des Krönungsactes, denn er enthält in wenig Worten die ganze Politik Englands gegen den Katholicismus und die Länder, welche als ſeine Hauptſtützen zu betrachten waren, gegen Frankreich, Spanien und Italien.

Als die Königin ihn geleiſtet und geſchworen hatte, den proteſtantiſchen Glauben zu beſchützen, nach den Parlamentsſtatuten ſich zu richten, der anglikaniſchen Kirche alle ihre Privilegien zu erhalten, ſchritt ſie auf den Altar zu, kniete nieder, legte die rechte Hand auf die Bibel und ſprach Angeſichts des ganzen Volkes die Worte aus:

„Was ich verſprochen habe, werde ich halten und erfüllen, ſo wahr mir Gott helfe.“

Darauf küßte ſie das heilige Buch; und nun erfolgte die Vortragung der Schwerter, der Rückruf des Schwertes vom Altar, die Inveſtitur mit Ring und Stab; darauf erhält ſie aus den Händen des Erzbiſchofs die Krone unter dem Beifalljauchzen des Volkes und dem Donner der Kanonen des Towers. Eine Hymne wird angeſtimmt; die Edeln ſetzen, da die Königin gekrönt iſt, ihre Kronen auf und huldigen der Souveränin, was dadurch geſchah, daß ſie Hand oder Wange der Königin küßten, zuerſt der Erzbiſchof, dann die Biſchöfe, Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes und Barone. Der erſte jedes Adelranges kniet vor der Königin nieder, leiſtet den Eid, und alle Andern entblößen ihre Häupter. Darauf umgeben die Pairs Ihre Majeſtät, ſteigen einer nach dem andern die Stufen des Thrones hinan, berühren die Krone auf dem Haupte ihrer Gebieterin zum Zeichen der Unterſtützung, welche ſie ihr zu leihen verſprechen, und küßen der Königinn Hand und Wange. Dann wird der letzte Theil der Hymne geſungen, die Königin communicirt und der religiöſe Theil der Krönung iſt beendigt.

Darauf erfolgt der Rückzug (the recess), und die Königin begibt ſich, nachdem die noch übrigen Förmlichkeiten mit den beiden andern Kronen, der Ceremoniekrone und der gewöhnlichen beendigt waren, in den Saal von Weſtminſter, wo das Bankett bereitet war. Zur Linken der Königin ſaß ihr Gemahl, der Prinz Georg von Dänemark; zu ihren Füßen zwei ihrer Frauen. Alles war eben ſo, wie zu den Zeiten der Königinnen Eliſabeth und Marie; der Kämpfer der Königin, Dykmore, ritt, begleitet von dem Großmarſchall und dem Großconnetabel, in prachtvoller Rüſtung, den Helm mit rothen, blauen und weißen Federn geſchmückt, in den Saal, um jeden, der ihre legitimen Anſprüche beſtreite, zum Kampfe zu fordern, und die Largesse, die Austheilung von Silbermünzen unter das Volk, endete die ganze Feier.

Feuilleton.

II.

Literatur.

Ahasver.
Episches Gedicht
von
Julius Mosen.
Dresden und Leipzig. 1838.

In den Sagen von Faust, Don Juan und Ahasver erschließen sich drei verschiedene Momente jener innerlichen Opposition, gegen die Thatsachen der Wissenschaft, des Lebens und der Weltgeschichte, die man mit dem Begriffe der antichristlichen zu eng begrenzen würde. In Faust und Don Juan ist durch die Sage an sich schon ein Endpunkt, eine Catastrophe gegeben, wodurch sich diese auch mehr zur poetischen Gestaltung eignen, indem die künstlerische Abrundung und Vollendung wie von selber sich herausstellt; anders verhält es sich mit der Sage vom „ewigen Juden", in welcher Bezeichnung schon das in's Unendliche Hineinragende der Idee angegeben ist. Hier liegt es nun in der Willkühr des Dichters, den Träger der Sage durch alle Ereigniſſe, die sich von der Geburt Christi an datiren, hindurchzuführen, oder ihn denselben entgegenzustellen, und am Schlusse, dem Volksbuche gemäß, die Catastrophe: das jüngste Gericht zu anticipiren; oder er kann einen andern Weg wählen, und einen bestimmten Punkt in der Weltgeschichte als jüngstes Gericht oder als eine andere Auflösung fassen, und dort die poetische Gerechtigkeit eintreten lassen; der dritte Weg, nämlich der, an einem bestimmten Punkt inne zu halten, und die Versöhnung in die Perspective zu stellen, scheint mir die

künſtleriſche Einheit und Rundung zu beeinträchtigen. Die Angabe dieſes Standpunktes ſchien mir vonnöthen, da Moſen der Mann iſt, an den man den höchſten Maßſtab anlegen darf.

Die fünf erſten Geſänge, unter der Aufſchrift „der Bannſpruch", beginnt der Dichter nicht wie im alten Epos mit einer Anrufung der Muſen u. dgl.; mannhaft und trotzig wendet er ſich ab von den ſchalen und zahmen Unterhaltungsklatſchereien, und führt uns alsbald die ſchauerliche Geſtalt Ahasver's vor; er hat einen Sohn und eine Tochter, die in Jugendkraft und Schönheit prangen, ein Römerfürſt findet Wohlgefallen an ihnen, und Pilatus ſchenkt ihm die beiden Kinder. In dieſem kleinen und kräftig gefaßten Bilde iſt es dem Dichter gelungen, uns die ganze politiſche Lage des damaligen Paläſtina's concret in dem Schickſale ſeines Helden zu veranſchaulichen. Nachts ſucht Ahasver Chriſtum auf, er will an ihn glauben, doch beſchwört er ihn: „Judäa rette du!" Chriſtus weist es ab, und Ahasver flucht ihm. Hier iſt nun auf die einzig richtige Weiſe die weltgeſchichtliche Bedeutung und der innere Grund der Sage dargelegt; weil Chriſtus der politiſche Meſſias nicht war, darum ſchlug ihn der Jude an's Kreuz. — Der Römerfürſt kommt, um die Kinder Ahasver's zu holen, dieſer aber brütet ſtill empört gegen Gott „und wo kein Gott, kein Menſchenrecht mehr helfen will", da kann doch einer noch erretten — der Tod; er ermordet ſeine Kinder. Dieſes iſt eine Stelle, des größten Dichters würdig, Ahasver greift den Tod als den einzigen Erretter, er gebraucht ihn ſelbſt als Waffe gegen Gott, und er ſelber kann durch den darauf folgenden Bannſpruch den Tod ewig nicht finden. Ahasver erſcheint als ein anderer Prometheus, er ſieht den Fall Iſraels darin, weil es Jehova zu innig verehrt, er ſieht die Erde und die Menſchheit von Gott betrogen, und will ihm trotzen. Durch dieſe ſcharf ausgeſprochene allgemeine Prometheusnatur (welche der Dichter noch in einem Nachworte als das Grundelement der Ahasverſage bezeichnet), ſcheint mir ein Zwieſpalt in die Sage gekommen zu ſeyn, der zwar die mannigfachſte poetiſche Ausbeute liefert, ihrem Urſprunge und der Conſequenz nach, aber ferne bleiben ſollte. Man mag die Sache als eine concrete Darſtellung der jüdiſchen Leidensgeſchichte auffaſſen, ſo wird eine ſtarre, ja in ſich verknöcherte Glaubensanſicht als Grundlage feſtgehalten werden müſſen, oder man mag, allgemeiner gefaßt, das Verlangen nach dem politiſchen Meſſiasthum, in ſeiner engern oder weitern Bedeutung, nach dem ſo bald verheißenen tauſendjährigen Reich in der Sage erkennen, ſo kann auch hier jene Wuth gegen das höhere Weſen, das ihn durch das Leben gebannt hält, nicht aufgeboten werden. Eine andere Auffaſſung, als die beiden angegebenen, kann ich auch bei Moſen nicht erkennen, ich glaube indeß, den Grund beſtimmen zu können, warum Moſen Ahasver zum Prometheus ſtempelt: es liegt in der Sage eine Klippe, die faſt unüberwindlich ſcheint, ich meine jenen Bannſpruch Chriſti, der mit ſeiner himmliſchen Milde nicht zu vereinbaren ſcheint; höhnt aber Ahasver alles Göttliche, ſo dürfte vielleicht jener Fluch der ewig langen Wanderung nicht ſo über alle Maßen hart erſcheinen, als er eigentlich doch iſt. — Der Einzug Chriſti zu Jeruſalem, die Kreuzigung, wie ſich Ahasver in den Tempel verirrt, in das Allerheiligſte dringen will, und plötzlich mit einem Donnerſchlag des Tempels Vorhang von oben bis unten zerreißt. Alles dieß wird in echt poetiſcher Schilderung gegeben, ein Engel gibt Ahasver in dunkeln Worten drei Friſten, in welchen er ſeine Schuld ſühnen kann; daß aber dieſe Sühne an die Gnadenwahl geknüpft iſt, mag dogmatiſch gerecht ſeyn, poetiſch gerecht ſcheint es mir nicht.

In sieben Gesängen wird „die erste Frist" dargestellt. Dem höchsten, was der deutsche Dichtergeist geleistet, ist der erste Gesang an die Seite zu stellen, die Schöpfung und die Weltgeschichte, und der ewige Kampf des Geistes, bewegen sich hier vor uns. — Ich kann und mag nicht auf alle einzelnen Schönheiten dieses Gedichts verweisen, und fordere das Publikum, das in der Poesie noch mehr sucht, als einen bloßen Wechsel der Unterhaltung von Kartenspiel u. s. w., auf, sich hier aus eigener Anschauung Genuß und Urtheil zu schöpfen. Nur zur Motivirung eines Gesammturtheils will ich in allgemeinen Umrissen den Verlauf des Gedichts wiederzugeben suchen. — Ich muß hier bemerken, daß Mosen seinen Helden als Mann faßt, dem „das Blut noch heiß durch alle Adern rollt", auch das Volksbuch sagt, er sey „wie ein Mann von fünfzig Jahren anzusehen gewesen", die von dem Dichter zugetheilte Energie gewinnt dadurch auch an äußerer Haltung. — Wieder hat Ahasver zwei Kinder, sie werden begraben unter der Asche Jerusalems, dessen Todeskampf wir hier auf eine tiefergreifende Weise vollenden sehen. Mosen sagt in den Schlußanmerkungen, „daß ich Ahasver mit den Banden des Bluts an die Weltgeschichte geknüpft habe, bedarf keiner Vertheidigung, denn ihr Fortbestehen kann ja nur durch Fortzeugung des Menschengeschlechts bedingt seyn, und wer mit Mark und Bein auf dieser Erde steht, hat durch das Recht seiner Geburt eine Befugniß mitzuspielen in dieser ewigen Tragödie, und sich wiederzuzeugen in Kindern, und so einer irdischen Unsterblichkeit nachzustreben"; er hätte noch hinzufügen können, daß nur so in dieses „Einerlei vom Götterkampfe" lebensfrische Gestalten zu verweben waren, welche, bei Ahasver stehend, die Phasen seines Kampfes auch äußerlich hervortreten ließen. —

Wiederum in sieben Gesängen sehen wir den Verlauf der zweiten Frist. Rom, der Kaiser Julian stehen vor uns. Die Geschichte berichtet von diesem Kaiser, dem man den Beinamen des Apostaten gegeben, daß er den Juden allen Vorschub leistete, um den Tempel auf Zion wieder zu erbauen, was aber durch vulcanische Ausbrüche und den baldigen Tod Julians vereitelt wurde. Mit feinem Tacte ergreift der Dichter dieses Moment, und spinnt es zu einem großen Gemälde aus. Ahasver tritt auf, an der Spitze der allseitig angeregten Thätigkeiten, um die alte jüdische Glaubensherrlichkeit wieder herzustellen, aber eine babylonische Verwirrung tritt ein, die Elemente empören sich, und das ganze Unternehmen zerfällt. Hier haben wir nun wieder eines jener überwältigten Momente der Geschichte, auf die ich in meinem letzten Artikel hindeutete, bei welchen der schöpferische Genius zwischen die Zeilen der äußerlichen Ereignisse eine neue Reihe von Thaten hineinzeichnet oder herausliest, denn viele Capitel der Geschichte sind wie jene alten Manuscripte auf die halbverwischten Schriftzüge andern Inhalts verzeichnet. — Als einen Mißgriff des Dichters muß ich es aber bezeichnen, daß die Priester, um die verwirrende Macht Christi bei dem Tempelbau zu bannen, die Opferung zweier Kinder heischen. Ahasver hat wiederum zwei Kinder, die er in der Wildniß erzogen, und diese werden durch eine wunderbare Fügung als Opfer bezeichnet, von Christus aber errettet, und in den Himmel genommen. Den Tempelbau auf Zion mit Menschenopfern zu beginnen, ist die entschiedenste innere Unwahrscheinlichkeit, welche einer Dichtung nie zur Last fallen darf. —

Die letzten sieben Gesänge sind der dritten Frist gewidmet. Der Weltschmerz, der die Seele der Menschheit spaltet, und sie nach Erlösung ringen läßt, manifestirt sich hier. Die Worte „Weltschmerz, Zerrissenheit" u. s. w., sind

von Effectmachern und Coketten ſchon ſo vielfach verbraucht worden, daß es doppelt erfreulich iſt, den in ihnen ausgeſprochenen Ideen ihre gerechte poetiſche Würdigung werden zu ſehen. Wir ahnen hier, daß wir in dem Gedichte an den Punkt gekommen ſind, wo die Beſonderheit des Kampfes in einen allgemeinen aufgehen, oder verſöhnt werden ſoll. Die Begründung des Islam bildet den Kern dieſer Schlußabtheilung. Es zeugt von dem welthiſtoriſchen Blicke Moſen's, daß er den Islam, welcher neben dem Chriſtenthume erſteht und beſteht, mit in den Kreis ſeiner Dichtung zog, und ihn auf eine ſo einfache Weiſe darin verwebte, indem er die Sage, daß ein Jude der Lehrer Muhammed's war, benützend, uns in Ahasver denſelben zeigt. Mit Hilfe des mächtigen Islam ſoll Judäa wieder ſeine alte Kraft gewinnen, und am heiligen Grabe entſpinnt ſich ein blutiger Kampf zwiſchen der Chriſtenheit und dem Islam; Ahasver an der Spitze des letztern, zurückgedrängt aber nicht getödtet, den kommenden Geſchlechtern die Hände reichend, freut ſich ſeines ewigen Lebens, Chriſtus erſcheint abermals, mit den Worten ſchließend:

— — — — — — — — —

Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.
So ringe weiter! weiter! Zwiſchen beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden.

Wir ſtehen erſtaunt von dieſem Schluſſe, die oben bezeichnete endloſe Perſpective thut ſich vor uns auf, wo das Auge ruhelos umherſchweift. War dieß die Abſicht des Dichters, oder wollte er uns nur den erſten Act eines großen Drama's darſtellen, und wird es fortführen durch alle Phaſen der Geſchichte bis in unſere unmittelbarſte Gegenwart herein? Die Anſicht, daß alle ſogenannten kosmiſchen Themas, wie Fauſt u. dgl. an ſich nicht zu vollenden ſind, weil ſie ſich in die Nachtſeite der Natur verlieren, kann bei der Ahasverſage wohl nicht angewendet werden.

Man könnte in der Entdeckung oder Befreiung Amerika's oder auch in einer fingirten Weltlage, die im Schooße der Zukunft ruhen mag, Ahasver ſeinen Endpunkt erreichen laſſen, nimmer aber kann er als Gegenſtand der Dichtung abermals in die vage Unendlichkeit entlaſſen werden; im Drama, wie im Epos müſſen wir wiſſen, was aus dem Helden geworden iſt, wenn der Vorhang fällt. Die wohlverdiente Anerkennung, die Moſen hoffentlich durch vorliegendes Werk bei dem deutſchen Publikum ernten wird, wird ihn vielleicht in den Stand ſetzen, das ſo großartige Werk zu vollenden.

Die epiſche Form, ſo wenig ſie auch ſonſt für die leicht beweglichen Stoffe unſerer heutigen Literatur gemeſſen iſt, bleibt für ſolche mythiſch-hiſtoriſche Themas doch die einzig entſprechende, wie Moſen auch in einem Motto aus Jacob Grimm andeutet. Die Terzinen mit den reimloſen Mittelverſen, ſind leicht und fließend, die Bilder ſind ohne Ueberladung, neu und kräftig, die Sprache überhaupt zeichnet ſich durch Reinheit und natürliche Fülle aus, ohne jenes moderne capriciöſe „Kopfübern" ſehen wir hier kräftige Worte aus den verborgenen Schachten des deutſchen Sprachſchatzes hervorgehoben.

Gehalt und Geſtalt geben dieſem Gedichte eine hohe Bedeutung, und trotz der bemerkten einzelnen Mißſtände bleibt es doch eine der hervorragendſten Erſcheinungen im Gebiete der neuern Poeſie. In keinem Cliquenweſen befangen, von keinen Wetterſchaften geprieſen, hat ſich Moſen einen Platz neben den unabhängigen und beſten Geiſtern Deutſchlands errungen; das vorliegende Gedicht wird ihn darin befeſtigen, und eine Anerkennung, dauernder als die von befreundeten Federn forcirte der Tageshereen, muß ihm von Seiten des Publikums werden. A.

Miscellen.

Der Herzog von Modena hat den Befehl erlaſſen, fremde Bücher dürfen nur durch ſeine Staaten, nach zuvor erlangter Erlaubniß des Policei-Direktors, geſchafft werden, auch müſſen die Kiſten, worin die Bücher enthalten ſind, von einer Grenze des Landes bis zur andern ſcharf bewacht werden.

— Von Chateaubriands ſämmtlichen Werken erſcheint zu Paris eine Prachtausgabe mit neunzig Kupferſtichen.

— Es gibt doch Menſchen, die nie erröthen können; ſo wagt es Emil de Girardin, der literariſche Schmarotzer der verächtlichſten Art, der Robert Maccaire der Tagesliteratur, eine Abhandlung über die periodiſche Preſſe des neunzehnten Jahrhunderts drucken zu laſſen. Und dieſe Abhandlung ſoll nur den erſten Theil eines mehrbändigen Werkes bilden, womit der tugendhafte Politiker das arme Frankreich bedroht.

— Die Zeitſchrift Oſt und Weſt theilt mit, daß in Prag zwei Schriften über eines der zweckmäßigſten Inſtitute für die ärmere Klaſſe der Geſellſchaft, über Kleinkinderbewahranſtalten erſchienen ſeyen. Die eine derſelben iſt von Sovobo, der Lehrer an einer ſolchen Anſtalt iſt, und die zweite von dem rühmlichſt bekannten Orientaliſten, M. J. Landau, Direktor der erſten iſraelitiſchen Kleinkinderbewahranſtalt in Prag. Auch in Paris erſcheint ſeit Anfang dieſes Jahres eine periodiſche Schrift für Direktoren und Lehrer von Kleinkinderbewahranſtalten.

— Dieſelbe Zeitſchrift meldet, daß Friedrich Halms Griſeldis von Vincenz Thulli metriſch in's Polniſche überſetzt worden ſey, und nächſtens im Druck erſcheinen werde.

— Die Nro. 1523 der literariſchen und kritiſchen Blätter der Börſenhalle enthalten einen höchſt witzigen Brief des Redacteurs eines belletriſtiſchen, vom Nachdruck lebenden Journals, eines eifrigſten Ausübers der ſammelnden Wiſſenſchaften, wie er ſich ſelbſt nennt, an ſeinen Anwalt, er möge doch gegen den Criminalrath Hitzig den Beweis führen, daß das gemeine Recht den Nachdruck von Journalartikeln u. ſ. w. geſtatte. Karl Buchner hat dieſen Brief mitgetheilt.

— Da es zu ſpät war, auf dem bis Ende Juni verſammelten, würtbg. Landtage ein definitives Geſetz gegen den Nachdruck zur Berathung kommen zu laſſen, ſo war den hohen Kammern ein proviſoriſcher Geſetzentwurf vorgelegt worden, deſſen Hauptinhalt dahin lautet, alle in den deutſchen Bundesſtaaten neu erſchienenen Bücher u. ſ. w. ſeyen zehn Jahre gegen jeden Nachdruck geſchützt, und gleichen Schutzes genießen alle Schriften, welche vom Jahre 1818 an in den Bundesſtaaten erſchienen ſind bis zum Jahre 1847. Die Commiſſion, welcher der Geſetzentwurf zur Begutachtung vorgelegt worden war, beantragte ein Amendement, gleichen Schutzes genießen auch noch alle Werke eines Schriftſtellers, die vor 1818 erſchienen ſind, wenn ihr Verfaſſer noch am Leben iſt. Dieſes Amendement glaubte der Herr Departementschef des Miniſteriums des Innern in der Sitzung vom 26. Juni ſehr heftig bekämpfen zu müſſen, da es indirect das Prinzip eines geiſtigen Eigenthumsrechts enthalte, das die Würtembergiſche Regierung nicht anerkennen werde und wolle. Freiherr v. Cotta, Mitglied der Commiſſion, drückte ſein lebhaftes Bedauern aus, vom Miniſtertiſche eine Erklärung von der Nichtanerkennung geiſtigen Eigenthumsrechtes hören zu müſſen; Herr Menzel, gleichfalls Mitglied der Commiſſion, deſſen Eifer und raſtloſe Beſtrebungen zur Bekämpfung des Nachdrucks auch von denen anerkannt werden müſſen, die ſeinen kritiſchen Beſtrebungen feindlich entgegenſtehen, vertheidigte das Amendement der Commiſſion, und die Motive, die demſelben zu Grunde lägen, mit der höchſten Energie: außer ihnen ſprachen noch vorzüglich der Kanzler der

Universität Tübingen, von Wächter, die Herrn Abgeordneten Pflanz, Pfizer und der Herr Bischof von Rottenburg für den Commissionsantrag, der würdige Schott bemerkte, man könne doch mit dem menschlichen Geiste nicht umgehen, wie mit einem Paar Ochsen, die man zu Markte führe. Von anderer Seite meinte der Abgeordnete Rettenmeier, am Ende würden bei der Unterdrückung des Nachdrucks nur die Buchhändler reich, Pfleiderer rieth den Nachdruck beizubehalten, bis eine Büchertaxe gegeben sey, Glöckler endlich glaubte, es könne den Schriftstellern nur angenehm seyn, wenn ihre Arbeiten, durch den Nachdruck recht verbreitet würden.

Das Resultat der Debatte war, daß das Amendement mit unbedeutender Majorität verworfen, der Gesetzentwurf im Ganzen aber angenommen wurde.

— Auf einer Bücherauction, die um die Mitte des Juni in London statt fand, und wo viele sehr seltene Bücher verkauft wurden, kam auch ein Exemplar der ersten Ausgabe von Montaignes Essays vor; es hatte Shakespeare gehört, der seinen Namen eigenhändig auf einige leere Blätter darin geschrieben hatte. Das Format des Buches ist Folio, es ist prachtvoll in rothen Maroquin eingebunden, mit silbernen Haken verziert, und trägt auf dem Rücken die Jahreszahl 1603, und die Buchstaben W. S. Wahrscheinlich schöpfte Shakespeare daraus die zahlreichen Stellen aus den Essays, die er in seinem Sturm nachgeahmt und übersetzt hat. Der Buchhändler Pickering aus London erstand diesen bibliographischen Schatz für hundertundzwanzig Pfund.

— Von Wielands Oberon wird eine Prachtausgabe mit Stahlstichen nach Zeichnungen von Führich vorbereitet.

— Louis Lax, so berichtet die Braunschweiger Mitternachtzeitung, wird nächstens Bilder aus den Niederlanden veröffentlichen. Von demselben Schriftsteller erschien im Jahre 1836 eine Schrift über die Aufstände in Belgien wider Joseph II., die von sehr fleißigen Studien zeugen.

III.

Theater.

Miscellen.

— Man schreibt aus London: am 21. Juni fand in der italiänischen Oper eine Vorstellung der Hochzeit des Figaro statt, die dort seit fünfundzwanzig Jahren nicht gegeben worden war. Der Andrang war ungeheuer groß, und die Vorstellung wurde anfangs durch Lärm und Tumult gestört. Damen, die ins Gedränge gerathen waren, schrien, viele Herren machten sich nur mit Gewalt Platz, Mlle. Grisi und Lablache, die schon angefangen hatten zu singen, wurden von dem Getöse unterbrochen, und mußten die Scene verlassen, und der Director, den das Publikum vier oder fünf Mal auf die Bühne gerufen hatte, konnte nur mit Mühe sich verständlich machen und erklären, er sey gern bereit, den Zuschauern die nicht Platz gefunden hätten, ihr Eintrittsgeld zurückzugeben. Mlle. Grisi war herrlich in der Rolle der Susanne, Mad. Persiani genügte weniger in der der Gräfin, Lablache spielte den Figaro mit der ergötzlichsten Komik die ihm so sehr eigen ist, und Tamburini war ein trefflicher Graf Almaviva. In der Hochzeitsscene tanzte Fanny Elssler die Cachucha und ein Pas de deux mit ihrer Schwester

Thereſe, Mlle. Taglioni einen Tyroler Tanz.

— Friedrich Halms, ſchon auf vielen Bühnen gegebenes Trauerſpiel: „der Adept," iſt jetzt bei Gerold in Wien erſchienen.

— Scribe hat ſchon wieder eine neue fünfaktige Oper Judith in Gemeinſchaft mit einem Herrn Dupin geſchrieben. Die Muſik dazu iſt der erſte Verſuch eines jungen Componiſten Glagiſſon. Die Oper wird nächſtens zur Aufführung kommen.

III.

Muſik.

Miscellen.

— Im Jahre 1817 wurde das Pianoforte, auf welchem der berühmte Paeſiello faſt alle ſeine Meiſterwerke componirte, verkauft. Jetzt ſoll es in Paris von neuem ausgeboten werden, wozu man Kunſtliebhaber von den fernſten Gegenden erwartet.

— Zu Brüſſel fand neulich die Beneficevorſtellung einer franzöſiſchen Sängerin, der Madame Rouſſelois, der Großmutter von Leontine Fay, ſtatt; ſie will ſich nach einer faſt fünfzigjährigen theatraliſchen Laufbahn von der Bühne zurückziehen. Sie war am 28. April 1789 zuerſt auf einem Pariſer Theater als Clytemneſtra in Glucks Iphygenie in Aulis aufgetreten.

IV.

Geſellſchaft.

Moden.

Negligé. Morgenmantel von penſeeblau und orangegeſtreiftem Wollenzeug. Chemiſette mit Valenciennesſpitzen garnirt. Haube mit Valenciennesſpitzen und weißem Bande. Pantoffeln von bronzefarbigem Maroquin.

Negligé zum Ausgehen. Ueberrock von grünem Taffet, herzförmig zugeſchnittener Kragen mit Point de Paris beſetzt. Italieniſcher Strohhut mit einem langen Johannisbeerſtrauch. Sonnenſchirm mit Spitzeneinfaſſung. Schwarzer Filetſhawl.

Toilette zum Ausgehen. Oberrock von naturfarbigem, chineſiſchem Gros de Naples, mit kirſchrothen Blumen, in ſehr kleinem Deſſin. Halskrauſe von Mouſſelin mit Point d'Alençon garnirt. Weißer Shwal, mit einem breiten Goldſtreifen dicht über den Franzen. Hut von weißem Krepp, mit engliſchen Spitzen und einem Roſenzweig. Großer, einfacher Fächer.

Abendnegligé. Vorn offenes Kleid von weißem Mouſſelin, lange Ermel, **à la jardinière**, die Säume mit ſtrohfarbigem Bande eingefaßt. Spitzenhaube mit kleinen Bärtchen. Armbänder. Fächer von Ebenholz.

Abendtoilette. Organdikleid doppelt mit Volants beſetzt. Ermel und Corſett mit geſticktem Mouſſelin beſetzt. Spitzen-

haube mit himmelblauen Blumen. Fächer von eingelegter Arbeit.

Zum Negligé werden im allgemeinen Kleider von Mouſſelin, gedrucktem Battiſt, oder Wollenmouſſelin getragen. Die Gürtelſchnallen kommen mehr und mehr außer Mode, ſehr häufig trägt man ſtatt der Gürtel Bänder, die mehre Male um die Taille geſchlungen, und dann vorn in Form einer Roſe befeſtigt werden. Fächer werden in Paris, obgleich der Sommer erſt ſehr wenig heiße Tage brachte, allgemein getragen, Duvecleroy der berühmte Fächerfabrikant hat alle Hände voll zu thun, beſonders ſeitdem die Fächer von leichtem Taffet aufgekommen ſind, die er zu Dutzenden auf jeden Landſitz ſendet, denn die Mode erfordert, daß die Dame vom Hauſe ſolche Fächer ihren Gäſten anbietet.

Ausgaben des Palaſtes und der königlichen Familie von England.

Eine engliſche Zeitung gibt bei Gelegenheit der Krönung folgende Ueberſicht der Ausgaben des Palaſtes und der königlichen Familie. Man erſieht daraus, daß ſonderbarer Weiſe für die junge Königin dieſelbe Civilliſte beibehalten worden iſt, wie für Georg IV. und Wilhelm IV.

Detail:	Georg IV. Pfd. St.	Wilhelm IV. Pfd. St.	Viktoria. Pfd. St.
Privatſchatz,	60,000	60,000	60,000
Emolumente der, der k. Perſon beigegebenen Würdenträger	130,000	130,000	131,000
Palaſtdienſt	171,500	171,500	172,500
Geld für die kön. Freigebigkeit beſtimmt . . .	23,200	23,200	13,200
Geheime Ausgaben	„	„	8,040
Summe	385,000	385,000	385,000

Bei der Ziffer 385,000 Pfd. St. ſind die Einkünfte der Herzogthümer Lancaſter und Cornwallis nicht mit einbegriffen, die der Krone gehören, und einen Theil des Privatſchatzes bilden. Dieſe Einkünfte, welche die Miniſter auf 44,000 Pfd. St. anſchlagen, belaufen ſich jährlich auf 104,000 Pfd. Den verſchiedenen Mitgliedern der königlichen Familie ſind ſeit dem Anfange der Regierung der Königin Viktoria folgende Summen vom Parlament verwilligt worden:

Herzogin von Kent, Mutter der Königin	30,000	Pfd. St.
Adelheid, Königin, Wittwe	100,000	„
Prinzeſſin Auguſta .	13,000	„
„ Eliſabeth .	13,000	„
„ Maria Herzogin von Glocester.	13,000	„
Prinzeſſin Sophia v. Glocester	13,000	„
Herzog von Cumberland, König v. Hannover	21,000	„
Herzog von Suſſex .	21,000	„
Herzog v. Cambridge	21,000	„
Prinz Georg v. Cumberland	6,000	„
Prinz Georg v. Cambridge	6,000	„
Leopold, König der Belgier	14,000	„
Penſionen der Civilliſte	150,000	„
Leibgarde zu Pferd .	85,257	„
„ zu Fuß .	192,103	„
	709,360	„
Civilliſte der Königin	385,000	„
Einkünfte von Cornwallis und Lancaſter	44,000	„
Geſammtſumme	1,138,360	Pfd. St.

Ein neuer Klubb.

In Paris, der Hauptſtadt des „geiſtreichſten Volkes der Welt," wie ſich die

Franzoſen in ihrer Beſcheidenheit zu nennen pflegen, hat ſich ein Klubb gebildet, den franzöſiſche Blätter mit einem unüberſetzbaren Ausdruck **club des bêtes** nennen.

Dieſe Geſellſchaft ſcheint aus Haß gegen die Literatur und die Künſte, oder vielmehr gegen die, welche ſie treiben, gebildet zu ſeyn. Die vorzüglichſten Bedingungen zur Zulaſſung iſt, der Preſſe oder dem Theater nie eine Zeile geliefert, nie einen Fuß ins Theatre français geſetzt, nur Ballets oder Vaudevilles geſehen zu haben, kein anderes Buch als den Kalender zu beſitzen, nie auch nur den Verſuch gemacht zu haben, eine Charade zu errathen, auf kein Journal abonnirt zu ſeyn, ſich keine andere Lecture zu erlauben, als die der Comödienzettel und öffentlicher Anſchläge, und auch dieſe nur mit höchſter Mäßigung; nie zu ſingen, nie einen Vers, oder den Ausſpruch irgend eines Schriftſtellers anzuführen, mit einem Wort der lebhafteſten Ueberzeugung zu ſeyn, daß der vernünftige Menſch nur ſehr ſelten ſeinen Mund zu etwas anderm als zum Eſſen öffnen müſſe.

Der Klubb hält natürlich kein öffentliches Blatt, und kein Spiel iſt in ihm erlaubt, als das Gänſeſpiel.

Der Zweck der Errichtung des Klubbs iſt, ſo oft es nur möglich iſt, zu eſſen und zu trinken, überhaupt werden Zuſammenkünfte nur bei Tiſche gehalten, und in der erſten Sitzung, die vor kurzem ſtatt fand, dauerte das Eſſen von ſieben Uhr Abends bis am andern Morgen um vier Uhr; es waren ungefähr vierzig Mitglieder anweſend, jedes trank im Durchſchnitt etwa ſechs Flaſchen Wein, und ſprach zehn bis zwölf Worte.

Alle Männer, die nicht leſen können, ſind Ehrenmitglieder des Klubbs, laſſen ſie ſich aber verleiten, dieſe ſchändliche Wiſſenſchaft zu erlernen, ſo werden ſie ſchmachvoll ausgeſtoßen.

Damen können nie Theil an den Sitzungen des Klubbs nehmen.

Der Seifenſieder von Meſſina 1775.

Ein fleißiger Seifenſieder zu Meſſina, ein ſtiller und nachdenkender Mann, ward von Tag zu Tage mehr inne, daß in ſeiner Vaterſtadt eine allgemeine Verderbniß und Sittenloſigkeit herrſche, und es bekümmerte ihn, daß ſo viele, ja daß die meiſten Verbrechen durch Schuld oder Nachläßigkeit der Gerichte unbeſtraft blieben. Vergebens würde die warnende Stimme eines Mannes wie er geblieben ſeyn, nur Spott und Verachtung wäre ihm zu Theil geworden, und doch war das Uebel ſo hoch geſtiegen, daß es nothwendig entfernt oder wenigſtens eingeſchränkt werden mußte, ſollte nicht die ganze Stadt zu Grunde gehen, und der Schreck ſchien ihm das geeignetſte Mittel, diejenigen vom Verbrechen zurückzuhalten, die für die Stimme ihres Gewiſſens taub waren.

Er folgte alſo ſeinem unüberlegten Gerechtigkeitseifer, machte ſich in dem Wahne, der Einzelne dürfe da richten und ſtrafen, wo die geſetzlichen Richter ihrer Pflicht vergäßen, aus eigener Machtvollkommenheit zum höchſten Richter, und zum Vollſtrecker ſeiner ſtrengen Urtheile, obgleich er ſich nicht verhehlte, wie ſchwierig eine ſolche Aufgabe ſey. Eine unbekannte Hand ſollte die Schlechteſten niederſtrecken, ohne daß jemand wiſſe, wer ſie getödtet habe. Mit einer kurzen Büchſe bewaffnet, die er unter ſeinem Mantel verbarg, ging er in dunkeln und trüben Nächten aus, und wußte jede Gelegenheit zu benützen, um die unverbeſſerlichen Schuldigen, auf denen allgemeiner Fluch laſtete, zu morden, wie hoch an Rang, Reichthum oder Macht ſie auch ſtehen mochten.

In wenig Monaten, fand man in den verſchiedenen Stadttheilen von Meſſina die Leichen vieler Menſchen, ohne daß ihnen nur ein Heller geraubt worden wäre. Und das waren Wucherer, die viele Familien zu Grunde gerichtet hatten, ungerechte und tyranniſche Magiſtratsperſonen, die das Geſetz zu Gunſten ihrer ſchlechten Leidenſchaften mißbrauchten, ſchlechte Staatsmänner, die ihr Vaterland in ungerechte Kriege verwickelt hatten, vorgebliche Patrioten, die aus Parteileidenſchaft oder Eigennutz alle Maßregeln der Regierung tadelten.

Schrecken und Furcht verbreiteten ſich in der Stadt, die Schuldigſten wagten kaum mehr ſich in der Straße zu zeigen, vergeblich wurden Wachen und Spione aufgeboten, den kühnen Mörder zu fangen, vielleicht freute ſich der größte Theil des Volkes ſelbſt über die Hinrichtungen, die allgemein verhaßte Männer trafen. Endlich nachdem fünfzig der ſchlechteſten Bewohner der Stadt gefallen waren, ohne daß ihr Mörder entdeckt worden wäre, erließ der Vicekönig, der um jeden Preis ein ſo blutiges Geheimniß erfahren wollte, eine Proclamation, worin er nach einer Schilderung aller der Maßregeln, die bis jetzt vergebens angeordnet waren, und des Schreckens, der ſo viele Bewohner ergriffen habe, demjenigen, welcher den Schuldigen ausliefern wollte, einen Preis von hunderttauſend Thalern gelobte. Die gleiche Summe verſprach er, nebſt völliger Verzeihung dem Mörder, wenn er ſich ſelbſt ſtelle, und die Gründe ſo vieler Unthaten angäbe. Um feierlich zu beweiſen, daß er dieſes Verſprechen heilig halten wolle, begab er ſich in Proceſſion in die Cathedrale, nahm dort das heilige Abendmahl, und verſicherte an dieſer heiligen Stätte mit lauter Stimme, er werde ſeinem Verſprechen ohne irgend einen Vorbehalt nachkommen. Da erſt begab ſich der Mörder, der nun ſeinen Zweck, die Fehler der menſchlichen Gerechtigkeit auszugleichen, erfüllt ſah, und ſeine Zukunft ſicher ſtellen, und eine Unabhängigkeit erlangen wollte, die er, wie er wenigſtens glaubte, redlich verdient hatte, in den Palaſt, ſuchte um eine Audienz bei dem Vicekönige nach, ließ ſich von dieſem noch einmal wiederholen, daß er geſonnen ſey, ſein Verſprechen ſtreng und gewiſſenhaft zu halten, und bekannte ſich dann als Mörder aller, deren Leichen man ſeit Monaten in den Straßen gefunden hatte. Der Vicekönig warf ihm die furchtbare Blutſchuld vor, die er auf ſeine Seele geladen habe, aber der Seifenſieder war feſt davon überzeugt, er habe Recht gehabt, die menſchliche Geſellſchaft von Uebelthätern zu befreien, deren Verbrechen zu weltkundig ſeyen, als daß es noch einer langen gerichtlichen Procedur mit ihnen bedurft hätte, er wußte ſeine Vertheidigung mit vielen Gründen zu unterſtützen, und ſchloß endlich mit einem ſtrengen Tadel des Oberhauptes des Gerichtshofes, der ſo verderbte Menſchen nur allzulange habe leben laſſen. Der Vicekönig hielt pünktlich ſein Verſprechen, wie ſehr er auch den Mann verabſcheute, der mit blutbefleckten Händen als ein Gerechter daſtehen wollte, und bezahlte die ausgeſetzte Summe. Doch hielt ſich der Seifenſieder nach ſeinem Geſtändniſſe in Meſſina nicht mehr für ſicher, und ſchiffte ſich mit ſeiner Familie nach Genf ein, wo er ſein Leben beſchloß.

In den Archiven der Stadt Meſſina kann man noch heute einen ausführlichen Bericht dieſes merkwürdigen Ereigniſſes leſen.

Der Märtyrer der Sterne.

Trotz der vielgerühmten Fortſchritte der Cultur, kann es hin und wieder ſehr gefährlich werden, gelehrter zu ſeyn als Andre. Galilei würde vielleicht nicht mehr im Kerker ſchmachten müſſen, aber die folgende Geſchichte wird beweiſen, wie viel Unglück tiefe Kenntniſſe in der Aſtro-

nomie noch heut zu Tage über das Haupt eines Mannes bringen können.

Eines Sonntags Abends kehrten drei Bewohner der guten Stadt Paris in schönem Mondschein Arm in Arm aus einer Weinschenke zurück. Nachdem sie von vielen Dingen geredet hatten, stockte die Unterhaltung, niemand wußte mehr etwas zu erzählen, sie sahen zum Himmel hinauf, und einer von ihnen, seines Gewerbes ein Schlosser, rief aus: sie haben gut von ihrem Dampf und Gas reden, sie werden doch nie etwas erfinden, das der Natur gleich kömmt. Seht doch diese Sterne an, glänzen sie nicht dreitausend Mal schöner, als alle möglichen Gaslichter? Ja, erwiederte sein Freund, ein Lohgerber, gewiß sie sind recht hübsch, doch will mir nicht recht klar werden, woher die Sterne kommen, und was sie eigentlich sind.

Während dieses Zwiegesprächs seiner beiden Freunde, zuckte ein öffentlicher Schreiber, eine Art von Gelehrtem, etwas vornehm die Achseln, und sah zu Boden nieder, als vermeide er es, an einem Gespräche Theil zu nehmen, das von so Unwissenden geführt werde. Da Schweigsamkeit gerade sonst nicht die Haupttugend des öffentlichen Schreibers war, so fragte ihn bald der Schlosser: „Schreiber sind dir denn die Paar Tropfen Wein so zu Kopfe gestiegen, daß du die Pflastersteine anschaust, während wir von den Sternen reden? Du bist ja ein Gelehrter, du müßtest uns etwas von den Sternen erzählen, aus denen wir nicht recht klug werden können. Sage uns doch was hat es eigentlich nach deiner Meinung für eine Bewandtniß damit?"

Der Schreiber hatte eine Art von Ahnung, und wollte anfangs nicht antworten, doch als die Fragen seiner Freunde dringender wurden, gab er dem menschenfreundlichen Triebe, die Blinden aufzuklären nach, und erzählte alles was ihm in der Schule von den Sternen eingebläut war, nämlich daß sie Himmelskörper sind, die theils unbeweglich in größerer oder geringerer Entfernung die Sonne umstehen, theils im Raum umherwandern.

Nach dieser ersten Elementarübersicht ging der Redner, dem beim Docciren warm wurde, tiefer auf die Natur und Art der Sterne ein. Verwundert und neugierig hörten ihm seine Freunde zu, als er genau beschrieb, wie die Sterne beschaffen seyen, wie sie sich im Raume erhalten, wie viele Meilen sie von der Erde entfernt seyen. Endlich gelangte er zum interessantesten Punkte der Astronomie, zur astronomischen Länderbeschreibung, er behauptete nämlich, die Sterne seyen Welten, wie unsere Erde, gleich der Erde von Menschen bewohnt, die sprächen, äßen, tränken, arbeiteten, in die Schenke gingen, Theater, Fiacker, Policei und Gefängniß hätten, wie wir.

Das wurde aber seinen Zuhöhrern doch etwas unwahrscheinlich. „Wie, sagte der Gerber, du willst uns wohl vorschwatzen, es gebe in den Sternen Schlosser, Grobschmiede und Schreiber?"

„Warum nicht?"

„Und wer hat dir denn das gesagt, du naseweiser Ritter von der Gänsefeder?"

„Meine Studien haben mir das gesagt, und Männer, deren Weisheit du nicht begreifen kannst."

„So, du hältst uns für Hohlköpfe, und meinst, wir würden dein Geschwätz glauben, wie das Evangelium? Wart nur, ich will dir schon die Haut gerben! Wir beiden wollen dir ein Licht anzünden, daß du erst recht in den Sternen lesen kannst."

Der Schlosser war sehr geneigt, dem Beispiele seines Kameraden zu folgen, beide glaubten, der Schreiber habe sie verspottet, gehänselt, und verlache sie in seiner übermüthigen Gelehrsamkeit. Sie verließen das Feld wissenschaftlicher Erörterungen, um dem gelehrten Schreiber

mit der Faust zu beweisen, daß alles was er von den Mond- und Sternmenschen erzähle, falsch sey. Der Astronom vermochte diesen Beweisen von Schlosser- und Gerberfäusten nur seine schwache Hand, die blos an die leichte Feder gewöhnt war, entgegenzusetzen, und wurde sehr geschlagen.

Vielleicht hätte er sich über die Schmerzen getröstet, wären sie durch andere Ursachen veranlaßt worden, aber die Undankbaren, ihn, der sie belehren wollte, zu mißhandeln, ihn zu beschimpfen, das war zu stark, er verklagte seine beiden ehemaligen Freunde bei der Policei; diese sprach sich dahin aus, daß es auf Mond und Sternen sehr füglich Menschen und allerlei Thiere geben könne, und gab den beiden Ungläubigen Zeit, einige Tage im Gefängnisse über diese Möglichkeit nachzudenken.

Miscellen.

— Die Morningpost erzählt, ein Zahn Newtons sey im Jahre 1815 von Lord Shaftesbury für 700 Pfund Sterling gekauft worden.

— Zu London wurden für Plätze, um die Ceremonie der Krönung mit ansehen zu können, mehr als 200 Gulden bezahlt.

— Kaum drei Tage nach dem Tode des Fürsten Talleyrand, stellte eine Comödiantentruppe auf den Champs Elysées die letzten Augenblicke des berühmten Diplomaten dar.

— Der Weinbau in Frankreich ernährt, nach officiellen Berichten, 2,200,000 Familien, also ein Fünftel der Gesammtbevölkerung des Landes, die Weinsteuer liefert den sechsten Theil der Einkünfte des Staates, und die Hälfte aller städtischen Einnahmen.

— Auf der Eisenbahn von Paris nach St. Germain fuhren in den vier Maisonntagen, und in den drei ersten Sonntagen des Juni 92,438 Personen.

— Auf einem englischen Schiffe, das kürzlich die Küsten Bengalens verließ, befindet sich ein junger schwarzer Tiger, den der Capitän wahrscheinlich der Königin Viktoria als Geschenk überreichen will. Er ist etwas über ein Jahr alt, und so wild und ungebändigt, daß niemand ohne Gefahr dem eisernen Käfig, in dem er befindlich ist, sich nähern kann. Außerdem sind auf dem Schiffe noch zwei sehr schöne Büffel, auch sie waren im Anfange ungemein wild, aber nur einige Tage an Bord reichten schon hin, sie etwas zahmer zu machen.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Zur Geschichte der Mode. Regierung Heinrichs IV. 1606.

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Die Hamilton.

Einige Meilen von Edinburgh, auf der Straße von Stirling und Glasgow, trifft man eine sehr alte, von den Jahren und dem Rauche ganz gebräunte Stadt; ihre an grüne Hügel sich anlehnende Mauern werden von den festen Thürmen eines in Trümmern liegenden Schlosses beherrscht, das sich in einem hübschen See spiegelt; es ist dieses der königliche Marktflecken Linlithgow. Die Mehrzahl der Häuser, die an der einzigen Straße liegen, aus der die Stadt besteht, stammen aus dem hohen Alterthum; einige haben sogar den Rittern von St. Johann von Jerusalem gehört; die Zeit hat sie buntscheckig mit rothen, grünlichen oder lichtgelben Tinten besprengt. Die Gebäude beugen sich bald vorwärts auf die Straße, bald neigen sie sich rückwärts auf die Gärten, und lassen, in allen Richtungen von tiefen Ritzen durchfurcht, an den Theilen, wo sich der Gyps in Platten abgelöst hat, ihr graues, wurmstichiges Zimmerwerk, ihre weichenden, sich biegenden Balken und ihre halb zerbrochenen Latten durchblicken; man könnte sie für Häuser-Skelette halten. Linlithgow bildet nur eine einzige Straße, auf welche schmale, bedeckte Gänge, closes oder lanes, ausmünden, die nach dem Felde führen; und dennoch ist diese Stadt in mehr als einer Beziehung in der Geschichte von Schottland berühmt. Ihr alter, von hundertjährigen Bäumen umgebener Pallast ist Zeuge der Geburt der Maria Stuart, und lange Zeit der Lieblings-Aufenthalt der schottischen Monarchen gewesen. Viele wunderbare Begebenheiten sind hier vorgefallen, und es war der Chor ihrer gothischen

Capelle, wo wenige Tage vor der Schlacht von Flodden die bekannte Erscheinung des Apostel St. Johannes stattfand. In einen azurblauen Rock gekleidet, Sandalen an den Füßen, mit fliegenden Haaren, erschien der geheimnißvolle Gesandte plötzlich vor dem König Jacob IV., stützte sich auf eine vertrauliche Weise mit den Ellbogen auf das Pult des königlichen Chorsitzes, schaute den erstaunten Monarchen fest an, warf ihm seine Ausschweifungen, seine Schwäche für die Weiber vor, und weissagte ihm im Namen der Jungfrau Maria, seiner Adoptivmutter, einen nahe bevorstehenden, gewaltsamen Tod, wenn er nicht sogleich seine Sünden bereuen, wenn er auf den Plänen beharren würde, die er gefaßt. Dann verlor sich der Unbekannte unter der Menge, ohne daß man wußte, woher er gekommen und wohin er gegangen.

Mehre alte Häuser von Linlithgow haben bedeckte Gallerien, oder vielmehr eine Art von Hauptgebäuden, welche gegen die Straße hervorragen. Eines von diesen ehrwürdigen Gebäuden, sonst ein Pallast, jetzt ein halb zertrümmertes Gemäuer, gehörte den Hamilton; der mächtigste und ehrgeizigste von ihnen, der Erzbischof von St. Andrews, Primas von Schottland, war einst der Eigenthümer. Er überließ diese Wohnung eines Tags seinem Neffen Hamilton, dem Laird von Bothwellhaugh; bei welcher Gelegenheit — werden wir alsbald sehen.

Bei der Schlacht von Langside, die über die Herrschaft zwischen dem Regenten Murray und Maria Stuart, seiner Schwester und seiner Königin, entschied, und der zu Folge Maria, noch einmal vom Glücke verrathen, außerhalb Schottland eine ihr so unheilvolle Zuflucht suchte, hatten die Hamilton, die ihr treu ergeben waren, und ihr Entkommen aus Lochlevencastle begünstigt hatten, mit der heftigsten Erbitterung gefochten. Nach dem Beispiele ihres Führers, Lord Claude Hamilton, hatte jeder von ihnen Leib an Leib einen Ritter der feindlichen Partei angegriffen und nach Art der Krieger Schottlands bekämpft, indem er Schild gegen Schild, Stirne gegen Stirne drückte, und seinen Gegner durch gewaltige Stöße aus dem Sattel zu werfen suchte. Die Mehrzahl der Hamilton, und unter ihnen Bothwellhaugh, hatten die Ritter, die sich ihnen entgegengestellt, in den Sand gestreckt; sie glaubten sich des Sieges gewiß und trieben die Feinde vor sich her, die keinen Widerstand mehr leisteten, als ihnen plötzlich Morton, an der Spitze seiner Fusiliere, in die Flanken fiel, und ein wohlgenährtes Musketenfeuer eröffnete. Furchtbarer als des Reiters Lanze schmettert des Fußknechts Kugel die unglücklichen Hamilton nieder; sie wenden sich auf

ihre eigenen Glieder, ziehen ſich in Unordnung zurück, und fliehen, ein mit Todten bedecktes Feld hinter ſich laſſend.

In dieſem Treffen hatte Hamilton von Bothwellhaugh wie ein Löwe gekämpft; an der Spitze einiger Leute ſeines Clans, die zu ſammeln ihm gelungen war, warf er ſich wüthend auf Mortons Füſiliere, um ſie zurückzudrängen, als ſein Pferd getödtet wurde. Vom Kopf bis zu Fuß mit Eiſen bedeckt, konnte Hamilton nicht entfliehen; er wurde von den Soldaten des Regenten gefangen genommen; andere, glücklicher als er, darunter der Erzbiſchof von St. Andrews, entwichen wohlbehalten vom Schlachtfelde, und flüchteten ſich in das Schloß Dumbarton.

In der Nacht, da Maria Stuart die Wachſamkeit ihrer Kerkermeiſter getäuſcht hatte, brachte Bothwellhaughs Gattin ein Kind zur Welt; Erbin von Woodhouſelen, bewohnte ſie mit ihrem Gemahle das reizende, von ihren Voreltern ererbte Gut, das jetzt noch dieſen Namen führt. Woodhouſelen liegt auf den ſüdlichen Abhängen der Pentlandhügel, unferne vom Schloſſe Roslin und dem köſtlichen Thale der Esk. Hamilton und ſeine Gattin lebten hier glücklich. Der Charakter Hamiltons von Bothwellhaugh war unruhig und verwegen, ſeine Seele ſtark und kräftig. Treu der Königin Maria, und wie alle Männer ſeines Clans, bereit, ſich für ſie zu waffnen und zu kämpfen, hatte er, ſeit Maria gefangen ſaß, das Fruchtloſe ſeiner Bemühungen eingeſehen, Edinburgh verlaſſen, ſich nach Woodhouſelen zurückgezogen, und hier, ganz nur ſeiner jungen Gattin ſich hingebend, deren Geſellſchaft ſeinen Gram beſchwichtigte und ſeine rauhen Sitten milderte, tröſtete er ſich über ſeine politiſchen Kümmerniſſe und das Unterliegen ſeiner Partei mit der Liebe und dem häuslichen Genuſſe. Glücklich als Liebender und Gatte, hatte er eben eine neue Seligkeit gekoſtet: er war Vater geworden. Plötzlich erſchallt, in derſelben Nacht, da ihm ſeine Gattin ein Kind geſchenkt, der Lärm der Sturmglocken aus den benachbarten Flecken im Thale der Esk. Ein Unbekannter, deſſen Pferd in Schweiß gebadet iſt, ſtürzt in den Hof von Woodhouſelen. Es iſt ein Bote des Erzbiſchofs von St. Andrews. „Was gibt es? Was iſt zu thun?“ fragt Hamilton. — „Wichtige Kunde,“ entgegnet der Abgeſandte. „Maria iſt aus Lochlevencaſtle entflohen. Sie befindet ſich ſchon auf den Ländereien der Hamilton. Acht Lords, neun Biſchöfe und viele Edelleute haben ſich ihr angeſchloſſen, und auch auf Euch, tapferer Hamilton, zählt Maria; auch Euch erwartet Maria.“ Hamilton von Bothwellhaugh zögert keinen Augenblick; er gibt ſeiner Gattin, ſeinem Neugeborenen einen langen, ſchmerzlichen Kuß, legt nach dieſem ſtillen

Abſchied ſeine Rüſtung an, bedeckt ſein Haupt mit einem Helme, und wirft ſich ungeſäumt auf ſein Streitroß. Wer die Eile geſehen, mit der er ſich entfernte, und den Eifer, mit dem er ſein Pferd antrieb, der hätte glauben müſſen, er ſey ſehr glücklich, ſich zur Königin begeben zu können. Aber im Augenblicke, da er über die Schwelle ſeines Hauſes ſprang, ließ er das Viſier ſeines Helmes nieder, damit man ſeine Thränen nicht fließen ſehen ſollte, und ſprach kein Wort, aus Furcht, ein Schluchzen könnte ſeine Bewegung verrathen; als er an die Wendung des Berges kam, wo ſich ſodann die Dächer von Woodhouſelen vor ihm verbargen, warf er einen langen, letzten Blick nach dieſer Richtung, und drückte ſeinem Pferde die Sporen in die Seite. Bald darauf erreichte er die Häupter ſeines Clans und die Königin Maria.

Wir haben ſo eben erzählt, wie das Geſchick in der Schlacht von Langſide Bothwellhaugh ungünſtig war, und wie er gefangen wurde. Die meiſten Hamilton waren Gefangene, wie er. Alle hatten eine ſo große Ergebenheit für die Königin an den Tag gelegt, daß der Regent Murray ſie auf eine furchtbare Weiſe zu beſtrafen für nothwendig hielt. Sechs von ihnen, die mächtigſten und entſchloſſenſten, wurden aus der Menge der Gefangenen ausgewählt und zur Enthauptung verurtheilt; Hamilton von Bothwellhaugh gehörte zu der Zahl der ſechs bezeichneten Opfer.

Man hatte das Blutgerüſte bei dem Kreuze von Edinburgh unter den Kanonen des Schloſſes errichtet. Die ſechs Verurtheilten werden dahin, inmitten eines großen Volkszulaufes, gebracht. Bothwellhaugh beſteigt zuerſt die Unglückstreppe, welche nach der Platte führt, auf deren Mitte der Block ſteht. Ruhe herrſcht auf ſeiner Stirne, Würde und Ergebung in ſeiner Miene, und keine ſeiner Bewegungen verräth den furchtbaren Sturm, der ſeine Seele erſchüttert. Die Schande der Hinrichtung, der nahe Tod, das Beil, welches vor ſeinen Augen glänzt, können ihn nicht von einem einzigen, verzweiflungsvollen Gedanken, von der Erinnerung an ſeine unglückliche Gattin abbringen, die er in Schmerzen mit ſeinem Kinde zurückläßt, das er nur eine Stunde geſehen, und nun nie wiederſehen ſoll. Vom Schaffot herab wirft er einen düſtern Blick nach Süden; dort leben dieſe Weſen, die ihm ſo theuer ſind, die er um den Preis eines tauſendfachen Todes, und wäre es nur für einen Augenblick, wiederſehen und zum letzten Male an ſein Herz drücken möchte. Er ſagt ihnen im Geiſte ein zerreißendes Lebewohl, und legt das Haupt auf den Block. Das Beil iſt gehoben!.... „Halt! halt!“ ruft aus der Menge John Knox, der Apoſtel von Schottland, „halt ein, der Regent befiehlt es, der Regent

ist gütig, der Regent läßt Gnade ergehen!" Das Volk klatscht bei der Begnadigung, wie es bei der Hinrichtung geklatscht hätte. Die Verurtheilten steigen vom Blutgerüste herab; ihr Leben ist gerettet; sie sind frei; man will sie nur mit dem Verluste ihrer Ehren und der Confiscation ihrer Güter bestrafen. Der Regent ist gütig!

Hamilton von Bothwellhaugh war begnadigt und frei; man wird sich leicht denken können, welchen Gebrauch er von der Freiheit machte, an die er kaum glaubte. Verloren unter der Menge, die ihn umringt, die ihn preßt, die Beifall klatscht, klatscht er ebenfalls. Den Plaid, der ihm kaum zuvor noch als Leichentuch dienen sollte, über der Brust zusammenrollend, eilt er schleunig von High-Street zum Graß-Market hinab, und verläßt Edinburgh stehenden Fußes. Er, der kurz zuvor sich noch auf den Tod bereitete, und sich schon in das Grab gelegt und den Würmern zur Speise geworden sah, durfte wieder die Erde der Lebenden betreten. Er war frei!

Als Hamilton die Stadt verlassen hatte, wandte er sich gegen Süden. Er war so glücklich, Freiheit und Leben gewonnen zu haben, weil er noch einmal sein theures Weib und seinen Neugeborenen an das Herz drücken sollte. In seiner Ungeduld beschleunigte er die Schritte; er lief mehr, als er ging; seine Füße glitten über den gefrorenen Boden hin, den eine dichte Schneelage bedeckte; bald hatte er die Haiden am Fuße der Pentlandhügel durchschritten, und erblickte durch die entblätterten Zweige der Bäume, welche Woodhouselen umgeben, den Rauch, der aus den Kaminen seines Hauses aufstieg. Bei diesem Anblick schlug sein Herz von freudiger Bewegung. Seine Gattin lebte noch; vielleicht wußte sie, daß er frei war; vielleicht erwartete sie ihn, und bereitete sich, seine Ankunft festlich zu begehen. Verworrene Gedanken durchkreuzten seinen Geist, als er plötzlich einen gellen Schrei aus dem Gehölze vernahm; diesem Schrei folgten jammervolle Klagetöne. Starr vor Schrecken hält Hamilton an; er glaubt die Stimme zu erkennen. Zitternd eilt er dann weiter; da begegnet ihm bei der Krümmung eines schmalen Fußpfades einer seiner alten und getreuen Diener; der alte Mann glaubte das Gespenst seines Herrn zu sehen, und wich erschrocken zurück. Er will fliehen aber Bothwellhaugh hält ihn.

„Ich bin frei," spricht er.

„Ihr seyd frei, o mein Herr!" Das sind die einzigen Worte, die der Diener mit so traurigem Tone hervorbringen kann, daß Hamilton darob erbebt.

„Ja, ich bin frei... Aber meine Gattin, mein Kind, was ist aus ihnen geworden?"

Der Diener antwortet nicht, und wendet sich ab, als fürchtete er, dem fragenden Blicke seines Herrn zu begegnen.

„Meine Gattin, mein Kind, wo sind sie? Was habt Ihr mit ihnen gemacht?“ Hamiltons Stimme nahm einen rauhen, drohenden Ton an. Der alte Diener sah seinen Herrn mit bittender Miene an, und wagte nicht zu antworten.

„Antworte mir, Unglücklicher, was ist aus meinem Weibe geworden?“ rief Bothwellhaugh, und faßte den armen Mann bei der Gurgel. „Ist sie todt? Lebt sie?“

„Sie lebt.“

„Und ihr Kind?“

„Es lebt.“

Hamilton athmete wieder.

„Ich verstehe, meine Gattin hält mich für todt — sie ist in Verzweiflung; mein Anblick wird ihr wieder Leben geben.“ Und er eilte nach der Wohnung zu.

„Haltet ein,“ rief ihm der Greis nach, „haltet ein, Eure Gattin und Euer Kind sind nicht mehr dort.“

„Wo sind sie denn?“

„Im Walde auf jener Seite.“

„Sie die schwache, die zarte; sie, die kaum vom Schmerzenslager aufgestanden seyn kann; was macht sie im Walde mit ihrem Kind?“

„Hört, aber seyd ruhig, seyd stark; gestern in der Nacht ist Sir James Ballenden mit mehren Bewaffneten in Woodhouselen angelangt.“

„Sir James Ballenden?“

„Er kam im Namen des Regenten, der ihm die Domänen von Woodhouselen zum Geschenk gemacht hatte. „„Diese Domänen haben aufgehört, Eigenthum Hamiltons zu seyn, und er sey gekommen, davon Besitz zu ergreifen,““ sagte er.“

„Sprichst du die Wahrheit?“

„Leider ja; um zu zeigen, daß er Herr sey, ließ Sir James Mutter und Kind aus dem Bette reißen, in welchem sie ruhten.“

„O Gott!“

„Die arme Dame! Sie schlief, denn wir hatten ihr die Kunde von Eurer nahen Hinrichtung, die bis hieher gedrungen, verheimlicht.“

„Vollende!“

„Mein armer Herr, beruhigt Euch, habt Muth. — Die Nacht war kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken, Mutter und Kind waren beinahe nackt. Die Mutter warf sich, ihr Kind auf den Armen haltend, Sir James flehend zu Füßen; aber dieser stieß sie mit wildem

Lachen zurück und rief: „Sucht Euren loyalen Gatten auf; er erwartet Euch auf dem Kirchhofe der Grey Friars“ *). Und als die unglückliche Frau ihn um die Erklärung der furchtbaren Worte bat, ließ er sie von den Soldaten vor die Thüre seines Hauses werfen.

„Und der Ehrlose lebt noch?“

„Ihr wollt also den Tod dieser unglücklichen Geschöpfe?“ sagte ich zu ihm. „Ihren Tod!“ antwortete Sir James Ballenden; „was liegt mir an ihrem Tode. Das Gesetz, das den Wolf tödtet, heißt nicht die Wölfin und ihr Junges schonen.“

„Der Wolf... der Wolf ist nicht todt! rief Bothwellhaugh, vor Wuth und Verzweiflung knirschend. „Aber mein Weib, mein Kind, was ist aus ihnen geworden?“

„Die arme Frau schluchzte: „„Er ist todt, mein Gatte ist todt,““ rief sie mit herzzerreißender Stimme, und drückte ihr Kind, das sie mit ihrem Athem und ihren Küssen zu erwärmen suchte, krampfhaft an die Brust; „„er ist todt, mein Hamilton, und dieses theuere Kind, das ich für ihn hegte, wird sterben. Das Kind schauerte und weinte; die Mutter stieß ein Jammergeschrei aus, ihre entblößten Arme waren kalt, und statt das Kind zu erwärmen, verwandelten sie seinen Körper in Eis. Wir waren zwei große Meilen von jedem bewohnten Orte entfernt; der Sturm heulte, der Schnee wurde vom Winde gepeitscht, wir mußten über eine nackte, von keiner Seite geschirmte Ebene schreiten. „„Habt Muth, edle Frau,““ sprach ich, und wollte das Kind nehmen, um es unter meinen Kleidern zu erwärmen. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus; ihr Geist fing an, sich zu verwirren; sie faßte ihr Kind und entfloh. Am Eingang des Waldes, wo sie in der Irre umherlief, erreichte ich sie wieder; ich riß mir die Kleider vom Leibe, und suchte sie und das Kind damit zu bedecken. „„Folgt mir,““ sprach ich, „„folgt mir, auf jener Seite werden wir einen Zufluchtsort finden.““ Aber sie hörte mich nicht, sie schluchzte, schrie und lief wie eine Wahnsinnige hin und her. „„Sie haben den Vater getödtet, sie wollen das Kind tödten,““ wiederholte sie, als ich mich ihr wieder näherte, und entfloh. „„Sie wollen es ersticken,““ fügte sie mit Schrecken bei, und schleuderte das Kleid weit weg, in das das Kind eingewickelt war. Die ganze Nacht weinte sie, die ganze Nacht lief sie um das Haus, dessen Thüren verschlossen waren. Plötzlich fiel sie am Fuße eines Baumes, von der Anstrengung erschöpft, nieder; ich suchte Moos und trockene Zweige, um etwas Feuer bei ihr anzuzünden, als ich Euch traf.“

*) Kirchhof der grauen Brüder zu Edinburgh.

Der Diener hatte zu ſprechen aufgehört, und Hamilton horchte noch ſtumm und beinahe blöde ausſehend. Seine Seele war zugleich von Verzweiflung, Zorn und Mitleid ergriffen. Er zauderte; er wußte nicht, was er thun ſollte; er hätte gern zu gleicher Zeit Sir James Ballenden getödtet und ſeiner ſterbenden Gattin Hilfe gebracht. Da vernahm er ein dumpfes Stöhnen, das aus dem Walde hervordrang; die Liebe und das Mitleid bemächtigten ſich ſeiner; er ſtürzte nach dieſer Seite und fand ſeine Gattin an einem Baume ausgeſtreckt. Der Schnee, der in ſchweren Flocken fiel, umhüllte bereits ihren Körper, die zarten Formen abzeichnend. Die nackten Glieder ihres Kindes waren blau und grün von der Kälte. Hamilton nahm es in ſeine Arme, um es wieder zu erwärmen; die Mutter ſtieß einen ſchmerzlichen Schrei aus, aber ihre Kräfte verließen ſie, ihr Kind entſank ihr; es athmete nicht mehr; die Kälte hatte es ohne Zweifel getödtet. Hamilton übergab es ſeinem Diener, der es mit ſeinem Athem wieder zu beleben ſuchte, und kniete zu der unglücklichen Frau nieder; er breitete ſein Kleid über ihre erſtarrten Glieder aus, nahm ihre marmornen Hände in die ſeinigen, näherte ſein Haupt ihrem blaſſen, abgemagerten Geſichte, und ſprach mit ſanfter, ſchmeichelnder Stimme:

„Ich bin es; es iſt dein Gatte; ich komme, um dich zu ſchützen, um dich und dein Kind zu retten; faſſe Muth.“

Die Kranke ſuchte ſich zu erheben, ließ eine halb erſtickte Klage vernehmen, und warf ſich wieder gewaltſam zurück; ſie erkannte ihren Gatten nicht mehr.

Wer vermöchte Hamiltons Verzweiflung, ſeine furchtbare Herzensangſt zu ſchildern. Halb vom Jammer, halb vom Rachedurſt erfaßt, ſprang er krampfhaft auf, ſtürzte wie ein Wüthender nach der Seite des Hauſes, um ſich auf Sir James Ballenden zu werfen und ihn zu tödten; aber maſchinenmäßig die Hand an den Gürtel legend, bemerkte er, daß ihm die Waffen fehlten, und blieb ſtille ſtehen. Es rief ihn auch wohl ein Stöhnen ſeiner ſterbenden Gattin zu dieſer zurück. An ſie allein hatte er zu denken; für ſie allein mußte er leben; die Rache ſollte ihre Stunde haben. Der Mörder konnte nur mit dem Tode beſtraft werden; Sir James ſollte von ſeiner Hand ſterben. Doch nein, Sir James Ballenden war nur das Werkzeug, nur der untergeordnete Vollſtrecker eines höher geſtellten Schuldigen; Sir James Ballenden war nur ein elender Knecht, der nach den Befehlen und unter dem Schutze ſeines Herrn handelte. Ein Mann von Muth rächt ſich nicht an dem Hunde, der bellt und beißt, er hält ſich an den Herrn, der ihn zum Beißen anhetzt. Sir James war nur die brutale Dogge, die ein

Wort, eine Gebärde seines Herrn auf den Vorübergehenden trieb; der Regent Murray war sein Herr; er hatte ihn gegen ein schutzloses Weib, gegen ein unmächtiges Kind getrieben; der Regent allein mußte sterben.

Als Hamilton von Bothwellhaugh dieses furchtbare Urtheil in seinem Innern gesprochen hatte, wurde er ruhiger; Sir James Ballenden sollte am Leben bleiben; er wollte diesem unseligen Fremdling sein Haus und seine Güter überlassen. Von seinem treuen Diener unterstützt, bereitete er eine Tragbahre aus den Zweigen eines Baumes, den er zerbrach; er legte die entseelten Körper seiner Gattin und seines Kindes darauf, und beide trugen sie in einen benachbarten Flecken, wo sie dieselben bei einem mit den Hamilton verbündeten Laird niederlegten, dessen Bemühungen es gelang, die Dame von Woodhouselen wieder in das Leben zurückzurufen; aber den Verstand erhielt sie nicht wieder; der Schmerz hatte sie wahnsinnig gemacht; bald war sie eine Leiche.

Als ihm der Erzbischof von St. Andrews, der Oheim von Bothwellhaugh (er war natürlicher Bruder des Herzogs von Chatelherault, des Hauptes der Hamilton), den Tod seiner Gattin mittheilte, wurde Hamilton still; in seiner jammervollen Niedergeschlagenheit schien er den Racheschwur vergessen zu haben. Der Erzbischof, ein leidenschaftlicher Mann, der Murray als den Unterdrücker seiner Familie und den unversöhnlichen Feind der Hamilton haßte, übernahm es, ihn daran zu erinnern.

„Du weinst," sprach er zu Hamilton, dem die bittern Thränen über die Wangen liefen; „ein Weib weint, ein Mann rächt sich."

„Ich werde mich rächen," entgegnete Hamilton mit erstickter Stimme, indem er dem Erzbischof die Hand krampfhaft drückte. „Ja, für mich ist die Rache eine heilige Pflicht. Mein Arm, der Arm eines einzelnen schwachen Mannes, soll das Werkzeug der Vorsicht sein. Der Henker meiner Familie, der Unterdrücker von Schottland, soll von meiner Hand sterben; das Gerücht seines Todes muß durch das ganze Reich erschallen, wie der Schmerzensruf meiner unglücklichen Gattin in den Wäldern von Woodhouselen erscholl. Der Himmel ist gerecht; es ist sein Wille; er soll befolgt werden!"

Von diesem Tage hing sich Hamilton von Bothwellhaugh wie das Geschick an die Schritte des Regenten Murray. Er folgte ihm anfangs durch die Niederlande, an den Gränzen, die der Regent an der Spitze seines Heeres durchzog, um die schwachen Haufen der Parteigänger der Königin Maria zu zerstreuen, die sich auf dieser Seite noch im Felde hielten. Als Murray, den Befehlen der allmächtigen Königin Elisabeth zuvorkommend, sein Heer entlassen hatte und nach Edinburgh zurück-

kehrte, begab ſich Bothwellhaugh mit ihm dahin. Stets auf ſeiner Spur, wie der Leithund auf der Fährte eines Rothwildes, folgte ihm Hamilton nach York, und lauerte Murray auf, wenn er die Conferenzen verließ, wo er, ein entarteter Bruder und undankbarer Unterthan, als Ankläger gegen ſeine Schweſter, ſeine Wohlthäterin und Königin, auftrat. Als der Regent in der Folge ſelbſt nach London kam, um der Königin von England ſeine Ehrfurcht zu Füßen zu legen, das Knie vor ihr zu beugen, und als demüthiger Knecht ihre Befehle zu vernehmen, langte Hamilton an einem Tage mit ihm in London an. Hier folgte er ihm durch die ſchmalen, gekrümmten Straßen; er erwartete ihn beim Ausgange des Pallaſtes, ſtets eine günſtige Gelegenheit erſpähend, um ihm den Dolch oder das Schwert in die Bruſt zu ſtoßen. Da ſich dieſe Gelegenheit nicht gezeigt hatte, ſo kehrte Hamilton zur ſelben Zeit, wie der Regent, nach Schottland zurück. Er begleitete ihn bei jeder ſeiner Reiſen von Edinburgh nach Perth, von Perth nach Glasgow, von Glasgow nach Stirling, jeden ſeiner Wege erforſchend, jede Stelle beobachtend, wo er ihn treffen könnte, wie ein böſer Genius, entſchloſſen, ſein Opfer nicht, ohne es zu Grunde gerichtet zu haben, aufzugeben.

Hamilton war indeſſen noch nicht im Stande geweſen, Gelegenheit zu Vollführung ſeines Vorhabens zu finden.

In dieſen Zeiten der Unordnung und Unruhe gab es allerdings keine Polizei, die ihn gehindert hätte; aber der Regent verließ den Palaſt nie, ohne von einem zahlreichen Gefolge begleitet zu ſeyn; und wenn er ſich in einer Stadt aufhielt, ſo bildete eine Truppe ergebener Soldaten die Wache an der Pforte des von ihm bewohnten Hauſes. Hamilton gewann endlich die Ueberzeugung, daß er ſeinen Feind nie mit der Degenſpitze oder dem Dolche erreichen könnte. Er entſagte deßhalb ſeinem erſten Vorhaben, und beſchloß, da er ein geſchickter Schütze war, den Regenten durch einen Muſketenſchuß zu tödten.

Bald zeigte ſich Gelegenheit, den neuen Plan auszuführen. Der Regent war damals in Stirling, und Hamilton hatte ſich, wie er, dort aufgehalten. Im Geſpräche mit einer der Wachen, erfuhr er, Murray müſſe ſich an dieſem Tage nach Edinburgh begeben, und komme durch Linlithgow. „Der Augenblick iſt da," ſprach er zu ſich, und nahm alsbald alle erforderlichen Maßregeln mit ungemeiner Kaltblütigkeit und erſtaunlicher Vorſicht.

Der königliche Marktflecken Linlithgow beſtand damals, wie jetzt, nur aus einer einzigen Straße. Zufälligerweiſe beſaß der Oheim Bothwellhaughs, der Erzbiſchof von St. Andrews, ein Haus, das an dieſer Straße lag. Hamilton wählt einen ſeiner beſten Renner, begibt

ſich von Stirling nach Linlithgow, und ſchleicht durch eine Hinterthüre in das Haus des Erzbiſchofs. Er bindet ſein Pferd im Garten nach dem Felde zu an, und reißt ein kleines Thor nieder, durch das er ſonſt nicht leicht hätte entfliehen können. Er verrammelt die Hauptthüre, welche nach der Straße geht; er häuft Strohbündel und Heidekrautbüſchel in einem Seitengäßchen auf, das den Durchgang nach dem Felde bildet. Er legt Matten auf die geſchloſſene Gallerie, die nach der Straße, wie eine Art von Balcon vorragte, um ſeinen Tritt unhörbar zu machen, und breitet ein ſchwarzes Tuch an der Wand der Stube aus, in der er ſich in den Hinterhalt legen will, damit man ſeinen Schatten von außen nicht ſehen könne. Nachdem er Alles vorbereitet hat, um auf Murrays Ankunft harrend, verborgen bleiben, und entfliehen zu können, wenn er ihn getödtet haben würde, ladet er ſeinen Karabiner, zündet die Lunte an, die er in der Fauſt hält, und erwartet Murray, das Auge auf die Straße geheftet, durch die der Regent reiten muß.

Das Städtchen Linlithgow war, wie die meiſten Marktflecken in jener Zeit, an ſeinen Enden mittelſt befeſtigter Thore geſchloſſen. Plötzlich öffnet ſich eines dieſer Thore, das, durch welches Murray kommen muß, mit Geräuſch, und die vom Lande herbeiſtrömende Menge ſtürzt ſich mit Freudengeſchrei und jubelndem Zuruf in die Stadt. Es iſt der Regent, der Henker ſeiner Gattin, ſeines Kindes, den dieſes Geſchrei verkündet; er naht und wird ſogleich in der Stadt ſeyn. Bothwellhaugh ſieht am Eingang der Straße die Waffen der Soldaten ſeines Gefolges glänzen. Sein Entſchluß bleibt derſelbe, ſein Herz klopft in der Bruſt, wie der Hammer auf dem Amboß, aber ſein Auge wird nicht unruhig und ſeine Hand iſt feſt.

In dieſem Augenblicke erfüllte eine unermeßliche Menge die Straße auf der Seite des Thores von Stirling, und der Zug ward durch das Gedränge aufgehalten. Dieſe Zögerung rührte noch von einer andern Urſache her. Murray hatte ſo eben einen Boten von John Knox erhalten, der ihn benachrichtigte, daß eine Verſchwörung gegen ſein Leben angeſponnen worden ſey, und daß ſich die Mörder auf ſeinem Wege in Linlithgow aufgeſtellt haben. John Knox ermahnte ihn überdieß, dem Hauſe des Erzbiſchof von St. Andrews zu mißtrauen. Dieſes, ſeit einiger Zeit unbewohnte Haus könnte die Verſchworenen verbergen. War John Knox, der fanatiſche Apoſtel der Reformation, wirklich mit der Gabe des Hellſehens (**second sight**) und der Prophezeiung ausgeſtattet? Schwerlich; bei dieſer Gelegenheit brachte er ganz einfach

die Regeln der gewöhnlichſten Klugheit, die man außer Augen ließ, zur Anwendung.

Ohne verwegen zu ſeyn, hatte James Stewart, Graf von Murray, Muth, und jenes Vertrauen, welches dem Menſchen durch ein beſtändiges Glück und durch eine lange Reihe günſtiger Erfolge erwächſt. Er, der dem nach ſeiner Bruſt gerichteten Schwerte von Darnley, der den Nachſtellungen der Grafen von Bothwell und Huntley entgangen war; er, der wenige Monate zuvor die eiſerne Schranke wohlbehalten überſprungen hatte, mit der die vereinten Lanzen und Schwerter von Weſtmoreland und Northumberland Schottland verſchloſſen; er, den Schottland als ſeinen Herrn und beinahe als ſeinen König betrachtete, ſollte er vor einem unſichtbaren Feinde, vor einer vielleicht nur vermeintlichen Gefahr zurückweichen? James Stewart, Graf von Murray, hörte die Nachricht des Boten zerſtreut an, lächelte verächtlich und trieb ſein Pferd vorwärts. In dieſem Augenblicke war Hamilton von Bothwellhaugh das ſchwarze Tuch entlang, auf welches ſein Körper keinen Schatten warf, in die Gallerie geſchlüpft und hatte ſich überzeugt, daß die Lunte gut brannte, und die Zündpfanne mit Pulver gefüllt war. In einer Ecke des Balcon verborgen, wartete er in völliger Ruhe; er war Herr ſeiner freudigen Bewegung und doch nahte ſein Feind.

Murray ritt im Schritte heran. Als er dem Hauſe des Erzbiſchofs näher kam, umgaben ihn ſeine Freunde und baten ihn, umzukehren, oder ſein Pferd raſch an dem Hauſe vorbeizutreiben, in dem man die Mörder verborgen glaubte. Es wäre wahnſinnig, ſagten ſie, mit ſolcher Verwegenheit ein ſo koſtbares Leben, ein Leben auszuſetzen, von dem das Heil Schottlands und des Königreichs abhänge. Von ihren Bitten beſtürmt, gab Murray ſeinem Pferde eine Bewegung, als wollte er umkehren und durch das Thor wieder aus der Stadt reiten, durch welches er ſo eben eingeritten war. Aber die Menge hatte ſich dergeſtalt hinter ihm angehäuft, daß ſie mit ihrer gedrängten Maſſe die Straße ſchloß, durch die man ſich keinen Durchgang mehr erzwingen konnte. Murray wandte ſein Pferd deßhalb noch einmal, um den Weg nach dem Thore von Edinburgh einzuſchlagen. Aber dieſe Zögerung war ihm unheilbringend; die Straße hatte ſich jetzt auf dieſer Seite eben ſo ſehr angefüllt, als hinter ihm. Als Murray vor den Balcon kam, auf dem ſich Hamilton verborgen hielt, konnte ſich ſein Pferd nur mit größter Anſtrengung einen Weg bahnen. Unruhig über dieſe Zögerung, ſprengten ſeine Freunde an ſeine Seite, um wenigſtens mit ihren Körpern einen Wall für ihn zu bilden. Ihre Blicke waren an den Balcon und die Fenſter des unſeligen Hauſes geheftet, wo kein

lebendes Wesen sichtbar wurde. Der Regent war im Begriffe, am Orte der Gefahr vorüberzugelangen, als sein Pferd anhalten mußte, weil die Straße völlig von der Menge versperrt war. In diesem Augenblicke dringt das Ende einer Muskete aus dem Fenster der Gallerie hervor, und ehe sich eine Stimme aus dem Volke vernehmen lassen konnte, fällt der Schuß, und der Regent erblaßt und wankt. Der Knall ward theilweise durch den Tumult und das Geschrei der Menge übertönt, aber den Rauch, der aus dem Balkon hervorgestiegen war, hatte Jeder bemerkt. Aller Augen wandten sich nach dem Regenten, der sich im Sattel festzuhalten bemühte; aber seine Kräfte verließen ihn, er ließ die Zügel fallen und stürzte, seiner Sinne beraubt, vom Pferde. Die Wunde war tödtlich; die Kugel, die ihn getroffen, durchdrang seinen Körper, und schlug noch in das Pferd eines Edelmanns, der zu seiner Rechten ritt. Der Regent war indessen von dem Schusse nicht getödtet, und starb erst in der darauf folgenden Nacht.

Einen raschen Blick auf die Straße werfen, um sich zu überzeugen, daß die Kugel recht getroffen, in den Garten zu laufen, auf das Pferd zu springen, und in aller Hast nach dem Felde zu jagen, war für Bothwellhaugh die Sache eines Augenblicks. Während dieser Zeit hatten sich die Leute vom Gefolge des Regenten wüthend auf das Haus gestürzt, aus dem der Schuß gekommen, und erstiegen nun die Fenster und die Balcons, erbrachen die Thüren mit der Axt und den Flintenkolben, aber ehe sie sich einen Weg bahnen und die Durchgänge frei machen konnten, die nach dem Felde führten, floh Bothwellhaugh außer Schußweite nach der Richtung des Städtchens Hamilton, des Hauptortes seines Clans. Sobald die Freunde des Regenten ihn erblickt haben, schicken sich die am besten Berittenen zu seiner Verfolgung an. Hamilton mußte die Stadt umgehen, welche die Straße von Stirling durchschneidet; fast wäre er von einer Anzahl Cavalieren gefangen worden, die sich nach dieser Seite wandten, um ihm den Weg zu versperren. Die Geschicklichkeit, mit der er sein Pferd unter diese Menschen lenkte, die ihn schon festzuhalten glaubten, rettete ihn von dieser ersten Gefahr. Bald hatte er einen Pistolenschuß Vorsprung vor ihnen; aber dem ungeachtet war er noch nicht in Sicherheit. Etwa zwanzig treffliche Reiter hatten sich wie eine wüthende Meute auf seine Fährte gestürzt, und Alle, Verfolgende und Verfolgter, nur eine Gruppe bildend, aus der Flüche, verworrenes Geschrei, Waffengeklirr, Hufschlag und rasches Schnauben von Pferden und Menschen, hervordrangen, Alle, über die

Ebene hinjagend, waren in einem Augenblicke in der Richtung nach dem Clan der Hamilton verschwunden.

Hamilton von Bothwellhaugh hatte nur einen kleinen Vorsprung vor seinen Verfolgern, aber sein Pferd, das er von Lord John Hamilton zum Geschenke erhalten, war kräftig und feurig. Zum furchtbaren Laufe getrieben, streckten sich die nervigen Glieder und ließen wieder nach, wie Stahlfedern; sein Bauch streifte die Erde, und es setzte bei seinen jähen, gedehnten Sprüngen über Schranken, Hecken, Gräben und Brüche. Hamilton trieb es anfangs nur mit der Stimme an, aber als die Entfernung, die ihn von den feindlichen Reitern trennte, sich verminderte, gebrauchte er die Peitsche; dann, da das arme, schaumbedeckte Thier matt zu werden begann, bediente er sich der Sporen, anfangs nur sachte, dann aber dieselben ganz in die blutenden Seiten stoßend. Bald stachelte der Sporn das wunde Fleisch nicht mehr; er drang in die Löcher ein, die er in den Bauch des Pferdes grub, ohne, daß es das Thier zu empfinden schien. Schaum und Blut liefen aus den Nasenlöchern, sein Athem wurde schwer, sein Lauf matt und ungleich und seine Kräfte schienen zu Ende zu gehen.

Die Reiter gewannen Raum und rückten näher heran; bald waren die, welche die kräftigsten Pferde hatten, nur noch einige Schritte von dem Flüchtigen; bald schlugen die Hufeisen ihrer Rosse an die Hufe von Hamiltons Pferd; die Schaumflocken, die aus ihren Nasenlöchern hervorkamen, weißten sein rauchendes Kreuz, und die dumpfe Stimme der Männer, von denen die Rosse vorwärts getrieben wurden, und die bald nur die Hand ausstrecken durften, um ihn zu ergreifen, kam dem Ohre des Geächteten furchtbarer vor, als des Donners Tosen.

In diesem Augenblicke waren Hamilton und seine Verfolger am Rande eines breiten und tiefen Baches angelangt. Das Wasser machte zahlreiche Krümmungen durch einen Moorgrund, und der Uferboden war kaum fest genug, um ein Pferd und seinen Reiter zu tragen. Hamilton zögert nicht; er treibt sein Roß vorwärts, stößt seine Sporen bis an die Ferſen in seine Flanken, um es auf die andere Seite zu sprengen; und da das Pferd anhält und für die Stiche der stählernen Spitzen unempfindlich zu seyn scheint, so ergreift Hamilton, der wohl weiß, daß er hinübersetzen oder gefangen werden muß, seinen Dolch und stößt damit sein Pferd auf das Kreuz. Das Roß bäumt sich wüthend, macht eine furchtbare Bewegung und setzt mit einem Sprunge über den Bach und das lockere Ufer. Hamilton hat seine Feinde am andern Ufer zurückgelassen; er ist gerettet.

Als der Mörder des Regenten am Abend von der Anstrengung

ganz erschöpft bei seinen Freunden ankam, und ihnen erzählte, wie er sich an ihrem gemeinschaftlichen Feinde gerächt hatte, wurde er mit Freudengeschrei und lebhaftem Beifallsruf empfangen. Da aber nach dem Tode des Regenten dessen Partei immer noch herrschte, so begab sich Hamilton, der wohl einsah, welche furchtbare Ahndung seiner harrte, wenn er ergriffen würde, und der überdieß seit dem Hinscheiden seiner Gattin und seines Kindes in Schottland von keinen Familienbanden mehr zurückgehalten wurde, nach Frankreich, wo ihn die Guisen als einen Mann von großem Muthe empfingen, und hoher Auszeichnung würdigten. Die Ermordung war nach den Sitten jener Zeit, was nach unsern Gebräuchen der Zweikampf ist, und zog deßhalb keine Ehrlosigkeit nach sich. Ein Mörder von Bothwellhaughs Schlag war ein gewichtiger Mann, welcher bei Gelegenheit der Sache, der er sich widmete, große Dienste leisten konnte; so dachten wenigstens die Guisen, und da es sich darum handelte, den Admiral Coligny, den Chef der protestantischen Partei, aus dem Wege zu räumen, so ersuchten sie Hamilton, einen guten Katholiken, ohne Umschweife, Coligny zu tödten, wie er den Regenten Murray getödtet habe. Als Hamilton den sonderbaren Vorschlag hörte, richtete er sich hoch auf: „Ich den Admiral Coligny tödten;" rief er entrüstet, „was hat er mir gethan? Ist er mein Feind? Als ich den Regenten Murray tödtete, handelte ich edel; ich rächte mich. Nur ein Meuchler tödtet für Rechnung eines Andern." Einige Schriftsteller behaupten sogar, Hamilton habe den Mann, der ihm den unverschämten Vorschlag von Seiten der Guisen gemacht, auf der Stelle herausgefordert.

So hatte Hamilton sich zu rächen und zu entfliehen gewußt. Nicht so erging es seinem unglücklichen Oheim, dem Erzbischof von St. Andrews, der ihn zu Ermordung des Regenten aufgefordert hatte.

Der Erzbischof hatte sich in das Schloß Dumbarton geflüchtet, das noch immer, wie die Citadelle von Edinburgh, an der Sache der Königin hielt. Das Schloß Dumbarton ist auf der Spitze eines pyramidenförmigen Berges erbaut, den das Meer auf drei Seiten umgibt. Der Fels hängt mit dem Festlande nur durch eine schmale, niedere Erdzunge zusammen, auf deren Seite er eine unzugängliche Mauer bildet. Der senkrechte Fußpfad, welcher von der Landenge nach dem Schlosse führt, ist in diesen, schnurgerade von oben herunter abgeschnittenen Felsen eingehauen, und man kann, da er an verschiedenen Stellen befestigt ist, wenn er gut bewacht wird, nicht in diesen Platz eindringen. Man hielt Dumbarton für uneinnehmbar. Die kleine Garnison war im Ueberfluß mit Waffen und Lebensmitteln versehen. Der Erzbischof von St. Andrews hatte

seine Schätze dahin gebracht und glaubte sich in Sicherheit. Um das Schloß zu verlassen, wartete er auf den Augenblick, da sich die Lage der Dinge ändern und seine Partei die Oberhand gewinnen würde. Er täuschte sich in seiner Berechnung und in seiner Erwartung.

Unter denen, die zur Belagerung des Schlosses befehligt waren, befand sich ein Abenteurer von großem Muthe, dem mehre verwegene Handstreiche gelungen waren. Man nannte ihn Capitän Crawford von Jordanhill. Crawford wußte, daß der Erzbischof seine Schätze bei sich hatte; das stachelte seinen Verstand und seine Habsucht. Crawford ging jeden Tag an dem Platze umher, um die schwachen Seiten auszuforschen, denn er pflegte zu behaupten, es gäbe keinen uneinnehmbaren Platz; es gehe dabei wie bei dem Bug eines Hammels oder einem andern schwer zu durchschneidenden Theile, man müsse nur das Gelenk finden. Der Capitän Crawford hatte dieses Gelenk noch nicht finden können, als man ihm eines Abends, da er sich, fortwährend mit seiner fixen Idee beschäftigt, in sein Zelt zurückgezogen, einen Mann vorführte, der so eben aus dem Schlosse entwichen war. „Da dieser Bursche aus Dumbarton entkommen ist, ohne daß man ihn daran hindern konnte, so kann man auch hineingelangen," sprach Crawford zu sich selbst. Sobald er mit ihm allein war, sagte er: „Ich verspreche Dir das Leben und zehn Goldstücke, wenn Du mir den Weg zeigen willst, auf welchem Du so eben aus dem Schlosse entflohen bist; willst Du nicht, so bereite Dich zum Tode." Der Soldat hatte seine Wahl bald getroffen. „Haltet Euch bereit," sprach er zu dem Capitän, „und morgen, wenn Eure Leute sichere Füße, ein unerschrockenes Herz und eine kräftige Hand haben, morgen können wir des Erzbischofs Abendbrod verzehren." „Wohlgesprochen," versetzte Crawford. Am andern Tage wählte er mit aller Sorgfalt eine kleine, auserlesene Mannschaft, meistens Bergbewohner, die an das Erklettern der Felsen gewöhnt waren; dann ließ er lange Leitern herbeibringen, und wartete bis zum Abend. Als es völlig dunkel geworden war, begab sich Capitän Crawford, von dem Ausreißer geführt, an den Fuß des Schlosses, zu dem abschüssigsten Ort der Felsmauer, wo man eben wegen der Abschüssigkeit keine Wachen aufgestellt hatte. Man legte eine Leiter an, die Mannschaft fing an hinaufzusteigen; aber die Leute hatten noch nicht eine kleine Plattung des Felsens erreicht, wo sie sich versammeln sollten, als die überlastete Leiter brach, und alle am Absturze herabfielen. Das Geräusch ihres Falles hätte sie verrathen müssen, und doch bewegte sich nichts im Schlosse. Crawford läßt sich nicht entmuthigen, er legt eine zweite Leiter an, die er an die herabhängenden Wurzeln eines

aus dem Felsen hervorwachsenden Baumes anbindet, und steigt zuerst auf die Platte, auf der sich seine Leute nach und nach sammeln. Doch das Werk war erst halb gethan, man mußte die Höhe des Felsens erklimmen. Abermals befestigt man Leitern. Crawford steigt zuerst hinauf; aber der Soldat, der ihm folgte, wurde, mag nun die Angst oder sein gewöhnlicher körperlicher Zustand, daran Schuld gewesen seyn, von einem heftigen Anfall von Epilepsie ergriffen, klammerte sich an die Leiter an, und wollte weder hinauf-, noch hinabsteigen. Die Lage war kritisch. Sollte man den Unglücklichen tödten oder das Unternehmen aufgeben? Tödtete man ihn, so konnten durch das Hinabrollen seines Körpers Alle entdeckt werden; doch, auf der andern Seite, wie ihn schonen, ohne Alles verloren zu geben? Es war nicht lange Zeit, zu überlegen; Crawford hatte, so groß die Schwierigkeit war, bald einen Ausweg gefunden. Er ließ Soldaten, die nach dem Epileptischen hinaufgestiegen waren, und sich unbeweglich hinter ihm hielten, hinabsteigen, und band den Unglücklichen, mit Hilfe von Stricken an die Leiter; dann drehte er sie um, und zeigte, zuerst hinankletternd, den übrigen Leuten, wie sie sich verhalten müßten, um über den Körper ihres Gefährten hinüberzugelangen. Alles dieß ging mit der größten Stille vor sich, und so gelang es Crawford, als sie die Spitze des Felsens und eine kleine Thüre, die nach dieser Seite ging, erreicht hatten, die Wache zu überrumpeln, welche sie erstachen, ehe sie Lärm machen konnte. Dann öffneten diese entschlossenen Männer die Pforte, drangen in das Schloß, nahmen ohne Schwertstreich die ganze eingeschlafene Garnison gefangen, und bemächtigten sich der Person des Erzbischofs von St. Andrews, der, einmal in den Händen der Parteigänger des Regenten Murray, wohl wußte, daß er sterben müsse, und sich ruhig in sein Geschick ergab. Crawford von Jordanhill führte seinen Gefangenen nach Stirling; hier machte man dem Erzbischof den Prozeß; der Mitschuld an der Ermordung des Regenten überwiesen, ward er zum Tode verurtheilt. Aber da man sich fürchtete, das Blut eines Priesters zu vergießen, wurde der Erzbischof von St. Andrews, der Primas von Schottland, ohne Ceremonie gehenkt.

Napoleon in Fontainebleau.

Bruchstück aus einem neuen, historischen Gemälde Ferdinand Stolle's „Elba und Waterloo", einer Fortsetzung seines Romans 1813, der in der Europa kürzlich besprochen worden ist. Elba und Waterloo wird in sechs Abtheilungen zerfallen, die erste beginnt mit dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich, die letzte schließt mit dem Todeskampfe der alten Garde bei Waterloo. Stolle hat ein so schönes, frisches Erzählungstalent, daß wir ihn gern unserm Leserkreise empfehlen.

Eugen, das Haupt auf die Hand gestützt, saß in seinem Quartier zu Fontainebleau und schaute verdüsterten Sinnes durch das Fenster nach der Gallerie Franz des Ersten, wo ein einziger auf und niedergehender Gardist die Wohnung des Kaisers Napoleon bezeichnete. Es war bereits Abend; nur wenige Laternen beleuchteten den geräumigen Schloßhof. Die ungeheuren Steinmassen des riesenhaften Palastes stiegen in unbestimmten Umrissen empor. Ein unheimliches, verhängnißvolles Dunkel ruhte über diesem alten Königsschlosse.

Der Jüngling gedachte aller der Greuel und Verbrechen, die in diesen Mauern seit Jahrhunderten waren begangen worden; er gedachte jener rachsüchtigen Königin des Nordens, welche ihren einstigen

Liebling hier vor ihren Augen ermorden ließ. Nichts empört das Herz eines braven Kriegers mehr, obgleich er an den Tod gewöhnt iſt und die Kameraden zu Hunderten an ſeiner Seite ſtürzen ſah, als ein feiger Meuchelmord. Eugen ſchauderte und verlor ſich in die düſterſten Gedanken, als ihn ein leiſes Klopfen an die Thüre aus ſeinen unheimlichen Träumen aufweckte.

Eine lange, in einen Mantel gehüllte Geſtalt trat in das faſt ganz dunkle Zimmer.

„Wer da?“ fragte Eugen und fixirte unverwandt den nächtlichen Gaſt.

„Gut Freund,“ war die tonloſe Antwort.

Der Jüngling fuhr entſetzt zurück; er glaubte die Stimme zu kennen. Mit einem Drucke an dem zu ſeiner Rechten befindlichen chemiſchen Feuerzeuge zündete er ein Licht an. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Vor ihm ſtand der ehemalige Miniſterial-Secretär Laroſe mit bleichem, abgehärmtem Geſicht.

„Um Gotteswillen,“ fragte Eugen, „was wollt Ihr hier? Binnen vierundzwanzig Stunden ſeyd Ihr füſilirt, wenn man Euch entdeckt.“

„Und wär's binnen einer Stunde,“ antwortete dumpf Laroſe, „mir gleich; der fürchtet den Tod nicht, für den das Leben ſeinen Reiz verloren.“

„Redet leiſe,“ ſprach Eugen, „alle Wände hier haben Ohren. Wo kommt Ihr her?“ Mit dieſen Worten verlöſchte er das Licht wieder.

„Von dem Räuber meiner Tochter.“

Eugen erſtarrte. Er war keines Wortes mächtig. Der Miniſterial-Secretär fuhr fort:

„Der Verrath am Vaterlande hat ſich bereits furchtbar gerächt. Der Tod war eine milde Strafe gegen die, welche ich gelitten. Während ich Frankreich den Bourbonen eröffnen half, ward mir zum Lohne von einem der ihrigen mein einziges geliebtes Kind geraubt. Ein Teufel in Menſchengeſtalt hält Mutter und Tochter in ſeinem Adlerneſte gefangen. Seine hölliſchen Abſichten liegen am Tage und ich rufe vergebens Himmel und Erde um Rettung und Rache an.“

Eugen war aufgeſprungen.

„Was ſagt Ihr?“ rief er außer ſich; „wo iſt Valerie? Ich rette ſie; mit meinem Degen brech' ich mir Bahn zu ihr!“

„Ich habe mich mit zehnfacher Todesgefahr," erzählte Laroſe weiter, „durch die feindlichen und franzöſiſchen Poſten geſchlichen, um Euch mein kummervolles Herz auszuſchütten. Ihr ſeyd der Einzige, auf den ich in dieſer verrathreichen Zeit noch vertraue."

Er fiel mit dieſen Worten dem Jünglinge zu Füßen und umklammerte deſſen Knie mit der Haſt der Verzweiflung.

„Eugen," rief er mit hervorbrechenden Thränen, „rettet mein Kind, meine Gattin; übergebt mich dem Kriegsgerichte; aber rettet mein theures, geliebtes Kind!"

„Wer iſt der Räuber," fragte Eugen, ſich ſammelnd, „wo weilt Valerie?"

„Der Graf von Brienne iſt der Verruchte," erzählte der unglückliche Vater, „und Sainteroix an der Loire iſt das Felſenneſt, wo er die Geraubten verbirgt. Die alte Raubburg liegt vier Meilen abwärts von der großen Straße von Orleans in wildem Gebirge."

„Der Graf Alphons von Brienne," ſprach der Jüngling und ſein Athem begann zu ſtocken, „der erſt kürzlich als Emigrant zurückgekehrt iſt?"

„Derſelbe," verſicherte Laroſe, „welcher ſich auch an Eurer Familie verſündigt; denn nimmer führt der ſtolze Altadelige Eure Couſine zum Altar."

„Wohlan," ſprach nach einer langen Pauſe in entſchloſſenem Tone der Jüngling, „ſo erkläre ich auf eigene Fauſt den Bourbonen Krieg auf Leben oder Tod. Mache Dich fertig, Graf Alphons von Brienne, nur Einer von uns kommt lebend vom Platze."

„Aber um des Himmelswillen," beſchwur Laroſe, „geht mit Vorſicht zu Werke. Der Graf iſt mächtig und von unermeßlichem Einfluß, der unter den gegenwärtigen Conjuncturen noch täglich wächst. Erhält er nur eine Ahnung von Eurer feindſeligen Geſinnung, ſo bedarf es eines Winks von ſeiner Hand, und Ihr ſeyd vernichtet."

„Unbeſorgt," gab Eugen zur Antwort, „und wenn er ſich hinter alle Heere der Alliirten verſchanzte, ich werde ihn zur rechten Stunde herausfinden und meine Privatrechnung mit ihm abſchließen. Jetzt iſt die Hauptſache, daß ich mir Urlaub auswirke, zur Rettung der Ihrigen."

„Edelſter der Sterblichen," rief Laroſe, „den ich je habe kennen lernen; an dem Danke eines Mannes, der das ſchwerſte Verbrechen

beging, was hienieden nur begangen werden kann, wird Euch wenig gelegen seyn; Euer eigenes, edles Bewußtseyn muß Euch vergelten; ich Unglücklicher vermag es nicht."

Eugen war sinnend eine Zeitlang auf und abgegangen.

„Aber Mann," fragte er, vor dem Ministerial-Secretär stehen bleibend, „was fang ich mit Euch an?"

„An ein Versteck ist hier, wo Alles mit kaiserlichen Truppen angefüllt ist, nicht zu gedenken. Ihr müßt so schnell als möglich noch diese Nacht nach Paris zurück, sonst bürge ich nicht für Euer Leben."

„Was liegt daran," antwortete leichter aufathmend Larose, „wenn ich die Meinigen unter Eurem Schutze weiß, will ich gern sterben."

„Ihr müßt diese Nacht zurück," fuhr Eugen drängend fort, „hoffentlich daß ich morgen oder übermorgen auf einige Zeit hier loskomme. Dann erwartet mich zu Paris übermorgen Abend auf dem Caffeehause Benoit, wo wir das Weitere besprechen."

„Ich habe wirklich," versetzte der Andere, „als ich mich nach Fontainebleau durchschlich, nur daran gedacht, Euch zu sprechen. Wie ich jetzt zurück will, ist mir selbst ein Räthsel."

Wieder ging der Jüngling einigemal sinnend auf und nieder.

„Es bleibt nichts übrig," sprach er endlich, „ich bringe Euch selbst durch unsere Vorposten. Wie Ihr bei den Verbündeten durchkommt, ist Eure Sache; doch glaube ich, daß es keine Schwierigkeiten haben wird, da gegenwärtig eine Art Waffenstillstand eingetreten ist."

Larose trug keinen Augenblick Bedenken, das Erbieten Eugens mit großem Danke anzunehmen.

Der Jüngling blickte durch das Fenster.

„Die Nacht wird sehr finster," meinte er, „und begünstigt das Unternehmen. Macht Euch daher fertig, sobald die Finsterniß vollkommen geworden, brechen wir auf. Verlaßt das Zimmer auf keinen Fall. Ich eile, das Nöthige zu besorgen."

Eugen entfernte sich. Larose blieb allein.

„Wie gut meint es Gott noch mit mir," sprach er für sich, „daß ich Unwürdiger diesen edeln Menschen finden mußte. Sollte ich durch fortwährende Gewissensangst, durch die Schmerzen der gequälten Vater- und Gattenbrust vielleicht genugsam für mein Verbrechen gestraft seyn? Himmel, war denn dieses Verbrechen wirklich so groß, wie es von den

Menſchen gehalten wird? Haben ſich in der jetzigen Zeit nicht Tauſende deſſelben ſchuldig gemacht und beging ich nicht den Verrath nur aus Liebe zu den Meinen? Ihnen eine freundlichere Gegenwart zu verſchaffen, habe ich Tage- und Nächte langen Fleiß nicht geſcheut. Iſt Napoleon nicht ein Uſurpator, der dem Volke alle ſeine Freiheiten geraubt hat? Unternahm er am achtzehnten Brümaire, wo er der Freiheit des Vaterlandes den Todesſtoß verſetzte, nicht ein ungleich größeres Verbrechen, und iſt es überhaupt eine ſo große Miſſethat, den Sturz eines Tyrannen zu befördern?"

Unter dieſen Selbſtgeſprächen des ehemaligen kaiſerlichen Miniſterial-Secretärs war Eugen zurückgekehrt.

„Wir dürfen vor Mitternacht nicht aufbrechen," ſprach er, „früher kann ich nicht fort von hier. Benutzen wir die Paar Stunden und erzählen Sie mir das Nähere, wie Sie den Aufenthalt Ihrer Familie ausgekundſchaftet haben."

„Ganz zufälliger Weiſe," begann dieſer; „als ich dieſe Tage vergebens umhergelaufen war, die Meinigen ausfindig zu machen, hatte ich ſchon alle Hoffnung aufgegeben, ſie in Paris anzutreffen. Wahrſcheinlich, tröſtete ich mich, ſind ſie mit dem großen kaiſerlichen Wagenpark, in der Furcht, daß Paris geplündert und Greueln aller Art ausgeſetzt werden könnte, gen Orleans aufgebrochen. Heute Morgen durchwandere ich die Eliſeiſchen Felder, die von Truppen aller Großmächte Europa's bedeckt ſind, als mein Name gerufen wird. Ich wende mich um, und vor mir ſteht der junge Montmorency. Er, der ſich für Valerie zu intereſſiren ſcheint, hat meine Familie nicht aus den Augen gelaſſen und durch ſeine royaliſtiſchen Verbindungen alsbald die Schändlichkeit des Grafen Brienne entdeckt. Er erzählte mir die Details der Entführung auf das Ausführlichſte. Der gräfliche Böſewicht hat die hilfloſen Frauen unter dem Vorwande, ihnen Schutz gegen die polizeilichen Verfolgungen angedeihen zu laſſen, nach ſeinem Schloſſe gelockt. Ich beſchwur den Ritter, mir zur ſchleunigen Befreiung der Meinigen die Hand zu bieten; aber er erklärte, daß wir Beide gegen den reichen und einflußreichen Grafen nichts vermöchten, zumal in der gegenwärtigen Kriſe, wo Alles darunter und darüber ginge und nirgends Rechtsſchutz zu finden ſey. Ich entſchloß mich daher zu der waghalſigen Reiſe nach Fontainebleau, um bei Euch Rath und Hilfe zu erholen, der Ihr mir ſchon einmal das Leben gerettet habt."

Eugen hatte mit düſterem Schweigen zugehört. Dann erkundigte

er ſich eines Nähern über den gegenwärtigen Zuſtand der Hauptſtadt und namentlich über den Einzug der Verbündeten.

„Es war am Einunddreißigſten März Morgens," fuhr Laroſe fort, „wie mir Augenzeugen erzählten, als die Uebergabe der Stadt im Volke bekannt wurde. Sogleich zeigten ſich einzelne Gruppen von Royaliſten auf dem Platze Ludwig des Fünfzehnten, im Tuileriengarten, auf den Boulevards und andern öffentlichen Plätzen. Sie vertheilten die Proclamation Ludwigs des Achtzehnten, weiße Cocarden, und hier und da erſcholl der vereinzelte Ruf: **vive le roi!**"

Anfangs wagte Niemand, dieſem Beiſpiele zu folgen; nach und nach aber ſchwollen die Haufen an. Die Führer erſchienen zu Pferde, warfen Lilien und andere Embleme des Royalismus unter das Volk und ſteckten Feldzeichen auf, wozu man ſich meiſtentheils der eigenen weißen Taſchentücher bediente. Selbſt hochgeſtellte Damen ſchloſſen ſich an. Die Fürſtin Leon, die Damen Chateaubriand und Choiſeul vertheilten nach allen Seiten Parteizeichen, und wo der Vorrath an ſolchen erſchöpft war, zerriſſen ſie ihre eigenen weißen Kleider, um Cocarden daraus zu machen.

Deſſenungeachtet wollte der Ruf **vive le roi** durchaus nicht allgemein werden; auf manchen Punkten kam es ſogar zwiſchen den kaiſerlich und königlich Geſinnten zum Handgemenge. Wäre in dieſem Augenblicke Napoleon erſchienen, ſo war die königliche Sache unrettbar verloren und die Paar kecken Royaliſten mit Einem Schlage vernichtet.

Plötzlich läuft die Nachricht durch Paris, daß die Alliirten ihren Einzug halten. Aus allen Stadtvierteln ergießt ſich nun die Menſchenmaſſe nach dem Thore von Bondy. Die Souveraine hatten bei dem Dorfe Pantin die Behörden von Paris empfangen und Alexander eine noch feindſeligere Sprache gegen Napoleon geführt, als in der Proclamation.

„Nicht gegen das franzöſiſche Volk," hat er gerufen, „führe er Krieg, ſondern einzig gegen Napoleon, der früher ſein Freund geweſen, ſpäter ſein Feind geworden und großes Unglück über ſein Reich gebracht habe. Er ſey aber nicht gekommen, dafür Rache zu nehmen, ſondern einen dauerhaften Frieden mit derjenigen Regierung zu ſchließen, welche ſich Frankreich ſelbſt wählen werde. Nicht mit Frankreich, allein mit Napoleon ſey er im Kriege."

Dieſe Aeußerungen wurden von den Royaliſten ſo viel als möglich unter dem Volke verbreitet. Man nannte die Verbündeten Befreier

von einem unerträglichen Joche, und ſo kam es, daß, als die fremden Monarchen einzogen, ſie mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen wurden. Noch den Tag vorher hatten ſich die Franzoſen mit unbeſchreiblicher Erbitterung gegen diejenigen geſchlagen, die man jetzt als Befreier jubelnd begrüßte; noch lagen, als Zeichen des wüthenden Kampfes, Tauſende der Erſchlagenen unbeerdigt und von Pulver geſchwärzt auf dem Schlachtfelde; heute war Alles vergeſſen.

Gleich bei dem erſten Eintritt der Verbündeten war bei den Barrieren das Gedräng der Menſchenmenge ſo groß, daß ſich die fremden Truppen nur mit Mühe vorwärts bewegen konnten; bei dem Thore St. Martin war der Zug faſt ganz gehemmt. Ganz Paris ſchien ſich verſammelt und concentrirt zu haben. Unaufhörlich, daß die Lüfte wiederhallten, tönte der Ruf: „**Vive l'empereur Alexandre! vive le roi de Prusse!**“ vereint mit dem loyalen: „**Vive le Roi! — vive Louis XVIII! — vivent les Bourbons!**“ — Frauen, unter welchen man Palaſtdamen der Kaiſerin Marie Louiſe erblickte, warfen ſich mit Lebensgefahr zwiſchen die Pferde der Monarchen und riefen fortwährend: „Sire, geben Sie uns unſern angeſtammten König wieder!“

Eugen hatte ſich bei dieſer Mittheilung mit Abſcheu abgewendet.

„Man muß ſich ſchämen,“ rief er, „ein Franzoſe zu ſeyn. Iſt ſolche Schmach erhört worden! Unſere Heere ſind auch in die Hauptſtädte großer Reiche eingezogen; aber die Bewohner eilten uns nicht entgegen, um uns als Befreier zu begrüßen; ſie kamen nicht, um unſere Stiefeln zu küſſen. Wir trafen nur auf Trauer und auf keine ſolche Erbärmlichkeit und Gemeinheit, wie ſich der Pöbel von Paris hat zu Schulden kommen laſſen. Man behielt ſtets ſeine nationale Würde bei und geſtand nur das zu, was man nicht verweigern konnte. Der Hauptſtadt Frankreichs allein blieb es vorbehalten, den ſchimpflichen Contraſt zu liefern. Schmach und dreimal Schmach über ſolches Menſchenkehricht!“

„Ueber drei Stunden,“ erzählte Laroſe weiter, „währte der Zug der Verbündeten. Fünfzigtauſend Mann auserleſener Truppen der ſchleſiſchen und der großen Schwarzenbergiſchen Armee defilirten in breiten und tiefen Colonnen die Boulevards entlang; ein wahrer Wald von Bayonetten mit unermeßlicher Artillerie und zahlreichen Cavallerie-Regimentern.“

„Ueber nichts erſtaunten die Pariſer mehr, als über den hohen

Grad von Ordnung und die regelmäßige Equipirung, wodurch sich diese Truppen auszeichneten. Sie glichen mehr Soldaten, die aus friedlichen Standquartieren zu einer großen, festlichen Parade ausgerückt waren, als Regimentern, die einen langen Winterfeldzug in beständigen Märschen und Contremärschen und in einer Reihe der hitzigsten und blutigsten Kämpfe, zugebracht und welche erst den Tag zuvor noch eine Hauptschlacht geliefert hatten."

„Nachdem die verbündeten Heere auf den innern Boulevards um halb Paris herumgezogen waren, hielten die Monarchen auf den Eliseischen Feldern. Die Truppen defilirten an ihnen vorüber, von wo sie ihre Quartiere in der Stadt bezogen. Die Gardekosaken schlugen ihre Bivouaks auf den Eliseischen Feldern selbst auf, und dieser Mittelpunkt der civilisirten Welt ward so in ein scythisches Feldlager umgeschaffen."

Die Glocke des Schlosses von Fontainebleau schlug jetzt halb zwölf Uhr und die zwei machten sich zum Aufbruche fertig. Die Nacht war finster und stürmisch; der Schloßhof nur spärlich erleuchtet. Die Wache vor der Wohnung Napoleons ging noch immer auf und ab; sonst schien Alles todt und erstorben.

Eugen warf seinen Regenmantel über die Uniform und gebot dem Secretär, zu folgen.

„Ich bin mit der Localität des Schlosses ziemlich genau bekannt," sprach er, „wir wollen daher einen Umweg in seinem Innern nicht scheuen, wodurch wir eine Menge Wachen vermeiden. Wir gelangen da zugleich auf die Straße von Essonne und haben so die wenigsten Hindernisse zu erwarten."

Der junge Mann schritt voran, Larose folgte. Zur Fürsorge hatte Ersterer eine kleine Blendlaterne zu sich gesteckt, welche den beiden Wanderern in den endlosen Gängen und Corridors des Schlosses von wesentlichem Nutzen war.

Man schritt an der Gallerie Franz des Ersten, wo Napoleon wohnte, vorüber und gelangte nach ziemlich langer Wanderung in den äußersten Flügel des Palastes. Die mehrfach postirten Schildwachen ließen die Beiden, da sie die Parole wußten und an ihren Federhüten als Officiere leicht zu erkennen waren, unaufgehalten vorüber. Schon hatte man fast das äußerste Thor des linken Flügels erreicht, als Eugen plötzlich stehen blieb.

„Mir ist," sprach er leise, „als vernähme ich Stimmen aus dieser Seitenhalle, und wenn mich meine Ahnung nicht trügt, wird hier nichts Gutes verhandelt. Verweilt hier eine Minute, ich muß wissen, ob der Verrath selbst bis in den letzten Zufluchtsort des großen Unglücklichen gedrungen ist."

Mit diesen Worten schlich er auf den Zehen die eine Seitenhalle entlang. Immer vernehmlicher ward hier die Conversation, die in einem der benachbarten Gemächer gehalten wurde.

Der Jüngling erkannte alsbald die Stimmen, welche Menschen angehörten, die der Kaiser aus dem Staube gehoben, die er mit Gütern, Ehren und Gunstbezeigungen überhäuft, deren Geschlecht er berühmt gemacht und ihm Glanz verliehen, der von seiner Glorie ausgegangen war. Dieser hier gehaltene Sabbath höllischer Dämonen bestand aus mehren Marschällen und Generälen der kaiserlichen Armee. Eugen war so nahe getreten, daß er bald jedes Wort der Unterredung vernehmen konnte; sein Herz erbebte, sein Haar begann sich zu sträuben.

„Aber," sprach Einer in der Versammlung, „was sollen wir mit ihm machen? Es gibt hier zwei oder drei Seïden, welche, wie Antonius, sein blutiges Gewand dem Volke zeigen und die Rolle des Cassius und Brutus spielen werden."

„Wohlan," erwiderte ein Anderer, „er muß spurlos verschwinden. Er wird zum Himmel aufgestiegen seyn, wie Romulus."

Man klatschte Beifall. Jetzt begann das schrecklichste Gespräch. Der Tod Napoleons ward eine geraume Zeit mit der größten Kaltblütigkeit verhandelt.

„Und Berthier?" fragte eine Stimme. Eine lange Stille erfolgte.

„Er wird es erfahren, wenn es vorbei ist," sprach endlich Einer. „Bis dahin, still. Berthier ist nichts. Er hat ein Herz von Baumwolle und einen Kopf voll Wind."

Neues Gelächter erfolgt.

„Aber," begann ein Neuer, „wir müssen zu Ende kommen. Der Kaiser von Rußland wird ungeduldig. Wir sind im Monat April und noch ist nichts geschehen. Heute zum letzten Male muß man mit ihm von seiner Abdankung sprechen oder —"

Eugen, nachdem er dieſe Worte vernommen, verließ halb bewußtlos ſeinen Lauſcherplatz, kehrte zu Laroſe zurück, deſſen Hand er krampfhaft erfaßte und bald waren die zwei im Dunkel der Nacht verſchwunden.

Es iſt in der Nacht vom dritten zum vierten April; Napoleon wacht noch in ſeinem Cabinet und entwirft den kühnen Plan eines Sturmes auf Paris. Noch iſt gar nichts verloren, wenn dieſes Unternehmen, wie alle Wahrſcheinlichkeit hoffen läßt, gelingt.

Napoleon hegt die gerechte Hoffnung, daß der Donner ſeiner Kanonen den durch den Einzug der Verbündeten verletzten Nationalſtolz auf's Neue beleben wird. Der Feind iſt ermüdet, er hat zwölftauſend Mann beim Sturm auf Paris verloren. Seit Kurzem ruht er aus in der Sicherheit des Erfolges; ſeine Generäle ſind in den Paläſten zerſtreut, ſeine Soldaten verlieren ſich in dem Labyrinthe der Straßen. Wenn Napoleon an der Spitze ſeiner Fünfzigtauſend mit der gewohnten Blitzesſchnelle hereinbricht, wenn ſich, durch ſeine Gegenwart begeiſtert, die Achtmalhunderttauſend der Hauptſtadt erheben, ſo findet der Fremdling ſein Grab; aber Paris kann dabei zu Grunde gehen.

Der Kaiſer überdenkt dieſe außerordentliche Operation in allen ihren Richtungen; er erwägt die unermeßlichen Reſultate, die daraus hervorgehen können; da klopft es an der Thüre des Cabinets, und Berthier tritt herein.

In ſeiner Hand hält er eine Depeſche, die der Herzog von Raguſa, welcher die Avantgarde commandirt, ſo eben durch einen Eilboten überſandt hat.

Der Kaiſer erbricht haſtig das verhängnißvolle Papier. —

Der Senat hat Napoleons Abſetzung ausgeſprochen.

Ruhig lieſt der große Mann dieſes in der Geſchichte beiſpielloſe Document von Verrath und Niederträchtigkeit zu Ende, und es bei Seite legend, ſpricht er zu Berthier nur die Worte:

„Halten Sie sich bereit; morgen marschiren wir auf Paris.“

Der Fürst von Neufchatel will etwas erwidern, aber Napoleon winkt, und schweigend zieht sich jener zurück.

Am Morgen des Vierten ist die Nachricht von Napoleons Absetzung durch den Senat überall verbreitet. Das Heer geräth in wilde Gährung. „Führ' uns nach Paris, die Verräther zu züchtigen!“ Dieser Ruf ertönt tausendfältig durch alle Regimenter. Ununterbrochen erschallt der laute, freudige Zuruf der Garde. Der Befehl zur Verlegung des Hauptquartiers auf Ponthiery wird gegeben. Jeden Augenblick erwartet man die Trommeln zum Aufbruch. Ein unermeßliches, siegesfreudiges „Vive l'empereur!“ erfüllt die Lüfte.

Aber wie groß die Kampflust der Armee, wie trefflich ihr Geist ist, um so muthloser und engherziger zeigt man sich in den höchsten Regionen.

In düstern Gruppen wandeln die mit Gold und Brillanten bedeckten Marschälle und Obergenerale auf dem Schloßhofe von Fontainebleau auf und ab. Man erschrickt vor dem Gedanken, welche mannichfache Gefahr dieses große Unternehmen den Wohnungen zuziehen könnte, wo man seine Frauen, Kinder, Eltern und Freunde zurückgelassen hat. Man fürchtet durch diesen tollkühnen Streich, wie man es nennt, sein Vermögen, seinen Rang zu verlieren, die man mit so vieler Mühe erworben und noch nicht hat in Ruhe genießen können. Eine Abdankung des Kaisers scheint Vielen ein vortreffliches Auskunftmittel, endlich auf den Friedenszustand zurückzukehren.

Gegen Mittag erscheint Napoleon und hält wie gewöhnlich Heerschau über seine Truppen. Unbeschreiblich ist der Enthusiasmus, mit welchem man ihn empfängt; nur in seiner ihm zunächststreitenden, goldbedeckten Suite bemerkt man finstre Gesichter.

Die Revue ist beendigt. Napoleon kehrt auf sein Zimmer zurück. Alle anwesenden Marschälle und Großwürdenträger folgen ihm. Es entspinnt sich eine große und verhängnißvolle Debatte über die Zweckmäßigkeit des Marsches auf Paris. Im Anfang äußert man ehrfurchtvolle Rathschläge, dann folgen Vorstellungen, dann Vorwürfe — endlich die unumwundene Erklärung, daß man nicht marschiren werde.

Da stand der große, unglückliche Mann, verlassen von denen, die er groß gemacht und mit Reichthümern überhäuft. Um das Erworbene sich zu bewahren, verließen die Undankbaren ihren Wohlthäter in einem Augenblicke, wo er ihrer Unterstützung am bedürftigsten war.

Einige Elende vergaßen sich so weit, Drohungen gegen ihren kaiserlichen Herrn auszustoßen. Die Verwegenen! Napoleon brauchte nur an das Fenster zu treten, zu welchem der freudige Zuruf seiner Garde heraufscholl; ein Wink, und sie waren vernichtet.

Der Kaiser, groß im Glück, größer im Unglück, blieb ganz ruhig. Noch einmal wies er die unermeßlichen Resultate nach, welche ein Marsch gegen die Hauptstadt gewähren müßte. Er entwickelte klar und faßlich seine meisterhafte Operation, der Erfolg war so gut wie gesichert; aber seine hochherzigen Worte waren zu kleinmüthigen Herzen und eigennützigen Seelen gesprochen; kein Anklang, keine Beistimmung, nur todtes, finstres Schweigen erfolgte.

Da überflog Napoleon noch einmal den Kreis seiner Waffengefährten; als er aber das Feuer in ihren Blicken, mit welchem sie ihm einst zu Kampf und Ruhm folgten, erloschen fand, und in ihnen nicht mehr die einstigen Zeitgenossen, sondern nur reiche Leute, auf ihren Gesichtern nur Verzagtheit, Eigennutz und niedrige Gesinnungen erblickte, trat er, ohne ein Wort weiter zu verlieren, an seinen Schreibtisch und schrieb folgende Worte:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er bereit ist, dem Throne, Frankreich, und selbst dem Leben zu entsagen für das Wohl des Vaterlandes, das unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechterhaltung der Reichsgesetze.

So geschehen in unserem Schlosse zu Fontainebleau den vierten April 1814.

Napoleon."

Mit Ungeduld hatte die Garde, welche im Schloßhofe aufgestellt war, zu den Fenstern empor geblickt, wo die Conferenz gehalten wurde. Ein jeder war überzeugt, daß das Ende derselben das Zeichen zum Abmarsch seyn werde. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht von Napoleons Abdankung zu Gunsten seines Sohnes.

Unbeschreibbar ist der Schmerz der Armee. Tausende von Thränen träufeln über die Wangen der bärtigen Grenadiere. Ganze Rotten schmettern mit schmerzvoller Wuth ihre Gewehre auf den Boden. Nur die goldensten Uniformen wünschen sich im Stillen Glück über diesen Ausgang der Sache.

Eine Stunde nach der gehaltenen Conferenz läßt Napoleon den Herzog von Vicenza rufen. Des Kaisers Antlitz ist todtenbleich; doch sind seine Züge ruhig und seine Haltung ist fest und sicher. Er nimmt von seinem Schreibtische ein von seiner Hand geschriebenes Papier und übergibt es dem Herzog:

„Hier meine Abdankung, Caulincourt, bringen Sie dieselbe nach Paris."

Niemals war Napoleon größer, als in diesem Augenblicke. Thränen stürzen dem treuen Caulincourt aus den Augen.

„Wackrer, wackrer Freund!" ruft der Kaiser, den Getreuen an sein großes, leidenvolles Herz drückend. Dann setzt er mit brechender Stimme hinzu: „Die Undankbaren, sie werden mich eines Tags zurückwünschen. Eilen Sie, Caulincourt, reisen Sie sogleich!"

Bei diesen Worten tritt der Herzog von Bassano in's Gemach. Sein gramgebleichtes Gesicht zeigt an, was er für seinen kaiserlichen Herrn und Freund leidet.

„Sire," spricht Caulincourt, als er das wichtige Document empfangen hat, „in dieser so feierlichen und außerordentlichen Angelegenheit Ueberbringer der offiziellen Acte Ihrer Abdankung, bitte ich Sie, mir zwei Großofficiere des Reichs mitzugeben."

Napoleon denkt einen Augenblick nach.

„Wohlan," ruft er, „so mögen Ney und Ragusa Sie begleiten. Marmont ist mein ältester Waffengefährte."

„Der Herzog von Ragusa," bemerkt Maret, „ist nicht anwesend. Er commandirt unsre Avantgarde, welche zu Essonne lagert. Ich halte den Herzog von Tarent für am geeignetsten, die Armee würdig zu vertreten."

Napoleon ist einen Augenblick unentschlossen.

„Macdonald," beginnt er nach einigem Nachsinnen, „hat mich nie geliebt; doch es sey, der Marschall ist zu sehr ein Mann von Ehre, daß er nicht meinem Vertrauen entsprechen sollte."

Der Herzog von Tarent wird der Commission beigegeben.

„Sire," fragt Caulincourt, „auf welchen Stipulationen sollen wir hinsichtlich der Person Ew. Majestät bestehen?"

„Auf keinen," erklärt der Kaiser augenblicklich; „thun Sie, was Sie vermögen, die besten Bedingungen für Frankreich zu erhalten; was mich betrifft, verlange ich keine."

Die Vollmachten werden ausgestellt; bald darauf treten die Marschälle Ney und Macdonald in's Gemach.

„Gehen Sie, meine Herren," spricht Napoleon, „und haben Sie bloß das Wohl des Vaterlandes im Auge. Vergessen Sie nicht auf Ihrer Durchreise durch Essonne, den Herzog von Ragusa von Allem zu unterrichten, was hier vorgegangen ist. Sagen Sie ihm, daß ich ihn zu meinem Vertreter erwählt habe, daß er Ihnen nach Paris folgen soll. Hält er es indeß für zweckmäßiger, so soll er an der Spitze unsrer Avantgarde bleiben."

Die drei Bevollmächtigten, nachdem sie ihre letzten Instructionen erhalten, setzen sich in den Wagen, der sie an der äußern Treppe erwartet. Die Herren von Rayneval und Rumigny begleiten die Commission als Secretäre.

Der Wagen rollt davon. Napoleon schaut ihm mit düsterem Schweigen eine lange Zeit nach; noch immer tönt das Gerassel der Räder in seinen Ohren, bis es endlich in der Ferne verhallt. Dann setzt er sich still an sein Bureau und ergreift die Feder.

Es ist nöthig, die Kaiserin, welche sich in Blois befindet, von den verhängnißvollen Ereignissen zu unterrichten. In dieser furchtbaren Krise ist die Abwesenheit ihres Vaters, des Kaisers von Oestreich, ein Unglück, das von Stunde zu Stunde zunimmt. Der Marsch der französischen Armee auf Fontainebleau hat durch Sperrung der Straßen den Aufenthalt dieses Monarchen in der Bourgogne verlängert. Napoleon ermächtigt die Kaiserin, den Herzog von Cadore zu ihrem Vater zu senden, um seine Vermittlung zu ihren und ihres Sohnes Gunsten zu erhalten.

Der Abend ist hereingebrochen; Napoleon, den Erschütterungen dieses furchtbaren Tages erliegend, hat sich in sein Zimmer zurückgezogen. Niemand theilt seine Einsamkeit. Welcher Sterbliche litt mehr, als dieser große Mann in dieser Stunde!

Den herrlichen Bau, den er für Jahrhunderte gegründet, an welchen er alle Kraft seines bewundernswürdigen Genie's, alle Kraft seines eisernen Willens verschwendet, der bereits der Vollendung nahe, zur majestätischen Kuppel emporstieg, ihn sah er über seinem Cäsarenhaupte zusammenbrechen und die halbe Welt unter seinen Trümmern begraben.

Hier betrachte man das Geschick menschlicher Werke. Man überschaue die vielen unternommenen Kriege, das maßlos vergossene Blut, die vernichteten Völker, die großen, unsterblichen Thaten, so viel

Triumphe, Politik, Beharrlichkeit und Muth. Womit hat dieß Alles geendigt! *)

Noch aber soll der große unglückliche Held den Wermuthbecher bis auf die Hefen leeren.

Es ist kaum Mitternacht vorüber; unheimlich streicht der Nachtwind durch die großen Höfe und Hallen von Fontainebleau; da kommt in wahnsinniger Eile ein Reiter angesprengt. Vor der großen Treppe zur Gallerie Franz des Ersten springt er vom Pferde und läßt sich sogleich beim Kaiser melden. Es ist Gourgaud, der erste Ordonnanzofficier.

„Sire," ruft er fast athemlos, als ihn der diensthabende Adjutant in das Zimmer Napoleons geführt hat, „der Herzog von Ragusa hat seinen Posten verlassen und unterhandelt in Paris mit dem Feinde. Durch unbekannte Befehle wurden seine Truppen in Bewegung gesetzt und ziehen in diesem Augenblicke durch die Cantonirungen der Verbündeten. Wir haben keine Avantgarde mehr, und Fontainebleau ist dem Feinde preisgegeben."

Der Kaiser schüttelt lächelnd das Haupt.

„Man hat Ihnen ein Märchen aufgebunden, Gourgaud; es ist ja Marmont, der meine Avantgarde zu Essonne befehligt."

„Sire, ich bürge mit meinem Kopfe für die Wahrheit dieser unglückseligen Nachricht."

„Nein, nein," fährt Napoleon fort, „man hat Sie getäuscht. Ein Verbrechen, wie Sie da berichten, ist ein Marschall Frankreichs unfähig zu begehen, und Marmont, mein ältester Waffengefährte, der in hundert Schlachten an meiner Seite kämpfte, mein Zeltkamerad; nein, nein, es ist ein blinder Lärm."

Neues Pferdegetrappel ward im Schloßhofe von Fontainebleau vernehmbar.

„Sire, zwei polnische Lanziers," meldet der diensthabende Adjutant, „welche von Essonne kommen und Ew. Majestät in höchstwichtiger Angelegenheit zu sprechen wünschen."

Napoleon wird aufmerksam. Er befiehlt, die beiden Polen vorzulassen.

Die zwei Lanzieroffiziere treten ein. Ihre Kleider sind von Kugeln durchlöchert und mit Blut bedeckt. Der Kaiser läßt sie reden.

---

*) Montesquieu. Verfall der Römer.

„Sire," beginnt der ältere, ein ſchlanker, kühner Sarmate, „beiſpielloſer Verrath hat unſere Adler geſchändet. In Folge der geheimen Convention, die der Marſchall Marmont in Paris mit dem Feinde geſchloſſen und von welcher das Armeecorps keine Ahnung hatte, brachen wir heute morgen auf. Die Truppen glaubten, es gehe gegen den Feind, und griffen mit allgemeinem Jubel zu den Waffen. Wir marſchirten im Anfange mit großer Eile, da wir glaubten, es gelte einen Seitenangriff auf die Poſition der Verbündeten. Plötzlich bemerkten wir, daß unſer Vorrücken von einer Colonne bairiſcher Truppen beobachtet, aber nicht unterbrochen wurde. Jetzt erſt erkannten wir den Verrath, und es brach ein Aufruhr aus. Ganze Brigaden machten Halt, und waren im Begriff, umzukehren, aber der Inſtinkt der Subordination behielt die Oberhand; nur fünf Mann von unſerem Regimente jagten in geſtrecktem Carriere zurück. Wir mußten bei einem baieriſchen Bataillone nahe vorüber. Ein Hagelwetter von Kugeln brauste über uns dahin. Drei der Unſern ſtürzten, nur wir zwei erreichten Fontainebleau."

Ein tiefes, furchtbares Schweigen folgte auf dieſe unglückſelige Nachricht. Napoleon ſteht am Fenſter und ſtarrt in die Nacht hinaus. Sein Geſicht iſt bleich, ſein Blick ſtarr. Endlich kann er ſeines Schmerzes nicht länger Herr bleiben.

„Marmont," ruft er mit ergreifendem Tone, „mein Kind, mein Freund, den ich mit meinem Mantel gewärmt, mit dem ich mein Brod getheilt habe, mich zu verrathen an meinem letzten Tage! — Der Undankbare, er wird unglücklicher ſeyn, als ich!"

Seine Stimme brach im tiefſten Schmerze.

Allen anweſenden Kriegern traten die Thränen in die Augen bei dieſer erſchütternden Scene.

Nach einiger Zeit wendet ſich der Kaiſer wieder zu dem Polen, welcher vorhin geſprochen.

„Führte der Marſchall," fragte er, „in Perſon meine Truppen zu den Feinden?"

„Nein, Ew. Majeſtät," war die Antwort, „der Marſchall befand ſich in Paris, um, wie heute das Gerücht ging, auf Anrathen des Herzogs von Tarent, die Convention wieder rückgängig zu machen. Seine Abweſenheit benutzte der General Souham; dieſer berief in voriger Nacht einen Kriegsrath zuſammen, wo beſchloſſen ward, die Convention in's Werk zu ſetzen, ohne auf weitere Verhaltungsbefehle von Seiten des Marſchalls zu warten."

„Souham?“ fragte Napoleon und die Worte erſtarben auf ſeiner Zunge. Er wendete ſich zu ſeinem Adjutanten Girardin.

„General, wie hieß der Diviſionair, dem ich auf ſein Bitten geſtern ein Geſchenk von zwölftauſend Franken machte?“

„Sire,“ tönte die inhaltſchwere Antwort, „es war der General Souham.“

Bei dieſen Worten vermochten die Anweſenden ihre Entrüſtung über ſo beiſpielloſe Verrätherei kaum zurückzuhalten. Der ältere Pole ſtürzte Napoleon zu Füßen, die Andern folgten ſeinem Beiſpiele.

„Und wenn Alles Sie verläßt,“ rief er, und Alle hoben ſchwörend ihre Arme empor, „Polen bleibt Ihnen treu. Sire, vertrauen Sie uns, nie werden wir Sie verlaſſen!“

„Auch Frankreich,“ riefen die franzöſiſchen Offiziere, „führen Sie uns in den Kampf, Sire, die Verräther zu vernichten, welche unſre Adler beſchimpft haben!“

Mit ſchmerzlichem Blicke weilte der Kaiſer auf den wenigen Getreuen.

„Stehen Sie auf,“ ſprach er, und zu den beiden Polen tretend: „Sie haben künftig den Dienſt nur um meine Perſon. Ihr Name?“

„Ich heiße Raſinsky,“ ſprach der Aeltere.

Der Kaiſer ſann einen Augenblick nach.

„Wir lernten uns im Jahre 1812 in Rußland kennen, nicht ſo?“ fragte er. „Wir ſprachen uns bei der Berezina?“

„So iſt es, Ew. Majeſtät.“

„Sie ſind von jetzt Beide Ritter meiner Ehrenlegion,“ fuhr Napoleon fort. Dann trat er zu Gourgaud:

„Suchen Sie Belliard auf,“ ſprach er, „daß er unverzüglich mit ſeiner Reiterei Fontainebleau decke.“

Die Anweſenden entfernten ſich. Der Kaiſer warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl; ſein Herz war gebrochen.

Am andern Morgen erſchien der berühmte Tagsbefehl vom fünften April. Er lautete wie folgt:

Soldaten!

„Der Kaiſer dankt der Armee für die getreue Anhänglichkeit; namentlich weil ſie Frankreich in ihm, und nicht in dem Pöbel der Hauptſtadt anerkennt. Der Soldat folgt dem Glück und Unglück ſeines Generals, ſeiner Ehre und ſeiner Religion. Der Herzog von Raguſa

hat seinen Waffengefährten dieses Gefühl nicht eingeflößt. Er ist zum Feinde übergegangen. Der Kaiser kann die Bedingungen nicht gut heißen, unter welchen er diesen Schritt gethan. Er kann Leben und Freiheit nicht der Gnade eines seiner Unterthanen verdanken.

Der Senat hat sich erlaubt, über die Regierung Frankreichs zu verfügen. Er hat vergessen, daß er dem Kaiser die Macht verdankt, welche er gegenwärtig mißbraucht; daß der Kaiser einen Theil seiner Mitglieder aus den Stürmen der Revolution gerettet, den andern aus dem Dunkel gezogen, und gegen den Haß der Nation geschützt hat.

Der Senat gründet sich auf die Artikel der Verfassung, um diese umzustürzen. Er erröthet nicht, dem Kaiser Vorwürfe zu machen, ohne zu bedenken, daß er selbst, als erste Staatsbehörde, an allen Ereignissen Theil genommen hat.

Er geht so weit, daß er den Kaiser einer Verfälschung der Acten bei ihrer Bekanntmachung zu beschuldigen wagt. Die ganze Welt weiß, daß der Kaiser solcher Kunstgriffe nicht bedurfte. Ein Wink war Befehl für den Senat, der immer mehr that, als man von ihm verlangte.

Der Kaiser ist immer für die Vorstellungen seiner Minister zugänglich gewesen, und er erwartete von ihnen unter solchen Umständen die unbeschränkteste Rechtfertigung der von ihm ergriffenen Maßregeln. Wenn Enthusiasmus sich in die Adressen und öffentlichen Reden gemischt hat, so ist freilich der Kaiser getäuscht worden. Aber die, welche solche Sprache geführt, müssen sich selbst die Folgen ihrer Schmeichelei zuschreiben.

Der Senat erröthet nicht, von den gegen die fremden Regierungen bekannt gemachten Schmähschriften zu reden. Er vergißt, daß sie in seinem Innern abgefaßt worden.

So lange das Glück ihrem Monarchen sich treu erwies, sind diese Menschen treu geblieben, und keine Klage über Mißbrauch der Macht hat man vernommen.

Hätte der Kaiser die Menschen verachtet, wie man ihm vorgeworfen, dann würde die Welt heute erkennen, daß er Ursache zu dieser Verachtung gehabt hat.

Er hatte seine Würde von Gott und der Nation. Nur sie konnten sie ihm nehmen. Er hat sie immer als eine Bürde betrachtet; und als er sie annahm, geschah es in der Ueberzeugung, daß er allein der Mann sey, sie würdig zu tragen.

Das Glück Frankreichs ſchien in dem Schickſale des Kaiſers zu ruhen. Heute, da das Glück ſich gegen ihn entſchieden, könnte einzig der Wille der Nation ihn bewegen, länger auf dem Throne zu bleiben. Muß er ſich als das einzige Hinderniß des Friedens anſehen, ſo bringt er willig das letzte Opfer.

Er hat demnach den Fürſten von der Moskwa und die Herzöge Vicenza und Tarent nach Paris geſchickt, um die Unterhandlungen einzuleiten.

Die Armee kann ſicher ſeyn, daß die Ehre des Kaiſers nie mit dem Glücke Frankreichs im Widerſpruche ſtehen wird."

Feuilleton.

II.

Literatur.

Ueber Volksbibliotheken.

In Frankreich führt man jetzt eine sehr nützliche Maßregel ein; der Minister des öffentlichen Unterrichts hat angeordnet, daß die öffentlichen Bibliotheken zu Paris auch am Abend geöffnet, und allgemein zugänglich seyn sollen, um Männern, die nur den Abend frei haben, jede Gelegenheit zu geben, diesen Theil ihrer Zeit ihrer Belehrung widmen zu können; mehre der bedeutendsten Provincialstädte sind dem Beispiele des Ministers gefolgt, und haben ihre Bibliotheken auf diese Weise gemeinnütziger gemacht. Es ist eben so sehr zu wünschen, als leicht auszuführen, daß eine so weise und fruchtversprechende Maßregel auch bei uns rasche Nachahmung finden möge. Die meisten jungen Leute unseres Mittelstandes haben eine ziemlich gute Schulbildung erhalten; mit ihrem sechszehnten oder siebenzehnten Jahre verlassen sie die Schule, werden zu einer Thätigkeit verwendet, welche sie den ganzen Tag mehr oder weniger mechanisch beschäftigt, und bleiben in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung still stehen; sie fühlen freilich wohl das Bedürfniß, das Erlernte mehr auszubilden, wenigstens zu bewahren, aber nur der Abend bleibt dazu, die Mittel sind zu beschränkt, Unterricht zu nehmen, gute Bücher zu kaufen, man läßt eben alles liegen, wozu in der Schule oft ein guter Grund gelegt worden ist, und die Abende werden der Zerstreuung, nicht immer der unschuldigsten, gewidmet. Würde aber nicht, wenn die Bibliotheken des Staates allgemeiner Benutzung in mög-

lichſt ausgedehnter Weiſe offen ſtänden, mancher junge Mann der eben geſchilderten Art ſo Gelegenheit finden, ſich weiter und tüchtiger auszubilden, würde nicht ſelbſt der ältere Geſchäftsmann, der Beamte, der oft Tage lang an Arbeiten gefeſſelt iſt, die nichts weniger als geiſtig anregend und erfriſchend ſind, eine ſolche Anordnung gern benützen?

Freilich würde auch dieſe Verallgemeinerung der Bibliotheken nur einem kleinen Theile des Volkes, nur den Bewohnern der Reſidenzen, Univerſitätsſtädte oder ſonſt bedeutenderer Orte zu Gute kommen können, aber deßhalb iſt ſie nichts deſtoweniger wünſchenswerth. Eine andere Art von Bibliotheken, beſtimmt für den am mindeſt unterrichteten Theil des Volkes könnten noch die größern Bibliotheken in kleinen Städten für das Bedürfniß genügend ergänzen, Volksbibliotheken ſollten in jedem Landſtädtchen, in jedem Pfarrdorfe errichtet werden, kleinere Sammlungen von Büchern, welche etwa nur unſere beſten Dichter, die ſchönſten und am leichteſten verſtändlichen Werke über die Geſchichte Deutſchlands, einige gute Volks- und Andachtsbücher, die beſten landwirthſchaftlichen oder gewerbswiſſenſchaftlichen Bücher zu enthalten brauchten. In dem Budget eines jeden deutſchen Staates würden ſich leicht einige tauſend Gulden für Errichtung und Beförderung ſolcher Büchersammlungen auswerfen laſſen, und gewiß würden ſich dafür binnen wenig Jahren die Criminalkoſten bedeutend verringern.

Wohl lächelt Mancher über den Theoretiker, der da meint, Schiller, Göthe und Uhland würden von unſern Bauern oder den Handwerkern unſerer kleinſten Städte geleſen werden können, ſie würden noch an anderer Geſchichte Geſchmack finden, als an der vom gehörnten Siegfried, oder dem Till Eulenſpiegel, und Belehrungen über ihre Gewerbe aus Büchern zu ſuchen im Stande ſeyn; aber wären ſie deſſen wirklich unfähig, trennte wirklich eine ſo fürchterliche Kluft die höheren Stände, die ſogenannten Gebildeten von der größern Maſſe des Volkes, wären wirklich nur für die Wohlhabenderen und Vornehmeren ausſchließlich unſere Literatur, die Kenntniß unſerer Geſchichte zugänglich, dann wäre unſere Literatur bald abgeſchloſſen, und unſere Geſchichte würde in vielleicht nicht ferner Zeit ſo ſchließen: und es gab zwei Völker in Deutſchland, ein Volk der Gebildeten, ein Volk der Ungebildeten, beide Völker haßten ſich gegenſeitig, und die Gebildeten verachteten das Volk der Ungebildeten unſäglich, da kam ein fremder Sieger, und beide Völker wurden zu einem Volk von Sclaven.

Die erſte Anregung zu ſolchen Volksbibliotheken würde allerdings vom Staate ausgehen müſſen, in der Geiſtlichkeit und den Schullehrern ſind ihm ſchon zwei Stützen gegeben, die ihm, als Verwalter und Ordner, die, ganze Einführung der beſprochenen Einrichtung ungemein erleichtern würden, da dieſe beiden ehrwürdigen Stände ſolche Anordnungen im Intereſſe der ihrer geiſtigen Leitung Anvertrauten, gewiß mit Liebe und aufopfernder Thätigkeit zu unterſtützen geneigt ſeyn würden; aber neben der Wirkſamkeit des Staates für größte Verbreitung nützlicher Lectüre, hätten Vereine hier ein ſchönes Feld der Thätigkeit. Vereine zur Verbreitung guter Bücher könnten mit nur ſehr geringen Beiträgen Einzelner bald ungemein große Reſultate erzielen, ſie würden es dahin bringen können, daß die Vorſchläge zu Volksbibliotheken reiflich erörtert und erwogen, und ihre Ausführung dem großen Publikum nahe gebracht würde. Und unſere Zeit iſt ja eine Zeit der Vereine; haben wir nicht in allen Theilen Deutſchlands Gewerbvereine, Gartenbauvereine, Weinverbeſſerungsgeſellſchaften, Mäßigkeitsgeſellſchaften, Vereine gegen Thierquälerei, warum ſollten wir uns nicht auch

in Vereine ſammeln, die bezwecken, jeden im Volke mit unſern höchſten Nationalgütern, mit unſerer Literatur und unſerer Geſchichte mehr und mehr bekannt werden zu laſſen, ihn ſo aufzuklären, ihn feiner und geiſtiger Genüſſe fähiger zu machen?

Die Monumentomanie hat ſich faſt aller unſerer Städte bemächtigt, man ſiſcht allenthalben nach großen Männern, nach todten nämlich, um Collecten für ſie zu veranſtalten, und ſie **ad majorem artis gloriam** in Stein aushauen, oder in Erz gießen zu laſſen, das Landvolk, der ehrliche Arbeiter wird eine ſolche Statue anſtaunen, er wird ſich neugierig mit in den Kreis drängen, wenn ein ſolches „Zeugniß der Dankbarkeit" mit recht ſchönen und erbaulichen Reden eingeweiht wird, und die kleinen Mädchen Blumen dabei ſtreuen, aber wird er wohl den Sinn dieſer Feier faſſen können? Und wie viel Bücher hätten mit dieſen Summen, an Stein- und Erzbilder verwendet, zu tauſenden im Volke verbreitet, wie viel geiſtige Freiheit hätte ausgeſäet werden können? Vielleicht wäre es mehr im Sinne der großen Heroen gehandelt, deren Andenken wir dankbar ſegnen, wenn wir ſie nicht ſowohl in Erz und Stein fortleben laſſen wollen, als in allen Herzen des biedern Volkes!

H . . . k.

Franzöſiſche Literatur.

Tonadillas par M. Scribe. Es iſt leicht zu erklären, weßhalb Scribe's oft nur leicht hingeworfene Arbeiten ſo vielen Anklang finden, man wird ſelten dramatiſche Wirkſamkeit, feine Auffaſſung in ihnen vermiſſen. Es iſt wahr, er zeichnet gewöhnlich nur Umriſſe, aber dieſe Umriſſe ſind zierlich, und oft ſehr ausdrucksvoll. Seine Sprache iſt die der beſſern franzöſiſchen Geſellſchaft, er hat ganz ihr Sichgehenlaſſen, und doch eine gewiſſe Kraft!

Um das Vaudeville hat ſich Scribe in der That Verdienſte erworben; dieſe Vaudevilles werden einſt als getreue Bilder der heutigen franzöſiſchen Zuſtände hiſtoriſchen Werth erhalten, und ſie haben ihm eine feſte Stellung in der Literatur gegeben, die er nicht mehr verlieren wird.

Als Romanſchriftſteller hat ſich ein Urtheil über ihn noch nicht bilden können, doch verleugnet ſich auch in ſeinen Verſuchen dieſer Art, der gewandte, lebenskluge Mann nicht, obgleich ſie hie und da mehr einem feinen, geiſtreich geführten Salongeſpräch, als Erzählungen gleichen. Im Ganzen iſt Tonadillas ein Buch, das wohl zehn hübſche Vaudevilles aufwiegt, und das in einer ſchattigen Laube einen warmen Sommernachmittag angenehm vertreibt.

— **Pauline, roman par Alexandre Dumas,** iſt — ein Roman. Ein altes Schloß mit Zugbrücken, unterirdiſchen Gängen, geheimen Thüren und einem alten, treuen, verſchwiegenen Diener, wie er zu jedem alten Schloſſe nothwendig gehört, werden dem Leſer nicht geſchenkt. Die Heldin des Romans ſtirbt am Ufer des Lago-Maggiore.

— Herr Charles von Bernard iſt ein junger Schriftſteller, von beiläufig vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der es durch Arbeit, Mühe, Studium, Nachtwachen dahin gebracht hat, daß er Balzac in allen ſeinen Fehlern erreicht hat. Er ahmt mit ſeltenem Unglück und einer wahrhaft rührenden Treue den harten Styl, die gezwungen herbeigeführten Betrachtungen, die geſuchten Bilder nach, die oft die beſten Seiten in den Arbeiten des Verfaſſers von Eugenie Grandet verderben.

Das Buch Bernards heißt: **Gerfaut, Genre faux** nannte es ein Critiker. Dieſer Herr Gerfaut iſt Schriftſteller, verliebt in eine Weltdame, und geliebt von der ſentimentalen Schweſter dieſer Dame. Der Mann der Dame begeht einen

Mord, Gerfaut ſchlägt ſich mit ihm, und tödtet ihn, die Dame wird wahnſinnig, und ſtürzt ſich aus dem Fenſter.

— Charles Nodier hat die Leſewelt mit einer neuen, herrlichen Erzählung aus dem Orient beſchenkt. Vier junge Männer ſind durch die Grauſamkeit einer böſen Stiefmutter in eine Wüſte verſtoßen, ſie ſind der Verzweiflung nahe, da erſcheint ihnen ein hilfreicher Geiſt, mit drei Amuletten, die er den drei älteſten zum Geſchenke macht. Douban erhält den Talismann des Glückes, er vermag durch deſſen Hilfe alle vergrabenen Schätze, alles verlorene Gut wiederzufinden. Mahud, der häßlichſte der vier Brüder, erhält die koſtbare Gabe, allen Frauen, die er auf ſeinem Wege begegnen wird, Liebe einzuflößen. Pirouz's, des dritten Bruders Amulett beſitzt die Kraft, alle Kranke zu heilen, alle Schmerzen zu ſtillen. Für Ebit, den vierten Bruder iſt aber nichts mehr übrig geblieben, ſeine geſunden Arme müſſen ihm durchs Leben helfen. Nach Jahren finden ſich drei Bettler am Thore eines Palaſtes, es ſind die drei Brüder. Douban der Reiche iſt durch ſeine Reichthümer zu Grunde gerichtet, Mahout erfährt alles Unglück eines glücklichen Liebhabers, Pirouz iſt nur mit großer Gefahr dem Tode entgangen, den er ſo oft von andern abgewendet hat; der Beſitzer des Palaſtes nimmt die drei Bettler gütig auf; es iſt Ebit, ihr jüngſter Bruder, der durch Fleiß und Arbeit ſich in die Höhe geſchwungen hat.

— Die Herzogin von Abrantes hat ihr literariſches Leben ſehr würdig geſchloſſen; von der Fürſtin Czartoryſki aufgefordert, zu Gunſten der polniſchen Flüchtlinge thätig zu ſeyn, ſchrieb ſie den Roman „Hedwig", der in Polen ſpielt, und reich an Intereſſe und ſchönen Schilderungen iſt, und deſſen Ertrag ſie dem Hilfsvereine für die emigrirten Polen zuwies.

Miscellen.

Unſtreitig werden wir demnächſt in der hannover'ſchen Zeitung leſen: „Guſtav Bacherer, der geniale Dichter des Cromwell, der kürzlich in ſeinen ſüddeutſchen Charakteren „Zuſtände der gegenwärtigen Epoche" auf's trefflichſte geſchildert hat, erfreute das Publikum jüngſt mit einer neuen Arbeit, Parzen und Eumeniden, in der hiſtoriſche Forſchung mit tiefer, dichteriſcher Anſchauung ſich vermählen. Guſtav Bacherer gehört zu den ſtrebſamſten Geiſtern, die unſere literariſch-hiſtoriſch kritiſche Neuzeit hervorbrachte und reifte. Der ausgezeichnete Schriftſteller befindet ſich zur Zeit in Frankfurt am Main."

Dieſe Parzen und Eumeniden ſind aber auch ſo ſchön, daß man es dem Verfaſſer nicht verdenken kann, wenn er ſie durch ſeinen beſten Freund loben läßt. Gibt es wohl Poeſie, wenn ſie nicht in folgenden Worten liegt: „Die Aſche des Leichenmartins ward von den Elementen hinweggeſpült, in die Nacht der Verweſung, aber ſein dunkler Geiſt kehrt alljährlich wieder, am Tage des über ihn ergangenen Gerichts, auf die Wieſenſtätte beim Walde, und ein Mann mit rothem Unterkleid und ſchwarzem, fliegenden Mantel — wohl iſt es Klaus — ſchreitet ihm nach, und ſtäubt auf ſein Haupt die aus einer hochflammenden Fackel ſprühenden Funken der Vernichtung. So machen ſie dreimal den Gang um die Wieſe, Martin ſtöhnt und kämpft mit den Qualen der Hölle, zwiſchen hinein grunzt ein Thier, das ſo eben die Kugel eines Schützen getroffen. Drüben in Gürau aber ſchwirren und dröhnen indeſſen die Gewichte der Kirchenuhr zum mitternächtlichen Schlage." Wir haben in unſerer Literatur nur einen Schriftſteller, der ſo blühend und doch ſo leicht zu ſchreiben wußte, als Bacherer, es war das der ſelige Herr Anſelmus Ziegler von Klipphauſen, der

einſt die aſiatiſche Baniſſe, oder das blutige, doch muthige Pegu ſchrieb; ſeine Zeitgenoſſen bewunderten ihn, ſeine Werke gingen von Hand zu Hand, doch wurden ſie bald vergeſſen. Unſer Jahrhundert iſt ein ſehr undankbares, wir haben einen ausgezeichneten Mann, und nur die hannover'ſche Zeitung und einige andere Blätter wollen ihn anerkennen, doch vielleicht wird er als verkehrter Ziegler von den Enkeln bewundert werden, während die Mitwelt ihn unbeachtet in Frankfurt läßt, und ſeine Werke in der buchhändleriſchen Naturgeſchichte in das Geſchlecht der Krebſe verſetzt werden.

— Von Byrons ſämmtlichen Werken erſcheint bei Wigand in Leipzig eine neue Ueberſetzung von A. Böttiger.

— Es iſt eine Sammlung von Briefen aus der Zeit Friedrichs II. erſchienen, die von einem Manne herrühren, der Manches zu beobachten Gelegenheit hatte, von dem Freiherrn von Bielefeld, und vielleicht ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geſchichte des preußiſchen Staates im vorigen Jahrhundert ſind.

— Karl Beck iſt jetzt, wie die elegante Zeitung mittheilt, mit einem Gedichte in vier Geſängen: „der deutſche Ritter Harold" beſchäftigt.

— Es iſt wahrhaft traurig, wie viele deutſche Buchhandlungen die Romane Paul de Kocks überſetzen laſſen. Schriften, die in Paris ſelbſt vielleicht kaum über das Publikum der unbefähigſten Leſer hinaus kommen, ſollte man um ſo weniger zu uns verpflanzen, wenn ſie wie die Romane de Kocks in hohem Grade unſittlich ſind. Haben wir etwa nicht an Heinrich Clauren mehr als genug?

III.

Bildende Kunſt.

Miscellen.

Das Münchener Tagblatt meldet: „Der Bockwalzer, mit wirklich vortrefflichen Arabesken, wie ſelbe aus Scherz im Zechzimmer des Bockkellers an die Wand gezeichnet wurden, iſt nun ſehr gelungen lithographirt in der Kunſthandlung des Herrn Hochwind zu haben."

— Profeſſor Muſſini, ein geborner Berliner, aber ſeit Jahren in Florenz angeſiedelt, hat bei einem Beſuche in ſeiner Vaterſtadt einige ſeiner Gemälde mitgebracht, und zum Beſten des neugegründeten Nikolaus-Bürgerhoſpitals ausgeſtellt. Es ſind außer ſehr ſchönen Köpfen, Studien nach der Natur, und mehren Skizzen, zwei größere Gemälde, die Verſchwörung der Pazzi, und Taſſo, wie er ſein Gedicht der Princeſſin Leonore vorlieſt.

— Der König der Franzoſen hat der belgiſchen Regierung den Wunſch ausgedrückt, Nachformungen der Grabmäler Carls und Maria's von Burgund, ſo wie des ſchönen, gothiſch gearbeiteten Camins zu Brüſſel für das Muſeum in Paris zu beſitzen. Es wurde dieſer Bitte gleich entſprochen, und zwei franzöſiſche Künſtler ſind jetzt beſchäftigt, dieſe alten Sculpturen auf das Genaueſte nachzubilden. Das Grabmal des Herzogs Carl iſt ſchon vollendet, und ſoll ſehr gelungen ſeyn.

— Die Verwaltung des hiſtoriſchen Muſeums zu Verſailles hat bei dem bekannten Marinemaler Gudin ſechzig Gemälde beſtellt, welche die rühmlichſten Waffenthaten der franzöſiſchen Marine darſtellen ſollen.

— Die Medaillen, welche bei der Krönung der Königin Viktoria nach alter Sitte zu Ende des feierlichen

Akts unter die Verſammlung geworfen wurden, haben ungefähr die Größe eines Kronenthalers, und ſind ſehr dick. Sie tragen auf der einen Seite das Bruſtbild der Königin, mit der Inſchrift aller ihrer Titel und Beſitzungen; auf der andern ſieht man die weiblichen Figuren, England, Schottland und Irland, die der Königin eine Krone überreichen. Darunter ſtehen die Worte: „**Erimus tibi nobile regnum**,“ und das Datum des Krönungstages.

III.

Theater.

Oper, Tanz, Abonnement ſuspendu.

Demoiſelle Lutzer aus Wien iſt in Stuttgart in einigen Opern von Bellini, in dem Poſtillon von Lonjumeau und als Donna Anna aufgetreten. Sie beſaß in ihrer Kunſt den Talisman, trotz des ſchönſten Wetters, und des aufgehobenen Abonnements, denn ſie ſang nur einmal für die Abonnenten, unſer Schauſpielhaus zu überfüllen. Ihre liebliche Flötenſtimme, ihre ächte Geſangſchule, der moderne Vortrag, der keine jener unerläßlichen Koketterien im Athmen, Hauchen, Girren, Zirpen, und Zwitſchern entbehrte, dabei die angenehme Erſcheinung, mit dem Stempel der deutſchen Bonhomie, wie ſie nur an der Donau von Linz bis Wien zu finden iſt, dieß Alles konnte nicht ermangeln einen Eindruck hervorzubringen, wie ihn nur Publikum und Sängerin ſich zu wünſchen berechtigt waren. Daß es an Gedichten, Serenaden und Kränzen nicht fehlte, verſteht ſich wohl von ſelbſt; wir ſtehen in dieſen Dingen andern Reſidenzſtädten nicht mehr nach. Nur das ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Gedichte nichts taugten, und die Kränze reichlicher fielen, als ſonſt bei ähnlichen Anläſſen. Die Jahreszeit mag zu dieſer Galanterie indeß auch etwas beigetragen haben.

Demoiſelle Lutzer iſt nach meiner Meinung auf das leichtere, heitere oder empfindſame Genre hingewieſen. Darum iſt Bellini vor Allem ihr Componiſt. In der Somnambula rührte ſie bis zu Thränen. Die Pächterin im Liebestrank entzückte.

Donna Anna, obgleich ihre ausgezeichneten Vorzüge auch hier dieſelben bleiben, erfordert mehr Kraft — nicht im Schreien, ſondern von Innen heraus — und noch einige kleine Beigaben, die man nur ungern vermißte. Wir ſind indeß daran gewöhnt, gerade die Opern, die wir claſſiſch nennen, und die man uns ſo ſelten auf dem Theater vorführt, gewöhnlich ſo mangelhaft in der Beſetzung und Darſtellung zu hören und zu ſehen, daß die meiſten im Publikum den rechten Maßſtab dafür verloren haben, und ſich mit dem Tonwerke als ſolchem zu begnügen bereit ſind.

Dlle. Lutzer erinnerte mich lebhaft an die kleine Signora Tadolini, die in Wien ſo gefeiert wurde. Dieſelbe Weichheit, dieſelbe Fertigkeit; Alles allerliebſt, einſchmeichelnd im höchſten Grade; man möchte dieſer Stimme, dieſem Geſange immer lauſchen; nur das Großartige fehlt, das eine Paſta auszeichnete, das Geniale, Gewagte, Erſtaunenerregende einer Malibran, die hinreißende Leidenſchaftlichkeit einer Griſi.

Das Gaſtſpiel der Demoiſelle Lutzer führte ein Aergerniß für die Abonnenten herbei, das wohl beſprochen zu werden verdient. Man wird ſich vorher einige

Fragen erlauben dürfen, und ihre Beantwortung verſuchen..

Zuerſt: warum dieſe Reihe von aufgehobenen Abonnements? Geſchah es, um das Publikum auf die ausgezeichnete Vortrefflichkeit der Künſtlerin aufmerkſam zu machen?

Dann würde dieß an dem erſten, allenfalls zweiten Abende genügt haben. Hier aber ſchlug man den umgekehrten Weg ein; man ließ Dlle. Lutzer zum erſten Male im Abonnement ſingen, als Lockvogel für die folgenden Rollen, außer dem Abonnement.

Oder geſchah es, um das große Honorar zu decken, das man der Sängerin zu zahlen genöthigt war? Es iſt allgemein bekannt, daß unſere Theaterkaſſe hierin nur das Gewöhnliche leiſtete, und keineswegs zu beſonderen Hilfsmitteln greifen durfte, um die erforderliche Summe zu erhalten.

So geſchah es denn, um einige Hundert Gulden noch vor dem Theaterſchluß in die Kaſſe zu bringen, und dieß iſt ein Grund, der bei einer Anſtalt wie unſer Hoftheater durchaus verwerflich iſt, und unbegreiflich, wenn man erwägt, daß man das ganze Theaterjahr hindurch ſein Augenmerk auf ganz andere Dinge richtet, als gute Einnahmen zu erzielen; daß man darin wirklich ſo großartige Geſinnungen kund gibt, als hänge der beſſere Beſtand der Anſtalt gar nicht von der Lapaille „Geld" ab; als hätte man vollkommen genug davon. Wenn ich nun zwar der Meinung bin, daß es Pflicht einer jeden Theaterverwaltung iſt, ſo viel Geld als möglich zu machen, weil die eigentliche Oekonomie im größtmöglichen Erwerbe liegt, ſo will mir jedoch nicht jedes Mittel recht ſcheinen, zu dieſem Ziele zu gelangen.

Das Parterre-Abonnement, wie es hier beſteht, iſt faſt daſſelbe, was herumziehende Directoren in frühern Zeiten „Dutzendbillets" nannten. Eine ganze Sippſchaft konnte auf dieſe um die Hälfte wohlfeilern Billets einen Monat lang das Theater beſuchen. Hier ſind nun zwar die Billete numerirt, und dürfen nur immer nach der Reihe angewandt werden, dafür ſind ſie aber unter der Hälfte des gewöhnlichen Preiſes zu haben, und geben überdieß noch, trotz aller Verbote, Erlaſſe und Ordonnanzen, hin und wieder zu einem ſchmählichen Trafic Veranlaſſung.

In dieſem wohlfeilen Abonnement liegt nach meiner Meinung das ganze Uebel; wäre es nicht da, ſo hätte man nicht nöthig es aufzuheben, um eine ordentliche Einnahme zu machen. Man müßte dann aber freilich für ausgewähltere Vorſtellungen Sorge tragen, das ewige Krankſeyn abſtellen, was ſonderbar genug, weder in Paris noch Wien in ſo ausgedehntem Maße ſtatt findet, wie hier, und jede Vorſorge für den Abend zu nichte macht; denn ein baar an der Kaſſe bezahlendes Publikum iſt nicht nur ſtrenger, ſondern es bleibt zu Hauſe, wenn es ſeine Erwartungen nicht befriedigt ſieht, oder wenn nichts da iſt, was ſeine Theaterluſt anregt. Es iſt aber gewiß ein regeres und dankbareres, als die alltägliche Geſellſchaft der Abonnenten.

Iſt dieſes wohlfeile Abonnement abgeſchafft, ſo möge der Eintrittspreis ins Parterre dafür herunter geſetzt werden. Ich ſehe nicht ein, warum das Parterre in Stuttgart theurer wie in München und andern Städten ſeyn ſoll? Bei dieſer Maßregel und guten Vorſtellungen wird die Einnahme im Parterre, nach Abſchaffung des Abonnements von achtzehn Kreuzern für die Vorſtellung, gewiß keinen Ausfall erleiden.

Mit den Logen verhält es ſich anders. Hier muß das Abonnement erhalten werden, allein unter veränderten Bedingungen. Es iſt jetzt ſo berechnet, daß eben die vornehmſte und reichſte Klaſſe der Geſellſchaft die beſſern Plätze des Saales um einen Preis in Beſchlag nimmt, der

um einige Kreuzer nur die Hälfte des gewöhnlichen Eintrittspreises ins Parterre übersteigt. Ich kann mir nur denken, daß dieser Uebelstand, durch nach und nach eingetretene Veränderungen in diesem Zweige der Verwaltung einriß, ohne daß sich jemand die Mühe nahm, nachzurechnen, was so nahe lag. Daß es die Abonnenten nicht thaten, scheint ganz natürlich zu seyn.

Würde man nun den Preis des Parterres etwas verringern, aber das Abonnement dafür aufheben, und in sämmtlichen Logen ein erhöhetes, dem Aufwande des Hoftheaters angemessenes Abonnement bestehen lassen, dabei mit Ernst darauf bedacht seyn, ein Repertoir zu bilden, das durch Abwechslung und Neuheit die Schaulust reizt, und durch gesichtete Auswahl den guten Geschmack befriedigt, so dürfte man nie zu dem gehässigen Mittel seine Zuflucht nehmen, bei gewissen Anlässen das Abonnement aufzuheben, ja man würde sich sogar in den Stand gesetzt sehen, Choristen, Tänzer, Kinder, Anfänger, mit einigen hundert Gulden zu bedenken, ohne zu Benefiten für sie seine Zuflucht nehmen zu müssen, die den armen Benefizianten oftmals eben so äffen, und in Verlegenheit getäuschter Hoffnung versetzen, als sie das Publikum ärgern.

Dieß sind meine Ansichten von der Sache, die sich bei mir, als mehrjährigen Logenabonnenten gebildet haben; ich kenne jedoch zu wenig von dem innern Organismus unsers Hoftheaters, um zu bestimmen, in wie fern dieß Alles auszuführen wäre.

Dlle. Hermine Elsler und Herr Mattis aus Wien zeigten sich uns in einigen Tänzen, und errangen großen Beifall. Je weiter die Leistungen unsers eigenen Personals hinter Allem zurückbleiben, was man in dem Bereiche des Ballets gut heißen kann, um desto mehr müssen Leistungen fremder Tänzer, aus guter Schule, bei unserm Publikum Aufsehen erregen. Das Einheimische ist in dieser Hinsicht gar zu unbefriedigend. Ich will nicht behaupten, daß wir nicht einige Talente besäßen, aus denen sich etwas Ordentliches bilden ließe, allein es fehlt eben an einem, der dieß Letztere versteht. Unser Balletmeister ist aus der Horscheltschen Schule hervorgegangen, und seine ganze Wissenschaft beschränkt sich auf jene Stellungen und Gruppirungen, die sich einst vor drei Jahrzehnten in dem Wiener Kinderballet recht gut ausnahmen; dabei fehlt es ihm an Phantasie und Erfindungsgabe, und er ist daher gezwungen, beim Rococo zu verharren; mit dem eigentlichen Tanze, und den neuesten Fortschritten darin, hat er keine Gelegenheit gehabt, sich bekannt zu machen.

Das Theater hat seine Ferien begonnen: in zwei Monaten wird es wieder eröffnet werden, und wir hoffen, daß mindestens die Regie unseres trefflichen Schauspiels, die durch Herrn Moritz einen so bedeutenden Zuwachs erhalten hat, darauf bedacht seyn wird, die bevorstehende Wintersaison recht ergiebig an Neuem und Werthvollem zu machen. Möge uns diese schöne Hoffnung nicht täuschen. A. L.

Miscellen.

Auf dem Theater Français wird nächstens ein neues Lustspiel von Casimir Delavigne „Volksgunst" gegeben werden. Von dieser Arbeit des Dichters, der in seiner „Schule der Alten" den Beruf für das höhere Lustspiel auf's glänzendste dargethan hat, darf um so mehr erwartet werden, da sie ihn fünf Jahre lang beschäftigte.

— Die kürzlich verstorbene Sängerin Milder in Berlin hat gewünscht, man möge ihr die Rollen der Iphigenie, Armida und Alceste, in denen sie einst so sehr glänzte, mit in den Sarg legen.

— Im Juni wurden zu Paris sechsundzwanzig neue Stücke von dreiundvierzig Verfassern gegeben.

— Im Königsſtädter Theater wurde am 1. Juli zum erſten Male „die Tempelritter oder Yolantha Königin von Jeruſalem" ein altes Ritterſtück von Ziegler gegeben. Iſt es nicht traurig, daß eine Theaterverwaltung dem Publikum einer der erſten Städte Deutſchlands ſolchen vergeſſenen Plunder wieder vorführen darf?

IV.

Muſik.

Miscellen.

— Zu Angouleme fand kürzlich ein Muſikfeſt ſtatt; man zählte zweihundert und vier daran Theilnehmende, die Feier dauerte zwei Tage, und ſchloß mit einem großen Balle von neunhundert Perſonen.

— Adrian Boieldieu ſoll für die Partitur ſeiner erſten Oper Margarethe ein Honorar von 8000 Franken erhalten haben; eine ſolche lohnende Anerkennung gibt ihm Bürgſchaft, wie ſehr ſeine Arbeit angeſprochen hat.

— Zwei in Paris lebende deutſche Inſtrumentenmacher, Müller und Pape, haben von der franzöſiſchen Geſellſchaft zur Aufmunterung der Nationalinduſtrie Ehrenmedaillen, für wichtige Verbeſſerungen im Bau der Orgel und des Pianos erhalten.

— Von Kalkbrenner iſt ein neues Rondo für's Piano „Furcht und Hoffnung," und eine dramatiſche Scene „der Wahnſinnige" erſchienen, die von höchſt origineller und anſprechender Compoſition ſeyn ſollen.

V.

Geſellſchaft.

Ein Brief Paganini's.

Herr Loveday!

Ich bin gezwungen, Ihnen mein Erſtaunen auszudrücken, da ich ſehe, daß Sie ſehr wenig daran denken, ſich einer Schuld gegen mich zu entledigen. Dieſe Ihre Nachläſſigkeit zwingt mich, Ihnen das Gedächtniß über einige Umſtände wieder aufzufriſchen, die Sie nicht vergeſſen haben ſollten.

Ich übergebe Ihnen alſo meine kleine Rechnung, und erwarte, Sie werden dieſelbe möglichſt bald bezahlen.

Für zwölf Unterrichtsſtunden, welche ich Ihrer Demoiſelle Tochter gab, um ihr die Art begreiflich zu machen, wie man Muſik ausdrücken, und den Sinn der Noten auffaſſen müſſe . . 2,400 Frcs.

Dafür, daß ich acht Mal bei verſchiedenen Gelegenheiten einige Muſikſtücke bei Ihnen ſpielte . 24,000 „

Macht in Summa 26,400 Fr."

Ich will dieſer Rechnung nicht noch den Unterricht hinzufügen, den ich beiläufig und geſprächsweiſe Ihrer Tochter an Ihrem Tiſche gab, obgleich ich meinen Theil bis auf die Centime bezahlt habe, da ich ihr ein Geſchenk mit der Mühe mache, die ich mir gab, um ihr die

wahren Begriffe über die muſikaliſche Wiſſenſchaft beizubringen, weil ich wünſchte, ſie hätte ſie begriffen, und einigen Nutzen daraus ziehen können. Ich werde auch kein Wort darüber hinzufügen, daß es gerecht ſey, Leute zu bezahlen, die uns dienen, und Sorge für uns tragen, da Sie nicht ermangelten, mir einſt über dieſen Punkt Ihre Meinung zu ſagen, als Sie mir in meinem Streite mit dem Doctor C... die Weiſung zu geben für gut fanden, ich müſſe ihm 110 Franken zahlen, die ich ihm ſchuldig ſey, weil ich, zum Glück für meine Geſundheit, nur zufällig einige Rathſchläge von ihm in Ihrem Hauſe erhalten hatte. Sie fühlen nun aber wohl zu gut Herr, daß ein großer Unterſchied zwiſchen dieſen ſo genannten Beſuchen des Doctors und meinen Unterrichtsſtunden und muſikaliſchen Leiſtungen ſtatt findet, um nicht ſehr wohl einzuſehen, daß ich verhältnißmäßig viel beſcheidener in meinen Forderungen bin, als er in den ſeinigen.

Ich bitte Sie alſo nochmals, ſich gleich Ihrer Schuld gegen mich entledigen zu wollen, und verſichere Sie, daß ich im entgegengeſetzten Falle nicht anſtehen werde zu klagen, wozu mir Andere das Beiſpiel gegeben haben, und ich bin überzeugt, wenigſtens daſſelbe Recht dazu zu haben.

Ich grüße Sie, und habe die Ehre zu ſeyn

Nicolo Paganini.

Eine Entführung.

Vor ungefähr drei Jahren hatte Mlle. N... die Tochter eines rühmlich bekannten Malers zu Paris, oft Gelegenheit, einen jungen Mann von feinem Weſen und einem hübſchen Aeußern zu ſehen. Auffenberg, ſo hieß er, war ein geborner Preuße, bekleidete die Stelle eines Buchhalters oder Geſchäftsführers in einem nicht unbedeutenden Handlungshauſe, und genoß das vollſte Vertrauen ſeines Chefs. Zwiſchen den beiden jungen Leuten entſpann ſich eine Liebſchaft, und ein lebhafter Briefwechſel fand zwiſchen ihnen ſtatt, da ſie ſich nur ſehr ſelten ſehen konnten.

Auffenberg aber hatte das Vertrauen, mit dem er beehrt war, ſchmählich getäuſcht, und die ihm anvertraute Kaſſe beſtohlen; das Gericht verurtheilte ihn deßhalb zu zweijähriger Gefängnißſtrafe. Am Tage als ſeine Strafzeit abgelaufen war, verübte Auffenberg ein neues Verbrechen, das über eine ſehr ehrenwerthe Familie Kummer und Sorge brachte.

Um zwei Uhr Nachmittags verließ Mademoiſelle N... unter irgend einem Vorwand die älterliche Wohnung, verſehen mit allem Werthvollen, was ſie beſaß, ein Wagen erwartete ſie unfern des Hauſes, und in dem Wagen ſaß Auffenberg. Kaum ſieht er ſie kommen, ſo ſteigt er aus, geht auf ſie zu, und hilft ihr einſteigen, und der Wagen eilt, von ſchnellen Pferden gezogen, fort. Bis jetzt ſind alle Nachforſchungen der Policei nach ihm und dem jungen Mädchen fruchtlos geblieben.

Münchener Bierjammer.

„Noch letzten Sonntag," ſo klagt das Münchner Tagblatt vom 27. Juni, „wurde beim Hofſchäffler Bier ausgeſchenkt, wenn das Getränke, wie es verabreicht wurde, Bier genannt werden darf. Es iſt zu verwundern, daß von Seite der Bierbeſchau hierüber keine Anzeige an die betreffende Behörde gemacht worden iſt, denn ſchlechter als das ſchlechteſte Bier war in den letzten Tagen dieſer Bock, ſauer, gemiſcht mit gewöhnlichem Bier, und kaum zu trinken, aber doch die Maaß zu neun Kreuzer. Da dieſes Getränke nun ſeit vorgeſtern zu Ende iſt, ſo läßt ſich wohl für heuer nichts weiteres mehr darüber ſagen, aber für das nächſte Jahr iſt ſehr zu wünſchen, daß von Seiten

der Bierbeschau eben dem Einbockbier, als einem der theuersten Biere, womit das Publikum am meisten geprellt werden kann, die strengste Aufmerksamkeit und Aufsicht geschenkt werde."

Das Feuer am St. Johannistage in Südfrankreich.

Ein alter Gebrauch, am Johannistage große Feuer anzuzünden, ist in den Städten und Dörfern des südlichen Frankreichs noch in vollem Gange.

Dieses Fest, von dem man glaubt, es sey dasselbe, welches die alten Gallier am Tage der Sonnenwende feierten, hat jetzt einen christlich religiösen Charakter, es ist eine Danksfeier für die Aerndte, die noch im Felde steht, und die die Landleute bald glücklich in ihre Scheunen zu bringen hoffen.

Am Abend des 23. Juni werden nach Sonnenuntergang mitten im Dorf Reisigbündel oder Rebhölzer pyramidenförmig aufgehäuft, und mit Büscheln wohlriechenden Krautes, das man gewöhnlich St. Johanniskraut nennt, belegt. Der Pfarrer und der Maire, oder statt seiner der älteste Mann im Dorfe, ziehen in Procession mit dem Kreuz, dem Sacristan und den Chorkindern an der Spitze zum Scheiterhaufen, um ihn anzuzünden. Während das Feuer prasselt, und die Flamme zum Himmel aufsteigt, umzieht die ländliche Procession unter lautem Gesang mehremale den Platz und dann segnet der Pfarrer das Feuer, und der Zug entfernt sich in derselben Ordnung als er kam. Kaum ist der Pfarrer fort, so drängt sich eine Masse von Männern, Weibern und Kindern um das Feuer, und halten Zweige und Kränze von Laub darüber, und ziehen halbverbrannte Stückchen Holz daraus hervor. Diese Zweige, Kränze und Hölzer werden sorgsam aufbewahrt, und am andern Tage über den Hausthüren befestigt, oder in die Felder getragen, denn sie gelten als Schutzmittel gegen Blitz und Hagel.

In den Städten Südfrankreichs wird dieselbe Ceremonie mit noch größerer Feierlichkeit begangen, früher fand sie in allen Provinzen des Landes, und auch in Paris statt.

Ein Philosoph.

In München in der Löwengrube Nro. 22. wohnt ein großer Philosoph, nur erkennen ihn vielleicht die Berliner nicht an, die da bei Hegel schwören, aber auch dieser Philosoph versichert selbst, er sey einer, und warum sollte man ihm nicht glauben? Das Certificat, welches er sich selbst ausgestellt hat, lautet: „Es ist hier der große Philosoph Hirsch Dänemark, Oberrabiner von Warschau, angekommen. Von diesem berühmten Mann wurde bereits in allen Zeitungen und Blättern gemeldet, daß dieser Philosoph 8000 hebräische Blätter rückwärts und vorwärts auswendig hersagen kann. Wenn ein anderer Blätter in die Hand nimmt so viel er will, so weiß er durch sein Gefühl, wie viel derselbe Blätter hat. Der Fürst Paskewitsch aus Warschau ließ 200 Soldaten aufstellen, hatte ihm zweimal die Namen derselben vorgelesen, und er wußte schon auswendig eines jeden Namen. Wenn man eine Stecknadel nimmt, und steckt sie in ein Buch, so weiß dieser große Philosoph gleich im Gefühl, im wievielten Blatte die Nadel steckt, und wie weit sie durchgegangen ist. Dieser große Mann hat seine Geschicklichkeit vor dem Kaiser von Rußland, König von Sachsen, König von Preußen, König von Frankreich, Fürst Sussex in London, und bei der Königin von England bewiesen. Künftigen Montag zeigt dieser Mann seine große Geschicklichkeit in seiner Wohnung. Er hat herrliche Zeugnisse vom König von Sachsen, hat auch in London große Versammlungen von Menschen an sich ge-

zogen, welche seine Geschicklichkeit bewundern wollten."

Miscellen.

Harriet Skizworth, ein Kind von zehn Jahren, wurde unlängst auf der Heerstraße von Halton, unweit Boston in England, vom Blitze erschlagen. Sie trug ein Gefäß von Zinn auf dem Kopfe, und wie es scheint hat das Metall den Schlag auf sie gelenkt. Er war so heftig, daß Arbeiter, die im nahen Felde beschäftigt waren, davon niedergeworfen wurden.

Die vom Todtenbeschauer berufene Jury that den Ausspruch, Harriet Skizworth sey durch Heimsuchung von der Hand der Vorsehung und durch den Andrang eines elektrischen Fluidums gestorben.

— Aus Wolfenbüttel wird gemeldet, der berühmte Geheime Rath von Strombeck beabsichtige eine Reise nach Ungarn.

— Die humoristischen Blätter theilen interessante Einzelnheiten über den vor einigen Wochen zu Oldenburg gestorbenen General-Major Wardenburg, Commandeur der oldenburg-hanseatischen Brigade, mit. Der General Wardenburg verließ, fast noch ein Knabe, die gelehrte Schule Oldenburgs, und schwang sich vom untersten militärischen Grade bis zu der Stellung auf, die er, geehrt von seinem Fürsten, geliebt von seinen Mitbürgern und Untergebenen, bis zu seinem Tode bekleidete. Schon in der Schlacht von Marengo hatte er gegen Napoleon gefochten, dann in Rußland, Deutschland und Frankreich mitgekämpft, und noch an dem letzten Siege bei Waterloo Theil genommen.

— Die Berliner Vossische Zeitung berichtet aus Leipzig: an der Stelle am Fürstenberge, unweit Grünhain, wo am 8. Juli 1455 der Prinz Albrecht, Ahnherr des sächsischen Regentenhauses, den in seiner Jugend bekanntlich der Ritter Kunz von Kauffungen aus dem Schlosse in Altenburg geraubt hatte, durch die Entschlossenheit des Köhlers Schmidt gerettet wurde, soll neben dem schon 1822 erbauten Denkmale eine bewohnbare Köhlerhütte, ganz einer zu jener Zeit gleichend, erbaut werden, in der, ungefähr wie in dem Invalidenhäuschen am Denkmale Gustav Adolphs in Lützen, eine rechtliche Köhlerfamilie ihr Unterkommen finden soll.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Aus Heine's Harzreise. (Heine verehrte dieses Blatt, von Lyser gezeichnet, einer Freundin, und schrieb die Verse darunter, von denen wir ein **fac simile** geben. Die Leser werden sich der Scene aus der Brockenreise erinnern.

2) **Lassàn Magyar.** (Ungarische Nationaltänze.)

August Lewald.

Zeiten und Moden.

Eine Skizze von Sigmund Schott.

La perfection d'une histoire est d'être désagréable à toutes les sectes.

Bayle.

Die Griechen hatten eine volle Welt. Bei ihnen gab es für die Erde keine Bestimmung, als sich selbst, keinen Himmel, als um sich damit zu schmücken. Darum sind auch alle ihre Geisteswerke durchaus klar und bestimmt, wie ihr Clima, wie die Stirnen, denen sie entsprungen. Staat und Kirche, Dichtung und Wissenschaft arbeiteten auf Einen Zweck: den, sich das Leben möglichst zu vervollständigen. Alles rundete sich zu einem lieblichen Tempel, worin der Mensch seine Götter, das heißt, seine Natur ehrte. *) Aus dieser Einheit aller Bestrebungen, aus diesem glücklichen Zusammenwirken von Wollen, Wissen und Können erklärt sich die marmorne Glätte ihrer geistigen und architectonischen Denkmäler, die Schönheit ihres Denkens, die Sicherheit ihrer Anschauung. **)

---

*) Schon in der Bauart der altgriechischen Kirche lag diese Idee. Ciampini vetera monum. rom. 1690. Seite 4. sagt: „Der Ausdruck Tempel (verwandt mit contemplari betrachten) weist uns darauf hin, daß jene Gebäude dachlos gewesen seyen, um in der Höhe den Himmel zu sehen.

**) Ich kenne die Einwürfe Lasaulx's und nach ihm die Lelly's hiegegen wohl, die aber nur die Abweichungen einzelner alter Philosophen beweisen.

Vergleichen wir damit das Bild unſerer Zeit. Gott und Welt ſind geſchieden, und liegen in verderblichem Kampfe. Die Sinnlichkeit iſt zur Erkenntniß gekommen und hat ſich als ein Eigenes geſetzt. Die menſchliche Natur iſt geſpalten, und in dem Abgrunde, der ſich hier gebildet, haben ſo viele Kinder der Zeit ihren Untergang gefunden! Der große, klare Demantſpiegel der Welt, worin das griechiſche Auge ſich ſonnte, iſt in viele tauſend kleine Splitter und in eben ſo viele Reflexe zerſprungen. Wir haben kein allgemeines Geſetz, weil wir keinen allgemeinen Gott mehr haben. Jeder ſucht ſich auf's Gerathewohl einen Glauben zuſammen zu leſen und zu denken, deſſen Bekenntniß er als Wettermäntelchen mitnimmt. Wenige ſtreben nach Bleibendem, in ſich Beſtehendem, und nur Auserleſenen offenbart ſich der Gott. Daher dieſer entſetzliche Wirrwar in allen Fächern, die Secten, die Händel, die Theorien, die Narren, Genies, Gelehrte, Dogmen und Sentimens.

Dieſes Variiren in Anſicht und Geſchmack nennen wir Mode. Die Mode aber iſt nichts Willkürliches, kein Spielwerk der Phantaſie, ſondern ein Streben nach Ausgleichung des innern Bedürfniſſes mit dem Leben. Je zerriſſener daher eine Zeit, je weniger naturgemäß die Zuſtände der Geſellſchaft ſind, deſto baroker, heftiger wird in der Mode der ringende Zeitgeiſt ſich Luft zu ſchaffen ſuchen. In jenem Streben nach Ausgleichung findet Pascal ein Zeichen und Ueberbleibſel der ehemals in ſich einigen Menſchennatur, welche nach dem verlorenen Paradieſe ſich ſehnt; und Labruyère bemerkt ganz richtig, daß es im Menſchenleben nur Einen Grad der Vollkommenheit gebe, wie beim Obſte nur Eine Zeit, da es die rechte Reife habe, ſo daß man über den Geſchmack, der es gut oder ſchlecht findet, mit Intereſſe ſtreite.

Wie mit dem Individuum, ſo mit der Zeit: ſie ſucht, was ihr fehlt. Die Griechen waren hierin glücklich: ſie hatten den Geiſt, darum wußten ſie immer bald die rechte Form zu finden. Bei uns iſt es umgekehrt: wir verſuchen uns in tauſend Formen, weil aber in keiner der Geiſt ſelber, ſo trägt jede ihre Vernichtung in ſich. Uebertriebene, ſonderbare Figuren der Aeußerung ſind hier ſo häufig, als unerläßlich: Moden ſind die Fußtapfen der ſuchenden Zeit.

Darum läßt ſich wohl die Tendenz jeder Epoche aus den Moden erkennen, die in ihr regiert haben, eben weil Menſchen und Völker allem, womit ſie in Berührung kommen, ihren Charakter einprägen.

Es würde zu weit führen, einen durchgreifenden, Alles umfaſſenden Beweis dieſer Behauptung zu führen; doch wird ſich von Einzelnem

wohl auf das Ganze ſchließen laſſen, ſofern der Cauſalzuſammenhang nachgewieſen werden kann.

Als in Deutſchland die heftigſten Kriege tobten, in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wandte ſich der Geiſt des Gelehrten ab von den Händeln der Welt in die beſchaulichen Tiefen des Myſtizismus, in das verſchwiegene Laboratorium des Alchymiſten. Aus jener Zeit ſtammt eine Unzahl ſolcher Schriften, die, das Irdiſche ganz bei Seite laſſend, einzig mit dem Rapporte der Wiſſenſchaften und Organismen ſich befaßten. An den Höfen war es Mode, in das Geheimniß der ſchwarzen Kunſt, insbeſondere in die des Goldmachens eingeweiht zu ſeyn. Die Urſache dieſer Mode aber war wohl dieſelbe, die das ganze ſechszehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert bewegte, das Aufgeben der Traditionen, und das ſelbſtſtändige Suchen nach der Wahrheit. Dieſe Sucht galt begreiflicherweiſe zunächſt materiellen Entdeckungen; aber der eigentliche Impuls war gewiß tiefer. Freilich ſollte man dieß kaum glauben, wenn man im Palavicini lieſt, wie die Kirchenväter von Trident im ſechszehnten Jahrhundert einen eleganten Ball arrangirten, und wenn man mit dieſer Liberalität die Inquiſitionen noch des ſiebenzehnten Jahrhunderts und den Tod der Marſchallin d'Ancre vergleicht, die als Hexe verbrannt wurde: allein in der Geſchichte, wie in der Phyſik, bringt dieſelbe Kraft oft ganz entgegengeſetzte Wirkungen hervor.

Als nach dem dreißigjährigen Kriege Hunger und Seuchen Europa in Beſitz nahmen, wandte man ſich voll Ekel von dieſen Scenen ab, und am Hofe Ludwigs des Vierzehnten entfaltete ſich eine ſo unmäßige Pracht und Verſchwendung, daß man ſich nur wundern muß, wovon ſie, nebſt den Ausgaben Mazarin's und den ungeheuern Kriegskoſten, beſtritten werden konnten, obſchon mittelſt des heruntergekommenen Spaniens die amerikaniſchen Metalle großentheils nach Frankreich ihren Weg nahmen. Der rohe Soldatenton, den der dreißigjährige Krieg geboren und erzogen hatte, machte einem freien, weltmänniſchen Benehmen Platz; die Politik ward diplomatiſch, die Barone zogen ihre Kriegswämſer aus, und beſangen bei den Marſeiller Feſten den Ruhm des großen Louis-Dieudonné in zierlich gedrehten Verſen; ſogar die Duelle wurden mit Eleganz behandelt: man ſchlug ſich nicht mehr allein, ſondern unter Beiſtand mehrer Secundanten. So erſtach unter Mazarin z. B. der Herzog von Beaufort den Herzog von Nemours, und deſſen Secundant, der Marquis von Villars, wiederum den Gegenſecundanten Héricourt, den er vorher nie geſehen hatte.

Je ärmer das Volk, je reicher die Mode, und die koſtbarſte aller

Moden, die der Maitreſſen, kam damals auf. Reichthum und Armuth, Ariſtokratie und Canaille ſonderten ſich; es bildeten ſich ſcharf abgegränzte Geſellſchaftsſphären. War dieß Alles etwas Anderes, als eine fieberhafte Uebergangsperiode von der Barbarei zur Sitte, von der Kraft zur Bildung, von Völkern zu Staaten? War es etwas Anderes, als die heftige Sehnſucht nach einem feiner conſtruirten, geſchmackvolleren, ſocialen Leben? Von dort datirt die Literatur als eine eigene Macht, die dem Publicum Geſetze gab, und — **c'est ignorer le goût du peuple, que de ne pas hasarder quelquefois de grandes fadaises**, durfte damals Labruyère ſchreiben.

Jene Zeit war recht geiſtes- und geiſterarm; daher als Antitheſe ihr übertriebenes Selbſtlob, die Beſchwörung des ganzen Olymps, um ſeine Herrlichkeit dem beſungenen Gönner zu Füßen zu legen; daher die mächtigen Perrücken, welche die unbedeutenden Köpfe mit einem Wolkennymbus verklärten; daher die hohen Abſätze, die aus dem Bewußtſeyn der verkrüppelten, auf Stelzen gehenden Natur entſtanden, und daher endlich der goldbrokatene, reich galonirte Rock, der leibhafte Stellvertreter eines mit lauter **esprit** verbrämten, hohlen Zeitalters.

Ich erlaube mir eine Abſchweifung im Intereſſe der Damen und zum warnenden Exempel für Schneider. Im vierzehnten Bande des **theatr. europ. ad annum 1692, S. 420** findet ſich folgende Notiz:

„An dem königlichen ſpaniſchen Hofe begab ſich's, daß einige aus dem Frauenzimmer in den Ermeln der Königin Kleider etwas Hartes fühlten, und daher **curieux** waren, zu wiſſen, was ſolches doch ſeyn möchte, öffneten alſo dieſelbe und fanden einige Bleiſtücken darin mit gewiſſen Zeichen, welche ſie, weil ſie dieſer Mode unkundig waren, ſich einbildeten, zauberiſche Charaktere zu ſeyn: Berichteten es alſo den Inquiſitoren, mit dem Beiſatz, daß es kein Wunder wäre, daß die Königin nicht Kinder bekäme, angeſehen ſie bezaubert wäre, gaben auch hierbei der Königin Leibſchneider an, daß ſie dieſen darum vor Andern im Verdacht hielten, weil die Charaktere in der Königin Kleider eingenäht wären geweſen: dieſer ward hierauf bei dem Kopfe genommen, und ihm die Charakteres vorgelegt, der ſich aber bald entſchuldiget, daß es Stücke wären, womit die Stoffen und Tücher pflegten gezeichnet zu werden, und daß die Zeichen darauf der Kauf- und Handelsleute wären, von denen ſie kämen, welche er zwar vergeſſen, umzuſchmelzen, indeſſen aber die Mode wäre, dergleichen Bleiſtücken in den Ermeln einzunähen, umb ſie deſto geſchickter niederhängen zu machen. Mußten ihn alſo wieder loßlaſſen, wiewohl nicht ohne Mühe der Königin,

weil die Spanier nicht gern davor wollten angesehen seyn, daß sie sich so lächerlich verleiten lassen."

Man sieht, wie dieselbe Ursache einen Erbfolgekrieg durch fast ganz Europa veranlassen und das Leben eines Schneiders gefährden kann.

Um den Faden wieder aufzunehmen, so ist es leicht, diese Ideen durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch zu verfolgen, und z. B. zu zeigen, wie die jede herzliche und natürliche Annäherung verbietenden Reifröcke, die leichenhafte Lilaschminke, die pockenartigen Schönpflästerchen mit den liederlichen Zeiten Ludwigs des Fünfzehnten in genauer Verbindung standen.

Unter Ludwig XVI. trugen die adeligen Damen Haaraufsätze, die im ersten Stockwerke schöne Gärten mit Boskets und Terrassen, im zweiten aber ein ganzes Linienschiff mit Kanonen, Masten und Segeln darstellten. Wenn sie zu Hofe fuhren, mußten sie wegen der Höhe dieser Aufsätze in der Karosse knien. Ist aber diese tolle Coiffure etwas Anderes, als der krankhafte, schwülstige Auswuchs eines der radicalen Verbesserung bedürfenden Zeitalters? Ich glaube zwar nicht, daß die Herzoginnen und Vicomtesses von damals hieran gedacht haben, wenn sie ihre Toilette musterten; aber der Mensch weiß sich ja in der Regel von dem Wenigsten, was er thut, Rechenschaft zu geben.

Dazumal hatte weder Religion, noch Wissenschaft, noch irgend ein Ernst Haltung in der großen Welt, sondern allein der Witz, diese zersetzende Säure ohne eigene Basis, die erst wirksam wird durch Zerstören, das eigentliche negative Princip, der vollkommenste Deismus.

Wiederum in den ersten Jahren der französischen Revolution entblödeten die ausgezeichnetsten Frauen sich nicht, durch das kurz abgeschnittene Haar niedliche Henkerbeile zu stecken, wie die Italienerinnen von Aricia und Albano ihren silbernen Pfeil. Die blutdürstige, alle thierischen Leidenschaften entfesselnde Zeit rief jene schaamlosen, halbnackten Trachten hervor, die, als mit dem Druck der Umstände die Grausamkeit der Gesinnungen und Tribunale nachgelassen hatte, in griechische und römische Draperien, zum Theil in burlesker Weise, übergingen. Während die zuckende, aus tausend Wunden blutende Zeit, sich mit so schmerzlicher Anstrengung aus den Fesseln des Herkommens, der Erfahrung in Sitte und Geschichte herauszuwinden, und in einen möglich scheinenden idealischen Typus zurückzukehren strebte, folgte auch die Mode beharrlich dem Glauben des Tages; aber freilich ging sie rasch vorüber, und fast spurlos, weil ihr die Besinnung fehlte.

Wir kennen die majestätischen Schleppkleider, die imponirenden,

gestickten Fracks der Kaiserzeit, die sich prächtig auf den Trümmern der Republik erhob. Kleider und Denkmode, unter dem **ancien régime** chevaleresk, unter der Guillotine starr und einfach, wurde jetzt glänzend militärisch geordnet, wie es das Commando Napoleons und die kriegerischen Zeitläufte nicht anders erwarten ließen.

Darauf folgten **1815** die Kürassierhelme und Kolpaks der fashionablen Damen, die Sammetbarets und schwarzrothgold'nen Schärpen der Berliner Dandys. Man verfiel gar darauf, eine allgemeine deutsche Nationalkleidung einzuführen: in den öffentlichen Blättern ergingen Aufforderungen an die germanischen Frauen, Muster und Gutachten zu einem Festkleide einzuschicken, das jedes deutsche Mädchen, jede deutsche Hausfrau tragen sollte für alle Zeiten. **Dr. Meyerhoff** in Bremen arbeitete am gleichen Plane für Männer, und hielt Vorlesungen über Nationaltracht, in denen er selbst, bald als Hausvater, bald als Kämpfer gekleidet, auftrat. Der Plan war gut gemeint, aber herzlich schlecht gedacht. Nur Eine Stimme, die einer schwäbischen Matrone, erhob sich dagegen, aber mit solchem Nachdruck, daß man die Idee aufgab, die unnützerweise blos Zeit und Tuch gekostet hätte. Die Mode zwingen, das heißt ein Gesetz geben, das in der Zeit bedingt ist, und dabei verordnen wollen, daß es ewig gelten solle, welche Narrheit! Meister **Wolke** schlug, um allen welschen Tand zu verbannen, damals vor, bürgerliche Mädchen mit **Fraulein**, adelige mit **Fräulein** anzureden, und statt Madame, **Ehrenfrau** oder **Frau Meisterin** zu sagen.

In den exaltirten, aber doch an edeln Elementen so reichen Jahren von **1816** bis **1819** kamen die engen Roben auf, die schäferlichen Rosenbänder, die schlichten, altdeutschen Röcke, die lächerlich weiten, leinenen Beinkleider, die Stockbeile und langen Haare. Man sehnte sich, auf die bunten Wirren der letzten Kriege, auf die Erlebnisse der lumpigten, begeisterten Republikaner und der stolzen kaiserlichen Garden hin, wieder nach patriarchalischen Sitten; das Leben ward intensiver, ernster, ruhiger, aber auch nüchterner, und mit den Fortschritten der Restauration und der Besänftigung der politischen Elemente verlor sich bald von selbst auch das Außerordentliche der Kleidung.

Mit den zwanziger Jahren kamen die geschmacklosen Damenkleider, die ungeheuern wülstigen Garnituren, die unschönen Strohhüte, mit einer Unzahl von Bändern besetzt, auf; die Männer aber trugen jene langen, uncharakteristischen, schlappigen Redingote's, die in den jetzigen, obschon in neuester Zeit etwas „malfashen" Anglaisen wieder erstanden sind. Dieß war die Zeit, da die Nationen sich zur Ruhe gelegt hatten

nach der heftigen Anstrengung dreier Decennien, da in der vorläufigen Unbestimmtheit die Zukunft sich sammelte und entwickelte.

Seit 1820 bekriegen sich die Moden fast aller Zeiten und Länder. Keine hat das Terrain ausschließlich: was heute gilt, ist morgen antiquirt. Bald eng, bald weit, bald kurz, bald lang, jeden Augenblick anders, aber stets rebellisch, so wie eine Dictatur sich erklären will. Doch hat sich neuerdings die Mode eine bestimmte Richtung gefallen lassen in so weit, als der Geschmack des vorigen Jahrhunderts sich mehr und mehr geltend machte, wenn auch nüancirt durch verschiedene andere Einflüsse. Wie konnte aber der Roccoco diese Usurpation durchführen, er, welcher noch vor acht Jahren der Spott aller Welt war? Das ist das Zurücktreten der Mode aus Vagem, Entferntem, aus den Tournüren à-la Chinoise und à-la fantaisie in die Erfahrungen des einmal Gegebenen, es ist ein Insichgehen, ein Zurückblicken auf verwandte Epochen. Ich bin weit entfernt, die jetzigen Kleidermoden für vernunftgemäß an und für sich zu erklären: aber für geschichtegemäß erkläre ich sie, aus den Ursachen, die ich weiter unten anführen werde. Der Stock mit dem Knopf von Gold oder russischem Kupfer, aus den Zeiten Ludwigs XV., die Damenlocken aus dem siebenzehnten Jahrhundert, die flachen Rockkrägen, denen ich den baldigen Uebergang in gar keine, wie man sie auf Hogarths Gemälden sieht, prophezeie, beruhen ganz gewiß nicht auf der Caprice einer Pariser Putzmacherin oder eines modernen „Tiger".

Ist aber die Mode in der Kleiderwelt und im gewöhnlichen Leben so ungemein schwankend und in den Extremen spielend, wie müssen wir erstaunen, dieselben Symptome in Wissenschaft und Literatur wiederkehren zu sehen, bei der man doch, als aus helleren Denkern bestehend, mehr Gleichheit im Suchen nach dem Grundgedanken sollte erwarten dürfen. Aber kein Unsinn ist so groß, den nicht die Gelehrtenrepublik zollfrei durchgelassen hätte.

Die Allmacht der Mode zeigt Cervantes in einem anschaulichen Beispiele. Als sein sinnreicher Junker von La Mancha in's Leben trat, beachtete ihn kein Mensch. Als aber irgend einem Grand es einfiel, ihn für modefähig zu erklären, wiederhallte ganz Spanien von seinem Lobe. Allein Cervantes selbst beugt in merkwürdigem Widerspruche sein Haupt unter den Gang des literarischen Geschmacks. Während er sich in seinem coloquio de los perros über die sentimentalen Schäferromane lustig macht, debütirt er selbst hierin mit seiner überschwenglichen Galatea; und er, dessen Don Quijote eigentlich darauf angelegt war, die Ritterromane durch Persiflage zu vernichten, schrieb nachher den

überſpannten, mit großer Vorliebe von ihm gepflegten Roman: los trabajos de Persiles y Sigismunda.

Zu gleicher Zeit ſchrieb Shakespeare, bei dem man an vielen Orten eben ſo deutlich erkennt, wie er die ihm eingeborene ruhige Größe dem Geſchmack an Prunkendem, in die Augen Fallendem aufopfert; wie denn damals auch die einfache mittelalterliche Tracht in die Schärpen, in die farbigen Kriegs-Coſtüme des ſiebenzehnten Jahrhunderts überging.

Wann war man weiter von der göttlichen, ſtillen Weisheit der Griechen entfernt, als da Corneille und Racine den Kothurn zu Ehren brachten, und man auf den franzöſiſchen Bühnen nichts mehr ſah, als gepuderte Achaier und à la Sevigné friſirte Andromeden und Iphigenien. Das geſchah, weil das öffentliche Leben von der Natur ſich losttrennte, weil man die Tugend aus den Sitten verbannt hatte, und jene daher nur noch als das Attribut einer fremden Welt anſehen mochte, während man doch zu ſehr an der Gegenwart hing, um einen Helden ohne Glacéehandſchuhe auftreten zu ſehen: wie ja ſchon Cervantes einmal ausdrücklich bemerken mußte, die Soldaten des Scipio ſollen nach antiker Art bewaffnet und ohne Hackenbüchſen ſeyn.

Es war eine niedliche Zeit, da unſere Urgroßältern in Thränen zerfloßen über den Schöpfungen Richardſons, da Pamela's Leiden, Clariſſen's Entſagung allen Mädchen den Kopf verrückten. Es gehörte ein guter Magen dazu, Pope und Voltaire und Richardſon und Swift alle mit einander zu verdauen. — Dazumal war man noch mit Anſtand ſchlecht, man ſagte ſich wohl Grobheiten aber durch ein Compliment. Man tändelte und ſchwärmte in Birkenwäldchen, wandelte in den einſamen, melancholiſchen Gärten — ſo ſteif, wie jene Zeit ſelbſt — aber man war höflich, ausnehmend höflich, abgeſehen von den engliſchen Gaſſenſchreibern, deren enorme Grobheit, wie ſie uns z. B. Warburton in ſeinem Commentar zum Pope aufbewahrt hat, wirklich manchen unſerer heutigen Rezenſenten als Muſter dienen könnte; freilich hat Voltaire Recht: la populace est presque partout la même.

Ueberhaupt aber hatte man Ton, Sitten und alles Leben ſo auf die äußerſte Oberfläche getrieben, daß man beim Durchleſen z. B. des Soulavie faſt keinem einzigen ächt menſchlichen Zug mehr begegnet.

Dieß war der nothwendige Uebergang aus dem ſchwülſtigen, kalten, aber regelrechten Styl Ludwigs des Vierzehnten zu den leichtfertigen, ſkeptiſchen aber liebenswürdigen Muſen Crébillons. Dazumal entſtanden in Deutſchland die ſchleſiſche und ſchweizeriſche Schule; es war die Zeit der Oden und Ueberreime, die Zeit, da ſich die deutſchen

Versarten bildeten, und die deutschen Heckschulen für Dichter; die Zeit, welche Adelung das goldene Zeitalter der Deutschen nennt: die Zeit, da Voltaire an Herrn von Schönaich, der ein Epos: Hermann betitelt, gemacht und dasselbe dem französischen Literaten zugesendet hatte, schrieb: „**Il serait impardonable, d'ignorer une langue, que les Gottscheds et vous rendent nécéssaire à tous les amateurs de la litérature;**“ ich bin ohne Anstand sein gehorsamer Diener Voltaire.“ *) — Schönaich und Gottsched! Gottsched, der den Hanswurst in der Narrenkappe todt machte, um ihn selbst in der Stole zu spielen; Gottsched, die entsetzliche Purganz des deutschen Sprachkörpers! Es ist übrigens derselbe Voltaire, der auf seinem Landgute Ferney einen Tempel baute mit der amikalen Inschrift: **Deo erexit Voltaire** (Gott gewidmet von Voltaire); Voltaire, der zugleich nicht weit davon zum Zeichen, daß er hier Herr sey, einen vierbeinigen Galgen errichten ließ; Voltaire, der in einer französischen Academie Shakespeare einen Hottentotten, einen Gimpel, einen besoffenen Halbmenschen, einen nichtsnutzigen Affen nannte! Voltaire nannte Shakespeare einen Affen! und Geoffroy sagte das andächtig nach, und urtheilte von dem großen Briten: **c'est un fumier.**

Aber lachen wir nicht zu laut über unsere Nachbarn; auch bei uns fanden derlei Besessenheiten der Mode statt. Gebe sich Einer die Mühe, den 23sten Band der neuen deutschen Bibliothek, S. 54, aufzuschlagen, und er wird erfahren, daß Göthe Alles, nur kein Dichter ist. Ebenso meint die Bibliothek, Wieland sollte doch endlich einmal mit dem vierzigsten Jahr als Schwabe gescheidt werden. Jene Blätter haben längst das Zeitliche gesegnet; aber was für Zeiten waren das, wo solches Zeug Leser, und viele Leser fand! — Ein Beispiel wird vielleicht dazu beitragen, den Geschmack jenes Jahrhunderts erkennen zu lassen. Da Beispiele natürlich selten oder nie die ganze Thesis erschöpfen können, so wähle ich eines aus einem Fache, das doch ziemlich allgemeines Interesse hat, aus der Theologie.

Im achtzehnten Jahrhundert erschien folgendes Werk**): Doctor W. Chr. J. Chrysander, Großf. Schleswig-Holstein. Consistorialrath und **Prof. prim. S. S. Theologiae**, wie auch **Philosophiae**, auf der Universität zu Kiel, Betrachtungen über die größten Wohlthaten

*) Vergleiche Jean Paul Ästehetik. III.

**) Vergl. deutsche Bibliothek v. 1771, S. 501.

Gottes im Reiche der Gnaden. I. Thl. 1770. In diesem Werke heißt es S. 171:

„Seine Statthalterlichen Gnaden, Pilatus, machten Joseph mit dem Leichnam des Heilands ein Präsent.... Es ward ein Trauergerüst, sieben Staffeln hoch, errichtet, worauf ein mit sammtnem Tuch bedeckter doppelter Sarg gesetzt war, der mit Wachskerzen, vielen silbernen Leuchtern umgeben, selbst aber mit silbernen Leisten, Zierrathen und guldenen Wappen geschmückt gewesen. Es war ein ansehnlicher Leichenconduct; die Leiche ward auf einen paradirenden Leichenwagen gesetzt, der mit silbernen Crepinen und umwundenem Flor umwunden gewesen, und von Pferden, so mit langen schwarzeu Decken behangen, gezogen wurde, in Begleitung der vornehmsten Personen, die mit schwarzen Kleidern und langen von den Hüten herabhangenden Flören angethan waren. Auf einer Todtenpyramide war das Bild des nunmehr Erblasseten angebracht, mit um und um flammenden Lichtern ꝛc."

Wer dauert einen mehr, die Kieler Studenten oder der Professor primarius?

Welche Zeit war prosaischer, als der Klopstock seine hoch dahergehende Messiade sang? Wenn wir Gleim's Gedichte lesen, ist es uns nicht, als sähen wir vor uns eine Compagnie preußischer Grenadiere, deren Zöpfe und Kamaschen noch jetzt Sprüchwort sind! Und natürlich, die damalige Zeit war eigentlich ein bloßer Haarbeutel, in den alles Widerstrebende, Selbstständige zusammengebunden wurde. Wie furchtbar wurde Voltaire angefeindet, weil er gegen Roms Mißbräuche schrieb; wie mühsam brachen die humanen Ansichten Montesquien's, Beccaria's u. a. sich Bahn; wie sehr wurde Rousseau's nouvelle Héloïse verschrieen, die ich freilich keinem Mädchen in die Hand geben möchte, aber nicht weil das Buch unsittlich ist, wie man noch jetzt allgemein (?) behauptet, sondern weil ein tiefes Gemüth dadurch so ergriffen werden kann, daß die Wellen der Zeit und des Lebens diesen Schmerz vielleicht nie mehr auslöschen. In jene Zeit trat die Héloïse, wie ein Mensch in eine Affengesellschaft; mit ihren Vorzügen und Fehlern ward sie nicht verstanden und so verdammt. Um auf die Geschichte zurückzukommen, so ist der siebenjährige Krieg der allerzahmste — solideste möchte ich sagen, den es je gegeben, um so mehr, als er gerade zwischen den wilden, poetischen Türkenkriegen, aus denen die ritterliche Gestalt des Prinzen Eugen so hell hervorleuchtet, und zwischen den großartigen Schlachten Napoleon's mitten inne steht. Vielleicht hat ein oder der andere Leser eine alte Großmutter oder Tante, die ihm wohl in guten Stunden den Dessauer-

Marsch auf dem Klavier spielt. Ja du lieber Himmel, wer denn da nicht den siebenjährigen Krieg mit seinen Märschen, Schanzen, Korporalen vor sich sieht, der muß blutwenig Phantasie haben!

Ich sage dieß übrigens nicht, um die Verdienste des großen Friedrichs, oder Laudons, den uns Lessing so schön geschildert, oder irgend eines andern Helden herabzusetzen, sondern einzig insoferne die damalige Zeit ihren Charakter, eine Lethargie, ein Sammeln der Kräfte für die in einzelnen Köpfen jetzt schon zur Sprache kommende, bald allgemeine Revolution, nicht verläugnen konnte.

In jene Zeit fiel Klopstock, und sein edles, frommes aber laues Werk war den Leuten neu genug, um sich daran zu begeistern; auch waren sie durch Gottsched, die Karschin ꝛc. wahrhaftig nicht verwöhnt.

Konnte eine Nation tiefer im Sande der Mittelmäßigkeit waten, als da auf einmal die Bardenwuth losbrach? Es hätte schier Noth gethan, alle Weinberge und Kornfelder auszurotten, um Eichwälder zu pflanzen für die jungen Thuiskone, Armine und Thusnelden; doch war auch diese Manie vielleicht ein Zeichen des Wiedererwachens zu einem selbstständigen, nationalen Gedanken.

Bald darauf mischte sich der Mondschein in die Sache; wie denn immer — nach der schon vor zwanzig Jahren gemachten Bemerkung eines geistreichen Italieners — bei den Deutschen die wenigsten Dichter durch sich selbst angeregt werden, und der einmal gegebene Impuls fast immer eine Art epidemischen Schwindels erzeugt. Dießmal äußerte der Schwindel sich dahin, daß jene sentimentale Mondsucht, laut statistischer Angaben, binnen vier Jahren zwanzigtausend Ehen in Deutschland zuwege brachte, und eben so viele auflöste.

Durch Vermittlung einiger philosophischen Köpfe, z. B. Eschenburg's, fing nun der englische Einfluß an, sich geltend zu machen, und zwar in zwei Richtungen, deren eine in Macpherson, dem Stiefvater und Herausgeber von Ossian's Gedichten, die andere in der Schule der Fielding, Smollet ꝛc. ihre Vertreter fand. Wohlthätig und nothwendig war dieser Einfluß in so weit, als dadurch der Geschmack von den Nachäffereien antiker Formen und französischer Schnörkel sich mehr und mehr der inneren Betrachtung zuwendete. Der getreue Siegwart hat in seiner Zeit so viel gewirkt, als Hugo in der unsrigen. Jener Roman wäre mit mehr Mark vielleicht klassisch. Freilich wird man selten eine Seite finden, auf der nicht die Thränen eines Er oder einer Sie fließen. Sicher aber ist, daß unsere

Aeltern davon hingeriſſen wurden, und Göthe wußte wohl, daß er ſeinen Werther für ein Publikum ſchrieb.

Ueberhaupt ſind die Menſchen wunderliche Geſchöpfe. Als Werther erſchien, erſchoſſen ſich die Leute, minder Exaltirte wurden wenigſtens unglücklich. Als Schiller mit ſeinen Räubern hervortrat, zogen Leipziger Studenten in's Böhmergebirge, um großmüthige Wegelagerer zu werden. Rouſſeau, der in dem nämlichen Geiſte wirkte, wie Miller und Göthe, weich und durch die Gehaltloſigkeit der Zeit erſchlafft, hatte eine ſo magiſche Kraft, daß, wie Esquirol, der Arzt am Pariſer Hotel Dieu, erzählt, ein dreizehnjähriges Kind ſich erhängte, und einen Brief hinterließ, der ſo anfing: Meine Seele vermache ich Rouſſeau, meinen Körper der Erde. Vor einigen Jahren berichteten die Pariſer Blätter den Tod eines Unteroffiziers, der ſich erſchoß, und in ſeinem Teſtamente um die Grabſchrift bat: Hier liegt ein Menſch, der an Viktor Hugo geglaubt hat.

Reicht dieß nicht hin, um zu beweiſen, daß die Mode durchaus nicht etwas ſo Gemachtes, Unweſentliches iſt, wie manche Stubengelehrte und einſeitige Leute es wohl behaupten? Aber man wird verſucht, einen ſehr kleinlichen Begriff von dem menſchlichen Geiſte zu faſſen, wenn man beobachtet, wie ſehr derſelbe unter dem Einfluſſe ſeiner Umgebungen ſteht. Wurden die Leute nicht halb närriſch, als Göthe Kunſt und Italien, nach Winkelmann's Vortritt, emporbrachte? Kennſt du das Land, wo die Citronen blühen? ſo klimperten die Pfarrerstöchter auf der verſtimmten Mandoline; ſo ſangen die Heerden von Kunſtjüngern ſich an, die jetzt auf einmal gleich Schneegänſen in's wärmere Clima zogen. Aber dieß Alles erklärt ſich aus der Sehnſucht nach Neuem, Lebendigem, Schöpfungsfähigem.

Wie ſchön machte in Schiller's Räubern, wenn auch auf Reutlinger Löſchpapier gedruckt, der in Feſſeln gezwängte Unmuth ſich Luft; iſt nicht das ganze Stück ein Ruf nach der unſichtbaren Freiheit, heranſchreitend in den verhängnißvollen Dezennien der neuen Zeit?

Immer weiter. Als die Deutſchen, von Napoleon's Fuß an die Erde gedrückt, ſo ungemein proſaiſch und philiſtrös wurden, wie dieß der Bürger immer ſeyn wird, wenn der Soldat dominirt; wie ließen ſie ſich von Iffland's und Kotzebue's Rührſpielen hinreißen! Wann ſchritten tugendhaftere Helden über die Bühne, als da im Leben franzöſiſche Gecken den Ton angaben? Wann gab es mehr Entſagung und edles Sentiment auf den Brettern, als da deutſche Mädchen in den Armen franzöſiſcher Offiziere lagen? Je ſchlechter die Zeit, deſto beſſer die Bühnenhelden; nur in dem jeweiligen Geſchmack. Was im

Leben nicht da iſt, deſſen Bedürfniß man aber fühlt, ſucht man wenigſtens in der Idee zu erſetzen und zu ergänzen.

So ging das fort, bis Napoleon fiel. Jetzt war ſie da die goldene Zeit. Himmel, wie oft wurde Muth und Blut, Ketten und retten, Freiheitsdolch und Tyrannenmolch gereimt! Es war aber eine ſchöne, große Epoche, dieſes ſich Bewußtwerden eines ganzen Volkes, das fünfhundert Jahre lang ſich vergeſſen hatte. Doch wie verhielt ſich die Litteratur in lichten, lodernden Augenblicken? Fichte, Jean Paul, Arnim, Uhland, Körner, Schenkendorf und ſonſt einige Wenige ausgenommen, begab ſich die geſammte Litteratur auf die Retraite. Novalis rechne ich nicht hieher, weil er, ein Seher der Zukunft ſeiner Zeit fremd, über ihr ſtand. Wieland war mit ſeiner Aera 1813 zu Grabe gegangen, Göthe buchſtabirte chineſiſch, und ſchachtelte Inſekten ein, Tiek und Fouqué vergruben ſich in die Goldminen des Mittelalters, Friedrich von Schlegel erklärte *) das repräſentative Prinzip für einen Widerſpruch mit dem Chriſtenthum, Hegel und Schelling machten Syſteme. Jedes andere Volk hätte nach ſolchen Donnerſchlägen die Litteratur in die allgemeine Begeiſterung fortgeriſſen; aber nein, unſere guten deutſchen Belletriſten ſperrten Augen und Mund auf, eine Pauſe trat ein, und dann hagelte es auf Einmal Romane, Lieder, Novellen, Balladen — aus der Zeit? behüte der Himmel, aus dem 14., 15., 16., 17. Jahrhundert, aus Mohrenland und Sibirien, aus Spanien, England, Italien, Meſopotamien und Gott weiß woher. Die wenigen Novellen, die R..... und Andere in den Freiheitskriegen ſpielen ließen, und wo eben der Held ſich immer ganz ungeheuer tapfer gehalten hatte, und vom General das eiſerne Kreuz, von der Geliebten den Minneſold empfing, ſind faſt der Rede nicht werth. Was waren das für Kerle, dieſe Taſchen-Almanachs-Ritter! Statt die Gegenwart frei und muthig aufzufaſſen, und die Intereſſen ihres Volkes im poetiſchen Gewande zu verfechten, ſangen die Poeten von der Harfe Zoraidens, von unglücklicher Malerliebe, von den intereſſanten Räubern in den Abruzzen; die Dichter ſuchten offenbar ihr Publikum von der Gegenwart abzulenken, weil dieſe kräftiger, großartiger und wahrer ſprach, als jene, und es gelang ihnen leider nur zu gut. Man nehme nur die belletriſtiſchen Zeitſchriften von 1815 zur Hand, und man wird gleich den Wind ſpüren, der von der freien, offenen See gegen das gelobte Land der Reſtaura-

*) ſ. die Zeitſchrift „Concordia" von 1820.

tion zu weht. Die Haltung und Beſtimmung dieſes Blattes veranlaßt mich, nur ein indirektes Beiſpiel zu wählen. In einem der geachtetſten Journale hieß es damals: „Die ſo häufigen Bewunderer des Niebelungenlieds ſind nichts weiter, als Kürbisvergötterer, um einen Ausdruck Seneca's zu gebrauchen. Dieſes ſogenannte Nationalepos iſt ein geiſtleeres, ſchleppendes, höchſt langweiliges Gemächt, was auch die Herren B. D. H. Schl. Schw. u. a. zu deſſen Lobe vorgebracht haben." Auf den Verfaſſer vorſtehender Kritik läßt ſich dieſe zum Theile wohl ſelbſt anwenden.

Als die Reſtauration ſich breit geſetzt hatte, da ſchwoll den Poeten der Kamm, und ſie begannen, um etwas Neues zu haben, die Entnervung des Zeitalters anzugreifen. Die Sittenromane des achtzehnten Jahrhunderts kamen wieder auf, die hiſtoriſchen Darſtellungen, worin man die Stärke der Vorzeit aufführte, welcher die Schwäche der Gegenwart zur Folie dienen ſollte. Aber all' das war ein gemachtes Zeug. Wenn die Leute den Clauren ſattſam geleſen hatten, ſo griffen ſie zur Hauff'ſchen Controverspredigt, und dann laſen ſie den Mann im Mond, und Spindler's Juden, und zur Abwechslung wieder den Spieß; wie es eben kam. Das damalige Auftreten gegen manche grelle Erſcheinungen war eine ſehr höfliche Oppoſition, eine Schweſter des politiſchen Liberalismus, und beide ſind gottlob mit einander in der Julirevolution ſchlafen gegangen.

Dieſe warf Alles über den Haufen. Man ſah ein, daß ſich die Litteratur nicht als ein eigenes, abſtraktes Weſen geriren könne, ſondern auf das Leben gebaut ſeyn müſſe, und mit ihm wachſe und ſinke. Man kam davon zurück, mit der Stange im Nebel der Zukunft, des Nichtbeſtehenden herumzufahren, und den Leuten Ideale aufzutiſchen, denen das Salz der Erfahrung fehlt. Unſre Zeit will Poſitives, Entwicklungsfähiges, Motivirtes. Daher dieſes merkwürdige Durcheinander in der neueſten Litteratur. Der Eine ſchreibt Wally, der Andere ein mehrbändiges Syſtem zur Verſtändniß Göthe's, ein Dritter macht ein langes Gedicht in der deutſchen Sprache des neunten Jahrhunderts, und fünfzig Andere machen Gedichte in einer Sprache, die gar Niemand verſteht. Jeder läuft ſeine eigene Bahn. Die Autoritäten ſind todt.

Klagen wir nicht über dieſe wilde Gährung; ſie bringt Elemente in einander, die ſich bisher ferne gelegen hatten; ſie vereinigt die Potenzen und ſcheidet den Abſud.

Bekanntlich iſt unſre jüngſte Litteratur faſt durchgängig auf den franzöſiſchen Ton geſtimmt, und man wird dieß begreiflich finden, wenn

man bedenkt, wie Frankreich seit 1830, wenn auch nur mittelbar, das Vehikel jedes europäischen Fortschrittes ist.

Dessenungeachtet fehlt es nicht an Solchen, welche unaufhörlich Behörden und Aeltern ermahnen, doch ja jene litterarische Pest von ihren Kreisen abzuhalten. Kein Mensch wird zwar behaupten wollen, die jetzige Litteratur im Durchschnitt sey eine vollkommene, in sich bestehende. Aber eben so wenig wird auch Jemand zu behaupten wagen, die gegenwärtigen Zustände der Gesellschaft überhaupt seyen vollendet. Die Verzerrtheit der modernen Formen und Ansichten liegt sicherlich tiefer, als in den Köpfen einiger unsittlichen Romanschriftsteller, sie ist vielmehr ganz im Charakter der Zeit begründet. So wenig der schändliche de Sales seine **Julie ou les malheurs de la vertu**, oder so wenig auch nur Louvet seinen wirklich liebenswürdigen **Chevalier Faublas** im vorigen Jahrhundert hätte schreiben können, wenn es nicht die Heilung der Gebrechen der Zeit erfordert hätte, so wenig wäre Gutzkow's Wally in's Leben getreten, ohne die große Apathie in allen Theilen der Gesellschaft. Und wie jetzt die Costüme des vorigen Jahrhunderts zum Vorschein kommen, so kommen auch Ton und Styl der liederlichen Marquis jener Zeit wieder auf. Und warum? Weil Alles jetzt in die äußerste Pointe getrieben werden muß, um zu zeigen, wie nichts Haltung haben kann, als der intensive Werth. Nehmet irgend eine Novelle von Laube z. B., ihr seyd bezaubert durch die vortreffliche Sprache, durch die Sprühfunken des Witzes und des Scharfsinns; aber wenn ihr auch einige Zeit später fraget, was denn eigentlich die Nutzanwendung des Ganzen? so ist diese zwischen die Pointen hinuntergefallen.

Es wird, das läßt sich bestimmt voraussagen, aus diesem zwar glänzenden, aber wenig soliden Treiben, in nicht ferner Zeit sich eine feste Litteratur entwickeln, die, mit den Erfahrungen der jetzigen Zeit ausgerüstet, etwas Tüchtiges und Bleibendes leisten kann; die Mode wird denselben Gang nehmen, wie im vorigen Jahrhundert; beide Jahrhunderte arbeiten auf den gleichen Zweck, nur das jetzige mehr in der Tiefe, weil es intelligenter, vorsichtiger geworden ist.

Die jetzigen Litteraten, welche auf's Gerathewohl in den Ozean der Belletristik segeln, sind darum nicht zu tadeln, denn die Gegenwart bietet in der That keinen sichern Anhaltspunkt, alles ist Vorbereitung, Erwartung, Unentschiedenheit. Nur ist leider damit vielfach Gewissenlosigkeit verbunden, ein Aufgeben oder Nichthaben von Ueberzeugung, welches dem allgemein menschlichen Interesse sehr schadet. Viele scheuen sich nicht, eine Lüge zu behaupten, nur weil sich ihr ein geistreicher

Charakter anpaſſen läßt, ein Verhältniß in ein neues, eigenthümliches Licht geſtellt werden kann. Ein ſolches Verfahren iſt unpraktiſch, weil ſich die falſche Spiegelung bald herausſtellt, und wenn das Verfahren nicht unpraktiſch, ſo iſt es wenigſtens verächtlich.

Ich ſage dieß nicht in Bezug auf Solche, die durch Verſchrobenheit des Lebens irregeführt wurden, die ſündigten, ohne es zu wiſſen. Jene Puriſten hingegen, die mit Gewalt eine Tendenz der Geiſter zurückdrängen wollen, mögen ſich mit dem beſänftigen, was der alte Aleman in ſeinem **Guzman d'Alfarache** ſagt: „Aus den Schlechten zieht man, wie aus Vipern und Scorpionen, heilſame Gifte, und wirft ſie dann auf die Seite.“

Gewiß liegt in unſrem litterariſchen Treiben, wie in jeder Schlacht, eine Entſcheidung. Viele Kräfte ſcheinen einzeln verloren zu gehen, aber ſie ſind Beſtandtheile der Zukunft. „Wer überall bald mit ſich im Klaren iſt, hat wohl über nicht viel klar zu werden,“ ſchreibt Arnim, und hat Recht; die Zweifel machen die Wahrheit, Tendenzen die Geſchichte.

Legende aus der Bretagne.

Diese kleine, in ihrer Einfachheit anziehende Erzählung ist einem neuen französischen Romane von M. P. Chevalier „Donatien" entnommen. Chevalier hat sich schon früher durch eine Sammlung lyrischer Gedichte „die jungen Mädchen" einen rühmlichen Namen unter den neuern französischen Schriftstellern erworben.

Zu dieser Zeit, erzählte Meister Jonas, gab es im Gebiete von Guerande so viele Schlösser, als es heut' zu Tage Meiereien giebt, und so viele Burgfräulein, als man jetzt dort Pächterinnen sieht. Das prächtigste von diesen Schlössern war das von Cremeur und das schönste von diesen Burgfräulein war Blanche. Aber Blanche war so unglücklich als schön; denn ihr Vater, der Herr von Cremeur, war im Kriege getödtet worden, ihre Mutter war aus Gram gestorben, und sie im fünfzehnten Jahre Waise geblieben.

Sie bewohnte Schloß Cremeur allein mit ihrer Wärterin, ihrem Vogte und einem ehemaligen Stallmeister ihres Vaters, Namens Tremeleuc. Der alte Tremeleuc hatte weder Vermögen, noch konnte er sich adeliger Abkunft rühmen, aber er besaß einen Schatz, den er allen Gütern der Erde vorzog, das war Karl, sein einziger Sohn.

Der Herr von Cremeur empfahl ihn ſterbend ſeiner Tochter, und Blanche hatte ihn ſofort zu ihrem Pagen gemacht, als wäre er nicht ihr Lehensmann geweſen.

Karl Tremeleuc war anfangs verwirrt über ſo viele Ehre, nachher wurde er ſtolz darauf. Die jungen Bauern, die kaum zuvor noch mit ihm im Dorfe geſpielt hatten, wagten es nicht, ihm in das Antlitz zu ſchauen, wenn ſie ihn auf der Straße von Guerande trafen, wie er die Zügel des Reitpferdes ſeiner Herrin hielt, und unter dem Arme ihr Meßbuch mit goldenem Schloſſe trug.

Karl zählte drei Jahre mehr, als Blanche; er war ein ſo hübſcher Junker, als ſie ein ſchönes Fräulein war, und er ſchien die Sitten und die Denkweiſe eines Edelmanns zur ſelben Zeit angenommen zu haben, da er die Ehren und Vorrechte des Adels erhielt. Nie hatte ein Page mehr Geſchicklichkeit und feine Sitte an den Tag gelegt, um ſeiner Dame und Herrin den Bügel zu bieten, mehr Eifer, um ihren geringſten Wünſchen zuvorzukommen, mehr zarten Sinn, um ihre Launen zu befriedigen, und beſonders mehr Ergebenheit für ihre geheiligte Perſon, nicht allein um ſie vor den Feinden, die ihr ſchaden, ſondern auch vor den Blicken, die ihr keuſches Antlitz entwürdigen konnten, zu ſchützen.

Tremeleuc hätte das Schwert gegen den Unverſchämten gezogen, der es gewagt haben würde, den Kopf zu hoch vor Blanche zu heben. Als er zwanzig Jahre alt war, kamen die reichſten Lehensleute von Cremeur, welche Töchter zu verheirathen hatten, um Karl's Vater den Hof zu machen, und ihm die Thaler vorzuzählen, die ſie den Dirnen zur Mitgift geben wollten, wenn ſie dem ſchönen Pagen gefallen würden. Der alte Stallmeiſter befragte ſeinen Sohn und Karl antwortete ſtets: „Noch nicht, mein Vater, noch nicht.“ Und wenn er dieſes ſagte, betrachtete er mit träumeriſchem Blicke den Schloßthurm, den ſeine Herrin bewohnte, und es ſchien zuweilen, als ſuchte er Thränen in ſeinen Augen und Seufzer in ſeiner Bruſt zurückzudrängen.

Einſt feierte man Blanche's Geburtstag, und die junge Edeldame wohnte im Glanze ihrer ſechzehn Jahre dem Gelage bei, zu dem man alle Vaſallen in den großen Hof des Schloſſes Cremeur berufen hatte.

Karl ſtand hinter ihr, und bediente ſie, nachdem er dieſe Ehre in einem kleinen Turniere errungen hatte, bei dem er nach und nach alle jungen Leute des Landes beſiegte. Bei dem Nachtiſche ließ man einen Benedictinermönch kommen, von dem man behauptete, er kenne die

Zukunft so gut, als Gott selbst, und hieß ihn Blanche alles Glück weissagen, das er in ihrer Hand lesen könnte.

Der Mönch nahm wirklich die schöne Hand des Burgfräuleins und beobachtete schweigend die Linien, die das zarte Gewebe durchzogen.

In gespannter Erwartung lauschte jeder Gast, aber dabei war vor Allen einer, der mit unruhigem Blicke das Gesicht des Mönches verschlang, und seinen geringsten Bewegungen folgte, als handelte es sich um die Entscheidung seines eigenen Geschickes. Dieser war Karl Tremeleuc. Nachdem er während der geheimnißvollen Betrachtung des Mönches den Athem zurückgehalten, entschlüpfte ihm ein langer Seufzer, als er sah, wie er sich, um zu sprechen, gegen die Umstehenden wandte.

„Meine Freunde," sagte der Benedictiner, „der Himmel verheißt Euerer Oberlehensherrin nur Glückseligkeit."

Alle Anwesenden ließen freudigen Beifall vernehmen.

„In drei Jahren werdet Ihr, wie heute bei ihr versammelt seyn, um ihre Hochzeit zu feiern."

Bei diesen Worten klatschte man in die Hände, trank auf das Wohl des Mönches, des Burgfräuleins, und des künftigen Schloßherrn von Cremeur. Karl Tremeleuc allein schien düster und nachdenkend inmitten der allgemeinen Freude; er beobachtete den Mönch nicht mehr, wie anfangs, mit ängstlicher Miene, sondern mit Aerger und Mißtrauen.

„Und wer," fragte er, „wird der vom Himmel so sehr gesegnete Mann seyn, daß er die Hand unseres Fräuleins verdienen dürfte."

„Es wird einer ihrer Vasallen seyn," antwortete der Benedictiner mit so festem Tone, daß die ganze Versammlung erschrack und das Fräulein erblaßte, während ein schnell unterdrückter Ausruf der Freude und Ueberraschung sich hinter ihr hören ließ.

„Bruder," sprach Blanche erröthend, „ich weiß, daß mich alle meine Vasallen lieben und ihr Leben für mich geben würden, aber was Ihr verkündet, kann unmöglich geschehen."

„In der That," murmelte Karl, das Auge auf den Mönch geheftet, bitteres Lächeln auf den Lippen.

„Und doch wird es geschehen, Fräulein," entgegnete der Benedictiner; „aber der Vasall, der Euere Hand erhalten soll, wird sich dadurch derselben würdig machen, daß er sich im Kriege auszeichnet und die Sporen gewinnt."

„Herrlich!“ rief die Verſammlung.

„Herrlich!“ wiederholte Blanche mit halbem Tone, doch laut genug, um von Tremeleuc verſtanden zu werden, der ſich unbeweglich und nachdenkend hinter ihr hielt und bei des Mönches letzter Rede in edel ſtolzer Bewegung das Haupt erhob.

Blanche entließ den Benedictiner, und bald zogen ſich die Gäſte zurück, über die ſonderbare Weiſſagung plaudernd, die ſie ſo eben vernommen.

Am andern Morgen trat Karl vor ſeine Herrin, ſo bald es ihm erlaubt war, ſich in ihren Gemächern zu zeigen. Nie hatte er ein ſo ernſtes, entſchloſſenes Ausſehen gehabt; er ſchien ſeit dem vorhergehenden Tage um zehn Jahre älter geworden zu ſeyn. Blanche, ohne die Augen aufzuſchlagen, ſich nähernd und auf ein Knie ſich niederlaſſend, ſprach er:

„Meine Dame, ich komme, um Euch für die tauſendfältigen Beweiſe Euerer Güte zu danken und Euch zu beſchwören, den gewichtigſten beizufügen.“

„Sprecht,“ unterbrach ihn lebhaft das Fräulein, „was wollt Ihr?“

„Meine Entlaſſung, Dame.“

„Wie, um uns zu verlaſſen, fleht Ihr unſer Wohlwollen an? Seyd Ihr denn in Cremeur nicht glücklich?“

„Ach! meine Dame,“ rief Karl, „ich bin nur zu glücklich.“

„Und warum wollt Ihr uns denn verlaſſen?“

„Um mich bei den Truppen unſeres gnädigen Herrn und Herzogs Johann von Montfort einreihen zu laſſen.“

„Ihr zieht die Gefahren und Schreckniſſe des Krieges dem friedlichen und behaglichen Leben vor, das Ihr bei uns führt.“

„Es iſt allerdings ſehr behaglich,“ entgegnete der Page, indem er verſtohlen die Augen zu Blanche erhob, „aber dürfte ich auch der glücklichſte der Vaſallen im Schloßgebiete von Cremeur durch die Wohlthaten meiner Herrin ſeyn, ſo kann ich doch nur bei dem gnädigen Herrn von Montfort den Ruhm finden, und mich der Ehre würdig machen, die Ihr mir ſo huldreich vergönnt habt.“

„Ach, alſo iſt es der Ehrgeiz, der Euch ſtachelt!“ ſprach Blanche, die Augen niederſchlagend.

„Ja, meine Dame," erwiederte Karl mit feſter Stimme, „es iſt der edelſte und vielleicht der wahnwitzigſte Ehrgeiz! . . Ich will Ritter werden."

Und zum erſten Male wagte er es, einen lebhaften, feurigen Blick auf das Fräulein zu heften.

Bei dem Worte Ritter erinnerte ſich Blanche der Weiſſagung des Benedictiners vom Gelage am vorigen Tage, und begriff Alles, was ihr Page nur halb ausdrückte. Sie erröthete, ließ das Haupt wiederholt auf die Hand ſinken, um ihre Unruhe zu verbergen, verſuchte mehre Male zu ſprechen, ohne eine Sylbe hervorzubringen, und wollte ſich eben nach ihrem Gemache zurückziehen, als der Page ſie zurückhielt, und mit demüthig flehender Stimme flüſterte:

„Ihr habt mir noch nicht geſagt, ob ich meine Entlaſſung habe, meine Dame."

Blanche zögerte noch einige Augenblicke und ſprach dann, ohne ſich nach Karl umzuwenden, aus Furcht, ſie könnte ihn zu ihren Füßen erblicken.

„Geht, Ihr ſeyd frei!"

Und da durch die Geberde, mit der ſie unwillkührlich dieſe Worte begleitete, dem Pagen ihre Hand näher kam, ſo ergriff er ſie, küßte ſie mit Entzücken und ſtürzte in wahnſinnigem Laufe aus dem Schloſſe.

Karl nahm ein Pferd, ſagte ſeinem Vater Lebewohl, und ritt im Galopp gegen Vannes. Alle Herren des Gebietes von Guerande hatten ſich ſo eben in dieſer Stadt bei dem Heere des jungen Grafen von Montfort verſammelt, um der Partei ſeines Mitbewerbers Karl von Blois den Todesſtreich zu verſetzen.

Als einige Zeit nach dieſer Scene und des Pagen Abreiſe der Herr von Kernoſa nach Cremeur gekommen war, um ſich von Blanche ihre Hand zu erbitten, ſo ließ ihm die junge Gebieterin nur antworten, ſie ſey verlobt. Mehre Bewerber ſchlugen denſelben Weg ein und kehrten eben ſo mit verneinender Antwort zurück.

Zwei Jahre gingen vorüber; der alte Tremeleuc ſtarb, ohne Kunde von ſeinem Sohne erhalten zu haben; und da die Truppen des Grafen von Montfort zu derſelben Zeit eine blutige Niederlage erlitten hatten, ſo war Blanche von Cremeur überzeugt, ihr Page ſey geſtorben.

Da entſpann ſich in den Ebenen von Auray die bekannte Schlacht,

in der Johann von Montfort und Carl von Blois persönlich an der Spitze ihrer letzten versammelten Kräfte um die Krone des Herzogthums Bretagne stritten. Wenig fehlte, so wären alle Beide um das Leben gekommen; und erst nach einem vierundzwanzigstündigen Blutbade wandte der Tod Karls von Blois den Sieg der Sache seines Nebenbuhlers zu.

In Folge dieses Sieges ließ Johann IV. Feste feiern, und wohnte den Turnieren bei, die er in den vornehmsten Städten seines neuen Staates anstellen ließ. Auch in Vannes fand eines statt, und alle Ritter des Gebietes von Guerande begaben sich mit ihren Familien dahin.

Eine Stunde vor Eröffnung der Kampfspiele unterhielten sich mehre Gruppen von Edelleuten mit dem Herzog unter einem Zelte, das man für ihn in der Nähe des Turnierplatzes aufgeschlagen hatte. Ihre Stallmeister standen in einiger Entfernung hinter ihnen, und zwei Mundschenke reichten ihnen Wein in großen Humpen. Nachdem man viele Becher auf die Gesundheit Johann IV. geleert hatte, unterhielt man sich von den Damen, welche herbeigekommen waren, um sich den Preis der Schönheit streitig zu machen.

„Wäre ich der Sieger, so wüßte ich wohl, wem ich den Preis reichen würde," sprach der Herzog, indem er den Vorhang des Zeltes mit der Hand zurückzog, den Blick auf einen Punkt der Versammlung richtete, und den um ihn gruppirten Rittern mit dem Finger die junge Dame wies, die er vor den andern auszeichnen wollte.

„Blanche von Cremeur!" riefen alle Stimmen. „Der gnädige Herr hat einen guten Geschmack."

„Leider," sprach ein Edelmann, der kein anderer war, als der Herr von Kernosa, „leider ist das Fräulein eben so schwerzugänglich als schön."

„Schwerzugänglich ist vielleicht nicht das Wort," bemerkte boshaft ein Anderer, der bei Blanche denselben Erfolg gehabt hatte, wie der Ritter von Kernosa.

„Wenn ein schönes Kind seine Hand Allen verweigert, so will das nicht sagen, daß sein Herz Keinem gehört," fuhr ein Dritter fort."

Und hierbei ergriffen mehre andere, ebenfalls von dem Burgfräulein von Cremeur zurückgewiesene Freier die Gelegenheit, sich gemeinschaftlich zu rächen, indem sie auf ihre Rechnung alle tollen Muthmaßungen preisgaben, die ihnen zugleich ihr Aerger und der Wein von Anjou einflößten. Jeder verlieh der unschuldigen Dame wenigstens einen Lieb

haber, und bald hätte ſie ſo viele gehabt, als ſie Gatten ausgeſchlagen, als ſich eine Stimme aus dem Winkel des Zeltes erhob, wo die Stallmeiſter ſtanden, und mit kräftigem Tone ausrief: „Meine Herren, alle Euere Worte ſind Verläumdungen, denn Blanche's Tugend iſt ſo rein, als St. Georg's Schwert!“

Alle Ritter wandten ſich um und erkannten in dem Verwegenen, der ſie ſo ungeſcheut geſchmäht hatte, einen einfachen Stallmeiſter des Grafen von Saint-Cyphar.

„Man werfe dieſen Schurken vor die Thüre,“ riefen ſie den Knappen zu.

Aber der Herzog, der dem Streite bis jetzt ziemlich gleichgiltig zugehört hatte, erhob ſich plötzlich und wies die Knappen, welche eben die Befehle vollziehen wollten, mit einer Geberde zurück.

„Berührt dieſen Mann nicht,“ ſprach er, indem er ſich dem Stallmeiſter näherte und ihn auf beſondere Weiſe betrachtete... Er erkannte in ihm den Krieger, der ihm in der Schlacht von Auray das Leben gerettet, und den er ſeit dieſer Zeit vergebens geſucht hatte.

Die Ritter ſahen ſich gegenſeitig an, eben ſo überraſcht durch das Benehmen ihres Herrn, als verwirrt wegen der Beſchämung, die ihnen geworden, ohne daß ihr Gewiſſen Einſprache thun konnte.

„Mein Tapferer, wir haben uns anderswo geſehen?“ ſprach der Herzog.

„Bei Auray, gnädiger Herr!“

„Ich erinnere mich und werde es Dir beweiſen. Aber biſt Du vor Allem deſſen gewiß, was Du vor dieſen Rittern behauptet haſt?“

„Ich verpfände mein Leben und meine Seele, gnädiger Herr!“

„Wohl, verlange von mir, was Du wünſchen magſt; Deinem Muthe verdanke ich mein Leben, was in meiner Macht iſt, ſteht zu Deiner Verfügung. Sprich...“

Dann pflogen der Stallmeiſter und der Fürſt zum großen Erſtaunen der Ritter eine kurze Unterredung mit leiſer Stimme, wonach Johann den Vaſallen entließ, indem er einen ſeiner eigenen Stallmeiſter ihm folgen und Alles vollführen hieß, was er befehlen würde; als aber die Ritter ihr voriges Geſpräch wieder aufnehmen wollten, ſprach der Herzog mit ſtrengem Tone:

„Laßt das, meine Herren, ich bitte Euch, wir werden wieder darauf zurückkommen.“

Zur ſelben Zeit ließ er die Schranken heben, die Trompeten erſchallen und das Turnier eröffnen.

Die Ritter vom Hofe Johann IV. ritten zuerſt auf dem Turnierplatze ein und errangen ſich den Beifall der Damen durch ihren Muth und ihre ſchöne Haltung.

Eine einzige dachte nicht daran, vor ihnen ihre grüne Schärpe flattern zu laſſen, die ſie in der Hand hielt.

Nach den Rittern des Herzogs ritten nach und nach die des Gebietes von Rennes und Nantes, von Vannes und Auray, und endlich die vom Gebiete von Guerande in die Schranken.

In dem Augenblicke, da der erſte von ihnen auf dem Turnierplatze erſchien und mit geſenkter Lanze eines Gegners harrte, hob ſich die Schranke mit großem Geräuſch und man ſah im Galopp einen Ritter anlangen, auf einem Pferde reitend, mit einer Rüſtung bedeckt und von einem Stallmeiſter begleitet, worin alle Anweſenden, das Pferd, die Rüſtung und den Stallmeiſter des Herzogs erkannten. Sie mußten ſich vergewiſſern, daß der Letztere unter den Richtern ſaß, um überzeugt zu ſeyn, daß er es nicht ſelbſt war. Vergebens ſuchte ihre Neugierde zu entdecken, wer der glückliche Träger der Wappnung ſeines Fürſten ſeyn möchte; ſein bis zum Kinn herabgelaſſenes Viſier ließ nur den Doppelfunken erſchauen, der aus ſeinen Augen ſprühte, und man bemerkte nur, daß er eine grüne Schärpe am Arme trug.

Während man ſich von allen Seiten fragte, wer der Ritter wäre, rannte dieſer ſtracks auf den, welcher ſeiner harrte, zu, warf ihn bei'm zweiten Ausfalle aus dem Sattel, und begab ſich ſeiner Seits an das Ende des Kampfplatzes, um einen neuen Kämpen zu erwarten.

Dieſer ſäumte nicht lange; der Unbekannte hatte ihn aber nicht ſo bald erblickt, als er ſich mit einer Art von Wuth auf ihn ſtürzte, und bei'm erſten Stoß ſeinen Helm auf den Sand rollen ließ. Man erkannte den Herrn von Kernoſa, der verwirrt und wüthend abging. Zwei andere Kämpfer hatten daſſelbe Schickſal und der furchtbare Lanzenbrecher, ermuthigt durch den allgemeinen Beifall, bereitete ſich zu einem fünften Triumphe, als der Herzog ſeine Degenſcheide auf den Kampfplatz warf, und ſo das Turnier als geſchloſſen erklärte.

Die Richter forderten den Unbekannten auf, das Viſier ſeines Helmes aufzuſchlagen, um ihm den Preis des Kampfſpieles zuzuerkennen. Er gehorchte ungeſäumt, und alle Ritter ſtießen einen Schrei des Erſtaunens aus, als ſie den Stallmeiſter des Grafen von Saint-Cyphar erkannten.

„Tremeleuc," rief Blanche von Cremeur, welche ebenfalls ihren Pagen erkannte.

„Aber er iſt nicht Ritter," murmelten die Edelleute und beſonders die beſiegten.

„Er iſt es ſeit einer Stunde von meiner eigenen Hand," entgegnete der Herzog, „und noch glaube ich dem Braven nicht ſattſam vergolten zu haben, der mir mein Leben mit Gefahr des ſeinigen bei Auray gerettet hat."

Bei dieſen Worten und in Erinnerung dieſer That voll Muth und Aufopferung, welche alle Welt erfahren und bewundert hatte, ohne den Urheber zu kennen, verdoppelte ſich der Beifallsruf in der Verſammlung.

Der Herzog unterbrach den Sturm, um Tremeleuc anzureden.

„In acht Tagen," ſprach er, „wird der König von Frankreich deinen Adelsbrief unterzeichnet haben, und du kannſt dich nach Nantes begeben, um in das Lehen von Kareil eingekleidet zu werden. Indeſſen behalte als Andenken von mir mein Pferd und meine Waffen, und wähle unter den edeln Damen, die dir Beifall zurufen, die Königin der Schönheit und der Liebe."

„Es bleibt mir zuvor eine Pflicht zu erfüllen," entgegnete Tremeleuc.

So ſprechend, wandte er ſich gegen die Ritter des Gebietes von Guerande, nannte alle bei Namen, welche Blanche unter dem Zelte des Fürſten verläumdet hatten, wovon vier von ſeiner Hand niedergeworfen worden waren, und ſprach:

„Meine edlen Herren, iſt einer unter Euch, der zu behaupten wagt, er habe unter dem Zelte des gnädigen Herrn nicht gelogen?"

Niemand antwortete.

Da nahm Tremeleuc die für die Königin des Turniers beſtimmte Krone, trug ſie zu Blanche, und ſetzte ſie ihr auf das Haupt; dann kniete er vor ihr nieder, während ſie ihm nach hergebrachter Sitte das dem Sieger zukommende goldene Band um den Hals legte.

„Meine Dame," flüſterte er, „Euer Vaſall iſt Ritter geworden; hat der Mönch wahr geſprochen?"

„Ja," entgegnete das Fräulein, ihm die Hand zum Kuſſe reichend.

Vierzehn Tage ſpäter feierte man die Hochzeit von Karl von Tremeleuc von Kareil und Blanche von Cremeur. Nachdem ſie Muſter

von Verlobten geweſen waren, wurden ſie Muſter von Gatten, und ſtifteten, in ihrem Alter, in Cremeur ein Kloſter, wo ſie an einem und demſelben Tage, im Geruche der Heiligkeit, ſtarben.

Man zeigt in jener Gegend noch jetzt ein Dolmen *), welche den Platz der Kapelle bezeichnet, wo ihr Grab war, und alle Jünglinge und Jungfrauen, welche ſich verheirathen wollen, bringen Abends ihre Gebete und Opfer an dieſen Ort.

*) Es iſt dieſes der Name, den man dort Monumenten aus früheren Zeiten giebt.

Victor Hugo.

Eines Tages fiel mir, als ich im Register 4. des heraldiſchen Buches von d'Hoſſier las, der Name Hugo an der Spitze eines Capitels auf. Ich wollte ſehen, wie viel Ahnen unſer Dichter zählte, und ging bis auf's fünfzehnte Jahrhundert zurück, bis zu Georg Hugo, Hauptmann in den Truppen René's, Herzogs von Lothringen, der den Adelsbrief mit einem ſehr ſchönen Wappen empfing, das ſeine ehrenvollen Dienſte andeutet, wie denn auch der Adelsbrief beſagt, Hugo habe ſich im Lande und in den Kriegen ausgezeichnet. So war alſo der erſte Hugo, der in den Annalen Frankreichs ruhmvoll genannt wird, von demſelben Schlage, wie der tapfere General Hugo, der Vater Victors. Mit großem Vergnügen fand ich auch in derſelben Genealogie den Biſchof Carl Ludwig Hugo, der gelehrt war, wie ein Benedictiner und mehre Arbeiten in dem ſchönen Latein ſchrieb, welches unter den Geiſtlichen jener Zeit üblich war. Mir ſcheint faſt, dieſen traditionellen Familieneinflüſſen verdankt Hugo, ſich ſelbſt unbewußt, die Vorliebe für mittelalterliche Schöpfungen, mit der er zuerſt als Dichter auftrat; das Geſicht mehr der Vergangenheit als der Zukunft zugewandt, miſcht er ſich nur in unſere Welt von heute, um ſeinen Pflichten als Familienvater und Bürger und ſeinen freundſchaftlichen Verbindungen zu genügen und bleibt beſtändig der Dichter allen Ruhms,

aller glorreichen Wappen, der heiligen Denkmale des Mittelalters, die Schwert oder Kreuz verherrlicht haben.

Es soll hier nicht versucht werden, eine Biographie Victor Hugo's zu schreiben, der Raum würde uns fehlen, auf Einzelnheiten eines noch so jungen, arbeitsvollen Lebens einzugehen. Wir werden uns nur auf einige Worte beschränken: Victor Hugo wurde 1803 zu Besançon geboren; er hat, wie alle Welt weiß, gute Studien gemacht, aber nicht das College hat Frankreich diesen Dichter gegeben; ein glücklicher Zufall der Geburt hat ihm dazu verholfen. Als Kind durchstreifte er, wie er selbst sagt, Europa vor dem Leben. Im Alter unauslöschlicher Eindrücke reiste er mit den Heeren des Kaisers durch die Appeninen und die Sierras; in dem Alter, wo man so gut hört, horchte er mächtigen Harmonien auf jenen beiden Halbinseln, die wie zwei Arme das mittelländische Meer in Liebe umfassen. Das Kind des Nordens ward also in die Mysterien des Südens eingeweiht; der Dichter erhielt ein zweifaches Wesen, Peri und Fee flüsterten ihm zarte Verse zu, und verlangten beide von ihm gleiche Liebe.

Victor Hugo verdankt größtentheils alles Classische, was in seinem Talente liegt, jener frühzeitigen Anschauung einer starken und glühenden Natur, der Mutter Horazens und Virgils. Ich glaube, daß Victor Hugo der einzige Dichter ist, der Frankreich über den Tod André Cheniers zu trösten vermochte. Alle beide waren wahre Classiker; sie wußten Buchstaben und Geist der alten Literatur zu erfassen. Um den Styl und die Ausdrucksweise, die in den Werken Virgils oder Theocrits herrscht, genau zu kennen, ist es nicht hinreichend, einen rhetorischen Cursus fleißig durchgemacht zu haben und sich auf Hexameter und Dactylen zu verstehen, man muß zu günstiger Stunde von den Geheimnissen Kunde erlangt haben, die den römischen und griechischen Dichtern der Himmel ihres Vaterlandes zuflüsterte. Der beste Lateiner in Kopenhagen wird eine Ecloge Virgils trefflich erklären können, versteht sie aber gewiß selbst nur halb.

Victor Hugo's erste poetische Arbeiten zeichnen sich durch eine streng classische Form aus; nie war das erste Erscheinen eines sechszehn- oder siebenzehnjährigen Dichters glänzender.

Gesegnet sey Clementine Isaura von Toulouse, die uns verkündigte, es sey ein Dichter geboren. Die Ode „Moses auf dem Nil" wurde in den Blumenspielen gekrönt, und gewiß diesesmal hatte die Academie nicht Unrecht. Ich habe oft Gegnern des Dichters diese Ode recitirt und den Namen Hugo's dabei verschwiegen, und sie wurde laut bewundert. So geht es mit vielen seiner Gedichte; seine Gegner be-

wundern immer das, welches man ihnen gerade recitirt, und tadeln ein anderes; ſpricht man nun dieſes, ſo gewinnen ſie es endlich über ſich, auch dieſes ſchön zu finden.

Victor Hugo hatte im Moſes auf dem Nil ſeine eigene Zukunft geſchildert. Auch der Poet wurde auf einem tückiſchen Fluſſe geſchaukelt, aber das Kind wandte ſeine Augen vom Nil ab und ſah nur auf die Pyramiden. Damals begann ſein literariſches Leben ſo ſtürmiſch, daß es bald einem Apoſtolat gleich wurde. Der Ruhm des Dichters wuchs, wie die Lebhaftigkeit des Streites. Die Begriffe waren hartnäckig, die Abwehr ſtets ruhig und würdig. Faſt zur ſelben Zeit erlag ein andrer genialer Neuerer beinahe den Schlägen einer maßlos heftigen Critik. Man behauptete damals in den Feuilletons der einflußreichſten Tagesblätter, Roſſini ſey nur ein zierlicher Schwätzer in der Muſik. Glücklicherweiſe ſind weder Roſſini, noch der Dichter Hernanis je vor der Critik zurückgewichen; der eine hat uns ſeitdem mit fünf oder ſechs meiſterhaften Opern beſchenkt, der andere hat Notre Dame von Paris, dieſes große nationale Heldengedicht, geſchrieben, und die franzöſiſche Bühne mit den ſchönſten Dramen bereichert, die ſeit Corneille gedichtet wurden.

Im Alter von fünfunddreißig Jahren hat Victor Hugo fünfundzwanzig Bände geſchrieben, von denen jede Seite reich an Ideen iſt; wozu noch ein Namensverzeichniß davon geben; ſeine Bewundrer und Freunde in ganz Europa, die franzöſiſche Jugend haben ſie begierig geleſen und wiedergeleſen, die Andern kennen wenigſtens die Titel davon. Es ſey genug zu erwähnen, daß es wohl ſelten einem Dichter in gleich hohem Grade gelang, in vielen ganz verſchiedenen Richtungen, in der Ode, Ballade, dem Drama, der Tragödie, dem Roman, in Verſen und Proſa, in ernſten und komiſchen, leichten oder ſchweren Stoffen Gelungenes zu produciren. Victor Hugo hat Alles mit wunderbarer Feinheit des Geiſtes, des Styles, der Auffaſſung durchzuführen gewußt. Plaudern wir nun ein wenig von dem Menſchen, iſt ja der Dichter bekannt genug.

Victor Hugo hat unſtreitig ſchon Vieles gedichtet; er würde noch fleißiger geweſen ſeyn, hätten das Ermüdende unaufhörlicher Kämpfe, die Muthloſigkeit, die hin und wieder auch das feſteſte Herz beſchleicht, die proſaiſchen Ereigniſſe in einem Leben, das auch der Vertheidigung gewidmet ſeyn mußte, ihm mehr ruhige Muße gelaſſen. Dazu muß man noch die Pflichten rechnen, die er ſelbſt ſich auferlegt hat, und die ſeine Tage faſt immer Andern, ſelten nur ihm gaben. Victor Hugo hat mehr Beſuche zu empfangen, als ein Miniſter; jeder junge Literat aus irgend einem Winkel des Landes klopft an des Dichters gaſtliche Wohnung

und wird empfangen. Man kann sich gar die Güte nicht denken, womit Victor Hugo alle diese jungen Leute anhört und ihnen Rath ertheilt; nie zeigt er, selbst wenn er seiner Zeit am nöthigsten bedarf, ihnen gegenüber irgend Ungeduld; es ist ihm eine heilige Pflicht, alle gütig zu empfangen und anzuhören, weil er mit einem einzigen gütigen Wort die Zukunft eines talentvollen Mannes begründen kann. Der junge werdende Schriftsteller verläßt den Salon des Meisters voll Freude und Begeisterung; denn Victor Hugo ist ein Muster der feinsten Artigkeit und eines schönen Benehmens; niemand spricht eleganter, als er; man kann Alles, was er sagt, niederschreiben und drucken lassen, und es wird immer interessant bleiben, denn seine Unterhaltung ist eine verschwenderische Austheilung neuer geistvoller Ideen, und verläßt man ihn, so geschieht es immer mit dem Gefühl, als habe man etwas Angenehmes verloren.

Das Zimmer, welches Victor Hugo bewohnt, ist mit dem originellen Geschmack und der schöpferischen Phantasie eines großen Dichters ausgestattet. Es hängen darin hohe, mittelalterliche Tapeten, wie in den Gemächern im fünfzehnten Jahrhundert, oder einer Decoration aus dem Angelo. Man findet darin alte Kirchenstühle, Betpulte, künstlich ciselirte Kisten. Der Salon, wo der Dichter Besuche empfängt, und in dem immer die laute Freude seiner schönen und liebenswürdigen Familie wiederhallt, nähert sich in seiner Ausstattung mehr dem modernen Geschmack; doch herrscht auch darin eine schöne Verachtung alles Gewöhnlichen und jeder Symmetrie. Die Fenster des Balcons gehen auf die Place-Royale, wo noch die große und poetische Epoche Ludwigs **XIII.** mit rothen Zügen auf allen Mauern verzeichnet ist. Victor Hugo gefällt dieß schöne Bild vor seinen Augen, und er hat es sich zur Aufgabe gemacht, aus eigener Machtvollkommenheit der Beschützer dieses Platzes zu werden, und ihn gegen den Vandalismus der Verschönerungen und des neuesten Geschmacks zu vertheidigen. In den letzten Tagen hatte der Municipalrath beschlossen, das hundertjährige Gitter auf der Place-Royale solle fortgenommen und durch ein modernes ersetzt werden; schon war die nöthige Summe dazu angewiesen. Victor Hugo widersetzte sich dieser sogenannten Verschönerung; er sprach zu Gunsten des Gitters Ludwigs **XIV.**, und hatte auch seinen Willen durchgesetzt; man begreift nicht, wie er in den fortwährenden Arbeiten seines literarischen Lebens Muße zu so vielen Geschäften finden konnte, die so weit ab von seinen nächsten Interessen liegen. Geht zu Victor, ihr werdet glauben, ihn an seinem Schreibpulte zu finden, nein, er spricht mit einem Fremden, der ihm eben den Zustand des Verfalls eines

hiſtoriſchen Denkmals auseinanderſetzt und es ſeinem Schutze empfiehlt; er unterhält ſich lange und gründlich mit einem Künſtler über das wieder aufgefundene Geheimniß der Glasmalerei; in ſeinem Hauſe trifft man ihn immer mit Andern, nie mit ſich ſelbſt beſchäftigt. So haben äußere Kämpfe nicht ſeine häusliche Heiterkeit zu ſtören vermocht, nichts konnte dieſe glückliche Natur, dieſe ſeltene Miſchung von Genie und klarem Verſtande in ihrer vollſtändigſten Entwickelung ſtören.

Die Algierer im Invalidenhause.

In den letzten Kämpfen der französischen Armee mit den Truppen Abd-el-Kaders wurde ein algierischer Soldat, der unter der dreifarbigen Fahne focht, so schwer verwundet, daß er für immer zum Kriegsdienste untauglich war. Der Unglückliche sah, daß seine ganze Laufbahn gestört sey; er hatte freilich nie, wie Jussuf Bey, von goldenen Epauletten geträumt, doch hoffte er nicht noch am Ende seiner Tage vor den Thüren seiner Landsleute betteln zu müssen, denn das war unter dem Dey das Loos aller alten, unbrauchbar gewordenen Soldaten. Der Algierer war ein tapferer Mann, er verwünschte die Kugel, die ihn getroffen, nicht weil sie ihn verwundet, nein, weil sie ihn nicht getödtet hatte. Nachdem er wieder genesen war, sagte ihm sein Hauptmann: „Man wird Dich nach Frankreich bringen, wo Du in dem Hause, das Dich erwartet, nicht allzu schlecht aufgehoben seyn wirst.“ Dem Algierer schauderte die Haut; „nach Frankreich,“ murmelte er, „um Datteln und Räucherkerzen auf den Boulevards zu verkaufen! ich, der ich ein wildes Pferd ritt, die weiten Ebenen zum Kampfplatze, meinen Säbel hatte, und Nachts die Sterne des Himmels über meinem Zelte.“ Doch schwieg er, aber sein Entschluß war gefaßt, er wollte sich auf der Ueberfahrt von Algier nach Frankreich in's Meer stürzen.

Vollständig geheilt, ward er eingeschifft, und man empfahl ihn dem Schiffs-Capitain angelegentlichst. Es war im Spätherbst und herrliches Wetter; man hätte sagen können, der schöne Himmel Algiers und Orans begleite den armen Orientalen, damit er nicht vor Langweile sterben und verzweifeln müsse. Mit gekreuzten Beinen, seine lange Pfeife im Munde, auf dem Verdecke sitzend, sah er am duftenden Horizonte Majorka und Minorka, die lieblichen Inseln, vorübergleiten, und er dachte: noch nicht, ich will mich später umbringen. Zu Marseille angekommen, setzte man ihn in einen Postwagen nach Paris, und er hatte das Coupé für sich allein, damit er ganz nach seiner Bequemlichkeit rauchen könne. Und so erreichte er die Hauptstadt, ohne daß er viel davon wußte, was ihn eigentlich an diesem letzten Ziele seiner Reise erwarte. Im Ministerium des Krieges, wohin er sich zuerst wandte, reichte man ihm einen Zulassungsschein in's Invalidenhaus und gab ihm einen Invaliden mit, der ihn an seinen neuen Bestimmungsort führte. Auf der Wanderung war der arme Algierer sehr bekümmert. Welche lange, traurige Straßen! welcher Lärm, welch' trüber Himmel, in welches Gefängniß sollte er eingeschlossen werden? Er murmelte: „Gott ist groß, aber Paris ist ein abscheulicher Ort."

Endlich kam er auf die Esplanade der Invaliden und stand vor einem prachtvollen Palast. Er zitterte vor Bewunderung. Die Cassauba war nur ein Stall in Vergleich damit. Wem gehört dieser Palast, gewiß dem Sultan von Frankreich?"

„Er gehört Dir," antwortete man ihm; „tritt ein." Der Algierer brummte in den Bart, man spotte wohl über ihn, doch trat er ein und man führte ihn in einen großen Saal: — „was willst Du essen, Kamerad?"

Er stotterte: „Eier und Caffee."

Man brachte ihm Eier und Caffee.

„Und jetzt, was wünschest Du jetzt?"

„Rauchen und spazierengehen."

„Rauche und geh' spazieren. Und nun, was willst Du jetzt?"

„Schlafen."

„Da ist ein gutes Bett."

Als er erwachte, ward er wieder gefragt, ob er Hunger habe.

Er nahm eine tüchtige Mahlzeit zu sich.

Nach dem Essen fragte man ihn, ob er zufrieden sey.

Seine Antwort war: „ich will zu Gott, dem Urheber der Welt beten. Von welcher Seite geht die Sonne auf?"

„Da ist der Osten, bete ganz nach Deiner Weise. Wir haben

freilich wenig Sonne übrig, doch verfüge ganz nach Deinem Belieben darüber."

Die Invaliden entfernten ſich, um ihn ungeſtört beten zu laſſen. Er warf ſich nach orientaliſcher Sitte in den Saal nieder und betete eifrig; als ſein Gebet zu Ende war, fragte er ängſtlich, was man denn am andern Tage mit ihm anfangen werde, nachdem er ſo gut behandelt worden ſey.

„Morgen wirſt Du es eben ſo treiben und ſo Dein ganzes Leben lang und dauerte es hundert Jahre. Gefällt Dir das Haus, Freund?"

Außer ſich vor Staunen, fragte der Algierer, unter welchen Menſchen er denn eigentlich ſey.

„Unter Soldaten, gleich Dir. Ich, ich war der Waffengefährte Napoleons, ich wurde bei Moskau verwundet, ich bei Marengo, ich bei Smolensk, ich bei Damiette, ich bei St. Jean d'Acre."

„Ich bei der Mocta! für Frankreich."

„Du biſt alſo Franzoſe, Türke? Auf Deine Geſundheit, Du gehörſt den Unſerigen an, Du wirſt mit uns leben, mit uns alt werden, mit uns ſterben."

Und es wurden lange Geſchichten erzählt. Jeder trug die ſeinige vor. Der Algierer beſchrieb, mit Hilfe ausdrucksvoller Geberden und des wenigen Franzöſiſch, das ihm zu Gebote ſtand, die Art zu kämpfen bei den Beduinen. Er ſprach von ihrem ruhigen Sitze zu Pferde, von dem weiten, weißen Bournous, der ſie umwallt und ſie Geiſtern aus dem Nebel der Wüſte ähnlich erſcheinen läßt; er erzählte von ihrer Mäßigkeit, wie eine Hand voll Datteln ihren Hunger für einen ganzen Tag ſtillt, von ihren Erfriſchungen, einem Trunke ſalzigen Waſſers, von ihren Zerſtreuungen, einer Viertelſtunde des Gebets, von ihrem Bette, dem Sande, von ihrer Hoffnung, dem Himmel.

Der Türke wurde von allen ſeinen neuen Kameraden umarmt, ſeine Ankunft ward feſtlich gefeiert. Er war ganz trunken vor Freude, er ward es ſpät am Abend vielleicht noch von etwas Anderem, trotz Muhammed. Man trug ihn in ſein Bett, er hatte die ſchönſten Träume.

Nach einigen Tagen erkundigte er ſich, ob ein Heiliger dieſen gaſtlichen Palaſt habe bauen laſſen, und ob er durch die gottesfürchtige Barmherzigkeit frommer Menſchen erhalten würde. Man machte ihm nicht ohne Schwierigkeit begreiflich, es gäbe in Frankreich gerade nicht ſo viel Fromme, um ſo große Aſyle der Menſchlichkeit, wie das Invalidenhaus, bauen zu können.

„Alſo iſt's der König?" fragte er weiter.

„Kein König würde sich damit befassen können," lautete die Antwort.

„Aber wie kann es denn bestehen?"

„Die Soldaten selbst tragen allen Aufwand, der hier gemacht wird. Man hält ein wenig von dem wenigen Solde, den man ihnen gibt, zurück, und dieses Wenige reicht hin, um allen Invaliden Kleidung, Gärten, gutes Essen und Bordeaurwein verschaffen zu können. Der Sou aller Soldaten Frankreichs ist hinreichend, eine Anstalt zu gründen und zu erhalten, wie es kein König vermöchte, und wendete er Millionen daran."

Die Orientalen sind ernst; sein Gesichtskreis erweiterte sich, als er bedachte, welche Mittel sich die Civilisation geschaffen hat, um Gutes zu vollbringen, selbst wenn die Religion die Herzen nicht mehr glühend erwärmt; und wie der Corpsgeist sich zur Höhe persönlicher Aufopferung erhebt, wenn die Zeiten der Opfer aus Freundschaft, Pflicht, Vaterlandsliebe vorüber sind. Er hatte eines Tages ein Beispiel dieser Aufopferung, als einer seiner Kameraden an einem heftigen Gichtanfall darniederlag und in das Spital gebracht werden mußte. Als er ihn besuchte, beklagte er ihn innerlich, daß an seinem Bette Weib und Kinder fehlten, die ihn trösten und pflegen könnten. Wie erstaunte er aber, als er seinen Freund von drei Frauen umgeben sah, die alle drei beschäftigt waren, durch zarte und von frommem Mitleid eingeflößte Sorgfalt die Schmerzen des Kranken zu lindern. Er fragte eine von ihnen, ob sie die Mutter seines Freundes, des Invaliden, sey; die zweite, ob sie mit ihm verheirathet sey, und die dritte und jüngste hielt er für seine Tochter.

Keine von allen dreien hatte jemals den Kranken gesehen.

„Warum pflegt Ihr ihn denn?" forschte der Algierer.

„Weil Gott es also befiehlt," antworteten sie bescheiden.

„Ja, Gott ist groß!" sagte der Algierer von Bewunderung hingerissen, „und ihr werdet im Himmel die schönsten Männer zu Gatten bekommen, die ihr jemals in Euern Träumen sahtt."

Bei dieser Artigkeit errötheten die drei barmherzigen Schwestern, nur die Aelteste wagte ihm zu antworten: „die einzige Belohnung, auf die wir hoffen, ist, dem Herrn im Himmel loben zu dürfen und uns seiner Gegenwart zu freuen."

Der Algierer schwieg. Sein wackrer Freund lächelte und erklärte ihm in schlechtem Arabisch, das er im Feldzuge nach Egypten gelernt hatte, die Nonnen hätten das Gelübde ewiger Keuschheit gethan, indem sie das Ordenskleid nahmen.

Dieſes Opfer ſchien den Orientalen ſehr zu überraſchen, da er in ſeinem Nachdenken nicht mit ſolcher Entſagung die ſo weltlichen und unangenehmen Dienſte jener Frauen an Krankenlagern vereinigen konnte.

„Geht es Euch beſſer?“ fragte die jüngſte Nonne den gichtbrüchigen Invaliden, „wollt Ihr vielleicht trinken?“

„Ich bin nicht durſtig, aber wenn ich dürfte, möchte ich Sie um etwas bitten, meine Schweſter!“

„Nun redet,“ erwiderten alle drei eifrig.

„Ich habe ſeit zehn Tagen nicht geraucht, denn ich kann wieder ja kein Glied rühren, und möchte doch gern wenigſtens Tabaksrauch einathmen. Erlauben Sie meinem Kameraden, an meinem Bette zu rauchen, der Dampf ſeiner Pfeife wird mir wohlthun.“

Eine von ihnen lief hin und holte eine Pfeife, Tabak und Feuer, und bat den Algierer, zu rauchen.

Dieſer erfüllte ſehr eifrig den Freundſchaftsdienſt, um den ihn ſein Kamerad bat, und es war rührend, die Nonnen und den Algierer zu ſehen, wie er, die Beine auf den Teppich gekreuzt, in feierlichen Zügen das Zimmer mit Dampf füllte. Der Invalide ſog den Dampf mit Behagen ein, und ſein altes Geſicht war bald ganz in Rauchwolken gehüllt. Der Türke war ernſt, wie im Gebet; er rauchte eifrig, als gälte es, ſeinen Freund vom Tode damit zu retten.

Jetzt ſind es mehr als drei Monate, daß der Algierer im Hotel der Invaliden iſt, wo er ſich für den glücklichſten Mann des Oſtens und Weſtens hält, alle Sultane und Emirs nicht ausgenommen. Täglich raucht er ſeine zwölf Pfeifen, trinkt ſeinen Caffee in einer Gartenlaube, wenn das Wetter es erlaubt, geht aus, wenn es ihm gefällt, kömmt zum Mittageſſen wieder zurück, bebaut ſein Gärtchen in Gemeinſchaft mit einem Kameraden, der nur ein Bein und einen Arm hat. Wenn Sonntags oder in der Woche die Frauen und Kinder der verheiratheten Invaliden kommen, um ihre Männer und Väter zu beſuchen, wollen ſie immer den Türken ſehen, und erweiſen ihm gewöhnlich eine Artigkeit; bald bringen ſie ihm eine ſchöne Blume, bald eine Rolle Tabak, die ſie ihn bitten, zu rauchen. Er iſt der Liebling Aller.

Er aber ſchreibt Gott alles zu, und ſpricht, nach Oſten gewendet, jeden Abend im Gebete: „Ich danke dir, mein Gott, für die Wunde, die ich an der Mocta erhalten habe.“

Feuilleton.

II.

Literatur.

Wanderungen durch Italien,
von
Fennimore Cooper.
Nach dem Engliſchen
von
Dr. F. Steger.
Zwei Theile. Braunſchweig.
Verlag von Georg Weſſermann.

Die ehrfurchtsvolle Neugier, welche das deutſche Publikum gegen die Erzeugniſſe der fremden Literatur hegt, gereicht ihm ſicherlich nicht zur Ehre. Romane, Novellen, Reiſebeſchreibungen, Denkwürdigkeiten u. ſ. w., die man in England, Frankreich u. ſ. w. kaum beachtet, und die oft, wenn ſie gut ſind, nur von denjenigen Leſern in Deutſchland verſtanden werden können, welche mit dem Leben und den Parteianſichten des Auslandes genauer bekannt ſind, alle ſolche Werke werden ſogleich nach ihrer Erſcheinung von deutſchen Buchhändlern in Beſchlag genommen, und Ueberſetzern mit dem Befehle eingehändigt, die Arbeit ſo ſchnell als möglich fertig zu machen, damit keine Concurrenz auf deutſchem Markte ſtatt finde. Es geſchieht ſogar das Unglaubliche, daß ſchlechte engliſche Schriftſteller, die zu Hauſe nur ein kleines oder gar kein Honorar erhalten, von deutſchen Buchhändlern verhältnißmäßig hoch bezahlt werden, damit ſie ihre Aushängebogen zum Ueberſetzen einſchicken. Die Werke ſelbſt ſind in der Regel mittelmäßig, die Ueberſetzer der Sprache nur unvollkommen, und der Verhältniſſe in keiner Weiſe kundig; bei Romanen erhält der Leſer

ohnedem eine ſchiefe Darſtellung der Lebensverhältniſſe Englands oder Frankreichs, die der Verfaſſer ſeiner beſondern Parteianſicht gemäß, nur von der guten oder ſchlechten Seite darſtellt, bei Reiſebeſchreibungen in der Regel nur einſeitige oder oberflächliche Anſchauungen, und bei Beiden Ueberſetzungsfehler mit in den Kauf. Alles dieß wird gutmüthig für baare Münze genommen, und vom Publikum der Leſebibliotheken begierig verſchlungen.

Zu dieſer Art Literatur gehören beſonders die Werke des Amerikaners Fennimore Cooper, denen übrigens in England ſchon lange das gebührende Recht widerfahren iſt, und die nur noch in Deutſchland dem Leſepublikum als treffliche Geiſtesnahrung dargeboten werden. Oberflächlich und voll Nichts ſagenden Geſchwätzes iſt Alles, was dieſer Amerikaner ſeit Jahren geſchrieben hat. Fennimore Cooper iſt ein vollkommenes Exemplar aller unvortheilhaften Seiten ſeiner Landsleute, welche die Engländer unter dem Charakter eines Yankee oder dem des Brother Jonathan mit ſpöttiſchem Wohlgefallen hervorzuheben ſuchen. In der Regel ohne gründlichere Geiſtesbildung, pflegen ſich die Amerikaner bei dem immerwährenden Zeitungsleſen, ihrer hauptſächlichſten geiſtigen Nahrung neben dem Einmaleins, und durch die alleinige und tüchtige Beſchäftigung mit Dingen, die nur für den Augenblick Intereſſe gewähren, eine Geſchwätzigkeit anzugewöhnen, womit ſie über Alles, was ihnen vorkömmt, ſogleich eine Rede oder einen Zeitungsartikel in Bereitſchaft haben. Außerdem fehlt ihnen eine ariſtocratiſche Geſellſchaft, welche auch den äußeren Sitten der übrigen Volksclaſſen einen feineren Anſtrich zu verleihen pflegt. Faſt alle Amerikaner machen Anſpruch auf den Charakter eines Gentleman; der gewöhnliche Yankee wird aber überall durch übertriebene Empfindlichkeit oder durch groben Freimuth anſtößig werden. Ein Beiſpiel hievon hat Fennimore Cooper in einer kürzlich erſchienenen Reiſe durch England gegeben, die übrigens, ſo viel wir wiſſen, noch nicht in's Deutſche überſetzt iſt. Er erzählt darin mit vieler Naivetät eine Menge Geſchichten, worin er ſeine durch Vorurtheile beſchränkte Auffaſſungsgabe und ſeinen Mangel an Lebensart deutlich genug vor Augen legt. Referent weiß übrigens ſehr wohl, daß es zahlreiche Ausnahmen von jenem Charakter eines Yankee unter den Bürgern der Vereinigten Staaten gibt, allein Fennimore Cooper gehört nicht dazu. Dieſer hat nämlich ſeine Erziehung an Bord eines amerikaniſchen Kriegsſchiffes, unter der dumpfen Atmosphäre des zweiten Decks erhalten, wobei er unter den Flüchen der Matroſen und Boatswains die Kraft der engliſchen Sprache, und bei einem Glaſe Grog die Annehmlichkeiten eines civiliſirten Lebensgenuſſes ſtudiren konnte. Später hat er eine untergeordnete Stelle in der amerikaniſchen Flotte bekleidet, und zuletzt ein Handelsſchiff befehligt. Dieſe ſeine Lebensverhältniſſe waren übrigens die Urſache zu dem Glück, das er als Schriftſteller gemacht hat. Nachdem er nämlich in günſtige Vermögensverhältniſſe gelangt war, und wahrſcheinlich durch Zeitungsleſen ſeinen Styl gebildet hatte, trat er mit einem Romane auf, der das Leben der Seeleute ſchilderte. Dieſe Gattung war ſeit dem allgemein geleſenen Smollet von den Briten nicht wieder bearbeitet, und beinahe in Vergeſſenheit gerathen, obgleich dergleichen Schilderungen und Charaktere durch ihre beſondere und abgeſchloſſene Lebensart ein eigenthümliches Gepräge voll Intereſſe erhalten. Der Pilot Coopers betraf einen Gegenſtand, worin der Verfaſſer durch beſondere Erfahrung und Anſchauung Etwas leiſten konnte; der Reiz der Neuheit wirkte ebenfalls auf das Publikum, und der Roman fand Beifall. Es folgte eine Reihe von Erzählungen, in denen das amerikaniſche

Leben in Wildnissen, Städten und neu-angelegten Colonien den Hintergrund bildete, wo die europäische Civilisation im Kampf mit der wilden Natur die Urwälder, und was damit zusammenhing, sich unterwarf. Auch diese Romane wurden günstig aufgenommen; der Stoff war neu, und außerdem in mannigfacher Weise anziehend. Zwar war Cooper sehr geschwätzig, allein damals war durch Sir Walter Scott eine gewisse Breite des Styls zur Mode geworden, da das grössere Publikum und mit ihm die Nachahmer, die bloße Form oder mit andern Worten die Manier als das Wesen einer besondern Dichtungsgattung gewöhnlich anzunehmen pflegen. Hätte Cooper sich mit dem Namen begnügt, den ihm diese Werke verschafften, so würde man ihn für keinen der schlechteren Schriftsteller halten; allein er hat seitdem Europa bereist; einen mittelmäßigen Roman, dessen Schauplatz die Rheinpfalz ist, eine erbärmliche Satyre auf die englische Verfassung und auf das System der constitutionellen Staaten, und noch erbärmlichere Reisen durch Frankreich, England und Italien geschrieben.

Wollte man die Reisebeschreibungen zählen, die nur seit Addison über Italien herausgekommen sind, so würde die Zahl immer sicherlich die von Hundert übersteigen. Jede Nation hat deren aufzuweisen, welche die malerische Schönheit des Landes, die Lieblichkeit des Climas, die Denkmäler des alten Roms und der künstlerischen Blüte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts beschrieben haben. Somit ist es eine mißliche Sache, hierüber noch ferner zu berichten. Alles dieß ist zur Genüge besungen, beleuchtet und abgehandelt. Wer etwas Verdienstliches über Italien liefern will, muß die Wirkung der Gegenwart oder wenigstens der nächsten Vergangenheit aufgreifen und darstellen. Allein Letzteres ist in Coopers Reisebeschreibung nicht geschehen; seine Kenntniß der Italiener beschränkt sich nur auf wenige, mit Fremden untermischte Gesellschaften, auf Dienstboten, über die er langweilige Zänkereien, die er mit ihnen hatte, gewissenhaft berichtet, und auf Bettler. Die Sprache scheint er nicht verstanden zu haben; er hat das Land im Fluge durchreist, und sagt selbst über seinen Aufenthalt in Bologna: „Wie kann Jemand, der einen Tag im Wirthshause zubringt, etwas Wissenswerthes berichten?" Sicherlich zeugt es aber von eigenthümlichem Selbstvertrauen, unter solchen Verhältnissen eine Reisebeschreibung in Druck zu geben, ein Verfahren, welches auch bei uns dem Namen nach einigermassen bekannte Schriftsteller zu beobachten für passend hielten.

Somit beschränkt sich das Werk Coopers fast allein auf Beschreibung von Gegenden und Monumenten. Die Reisenden, welche über Letztere schreiben wollen, sollten aber doch wenigstens Kenntniß des Alterthums besitzen. Allein auch diese fehlt dem Verfasser. Wie sollte er sich dieselbe an Bord seines Schiffes erworben haben? Die Tempel von Paestum sind ihm so alt, wie die Pyramiden Aegyptens; Tiberius soll zahlreiche Landhäuser auf der Insel Capri besessen haben (und dennoch schwatzt er nachher vom göttlichen Tacitus, den er also nur vom Hörensagen kennt), er gibt eine antiquarische Abhandlung über den alten Umfang Roms zum Besten, und kennt weder die Verhältnisse der ländlichen **Tribus** (**tribus rusticae**), noch den Theil der Stadt, welcher **Romoeria** genannt wurde, und glaubt, die Beherrscher der Welt wären in den Kreis der Mauer zusammengepfercht gewesen.

Besäße Cooper nicht einen gewissen Ruf in Deutschland, so würden wir bei der Fabrikarbeit nicht so lange verweilt haben, welche höchstens den Amerikanern Interesse gewähren kann, weil sie mit immerwährendem Rückblick auf New-York verfaßt ist. Selten sieht Herr Cooper einen Berg, einen Fluß u. s. w.,

woran er nicht an irgend etwas aus der dicken Atmosphäre seiner Heimat erinnert wird. Unser Publikum mag sich an den Bemerkungen erbauen, die Asche in Pompeji müsse ungefähr in der Art gefallen seyn, wie der Schnee in den Straßen von New-York, der Sarno sey ungefähr eben so breit als der Bronce bei Westfarms u. s. w. Vielleicht macht das Buch jenseits des Oceans um so größeres Glück, da Cooper besondere Beredtsamkeit in den Schmähungen auf die englische Nation zeigt, eine Eigenschaft, die er in der obenerwähnten Reise durch England in noch höherer Virtuosität zeigt. Alles Englische taugt durchaus nichts; die Engländer sprechen sogar nicht einmal ihre eigene Sprache richtig, deren feinster Ausdruck auf der Börse in New-York vernommen wird. In der vorliegenden Reise z. B. corrigirt er einen Ausdruck Lord Byron's; es wäre dasselbe, wenn ein französischer Canadier, etwa Papineau oder ein Anderer, Chateaubriand über Eleganz des Ausdrucks und Styls schulmeistern wollte.

Die Uebersetzung ist ziemlich, doch finden hin und wieder Fehler der Art statt, welche bei Bulwer den guten Ruf (**Good Character**) der Engländer zum guten Charakter machen, und wie sie in beinahe keiner Arbeit von dieser Farbe auszubleiben pflegt. So steht dort: Auf dem Palatinus l e b t e n Cicero, Catilina u. s. w. Referent hat zwar das Original nicht vor Augen, vermuthet jedoch, daß dort das englische **to live** gebraucht ist, welches nicht allein l e b e n, sondern auch w o h n e n heißt. Ferner heißt es in dem Buche: Die W e r s a m m l u n g e n in New-York beständen nicht ausschließlich aus Heiligen. Von welcher Art sollen aber diese Versammlungen seyn. Im Text steht ohne Zweifel **Congregations**, ein Wort, welches bei politischen Versammlungen oder Verbindungen anderer Art nie gebraucht wird, sondern nur Versammlungen zu religiösen Zwecken bezeichnet. R—p.

Französische Literatur.

Les enfans célèbres ou histoire des enfans de tous les siecles et de tous les pays, qui se sont immortalisés par le malheur, la pieté, le courage, le génie, le savoir et les talents, par Michel Masson.

— La nuit d'un bal, par Felix Servan.

— La chronique de Rains, publiée sur le manuscrit unique de la bibliothèque du roi, par Louis Paris.

— Comme quoi Napoléon n'a jamais existé ou Grand erratum, source d'un nombre infini d'errata, a noter dans l'histoire du XIX. siècle par M. J. Paris, 4 edition.

— Le prince de Talleyrand, sa vie et ses confessions.

— Derniers momens de la duchesse d'Abrantès, par A. de Bromnalen, précédés d'un récit de sa naissance écrit par elle même.

— Mémoires d'un homme du peuple par Roland Bauchery. 2 tomes.

Miscellen.

Herr von Salvandy, französischer Minister des öffentlichen Unterrichts hat Philarete Chasles, den Redacteur des Journal des Debats, der im Gefolge des Marschall Soult der Krönung der Königin Victoria mit beiwohnte, beauftragt, einen Bericht über den jetzigen Zustand der Universitäten Oxford, Cambridge, London und Edinburgh aufzufassen.

— Charles Soullier hat eine neue französische Uebersetzung der Satiren des Persius geliefert, die als gewandt und fließend sehr gelobt wird, sie ist dem Herzog von Decazes, dem ehemaligen Premierminister Ludwigs **XVIII.**, gewidmet.

II.

Theater.

Theater Malibran in Venedig.

Der Urſprung des Theaters Malibran in Venedig iſt einer der ſchönſten Beweiſe für die leidenſchaftliche Kunſtliebe der unſterblichen Sängerin. Maria Malibran hatte eben ihre letzte Rolle bei dem Theater Fenice geſungen; aber ehe ſie Venedig verließ, erfuhr ſie, ein Herr Gallo, der Eigenthümer eines Theaters zweiten Ranges, ſey im Begriff, Bankerott zu machen. Sogleich beſchloß ſie, dem Manne, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, mittelſt einer außerordentlichen Vorſtellung zu ſeinem Vortheile, zu Hilfe zu kommen. Maria ſchickte ſich an, die Sache in das Werk zu ſetzen. Die Sänger und das Orcheſter waren erbärmlich, aber Maria ließ ſich nicht entmuthigen; ſie brachte einen Theil des Tages damit hin, Probe zu halten, dirigirte ſelbſt das Orcheſter und die **mise en scène**, unterrichtete den Einen in ſeiner Rolle, zeigte dem Anderen die Actionen, und verließ endlich das Theater in einem außerordentlich fieberhaft aufgeregten Zuſtande. Indeſſen wurde der Tag der Vorſtellung beſtimmt, und das Publikum von Venedig, das nicht mehr hoffte, die **diva cantatrice** wieder zu ſehen, vernahm mit Entzücken, daß es ſie noch einmal in der Rolle der Somnambula hören ſollte. Schon am Morgen drängte ſich das Volk in Maſſe nach dem Theater.

Der Vorhang wird aufgezogen, aber kaum befindet ſich der Tenor, der die Rolle des Elvino zu geben hat, Maria gegenüber, um das Duett „**son geloso del Zefiro errante**“ zu ſingen, als ihn plötzlich ein heftiges Zittern erfaßt, und er ſeine Partie gänzlich vergißt; ſchon machten ſich Gemurmel und Geſpötte auf dem Parterre hörbar; da flüſtert Maria, ohne aus der Faſſung zu kommen, dem Tenor zu: „Seyd ruhig, ich werde Euch helfen.“ Und der Partie ſich bemächtigend, die er zu geben hat, identificirt ſie dieſelbe ſo gut mit der ihrigen, indem ſie abwechſelnd die Paſſagen der einen und der andern ſingt, daß aus dem Duo eine Art ſehr geſchickt angeordneter Arie wird, und der Tenor, der Zeit gehabt hat, nach und nach Ruhe zu gewinnen, am Ende ſeine Partie im Enſemble wieder aufnehmen kann. Ueber ſo viel Talent und Liebenswürdigkeit erſtaunt und entzückt, überſchüttete das Publikum die unſterbliche Sängerin mit Beifall. Man hatte die Intention wohl begriffen. Es war ein wahres Lauffeuer von Klatſchen und Acclamationen im überfüllten Hauſe; man weinte vor Luſt. Als Maria zu ihrer letzten Arie gelangte, ſtellte ſich das ganze Parterre auf die Bänke, ließ die Taſchentücher am Ende der Stöcke flattern, und bildete ſo für ſie gleichſam eine Triumphglorie. Das ganze Volk erwartete Maria beim Ausgange des Theaters mit brennenden Fackeln, um ſie zu ihrer Wohnung zu begleiten; aber ermüdet, wagt ſie nicht zu gehen, und wartet: das Geſchrei vermehrt ſich, und ihre Furcht ebenfalls; Maria entſchließt ſich, in eine andere Gondel, als die ihrige, zu ſteigen, da man dieſe an der Farbe erkannt und umſtellt hatte. Kaum hatte ſie ihre Wohnung erreicht, kaum fing ſie an, ruhiger zu werden, als eine Deputation von Schiffern in Galla, mit weißer Weſte, Strohhut und ſcharlachrothem Gürtel vor ihr erſchien. Der

Beredteſte von ihnen nahm das Wort, und bat ſie, in einfachen, naiven Ausdrücken, ihre Lippen an einen vergoldeten Becher zu ſetzen, den er ihr überreichte; Maria erfüllte ſeinen Wunſch, und gewahrte, als ſie ſich ſofort mit ihren Freunden auf den Balcon begab, das Corps der Schiffer in Ordnung den ganzen Quai entlang aufgeſtellt. Ihre männlichen, markirten, durch das röthliche Licht der Schiffslaternen beleuchteten Geſichter traten aus der Dunkelheit der Nacht hervor, und die lebhaften, heißen Tinten, von denen ſie umfloſſen waren, contraſtirten ſeltſam mit der ſanften Klarheit des Mondes, der ſich auf der entgegengeſetzten Seite über die marmornen Mauern des Palaſtes Barberini verbreitete. — Bald kamen die Deputirten-Schiffer zu ihren Cameraden zurück, und ihr Führer ließ, mit feierlicher Miene, den Becher unter ihnen kreiſen. Jeder berührte ihn mit den Lippen, und man verſichert, es ſey nach der letzten Libation noch Wein in dem Gefäſſe geweſen.

Gallo bedurfte 14,000 Franken, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen; die Vorſtellung brachte 10,500 Franken ein; Maria ſchoß den Reſt zu, und rettete Gallo vom Untergange. Von dieſer Zeit nahm das Theater des Herrn Gallo den Namen „Theater Malibran" an.

Miscellen.

Auf einem Londoner Theater wird nächſtens eine neue dramatiſche Arbeit gegeben, der man mit geſpannter Erwartung entgegenſieht, da ſie von einem jungen, in gerader Linie von Shakeſpeare abſtammenden Manne herrühren ſoll. Die Handlung ſpielt unter der Regierung Eliſabeths, der jungfräulichen Königin. Der unſterbliche Dichter ſelbſt tritt darin auf, und ſein Abkömmling wird dieſe Rolle geben.

— Don Carlos de Latorre, der größte jetzt lebende, tragiſche Schauſpieler von Spanien, iſt jetzt in Paris, wo er nächſtens auf einem der erſten Theater auftreten wird. Da er als Page, am Hofe Joſeph Napoleons erzogen wurde, und ſpäter einige Jahre als Officier in der franzöſiſchen Armee gedient hat, ſo legt ihm die Sprache durchaus keine Hinderniſſe in den Weg.

III.

Muſik.

Ueber die ungariſchen Zigeuner und ihre Muſik.

Von Arthur Schott.

(S. die muſikaliſche Beilage Lassan Magyar im vorigen Hefte.)

Unter den verſchiedenen Stämmen der großen Völkermiſchung in Ungarn iſt der der Zigeuner einer der merkwürdigſten. So dunkel die Herkunft der Slaven, der urſprünglichen Landesbewohner iſt, ſo wenig kennt man die eigentliche Heimath der ſpäter gekommenen Magyaren, und eben ſo unbekannt iſt auch die Abſtammung der Zigeuner. Man weiß nicht, wie und wo ſie zum erſtenmal hier erſchienen. Immer unſtät und überall verfolgt, ſchweifen ſie einzeln, oder in Familien umher, armſelig lebend von geringem Erwerb. Sie ſind Schmiede, Wahrſager, treiben Sympathie und Heilkunde; durch ihr Muſiktalent aber ſind ſie in Ungarn berühmt, und eigentlich unentbehrlich geworden. Sie genießen

keine andere bürgerlichen Rechte, als daß sie hier und dort mehr oder weniger geduldet sind. Ein nicht zu beugender Freiheitssinn, und eine cynische Bedürfnißlosigkeit stählt sie gegen die drückenden Verfolgungen, die von dem neidischen Gemeinsinn der Eingebürgerten gegen sie angestellt werden. Nur die wilden, unabsehbaren Haiden, auf denen sie sich eingraben, und die undurchdringlichen Gestrüppe der Wälder gewähren ihnen Schutz. Schon der Name Ozigáno ist verachtet, und der Ungar betrachtet ihn als den größten Schimpf. Es ist als theilten die armen Verfolgten den Fluch des bedrängten Judenthums, das stets dem Untergange nah, doch nie enden kann.

Wegen Untauglichkeit zum Kriege von der Ehre des Schlachtfeldes ausgeschlossen, ward ihnen hiervon nichts zu Theil, als den heimkehrenden Kriegern die Thaten der Helden zu singen. Sie bewahrten das, was dem kampflustigen Ungarn das Herz bewegte, was er in seiner männerhaften Einfachheit nur in wenigen Tönen vor sich hinsang, in den feurigsten, ergreifendsten Weisen, in denen der Hauch gedrückter Melancholie, und die Ergüsse eines weichen, rastlosen Gemüths vorherrschen. Sie nahmen die kurzen musikalischen Sätze der magyarischen Volkslieder, die den alten nordischen an Einfachheit nicht nachstehen, und gaben sie aus ihrer wilden Phantasie wieder zum Entzücken der alten Krieger, und zur Freude des Jünglings, dem es Heldenthränen entlockte, daß der Säbel seinem Türkenhaß noch nicht Luft gemacht hatte.

Wie die Troubadours der Provence und die Minstrels der nordischen Helden, folgten sie in's Lager ihrer ungarischen Oberherrn. Sie sangen dem Volke in der Heimath die Thaten der Sieger, und die Tapferkeit der Gefallenen, und brachten so Trauer oder Freude übers Land. Auch in Csákó'rn *) schlangen die Zigeuner ihr düsteres Gewebe von Tönen um das Schaffot, auf dem die Häupter Zrinyis und Rákóczyis fielen, an die blutige Dämmerung mahnend, die damals den Horizont der ungarischen Geschichte umlagert hielt, die Tökölyi gewaltsam erhellen wollte, um den zweiten Theil, das wilde Allegro, in den die Grabestöne an jenem traurigen Tage übergegangen waren, in's Leben zu rufen.

Die Linke am Säbelgriff, und die Rechte in die Seite gestemmt, lauscht der Ungar diesen vaterländischen Klängen. Langsamen Schrittes tritt er aus der Reihe seiner Kameraden, mahnt mit dem Zusammenschlag seiner Sporen an den flinken Tanz zu Pferde. Jetzt folgen ihm noch andere, sie schreiten in regelmäßigen Figuren durch einander, und so entsteht der magyarische Nationaltanz, wie er schon im grauen Alterthum gebräuchlich war. Er heißt in der Landessprache „Lássán" (Langsamer). Der zweite Theil „Frissen" soll durch König Robert aus dem Hause Anjou eingeführt worden seyn. Er ist nichts Anderes, als eine magyarisirte Française. Das Wort Frissen ist aus dem Deutschen, und heißt „Frischer." Da jeder Theil des ungarischen Tanzes schon an und für sich wiederholt wird, so ruft der Ungar, statt des gewöhnlichen „da capo" sein **három á tánz.** Dieß wörtlich übersetzt, bedeutet dreimal ein Tanz. Diese letzte Wiederholung wird noch rascher gespielt, und indem sich die Tänzer, wie beim Walzer, um den Leib fassen, drehen sie sich, einem Kreisel gleich, mit dem immer wachsenden Tempo auf derselben Stelle. Mit diesem haben die Tanzenden den Culminations-

*) **Csákótórn**, sprich Tschakatorn. Zu deutsch Krähenthurm, von **Csóka**, Krähe, und **torn**, Thurm. Ein sehr festes Stammschloß der Familie Zrinyi, jetzt dem Grafen Ladislaus Festitics gehörig.

Punkt erreicht, wenn man eine Gemüthsaufregung, mit der man ſich beim Tanz über das gewöhnliche Sonſt erheben will, als Zweck annimmt.

Eine Variation des ungariſchen Tanzes iſt der Verbunk. Auch dieſes Wort iſt ein deutſches nur mit magyariſcher Schreibart. Der Verbunk wird etwas ſchneller als der Läſſán ausgeführt, und verhält ſich zu dieſem etwa wie das Andantino zum Adagio. Er wird nur von Männern getanzt, und hat ſeine Entſtehung aus den alten Kriegszeiten. Mit ihm benützt der Werber die Aufregung der zuhörenden Jünglinge, um ſie in den Soldatenſtand zu locken. Ich glaube an dieſer Stelle nicht mit Unrecht auf Lenau's „Werbung" aufmerkſam machen zu dürfen, welche ganz den Charakter eines ſolchen Muſikſtücks ausſpricht.

Der Dichter beginnt:

„Rings im Kreiſe lauſcht die Menge
„Wärtiger Magyaren froh,
„Aus dem Kreiſe rauſchen Klänge,
„Was ergreifen die mich ſo?" —

Es ſind die Klänge des Verbunk, mit denen der Zigeuner die Ruhe dem Gemüthe des Hörers entlockt.

„Laß die Geige wilder ſingen!
„Wilder ſchlag das Cimbal du!
„Ruft der Werber und es klingen,
„Seine Sporen hell dazu."

So facht der Liſtige das Feuer der Muſik an, und mit ihm den Enthuſiasmus des ſonſt ſo phlegmatiſchen Ungarn.

Doch, genug hievon, meine Liebe zu dieſen romantiſchen Scenen läßt mich zu breit werden. Muſik und Zigeuner ſind ja der eigentliche Faden in dieſen Zeilen, wir müſſen wiederum auf ſie zurück.

In der Freiheit, mit welcher der braune Meiſter eines Zigeuner-Orcheſters das Reich ſeiner Töne regieret, liegt eine gewiſſe, antiklaſſiſche Wildheit, welche dieſen Tonſtücken jenen Reiz verleiht, den nur ein verwandtes Gemüth wieder zu geben im Stande iſt. Einen ungariſchen Tanz eigenthümlich, wie er vorgetragen werden ſoll, auf Noten zu bringen, wäre eine Aufgabe, wie die Quadratur des Zirkels zu finden. Nicht ſtrenges Binden an Tackt, Rhythmus und Melodie erfordert eine ſolche Ausführung, ſondern eigentlichen Genius. So wird eine und dieſelbe Weiſe nie, ſelbſt vom eigenen Schöpfer nicht, einmal wie das andere geſpielt. Er kleidet ſeine Compoſitionen immer wieder in andere tempi, gibt den Melodien ſtets ein anderes Colorit, und verſteckt die Harmonie in die verſchiedenſten Modulationen.

Um dieſen Spielraum zu haben, bedarf er ein Inſtrument, auf dem er bei einem großen Bereich von Tönen, die höchſte Kraft mit der leiſeſten Zartheit paaren kann. Dieß iſt die Violine. Das düſtere Auge auf ſeine Zuhörer gerichtet, ſpinnt er darauf den Trauerfaden mit dem ſchwarzbezogenen Fiedelbogen, und plötzlich wie aus ſeinen Träumen erwachend, wenn ihn der dunkelrothe Ungarwein an das Türkenblut erinnert, jagt er ein Allegro unter die Tänzer, und feuert ſie ſo zur ausgelaſſenſten Luſt an.

Die beliebteſten Compoſitionen der Zigeuner erhielten Namen, entweder nach dem Volksliede, das der Melodie unterliegt, oder nach einem angeſehenen Herrn, der ſie zu ſeinem Lieblingsſtücke erhob, oder nach dem Commitate, wo ſie bei Reſtaurationen, Sedrien, Statutionen und dergleichen Gelegenheiten zuerſt vor dem Publikum erſchienen. So gaben wir in den Beilagen einige, wie: „**Illyesházy kedves notaja; Réglevics kedves notaja; Pásta Sipó magyar.**" So gibt es einen Néograder, Naber u. ſ. f.

Beliebte Compoſitionen brachten natürlich auch ihre Meiſter in Ruf. Darum leben im Volksmunde noch jetzt die Namen mehrer ſolcher Zigeunerkoryphäen,

wie Biharg, Bunko, die beiden Janesy und Andere.

Wie seine Composition, die kaum die Fesseln der Notenschrift erträgt, ist der Zigeuner ungebunden. Er haßt jeden Zwang, und spottet der verführerischen Bande der Cultur. Man hat kein Beispiel, das je einer von diesen freien Meistern, der sich mit seinem Spiele ungeheuere Summen erwarb, reich wurde. Weder Zwang noch Geld vermag sie in der Civilisation zu erhalten. Wie ein eigensinniger Wildfang, dem man zum erstenmal einen Zaum auflegt, lieber sein Leben wagend, sich überschlägt, als sich bändigen läßt, so verpraßt der Zigeuner alles Gold und Silber, was ihm der freigebige Ungar reicht, in Spiel und Wein, und setzt sein Leben auf eine Karte.

Als Biharg in seinen alten Tagen von andern Meistern bereits übertroffen war, spielte er mit demselben Eifer die zweite Violine, wie die erste. Er hatte Alles verschwendet, und nachdem er hätte fürstlich leben können, blieb er wie zuvor ein genialer Lump, der bis an sein Ende von Almosen lebte.

Sich eine solche cynische Freiheit zu erhalten, wird ihnen freilich nicht schwer, da der reiche magyarische Edelmann nach Kräften dazu hilft. Denn, sey es in Pesth, Preßburg, oder auf dem Lande, überall sind sie, wenn auch hier und da verfolgt, wieder von einem loyalen Publikum umgeben, von dem sie in Hülle und Fülle zu leben haben.

So ließ ich mir z. B. von einem sehr vermöglichen Edelmann erzählen, der beinahe sein ganzes Hab und Gut mit Zigeunern verpraßte. Seine Beschäftigung bestand nämlich darin, daß er Jahr aus Jahr ein mit mehren Vierspännern im Land herum fuhr. Er voraus, und hintendrein eine große Musikbande, sämmtlich nach seinen Wappenfarben uniformirt. Selbst zu Wagen ward bei Musik gegessen und getrunken. Mit diesem bacchanalischen Zug reiste der seltene Musikliebhaber von einer befreundeten Herrschaft zur andern. Da Alles dieß auf seine Kosten ging, dauerte es nicht lange, bis er sein Vermögen eingebüßt hatte. Im Uebrigen sieht man hieraus, daß die Zigeuner zwar ohne Gesetze, dennoch frei, und obgleich nicht statuirt, doch sehr gesuchte Staatsmitglieder sind. Hatten die Barden und Minnesänger der Vorzeit ihre besondern Rechte, welche die Dichter unserer Tage theilweise noch haben, so bilden dagegen jene schlanke, schwarzäugige Naturkinder Ungarns in ihrer Gesetzlosigkeit eine ganz andere Sphäre. Diese macht eigentlich den Uebergang vom Orient zum Occident. Hier war die Kunst stets in Händen der Freien, dort nur in Händen der Weiber, Mädchen und Sklaven; in Ungarn aber besteht sie nur bei den Unterdrückten, den Zigeunern. Daher auch jener melancholische Anstrich des ungarischen Tanzes.

Die Beilagen.

Nro. 1. **Lássán magyar.** Ungarischer Langsamer. Soll schon bei der Hinrichtung Zrinyis und Rákóczys in Csákátornya gespielt worden seyn. Man mag nach ihm und dem nachfolgenden den Genius des uns unbekannten Compositeurs beurtheilen, wenn man annimmt, daß diese Stücke schon vor 200 Jahren mit derselben Eleganz und Grazie ausgeführt wurden. Hierzu gehört das Allegro.

Nro. 2. **Pósta Sipó magyar.** Posthorn Ungarischer. Er hat seinen Namen von der beginnenden Melodie, mit der ein Posthorn nachgeahmt wird. Das Trio ist die Weise eines alten ungarischen Volksliedes, von sehr traurigem Inhalt. Es beginnt mit den Strophen:

„Komm in den Sarg zu mir!"

Nro. 3. **Réglevics Kedves nótaja.** Iſt der Lieblings-Ungariſche eines Grafen Réglevics.

Nro. 4. **Illyesházy kedves nótaja.** Iſt ein Friſſen und das Lieblingsſtück eines Grafen Illyesházy. Dieſer und der vorige ſind neuer, und vom berühmten Janzſy componirt, demſelben, der im Bekoner Wald mit ſeiner ganzen Bande bei einem Bivouac über Nacht an der Cholera ſtarb. Nur Einer blieb am Leben, der dieſe Nachricht in's nächſte Dorf brachte.

Anmerkung.

Dem geneigten Leſer, der die muſikaliſchen Beilagen ſelbſt ſpielen will, noch Folgendes:

Er mag nicht außer Acht laſſen, daß ſie für die Violine componirt ſind, daher die eigenthümlichen Figuren im „Friſſen". Sie müſſen ſämmtlich weich, und da immer **legato** geſpielt werden, wo nicht gerade **staccato** oder **pizzicato** vorgeſchrieben iſt.

Aus dem früher Geſagten geht hervor, wie ſehr eine freie und ungebundene Manier bei der Ausführung der ungariſchen Tänze am Platze iſt, um ganz in den Geiſt der Zigeuner-Muſik einzudringen.

Miscellen.

Im Theater St. James iſt man damit beſchäftigt, eine neue Oper des erſten Dilettanten Londons, des Lord Burghersh, in Muſik zu ſetzen. Sie heißt „**il Torneo**"; Ivanoff und Miß Fanny Windſam werden die Hauptrollen darin ſpielen.

IV.

Geſellſchaft.

Moden.

Die Wolle-Muſſeline halten ſich ſeit dem Anfange der Saiſon ſtets in demſelben Grade in der Mode. In Folge einer Art von Nachahmung der Seidenſtoffe werden jetzt viele Wollen-Muſſeline mit Streifen, Farbe auf Farbe getragen; bei den meiſten iſt es reine Wolle; bei einigen iſt es eine Miſchung von Seide und Wolle. — In ihrer Vorſicht bereitet die Mode während des Sommers ihre Proviſionen für den Winter. Man ſpricht in dieſer Beziehung von einer neuen Art ſtahlgrauer Levantine, von Reps mit glänzenden Farben, von ſehr ſtarkem Gros de Naples, mit ſchattirten Erbſen, oder mit glattem Grunde, und von vielen Stoffen mit ſtahlgrauem Grunde und mit Lahn durchzogenen Deſſins. — Der Volant wird immer allgemeiner. Die Aermel halten ſich immer halbweit, die Taillen ohne Gürtel, der Leib glatt, der Rock unten mit Bouillons, Einſätzen oder Volants, und zuweilen mit Allem zuſammen garnirt. — Was die Hüte betrifft, ſo haben dieſe hinſichtlich der Dimenſion keine Aenderung erlitten. Nachdem man Bänder auf allen Arten von Hüten verſchwendet hatte, wendet man ſie jetzt nur ſehr mäßig bei den italieniſchen Strohhüten an. Guirlanden von grünen Blättern mit einigen rothen Früchten erſetzen dieſelben auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe. Nimmt man Blumen, ſo läßt man ſie in Büſcheln tief herunterfallen. Da die Hüte ſtets ſehr weit nach hinten geſetzt werden, ſo garnirt man den leeren Raum, den ſie laſſen, vorn am Kopfe, mit einer Guirlande kleiner Blu-

men. Die am häufigsten bei den Reiß-Strohhüten und italienischen Strohhüten angewendeten Blumen sind: das Veilchen von Parma, die Kornblumen, die Windeglöckchen, die Levcojen, und die Mandelblüten. — Hauben mit Blumen sind noch sehr in der Mode, aber man trägt sie nicht mehr so weit zurück. Man besetzt sie mit Blonden oder Spitzen.

Miscellen.

Vor ein paar Tagen kam in Paris eine Dame in ein Magazin der Straße Richelieu und handelte um einen Kaschmirshawl von bedeutendem Werth. Als der Preis bestimmt war, wickelte der Herr des Magazins den Shawl ein und führte die Dame an die Kasse, indem er die Summe angab, die sie dort bezahlen mußte. Die Commis hatten einen Mann in ziemlich guter Kleidung, aber von gemeinem Aussehen, wahrgenommen, der sich seit der Ankunft der Dame am Eingange des Magazins aufhielt, und jede ihrer Bewegungen zu beobachten schien. Jene nahm ein elegantes Portefeuille aus der Tasche, und zog ein Bankbillet daraus hervor, das sie dem Kassier zu überreichen im Begriffe war. In diesem Augenblick stürzt der Mann von Außen in das Magazin, gibt der Dame eine Ohrfeige, reißt ihr das Billet aus der Hand und ruft: „Ich hatte dir verboten, einen Shawl zu kaufen, aber ich beobachtete dich, und du sollst ihn nicht haben.“

Nach diesen Worten eilt er hinweg; die Dame wird ohnmächtig, und die Leute im Magazin, die den Herrn für den aufgebrachten Gatten halten, machen keinen Lärm und lassen ihn gehen. Als die Dame zu sich kam, drückte ihr der Kaufmann sein inniges Bedauern über eine so heftige Scene aus, und beklagte sie, daß sie von einem so brutalen Manne abhänge.

„Mein Gatte!“ rief die Dame lebhaft aus, „mein Herr, dieser Mensch ist nicht mein Gatte. Ich habe ihn nie gesehen.“

„Dann sind Sie bestohlen, Madame,“ entgegnet der Kaufmann, und heißt seine Commis fortlaufen und in der Gegend nachsehen, ob sie den verwegenen Spitzbuben nicht finden würden. Doch es war zu spät.

— Die Beduinentruppe, die in Deutschland umherzog, und ihre Künste sehen ließ, ist jetzt in London, wo ein kleiner Unfall sie für einige Zeit außer Stand setzt, ihre Vorstellungen zu geben. Sidi Abdallah und Sidi Hamed, die zwei Matadore der Truppe hatten in einer Taverne Streit mit andern Gästen bekommen, so daß Constables einschreiten mußten, welche sie nach langem Widerstande in ein Wachthaus führten. Beide Beduinen wurden vor das Policeigericht von Union Hall gestellt.

Abdallah war derjenige, dem alle Zeugen die größte Schuld an dem Streite beimessen, und der sich am hartnäckigsten seiner Arretirung widersetzte. Er suchte sich in gebrochenem Englisch zu entschuldigen. „Ich unschuldig seyn, wie die Taube in der Wüste. Ich nur Schläge gab einem Manne der mich sehr stark schlug. Der Mann mit der Klingel (bekanntlich führen die englischen Nachtwächter neben ihrem Stocke noch eine Klingel, um im Nothfalle Zeichen damit geben zu können), immer schlug und zuschlug, ich zeigte ihm sanft die Faust, die geballte, und seinen Stock aufhob, ich konnte nicht boxen auf englische Art, so versuchte ich's auf arabische.

Der Friedensrichter befahl Hamed freizulassen, Abdallah aber wurde verurtheilt, selbst eine Bürgschaft von zwanzig Pfund auf drei Monate dafür zu leisten, daß er sich künftig ruhig benehme, und zwei andere Bürgschaften je mit zehn Pfund zu stellen.

Abdallah: „Herr! woher soll ich ar-

mer Araber in fremdem Lande ſo viel Geld finden."

Der Friedensrichter: „In eurem Vaterlande hätte euch der Kadi für ein ähnliches Vergehen eine weit härtere Strafe auferlegt."

Abdallah: „Gewiß nicht, ich hätte die Baſtonnade wohl aushalten können, aber ich werde nicht alle die Guineen erhalten."

Der Friedensrichter: „Dann werdet ihr es aushalten müſſen, drei Monate Gefangener zu ſeyn."

Abdallah murmelte: in meinem Lande hätte ich den Mann mit der Klingel todt geſchlagen, und der Kadi hätte mir doch Recht gegeben.

Es wird wohl ein Schauſpiel-Director für den armen Beduinen Bürgſchaft leiſten, und ihn der Nothwendigkeit überheben, drei Monate im Gefängniß zu leben.

— Die Gräfin von Lipona, die Wittwe Murats, erhielt bei der Vertheilung der verſchiedenen Gegenſtände, welche Napoleon hinterlaſſen hatte, die Epauletten, die Napoleon bei der Schlacht von Waterloo getragen hatte. Vor ihrer Abreiſe von Paris hat ſie eines derſelben dem General Excelmans, dem tapfern Waffengefährten des Kaiſers, das andere Gaetan Murat, einem Neffen ihres Gemahls, zum Geſchenk gemacht.

— Als Marſchall Soult bei ſeiner Krönungsbotſchaft in London eines der ſchönſten induſtriellen Etabliſſements beſuchte, wurde er feierlich von den Arbeitern der großen Werkſtätte empfangen, die ihm, feſtlich gekleidet, Bouquets überreichten. Nachdem der Marſchall Alles in Augenſchein genommen hatte, übergab er den Arbeitern ein ſehr beträchtliches Geſchenk. Einige ſeiner Begleiter wollten ihm Vorſtellungen darüber machen. „Bah! bah!" entgegnete der Marſchall, „muß ich denn nicht wenigſtens den Preis der weißen Handſchuhe bezahlen, die dieſe guten Leute für mich gekauft haben." Einer der Arbeiter hörte dieſe Worte, und rief: „Mylord, mir brauchen Sie keine Handſchuhe zu geben, denn Sie haben mir beide Hände abgenommen; ich habe ſie bei Toulouſe gelaſſen." Dabei hob er ſeine verſtümmelten Fäuſte in die Höhe, mit denen er dennoch arbeitete. „Wenn es ſo iſt, mein Braver," verſetzte der Marſchall, „ſo ſollſt du mehr haben, als die andern; deine Beine bleiben dir noch, hier haſt du etwas, um dir ſeidene Strümpfe dafür zu kaufen." Und er gab ihm eine Fünf-Pfund-Note.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Modernes Künſtlerleben. Ein eigentliches Gabelfrühſtück, denn die beiden Kunſtjünger ſind nur mit Gabeln bewaffnet. Die Manſarde und ihre Bewohner können übrigens in Berlin, Dresden, Düſſeldorf oder Paris aufgenommen worden ſeyn; ſie ſind treu nach dem Leben.

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Donna Luisa.

Novelle.

Erste Abtheilung.

„Halt!“ rief Don Sancho d'Avila. „Hauptmann Rodriguez, wißt Ihr, wo wir sind?“

„Auf der Gränze, einige Meilen von Badajoz, wenn wir dem Hirten glauben dürfen, dem Ihr, Senor, vielleicht zu sehr getraut habt. Sprach er die Wahrheit, so sind wir auf dem richtigen Wege, und können Morgen auf spanischem Grund und Boden die erste Messe hören.“

„Nein, nein, ich glaube, so weit sind wir noch nicht. Bei Sanct Jago schwöre ich, nie werde ich jemals wieder ohne Führer ein feindliches Land durchreisen. Ordnet Euern Trupp am Rande des Gehölzes, und stellt Wachen aus, Hauptmann, es ist hier dunkel, wie am Höllenthor.“

Kein Stern schimmerte am Himmel; die Ebene war menschenleer; auf der einen Seite begränzte ein Gehölz die Straßen, auf der andern wälzte die Guadiana ihre mächtigen Wogen durch Felsen; alles war still; nur das Rascheln der Blätter und das Rauschen der Fluth ward gehört. Die Soldaten, die langsam des beschwerlichen, kaum gebahnten Weges zogen und kaum drei Schritte weit vor sich sehen konnten, hielten auf Rodriguez's Commandowort; es waren ihrer ungefähr zwanzig, alle wohlbewaffnet mit Lanze, Schwert und den schweren Pistolen. Sie begleiteten zwei Damen, welche schöne Zelter ritten, die sie kühn und gewandt zu führen wußten. Große Mäntel verhüllten ihre ganze Gestalt,

und ließen nur ihre gestickten Handschuhe und die kupferbeschlagenen Absätze ihrer Halbstiefel sehen. Doch konnte man, trotz dieser Verhüllung, an Haltung und Anmuth der Reisenden wohl bemerken, daß sie jung, und wahrscheinlich auch schön seyen.

Don Sancho war abgesessen.

„Senora," sprach er, sich der einen von ihnen mit entblößtem Haupte nähernd, „wir müssen diese Nacht hier zubringen. Nur die äußerste Nothwendigkeit konnte mich indessen zwingen, Euch auf offenem Felde schlafen zu lassen."

Die Dame sprang rasch vom Pferde, ohne die Hand zu berühren, die ihr der edle Herr, der ihr als Stallmeister dienen wollte, bot, und antwortete traurig, aber stolz: „Wozu Entschuldigungen, Don Sancho, sie gebühren mir nicht; ich bin Eure Gefangene, Ihr könnt mich behandeln, wie es Euch gutdünkt."

„Ach, gnädige Frau," unterbrach er sie lebhaft, „wäre ich so unglücklich gewesen, es Euch fühlen zu lassen? In allen Fällen war es gewiß nur die Schuld der schwierigen und gebieterischen Verhältnisse, in denen wir sind; denn gewiß, wo es nicht Eure Bewachung und Eure eigene Sicherheit galt, hattet Ihr, nicht ich, zu befehlen."

„Das habe ich nicht bemerkt," murmelte sie, zu ihrer Begleiterin gewendet. „Komm Isabelle, wir müssen uns dem Rechte des Stärkern, dem Rechte des Krieges, unterwerfen; wir wollen oder sollen ja nun einmal unter dem schönen Sternhimmel schlafen."

Die beiden Damen setzten sich nieder, während man ihr Zelt bereitete. Die Soldaten hatten aus trocknen Reisern ein Feuer angezündet, und das Flackern der Flamme beleuchtete Don Sancho's runzliches, gebräuntes Gesicht, und die beiden Damen. Sie hatten die Kappen der Mäntel, welche ihr Gesicht versteckt hatten, abgeworfen, nnd der feuchte Nachtwind spielte in ihren langen Locken. Die eine Dame war sehr schön; sie hatte kastanienbraunes Haar, ihre Stirne war hoch, ihre Augen von schön geschlungenen Brauen überschattet; ihr ganzes Antlitz trug das Gepräge hoher Ruhe und würdevollen Stolzes. Sie schien kaum 20 Jahre alt zu sein, und doch war die Blüte ihrer Jugend und Schönheit schon erbleicht. Die andere Dame war blond und lieblich, aber ihr fehlte die Hoheit und gebieterische Haltung, welche ihre Begleiterin auszeichnete.

„Mein Gott," sprach sie mit klagender Stimme, und erhob ihr mattes Haupt, „welch langer Weg! wann werden wir ankommen?"

„Ach, und wohin gehen wir?" versetzte die andere Dame. „Möge Gott uns schützen. Don Sancho," fragte sie, und wandte sich mit

flehender und zugleich fast gebietender Bewegung an den alten Ritter, „ich gestehe, meine Unruhe ist groß, Ihr könnt sie mit einem Worte beschwichtigen, und ich sehe nicht ein, weßhalb dieses tiefe Geheimniß. Soll ich nicht wenigstens wissen, welches Kloster mir zum Gefängniß dienen wird?"

„Senora," antwortete er lächelnd, „Ihr werdet bei den Benedictinerinnen wohnen."

„Und in welchem Lande? vielleicht in einer Stadt Spaniens?"

„In Badajoz."

„In Badajoz," schrie sie laut auf, „in Badajoz! Dort weilt der Hof seit Beginn des Krieges; zu Philipp II. wollt Ihr mich also führen, mich Donna Luisa von Portugal! Ach es wäre besser gewesen, Don Sancho, Ihr hättet mich getödtet, hättet mich unter den Mauern von Beja eingesargt! Beim Heiland, ich fühle, ich hätte eher meinem Henker, als meinem Kerkermeister zu verzeihen vermocht."

„Senora, ich gehorche nur den Befehlen des Königs, meines Herrn, wie des Eurigen," entgegnete stolz der alte Edelmann.

Donna Luisa wankte einen Schritt zurück und blickte händeringend gen Himmel, als erflehe sie seinen Beistand in äußerster Noth.

„Senora," sprach Don Sancho weiter, „am Hofe von Spanien wird man keine der Rücksichten vergessen, die man Eurem Unglück schuldig ist; ich habe aus den mir übersandten Befehlen des Königs sein Wohlwollen und seine Zuneigung gegen Euch ersehen können; er entbietet Euch zu seiner königlichen Gemahlin."

„Um ihm als Geißel zu dienen," antwortete Donna Luisa bitter. „Gebe der Himmel, daß mein Vater bald erscheine, um mit seiner guten Klinge mein Lösegeld zu bezahlen."

Nach diesen Worten nahm sie den Arm Isabellens und ging langsamen Schrittes in das Zelt, das man ihr für die Nacht bereitet hatte. Zwei Bärenfelle waren auf den Boden ausgebreitet, und auf eine Art von Koffer, der als Tisch diente, hatte man einige Speisen gesetzt; eine Fackel beleuchtete mit mattem Lichte den ärmlichen Raum. Donna Luisa setzte sich; die Fassung, die sie dem Spanier gegenüber nur mühsam zu bewahren wußte, verschwand, und sie zerfloß in Thränen. Isabelle kniete stumm zu ihren Füßen und suchte die kalten Hände der Fürstin in den ihrigen zu erwärmen.

„Jesus Maria!" sprach sie endlich, und ihre Thränen flossen wie die ihrer Gebieterin, „wer wird uns befreien? Der spanische Hof ist ein so hartes Gefängniß! Eure Hoheit wird von so viel Kundschaftern als Hofdamen umgeben seyn; auch mich wird man nicht außer Augen

laſſen; wir werden aller Ereigniſſe unkundig, ſtets der ſchlimmſten Zukunft gewärtig, leben müſſen. Wenn wir noch dieſe Nacht zu entfliehen ſuchten! Noch ſind wir in Portugal; es gibt kein Kloſter, kein Haus, keines Bettlers Hütte, wo man uns nicht eine Freiſtatt gäbe, wenn Ihr erſcheint und ſprecht: „Ich bin Donna Luiſa, die Tochter Don Antonios, Eures Königs, den die Spanier entfernt haben.“ Alle guten Spanier werden mit ihren Leibern einen Wall um Euch bilden, wie zu Beja.“

„Ach, wie zu Beja würden die Beſten ſterben und mich nicht zu retten vermögen. Ich bin es müde, meine Freiheit, mein Leben den ſchrecklichen Wechſelfällen des Krieges abzuringen; möge Gottes Wille geſchehen. Iſabella, ich bin es meinem hohen Range ſchuldig, nicht vor unſern Feinden mich zu beugen, inmitten ſo ſchwerer Unfälle eine feſte Seele zu zeigen. Aber was liegt mir wohl noch an meiner Stellung in der Welt? Sind nicht alle meine Hoffnungen im Himmel, ruht nicht alles, was ich geliebt, im Grabe? Iſabella, laß uns für die Todten beten.“

Sie warfen ſich auf die Knie nieder und beteten lange unter Seufzern und Thränen; nach und nach ſchloß die Ermattung ihre Augen; ſie fielen in die Betäubung, die weder Schlaf noch Wachen iſt; ſie weinten nicht mehr, ſie dachten nicht mehr, nur einzelne Laute vernahm noch ihr Ohr, das Wiehern der Pferde und den Ruf der Wachen, die von Stunde zu Stunde abgelöst wurden.

Eine durch Unglück ſchon befeſtigte Neigung verband dieſe beiden Jungfrauen, deren eine dem Throne nahe geboren war, deren andere der größten Familie von Portugal angehörte.

Donna Luiſa war die Urenkelin Manuel des Großen; anfangs für das Kloſter beſtimmt, verlebte ſie die Jahre ihrer Kindheit im Kloſter von Santa Clara, wohin andere Infantinnen vor ihr gekommen waren, um in der Blüthe ihrer Jahre den Stolz ihres Ranges und die Hoffnung der Verbindung mit Königen zu begraben. Sie entſagte der Welt, ehe ſie noch ihr Geräuſch, ihre Freuden hatte kennen lernen; und ſchon traf man Vorbereitungen zur Feier ihrer Einkleidung als Nonne, als der Herzog von Beja, ihr Vater, ſie zu ſich zurück berief. Der König Don Sebaſtian regierte damals; er war ein junger und tapferer Fürſt, der eine Gattin aus allen königlichen Häuſern Europas hätte erwählen können; er liebte Donna Luiſa und wollte ſie auf den Thron erheben. Die Novize von Santa Clara war nahe daran, ihren Schleier mit der Krone der Königin von Portugal zu vertauſchen, aber die Bande der Verwandtſchaft hemmten eine raſche Verbindung; es

mußte dazu erſt Diſpens von der römiſchen Curie erlangt werden. Politiſche Intriguen, welche vom ſpaniſchen Hofe angeſponnen waren, der der Hoffnung Raum gegeben hatte, die Infantin, Tochter Philipps II., würde Königin von Portugal werden, verzögerten den glücklichen Abſchluß der Unterhandlungen. Während ſein Geſandter ſie beim heiligen Vater betrieb, war Don Sebaſtian nach Afrika in den Krieg gezogen. Der Anfang ſeines Feldzuges war glücklich; ſchon wollte der König ſeine ſiegreiche Armee zurückführen, ſchon bereitete man in Liſſabon Feierlichkeiten zu ſeinem Empfang und zu ſeiner Hochzeit, als die Trauerbotſchaft ſeines Todes eintraf. Er war in einer blutigen Schlacht unter den Mauern von Alcazar Quivir gefallen, mit ihm die Sprößlinge der edelſten portugieſiſchen Geſchlechter. Jener Tag vernichtete für Jahrhunderte jede Hoffnung chriſtlicher Macht jenſeits der Meerenge von Gibraltar. Die ganze Nation trauerte; ſie hatte den Monarchen geliebt, dem eine ſo glückliche Zukunft vorbehalten zu ſeyn ſchien, und die Thronbeſteigung des alten Cardinals Don Henrico war nicht geeignet, den Schmerz des Volkes zu lindern.

Donna Luiſa kehrte nicht in das Kloſter von Santa Clara zurück; ſie gründete in Beja ein Benedictinerinnenkloſter, um dort ihr Leben zu beſchließen. Aber das Schickſal war noch nicht müde, ihr irdiſche Größe und Unglück zu ſpenden. Ihr Vater erbte die Krone Don Henricos, den der Tod überraſcht hatte, ehe er den römiſchen Purpur abgelegt, um ſich zu vermählen, und die Infantin ſah ſich für kurze Zeit wieder auf der erſten Stufe des Thrones, den ſie mit Don Sebaſtian hatte theilen ſollen. Philipp II. ſtammte auch von mütterlicher Seite von Manuel dem Großen ab und machte Anſprüche auf Portugal, als auf ſein Erbtheil. Schon ein Jahrhundert früher war es ein Lieblingsgedanke Ferdinands und Iſabellens, des katholiſchen Königspaares, geweſen, die ganze Halbinſel unter demſelben Scepter zu vereinigen; ſie gedachten dieſen Plan auszuführen, indem ſie ihre älteſte Tochter mit dem Könige Don Manuel vermählten. Aber der Tod ſpottete dieſer politiſchen Berechnungen: die junge Königin ſtarb ohne Nachkommenſchaft, und ihre Schweſter Johanna, die Wahnſinnige, hatte die Erbſchaft der katholiſchen Könige auf das Haus Oeſterreich übertragen. Philipp II. ſollte vollbringen, was Ferdinands und Iſabellens vergeblicher Wunſch geblieben war. Der Tod Don Sebaſtians hatte ihn von dem einzigen Hinderniß befreit, dem er nicht zu trotzen gewagt haben würde, und ſeit der Schlacht von Alcazar Quivir dachte er ernſtlich daran, ſich Portugal durch das Recht der Erbſchaft und das Recht der Eroberung zuzueignen. Doch ließ er Don Henrico ruhig herrſchen, und erſt an

dem Tage, wo Don Antonio zu Liſſabon als König ausgerufen wurde, rückte das ſpaniſche Heer, vom Herzoge von Alba befehligt, an die Gränze von Portugal, und bald war der Krieg erklärt.

Donna Luiſa hatte ſich in Beja eingeſchloſſen; die Truppen des katholiſchen Königs belagerten die Stadt, deren Bewohner die Tochter ihres Königs, und ihr Hab und Gut bis aufs Aeußerſte vertheidigten. Doch die Spanier nahmen trotz des muthigſten Widerſtandes die Stadt mit Sturm, und Don Sancho d'Avila konnte dem Brand und der Plünderung zwei Tage lang nicht Einhalt thun; nur den Kirchen und Klöſtern vermochte er Schutz zu verſchaffen. So war alſo Donna Luiſa in ſeine Gewalt gerathen, und er erhielt Befehl, ſeine arme Gefangene an den Hof ſeines Herrn zu führen. Von allen denen, die ſie in den Tagen des Glückes umgeben hatten, war der Infantin nur eine Freundin, Iſabella, geblieben, deren Ergebenheit und Treue ſich in allen Wechſelfällen bewährt hatte.

Iſabella war Beſitzerin von Reichthümern, um die ſie manche Königstochter beneidet haben würde; ſie war der einzige Sprößling der Herzoge von Avoro und alleinige Beſitzerin aller Schätze, welche dieſes mächtige Haus im Laufe von Jahrhunderten angehäuft hatte.

— Iſabella war endlich in tiefen Schlaf verfallen; die Fürſtin ſchien bleich, mit verwirrtem Haar und halbgeſchloſſenen Augen gegen einen fürchterlichen Traum anzukämpfen; zuweilen horchte ſie unwillkürlich auf, das Ohr zur Oeffnung des Zeltes geneigt. Ein ferner Geſang unterbrach die Stille der ſchönen Nacht; bald ſchienen ſeine klagenden Laute im Winde zu verklingen, dann ertönten ſie wieder kräftiger und deutlicher. Die Fürſtin horchte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit, und ihre Lippen murmelten wie träumend die Weiſe nach, die draußen erklang. Plötzlich erwachte ſie völlig aus ihrem Halbſchlummer und raffte ſich auf: „Iſabella, Iſabella! hörſt du? wer ſingt ſo? o mein Gott!"

„Irgend ein Soldat vielleicht."

„Nein, nein, horch! Kennſt du das Lied nicht mehr?"

Iſabella nickte ſtumm, legte den Finger auf den Mund und zeigte auf die Schildwache, die nur einige Schritte entfernt ſtand.

„Das iſt der Abſchied, der Abſchied Don Sebaſtians!" rief die Infantin, und lehnte ihr in Thränen gebadetes Haupt an Iſabellens Schulter. „Wer es hier ſingt, kann es nur aus ſeinem Munde gehört haben. Es muß einer von denen ſeyn, die ſich aus dem ungläubigen und verfluchten Lande gerettet haben, wo ihn der Tod ereilte! Gewiß es iſt ein Freund, ein Helfer, den der Himmel uns ſendet."

Zitternd gingen ſie einige Schritte, Angeſichts der Schildwache; ſie

rührte ſich nicht. Alles war ſtill; man hörte nur das dumpfe Getöſe des Waſſers und den Geſang der Lerche, die ſich ſchon zum Himmel aufſchwang. Die Sterne erblichen ſchon, und im Oſten verkündete ein bleicher Schein den Morgen. Das dunkle Ufer der Guadiana war in einen leichten Nebel gehüllt, durch den einige entfernte Sterne ſchimmerten.

Die Soldaten des Hauptmann Rodriguez ſchliefen, in ihre Mäntel gehüllt, auf der nackten Erde.

„Ich höre nichts mehr," ſprach Iſabella, „Eure Hoheit täuſchte ſich, es war nur ein ſpaniſcher Soldat, der dort am Ufer des Fluſſes ſang, indem er ſein Pferd zur Tränke führte. Der Tag bricht an, gleich werden ſie zum Aufſitzen blaſen."

Die Infantin ſenkte den Blick zur Erde und ſagte leiſe, und wie Jemand, der alle Hoffnung hienieden aufgegeben hat: „Nun denn, wir werden weiter reiſen, und in wenig Stunden wird die Tochter des Königs von Portugal die Befehle des Königs von Spanien hören müſſen. Möge nur Gott ſein Herz dahin lenken, daß er mich nach irgend einem Kloſter, fern von ſeinem Hofe, verbannt. Iſabella, ein ſolches Loos ſollteſt du nicht in meiner Nähe haben!" ....

„Hoheit," unterbrach ſie lebhaft ihre Begleiterin, „meine Hoffnungen ſind todt wie die Eurigen; mein Vater ſtarb im Kampfe an der Seite Don Sebaſtians, und ungläubige Hände warfen beide in daſſelbe Grab. Nein, nichts hält mich mehr in dieſer Welt zurück; ich werde als Nonne in dem Kloſter, das Ihr geſtiftet habt, mein Leben beſchließen."

Die Infantin ſchüttelte das Haupt und ſprach mit traurige r Zärtlichkeit, indem ſie ihre kalte Hand auf Iſabellens Stirn legte: „Nein, Senora, nein Herzogin von Avoro, ich kann das Opfer nicht annehmen, das Eure edle Hingebung mir zu bringen bereit iſt. Die edelſte und reichſte Erbin in meines Vaters Staaten wird die Stellung, die ihr Gott verliehen, nicht verlaſſen, um ſich in ein Kloſter zu verbergen. Ich wünſche, Iſabella, du mögeſt dich vermählen; ich wünſche, du mögeſt die Gattin eines edlen und treuen Portugieſen werden, eines derer, die unſerem feindlichen Geſchicke folgten. Welch ſchönern Preis könnten wir ihm wohl für ſeinen Muth und ſeine Treue geben? Du wirſt eine der Schulden zahlen, welche die Könige in den Zeiten des Unglücks machen müſſen, Schulden der Dankbarkeit, die zu tilgen weder Ehrenſtellen noch Schätze hinreichen würden. So wirſt du glücklich ſein, glücklicher als in einem Kloſter. Ich kenne dich, aus dir würde eine ſchlechte Nonne werden."

„Eure Hoheit meinen also, ich würde die Eitelkeiten dieser Welt bedauern. Ach! habe ich nicht genug traurige Beispiele ihrer Unbeständigkeit, ihrer Nichtigkeit gesehen?“

„Nein, gewiß nicht den Glanz einer hohen Stellung würdest du schmerzlich vermissen, deine Seele ist fern von eitlem Stolze, und du bist demüthig und bescheiden, als wärest du in einer Hütte geboren; aber, armes Kind, es gibt höhere Güter in dieser Welt, ihnen würdest du nicht zu entsagen vermögen. Du bedarfst eines fröhlichern, anmuthigern Lebens, als in einem Kloster, du bedarfst der Freiheit, der sanften Gewöhnungen, in denen du erzogen bist.“

„Ach, hohe Dame, werdet Ihr selbst sie nicht schmerzlich vermissen? Werdet Ihr bei Euren Büßungen, bei Euren Gebeten niemals einen Blick auf die Vergangenheit werfen, wird Euch dann nicht Euer Opfer als zu groß erscheinen?“

„Donna Luisa faltete die Hände und erhob die Augen mit ernster Begeisterung zum Himmel. „Nein,“ sprach sie, „nein, niemals, denn der, den ich liebte, weilt nicht mehr auf Erden.“

Isabella wußte darauf nichts mehr zu antworten; sie fühlte, ihre Gebieterin könne nicht mehr trösten. Die Sonne ging strahlend auf, im vollsten Glanze lag der Weg vor ihnen, er folgte allen Erhöhungen des Ufers der Guadiana; hohe Felsen zu beiden Seiten beherrschten ihn; ganz in der Ferne sah man die Umrisse eines jener alten Thürme, die man noch mit ihrem alten Namen Atalaya nennt; er beherrschte noch die Gegend, und sein gezackter Giebel krönte einen Hügel hart an einer Biegung der Straße.

„Ich weiß nicht, wo wir sind,“ unterbrach Donna Luisa das Stillschweigen, „wie einsam alles, so weit das Auge reicht kein Dorf, keine menschliche Wohnung; es scheint fast, dieser Weg führt nur zu dem alten Thurme, um dessen Gipfel eine Wolke von Schwalben fliegt. Doch habe ich vor Sonnenaufgang ferne Feuer durch den Nebel scheinen sehen, und unter jenen Weiden dort unten glaubte ich einen Mann zu gewahren, der anders gekleidet war, als die Soldaten des Hauptmanns Rodriguez.“

Die Schildwachen waren eingezogen und alles zur Abreise bereitet. Don Sancho näherte sich den Damen.

„Senora,“ sprach er, und entblößte sein Haupt so allen Regeln der spanischen Etiquette gemäß, als stünde er Donna Luisa in den Sälen des Buen-Retiro gegenüber; „ich erwarte Eure Befehle. Ich hoffe, Ihr habt diese Nacht ein wenig von den Beschwerden eines so mühevollen Tages geruht.“

Sie antwortete nur durch eine ſtolze Bewegung, und Iſabella ſprach ſtatt ihrer mit bitterem Spotte: „Ihre Hoheit wollte Euch nicht warten laſſen, Cavallero, ſie iſt ſchon bereit, abzureiſen.“

Der alte Höfling verbeugte ſich mit dem ernſten Anſtande, den er an Karls V. Hofe gelernt hatte, und wiederholte, zur Fürſtin gewandt, ſeine Worte: „Senora, ich erwarte Eure Befehle.“

Dieſe Anmaßung, ihr, der Herzogin von Beja, Infantin von Portugal, nicht den Titel „Hoheit“ geben zu wollen, verletzte ſie tief; der Spanier war der erſte, der ſo zu ihr redete, und ſie vermuthete, dieſe Verletzung der herkömmlichen Etiquette habe irgend einen wichtigen politiſchen Grund.

„Mein Gott,“ dachte ſie, „man will mich alſo ſo tief erniedrigen, daß mir nicht einmal die Ehren bleiben, die meinem Namen gebühren.“

Don Sancho ritt vor dem Hauptmann Rodriguez her, und beide ſuchten genau den Weg zu erforſchen, ehe ſie ihren Marſch fortſetzten; nicht ohne Furcht reisten ſie in jenem, mit Gewalt unterworfenen, immer noch zur Empörung bereiteten Lande, wo ſie nur auf Feinde ſtoßen konnten. Don Sancho ſchaute aufmerkſam auf den Fluß, der, eng von Felſen umſchloſſen, faſt einem Waſſerfalle gleich daherrauſchte.

„Wir müſſen in der Umgegend von Jurumena ſeyn,“ ſagte er; „die Guadiana fließt auf der Gränze, und drüben am andern Ufer iſt ſpaniſches Gebiet. Beim heiligen Schweißtuch, ich zöge lieber jenſeits meines Weges, als an dieſem Ufer. Könnte man nicht hinüber kommen?“

Der Hauptmann zuckte mit den Schultern und antwortete ruhig: „Ja, wenn es eine Brücke gäbe.“

„Vielleicht finden wir weiter hinauf eine Furth.“

„Ich glaube es nicht, Senor. Ihr werdet nicht eher, als vor Badajoz auf ſpaniſches Gebiet gelangen können.“

„Ihr meint alſo, Hauptmann, wir haben bis dahin noch drei oder vier Stunden?“

„So mag es ſeyn. Ihr wißt, Senor, ich übernahm durchaus keine Verantwortlichkeit. Ich eilte nur, aus dieſem verdammten Engpaß zu kommen, wo einige Mann ein Heer aufhalten könnten. Bei unſerer lieben Frau von Guadeloupe, nur eine Handvoll Schützen in dem alten Neſte da unten, und keiner von uns ißt heute zu Abend. Der Hirt, den Ihr geſtern fragtet, hat dieſes Paſſes, glaube ich, nicht erwähnt.“

Don Sancho ſchaute einen Augenblick nach dem alten Thurme hin; „nur Geier und Eulen niſten darin,“ ſprach er, „ſchickt einige Soldaten voraus, ſich ein wenig umzuſehen, Hauptmann, ordnet Eure

Leute, nehmt alle Vorsichtsmaßregeln gegen unerwarteten Angriff, und dann in Gottes Namen vorwärts!"

Während er so sprach, brachten zwei Soldaten einen jungen Menschen herbei, der einen Schäferkittel trug und nur mit einem großen Stocke bewaffnet war. Er schritt vor den Spaniern mit festen Schritten her, wie Einer, der geht, ohne sich lange bitten zu lassen.

„Bei St. Jago, Herr," rief Rodriguez, „das ist der Taugenichts, den Ihr gestern befragtet. Er weidet, wie mir scheint, seine Ziegen ein wenig weit umher."

„Hola," rief Don Sancho, und gab den Soldaten ein Zeichen, sie möchten den Hirten vor ihn führen; „ich glaubte nicht, dich zweimal auf unserem Wege zu finden, mein Geselle. Sage mir nun, wo wir sind; du rühmtest dich gestern, die Gegend zu kennen; wenn du dich getäuscht hast, und wir verirrt sind, lasse ich dich an dem ersten Kreuzwege aufhängen, damit du Andern als Führer dienen kannst, die nach uns die Straße ziehen."

Der Hirt neigte sich, ohne erschreckt über die Drohung zu scheinen, und antwortete in portugiesischer Sprache: „Hoher Herr, verfahrt mit mir, Ihr könnt es ja, wie Euch gut dünkt, ich habe mich nicht getäuscht, Mousaros ist weit hinter uns, und von da unten muß man schon die Glocken von Juramena sehen können."

„Und jetzt, wo sind wir jetzt?"

„Nahe an der Gränze, vier Wegstunden von Badajoz."

„Wie kömmt's, daß du uns gefolgt bist?"

„Ich lief die ganze Nacht, um Euch, hoher Herr, um Gerechtigkeit anzuflehen. Als Ihr mir gestern begegnetet, besaß ich eine Heerde von zwölf Ziegen; heute habe ich keine einzige mehr. Spanier verfolgten mich, Gott lasse sie in einer Hungersnoth sterben, sie schlachten alle meine armen Ziegen, um sie an einem Feiertage zu verschmausen."

Diese sehr einfache Angabe zerstreute Don Sancho's Verdacht; er wußte, daß die Besatzung von Beja oft Streifzüge unternahm, um im eroberten Lande zu plündern.

„Also sie haben dir Alles genommen?" sprach er, „nun, so werde Soldat, und zuerst sollst du uns nach Badajoz führen."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Donna Luisa und ihre Begleiterin mußten in der Mitte der Soldaten reiten; die Pferde konnten nur im Schritt gehen, denn der Weg war mit Steinen besäet und von Gräben und Vertiefungen durchschnitten. Der Hauptmann Rodriguez bemerkte, daß der Hirt sich den Gefangenen zu nähern versuchte; er ritt an ihn heran. „Gehe vor uns her, Schlingel," fuhr er ihn an, „da

du uns als Wegweiser dienen sollst. Don Sancho hat dir versprochen, dich am ersten Kreuzwege aufhängen zu lassen, und wenn du uns nicht den rechten Weg zeigst, werde ich seinen Spruch erfüllen."

Der Hirt ging stolz durch die Reihen der Reiter an die Spitze des Zuges; Niemand sprach mehr, man hörte nur den Hufschlag der Pferde auf den harten Kieseln, und von Zeit zu Zeit einige kräftige Ausrufungen des Hauptmanns. Plötzlich begann der Hirt die Weise zu singen, die in der Nacht zuvor Donna Luisa geweckt hatte. Kaum konnte er die erste Strophe vollenden, so ward ihm barsch Schweigen geboten; aber nur einige Worte hatten hingereicht, die Aufmerksamkeit der Infantin auf ihn zu richten. Ueberrascht beugte sie sich zu Isabellen hin und flüsterte ihr zu: „Der Mann ist nicht, was er zu seyn scheint; betrachte ihn genau; sahst du ihn schon je?"

Isabella schüttelte das Haupt.

„Unter dieser Verkleidung erkennen wir ihn vielleicht nicht; aber du hast doch das Lied gehört? Ach! Isabella, ich hatte mich diese Nacht nicht getäuscht."

Aufmerksam betrachteten sie den Hirten, er schritt allein voraus; der grobe Kittel verbarg seinen schönen Wuchs nicht; unter dem schlechten Hute trug er stolz und hoch sein braungelocktes Haupt. Einmal wandte er sich um, und die Damen sahen ein Antlitz von strenger, männlicher Schönheit.

„Nein, Hoheit, gewiß, weder Ihr noch ich habt ihn jemals gesehen," sprach Isabella seufzend; „nur ein unbegreiflicher Zufall..."

Da fielen zwei Flintenschüsse; man war gerade am Fuße des Atalaya; der Zug verwirrte sich; Don Sancho sammelte rasch einige Leute und ordnete sie vor seinen Gefangenen; die übrige Mannschaft folgte dem Hauptmann, der laut ausrief: „Beim heiligen Christ, vorwärts und säubert den Weg."

Eine Flintensalve aus zwanzig Gewehren hinter dem Felsen an beiden Seiten des Wagens her, war das Echo seines Rufes.

„Wir sind in einen Hinterhalt gefallen," sprach Don Sancho ruhig, „und müssen uns schlagen." Dann versuchte er, eine Pistole in der Hand, an der Spitze seiner Reiter das Ufer zu gewinnen und die Furth aufzufinden, aber das Ufer war felsig und das Wasser zu tief.

Der Hirte eilte zur Infantin, die mit Isabellen allein inmitten des Weges hielt; er ergriff den Zügel ihres Pferdes; „Fürchtet nichts, Hoheit," rief er rasch, „einige wackere Männer, entschlossen die Tochter unseres Königs zu befreien, besetzen diesen Weg. Sizt ab und flieht zum Atalaya."

Muthig sprang sie vom Pferde und eilte, von Isabella gefolgt, an den Felsen hin; zwanzig Schritte entfernt von ihr tobte das Gefecht; die Portugiesen, an beiden Seiten des Weges verborgen, nahmen die Spanier zwischen zwei Feuer, und fast schien es, als käme keiner von ihnen lebend wieder.

Don Sancho, nachdem er vergeblich eine Furth gesucht, eilt zu seinen Gefangenen zurück, er sieht sie die Felsen hinanfliehen, muthig spornt er sein Pferd und erreicht die Flüchtige, mit einer Hand faßt er das Gewand der Infantin, das Pistol in seiner Rechten, und streckt den tapfern Hirten todt zu Boden.

Don Sancho hebt die Ohnmächtige vor sich auf's Pferd und ruft seinen Leuten zu: „Vorwärts, jetzt müssen die Schurken uns durchlassen, oder *sie* tödten. Donna Luisa war fast bewußtlos, Alles um sie her war in Pulverdampf gehüllt, ihr Blick sah kaum noch Isabella, die händeringend neben ihr ritt, und hie und da Todte und Verwundete am Boden. Plötzlich zeigten sich die Portugiesen, bis dahin von Bäumen versteckt, am Rande des Weges, und unter ihnen bemerkte Donna Luisa deutlich einen Reiter, nach arabischer Weise in einen weißen Bournous gekleidet und das Haupt mit einem eisernen Helme bedeckt. Er war jung, schön von Antlitz und hellblonde Locken wallten auf seine Schultern nieder, ein langer Schnurrbart bedeckte seine Oberlippe, an seinem Kinne sah man die Narbe einer tiefen Wunde. Donna Luisa schrie laut auf bei seinem Anblicke, dann schwanden ihr die Sinne, sie hatte den Geist Don Sebastians, ihres königlichen Verlobten gesehen, er war seinem Grabe wieder entstiegen.

„Vorwärts!" schrie der Hauptmann Rodriguez, „vorwärts, Castilien und Portugal für den König."

Don Sancho hielt mit beiden Armen die bewußtlose Infantin umfaßt und ritt so voran; kein Portugiese wagte nun mehr, auf ihn zu feuern, und er und seine Schaar verfolgten ruhig ihren Weg.

II.

Philipp II. wartete zu Badajoz die Eroberung Portugals durch den Herzog Alba ab; er wollte an der Gränze bleiben und sie nur überschreiten, um sich in Lissabon krönen zu lassen, und so vermochte er den Kriegsschauplatz zu beherrschen und seine Armee zu befehligen. Die Königin, die Infantinnen, der ganze spanische Hof hat den prachtvollen Palast Buen-Retiro verlassen, um dem Könige in diese kleine Stadt zu folgen, die nun der Mittelpunkt geworden war, von dem die

höchſten Befehle ausgingen, denen man bis an's Ende der Welt gehorchte. Philipp II. hätte die alte Feſte Alcazar bewohnen können, welche die obere Stadt dominirt; aber er zog das Kloſter der Benedictinerinnen der alten mauriſchen Veſte vor, auf deren Wälle St. Ferdinand das Kreuz gepflanzt hatte. Die Nonnen hatten ihre Kloſterpforte geöffnet, um ihren königlichen Gaſt und ſein Gefolge zu empfangen. Weltliche durften jetzt den Ort betreten, der ſonſt Ungeweihten ſtreng verſchloſſen war, aber nach dem am ſpaniſchen Hofe eingeführten Gebrauche, ſchlief unter demſelben Dache mit dem Könige Niemand als ſeine Gemahlin. Die Aebtiſſin hatte ſich mit ihren Nonnen in einem an das Hauptgebäude anſtoßenden Flügel zurückgezogen und Philipp II. bewohnte ihre Zelle. Dort lebte er, ganz wie im Eſcurial zu Madrid, als gekrönter Mönch, inmitten aller irdiſchen Größe und aller fanatiſchen Strenge, die menſchliche Schwäche zugleich in Eitelkeit berauſchen und zerknirſchen können. Das Cabinet, wo er ſeine Befehle dictirte, welche über das Schickſal von Nationen entſchieden, war ein Oratorium; neben dem königlichen Siegel unter dem Schwerte Carls V. lag darin ein Todtenkopf und das Gewand eines Karthäuſers.

Der Hauptmann Rodriguez war mit ſeiner beträchtlich zuſammengeſchmolzenen Truppe gegen Abend in Badajoz angelangt. Don Sancho d'Avila war ihm etwas vorausgeeilt, um alsbald dem König über den Erfolg ſeiner Sendung Bericht zu erſtatten und erwartete dann ſeine Gefangenen an den Kloſterpforten. Donna Luiſa ruhte noch immer ohnmächtig, von der fürchterlichen Anſtrengung faſt leblos, auf einer Bahre, die man in der Eile aus Baumzweigen gemacht hatte, ein grober Soldatenmantel bedeckte ſie faſt wie ein Leichentuch, und ihre Bläſſe, die Unbeweglichkeit ihrer Züge, ihr geſchloſſenes Auge verliehen ihr das Ausſehen einer Todten. Doch als das Thor des Kloſters ſich vor ihr öffnete, als man ſie bis an die große Treppe trug, wo zwei Damen der Königin ſie erwarteten, richtete ſie ſich zitternd auf und warf trübe, fragende Blicke um ſich, dann drückte ſie die Hände vor die Stirne und zwang ſich zu entſchiedener Haltung. Don Sancho neigte ſich achtungsvoll vor ihr, ehe er ſie den Damen der Königin übergab.

„Hohe Dame," ſprach er, „meine Sendung iſt erfüllt, geruhet mir zu verzeihen, was ſie Schmerzliches für Euch haben mußte."

„Don Sancho," erwiderte die Fürſtin ſtolz, „Ihr habt es gewagt, Hand an mich, die Infantin von Portugal, zu legen, ein ſolches Verbrechen müßtet Ihr mit Eurem Haupte bezahlen, überlieferte das Loos der Waffen Euch jemals unſern Händen, aber ich verzeihe Euch dieſen

Schimpf, den eine Dame, eine Fürstin nie von einem Edelmann hätte erwarten sollen. Geht und möge Gott Euch behüten."

Zwei Fackeln beleuchteten mit trübem Schein den langen Weg durch die Gänge des Klosters, welche die beiden Damen Donna Luisa führten; es waren zwei ehrwürdige Matronen, schwarz gekleidet, mit langen Schleiern, fast wie Nonnen. Alles war still, und schweigend gingen Hofleute und Damen wie Gespenster an ihnen vorüber. Donna Luisa, an den fröhlichen Glanz des heimischen Hofes gewöhnt, glaubte, Don Sancho habe sie getäuscht und sie sey in einem Kloster, das man in ein Staatsgefängniß verwandelt habe. Doch, als sie das Gemach betrat, das man ihr zur Wohnung bestimmt hatte, gewahrte sie, daß sie sich in der Residenz eines Herrschers befinde. Tapeten aus Flandern verbargen die nackten Mauern der Zelle, ein elfenbeinernes Crucifix stand auf einem prachtvollen Betaltare und ein Spiegel aus venetianischem Glase in reichverziertem Rahmen hing an der Wand.

Donna Luisa war durch die unerhörten Schicksale eines Tages geistig und körperlich fast vernichtet, doch ihr fester Wille hielt sie aufrecht, selbst ihr unendlich großes Mißgeschick stählte ihren Muth. Ihre schwarzen Augen gewannen einen fast überirdischen Glanz leidender Heiterkeit, eine flüchtige Röthe färbte ihre bleichen Wangen, in ihrer Gestalt, im ganzen Ausdruck ihrer Züge mischte sich die stolze Haltung einer Königin mit dem Leid einer hilflosen Jungfrau.

Indessen hatte eine der Damen ein reiches Seidenkleid entfaltet, die andere rückte einen Sessel herbei und sprach, indem sie eine tiefe Verbeugung machte: „Gefällt es Euch, Senora, die Kleider zu wechseln; der König entbietet Euch noch in dieser Stunde zu sich."

Sie schauderte und antwortete mit tonloser Stimme: „Ich bin bereit."

Die beiden Damen sahen sich mit verwunderten Blicken an, doch wagten sie nicht, ihr eine Bemerkung zu machen, sondern schritten ihr schweigend voran. Donna Luisa folgte ihnen festen Schrittes, doch so wie sie weiter ging, schwanden mehr und mehr ihre mühsam zusammengerafften Kräfte, ihre Augen schlossen sich und sie glaubte jeden Augenblick ohnmächtig umsinken zu müssen; sie war mit ihren Begleiterinnen bis in ein weites, menschenleeres Gemach gekommen, dort blieben diese stehen und die eine von ihnen flüsterte ihr leise zu, indem sie auf eine kleine Thüre deutete:

„Ihr sollt allein eintreten, Senora, so lautet des Königs Befehl."

Donna Luisa überschritt fast bewußtlos die Schwelle und stand un-

beweglich ihrem Feinde Philipp II. gegenüber. Er hatte einen ſchnellen, verſtohlenen Blick nach der Thüre hin gethan.

„Setzt Euch, Donna Luiſa,“ ſprach er, ohne aufzuſehen.

Beim Klange dieſer Stimme erwachte ſie plötzlich aus ihrer Niedergeſchlagenheit und ward ſich ihrer Lage deutlich bewußt, ihr Herz ſchlug wieder ungeſtüm und nach einigen Minuten konnte ſie ruhig im Gemache umherblicken. Sie befand ſich allein mit dem Könige. Er las, das Haupt auf einen kleinen, ganz mit Briefſchaften gedeckten Tiſch geſtützt; ein ſilberner Armleuchter warf ein helles Licht auf ſeine Hände, die weiß und zierlich, wie die einer Frau waren; ſein Geſicht war faſt ganz von einem Lichtſchirm beſchattet. Philipp II. war damals dreiundfünfzig Jahre alt, er war früh gealtert durch Arbeiten und die Sorgen der Herrſchaft, doch blieben ihm noch einige Spuren von Jugendſchönheit. Sein Wuchs war noch fein und geſchmeidig; ſeine Züge, von zufrühen Falten durchfurcht, hatten einen beredten Ausdruck, ſein Haupt bedeckte das Haar nur ſpärlich, doch waren ſie, wie bei ſeinem Vater Carl V., noch ganz blond. Im ganzen Ausdruck ſeines Geſichtes lag eine ruhige Größe, die Ehrfurcht einflößte; ſein Blick war kalt, ſtechend, und der, den er traf, konnte ihn nur ſchwer ertragen. In dieſem Augenblicke ſchien er mit Durchleſung einer wichtigen Depeſche ganz und gar beſchäftigt zu ſeyn, und ſo hatte Donna Luiſa Zeit, auf das Genauſte den Mann zu betrachten, deſſen Züge ſtarr, wie die einer Bildſäule waren; dann wandte ſie, erſchreckt von dieſer Unbeweglichkeit, ihre Blicke von ihm ab, auf den Betaltar, auf das Cruzifix und den andern Schmuck des Gemaches, der es eher einer Capelle, als einem Cabinette eines Königs ähnlich zu machen ſchien; mehre Gemälde, Darſtellungen aus der heiligen Schrift und der Kirchengeſchichte, hingen an den Wänden, zwiſchen ihnen bemerkte Donna Luiſa mit Erſtaunen drei weibliche Bildniſſe von anſprechender Schönheit.

Nichts unterbrach das Stillſchweigen in dem Gemache, kein Lärm der Welt ſchien hierher bringen zu können; Donna Luiſa hörte nur das regelmäßige Picken der Uhr und das Kniſtern der Papiere, die der König durchlief. Endlich ſah er auf und winkte: „Tretet näher, Donna Luiſa.“

Sie ſtand langſam auf und trat bis nahe vor den Tiſch, an dem er ſaß.

„Wurdet Ihr mit allen Euch gebührenden Rückſichten behandelt, wie ich es befohlen habe?“

„Don Sancho hat die Befehle Eurer Majeſtät nicht überſchritten, er hat mich aufmerkſam gehütet und bewacht und ſich als ein Mann

benommen, der entſchloſſen war, mich lebendig oder todt hierher zu bringen."

„Ja, ſo lauteten meine Befehle," erwiderte Phlipp kalt und ſah das junge Mädchen genauer und mit einigem Erſtaunen an, ſelten hatte Jemand mit ihm ſo geredet, es lag in ihrem Tone eine Entſchiedenheit, ein kühner Vorwurf, den er nicht erwartet hatte.

„Es war meine Abſicht, als ich befahl Euch nach Spanien zu bringen," fuhr er ſanfter fort, „Euch außer den Bereich aller Gefahren zu ſetzen, die Euch in einem vom Kriege verheerten Lande hätten drohen können. Euer Platz ſoll bei der Königin ſeyn, und wenn ſie Badajoz verläßt, werdet Ihr ſie nach Madrid begleiten."

„Sire," antwortete Donna Luiſa voll Würde und Trauer, „Ihr ſeyd Herr meines Schickſals, ich muß gehorchen; aber hier, Eure Befehle erwartend, erkläre ich zugleich, daß ich nur der Gewalt nachgebe. Meine Stelle iſt nicht am ſpaniſchen Hofe, ſondern beim Könige, meinem Vater, oder in irgend einer ſtillen Klauſe; ich hatte gehofft, es würde Ew. Majeſtät gefallen, mich den ehrwürdigen Benedictinerinnen zu übergeben."

„Wir wollen nicht, daß unſere portugieſiſchen Unterthanen ſagen können, wir hätten Euch die Freiheit geraubt, Donna Luiſa."

„Warum nicht, Sire, ſie haben ja doch Recht? Behandelt mich nicht wie eine Euch verwandte Fürſtin, behandelt mich wie die Tochter Eures Feindes, das iſt die einzige Gnade, um die ich Euch bitte."

„Hütet Euch wohl, daß wir ſie Euch nicht gewähren," antwortete höhniſch lächelnd der König, „unſere Streiche trafen nie einen Feind, ohne daß er zu unſern Füßen um Schonung gefleht hätte. Möge Gott und die heilige Mutter Euch davor bewahren, unſern Zorn zu reizen, er iſt fürchterlich."

„Gottes Zorn allein iſt zu fürchten, Sire."

Noch einmal blickte Philipp erſtaunt Donna Luiſa an, die mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm ſtand; dann ſprach er kalt weiter: „Herzog Alba iſt vor den Thoren von Liſſabon, Villaviciosa, Evora, Setubal und viele andere Städte ſind in ſeiner Gewalt, überall unterwarfen ſich meine rebelliſchen Unterthanen und ich bin Herr von Portugal."

„Durch das Recht der Eroberung, Sire, Ihr ſeyd der mächtigſte Fürſt der Chriſtenheit, Eure Heere können Euch noch andere Länder erkämpfen."

„Gott behüte mich, daß ich durch ungerechten Krieg in den Beſitz einer Hufe Landes käme. Ich habe nur mein Recht mit den Waffen in

der Hand aufrecht erhalten, weil es legitim ist, geistliche und weltliche Gerechtigkeit haben es ausgesprochen..."

„Die Absetzung meines Vaters ausgesprochen, dann haben sie eine Usurpation gutgeheißen; der Tod allein, Sire, darf den Thron demjenigen rauben, den seine Geburt darauf setzte."

Der König nickte zustimmend mit dem Kopfe und antwortete: „Aber Don Antonio, Euer Vater, ist nur der Bastard eines Infanten von Portugal."

Donna Luisa wich einen Schritt zurück; ihre Wange deckte plötzlich eine tiefe Röthe. „Eure Majestät weiß," rief sie laut, daß Donna Violante, meine Großmutter, rechtmäßige Gemahlin des Infanten Don Luis war. Niemand hat das bis jetzt zu bezweifeln gewagt, und mein Vater trug den Titel eines Herzogs von Beja, bis er die Krone Portugals auf sein Haupt setzte."

„Die Beweise, die Zeugen dieser Ehe, es sind deren keine vorhanden."

„Die Beweise, Sire, hört doch die Stimme des Volkes, sie wird sie Euch geben; welcher Zweifel kann gegen eine Thatsache erhoben werden, die im Angesicht einer ganzen Nation stattfand. Don Luis, mein Großvater, liebte Donna Violante de Gomez, um ihrer seltenen Schönheit willen, er heirathete sie und sie starb bald darauf, indem sie ihm nur ein einziges Kind, Don Antonio von Portugal, meinen Vater, hinterließ."

Philipp schüttelte den Kopf, und sprach kalt und entscheidend: „Ich sage Euch, der Beweis dieser Heirath mangelt; der heilige Vater, der mit Schmerzen diese schmachvollen Ansprüche sieht, forderte ihn, Don Antonio konnte ihn nicht beibringen; es gibt keine Heirathsacten, nichts."

„Dann sind diese Beweise, die Eure Majestät verlangt, vernichtet. Der, welcher eine solche That beging, wird sie einst auf dem Sterbebette schwer bereuen müssen."

Es trat ein Stillschweigen ein. Donna Luisa schien mit niedergeschlagenem Blick nach Kraft zu ringen, um diesen Schimpf zu ertragen. „Also," sprach sie endlich, „wird die ältere Linie des königlichen Hauses von Portugal hinfort das zerbrochene Wappen der Bastarde tragen, ihren Rang, ihren Titel, ihre Würden, ihr Erbtheil verlieren. Jetzt begreife ich, weßhalb Don Sancho d'Avila, wenn er mit mir redete, zu vergessen schien, daß er seine Worte an eine Infantin richtete; er wußte wohl darum, wie weit wir gesunken seyen."

„Wir haben nicht leichtsinnig über eine so wichtige Frage entschie-

den, Rechtsgelehrte haben ſie geprüft und unſer Recht anerkannt, indem ſie erklärten, Don Antonio's Geburt ſey illegitim..."

„Euer Recht, Sire!" unterbrach ihn Donna Luiſa; „ſie haben alſo vergeſſen, daß nach dem Herzog von Beja noch der Herzog von Braganza vor Eurer Majeſtät kömmt?"

Der König ſuchte unter den Papieren, die vor ihm lagen, ein Blatt, an deſſen Ende ein Siegel hing, welches Donna Luiſa erkannte.

„Das iſt ein Brief von der Hand Don Juans von Braganza; er verſichert uns ſeiner Ergebenheit und ſeiner Treue und leiſtet den Huldigungseid."

„Der Verräther!" rief verachtungsvoll die Infantin.

Der König betrachtete Donna Luiſa mit wachſendem Erſtaunen; er konnte ihrem Muthe nicht die Achtung verſagen; „Setzt Euch, Donna," ſprach er in mildem Tone, „ich verabſchiede Euch noch nicht."

Sie verbeugte ſich und ließ ſich auf den Seſſel nieder, den er ihr bezeichnet hatte. Philipp lüftete den Lichtſchirm, der den Glanz der Kerzen milderte, und ſeine Blicke weilten einige Secunden auf den Zügen ſeiner Gefangenen; mit ſtiller Bewunderung betrachtete er die ſchönen, reinen Züge dieſes Antlitzes, das Schmerz und edler Stolz zu verklären ſchien; er überließ ſich einem tiefen Nachſinnen, als beſchäftigte ihn ein ſüßer und doch trüber Gedanke, dann ſtrich er mit der Hand über die Stirne und ſprach raſch: „Ein befremdliches Gerücht hat ſich in Portugal verbreitet, ſeit einiger Zeit will man wiſſen, Don Sebaſtian ſey nicht todt und meine Feinde bemühen ſich, dieſer Nachricht Glauben zu verſchaffen. Habt Ihr davon reden hören, Donna Luiſa?"

Sie ward noch bläſſer und erwiderte mit faſt brechender Stimme: „Nein, Sire, doch iſt es vielleicht wahr."

„Gott läßt diejenigen nicht wieder auf dieſe Welt zurückkehren, die er in ſein himmliſches Reich aufgenommen hat."

„Seine Barmherzigkeit kann das Leben Don Sebaſtians noch erhalten haben. Während der Schlacht von Alcazar-Quivir verſchwand der König im Handgemenge, aber Niemand hat ſeine Leiche geſehen."

„Zwei Jahre ſind ſeitdem verfloſſen und noch iſt er nicht wieder unter den Lebendigen geſehen worden. Jetzt will ein Schelm, ein Rebell, das Volk aufwiegeln und gibt ſich für Don Sebaſtian aus; wenn ihn Gottes heiliger Wille durch Wunder wieder in ſein Reich zurückgeführt hätte, gewiß würdet Ihr davon ſchon in Kenntniß geſetzt ſeyn."

Er ſah ſie an, als wolle er ihre geheimſten Gedanken durchſchauen,

aber ſie hielt ruhig ſeine forſchenden Blicke aus und antwortete ihm nur durch eine verneinende Bewegung.

„Man iſt dieſem Abenteurer auf der Spur," fuhr Philipp II. fort, „er wird ſein betrügeriſches Wagſtück mit dem Leben bezahlen; ich habe Befehle ertheilt, daß man ihn, wenn er in die Hände eines Soldaten geräth, ohne weitere gerichtliche Formen aufhänge."

„Aber Sire," unterbrach ihn Donna Luiſa, faſt außer ſich, „wenn es nun Don Sebaſtian wäre? Die Wege des Himmels ſind unerforſchlich, er kann ihn uns wiederſchenken. Ihr ſeyd gerecht, Sire, Ihr ſeyd ein großer Fürſt, Ihr ſeyd fromm und gottesfürchtig; Ihr würdet nicht mit einer ſolchen Miſſethat belaſtet vor ihn treten wollen, wäre ſie auch ohne Euern Willen geſchehen, Ihr würdet Euch nicht, um Enre Anſprüche auf die Krone Portugals zu bewahren, mit dem Blute eines Königs, Eures Verwandten, beflecken wollen."

Philipps eiſerne Züge belebten ſich, im Tone bittern Spottes fragte er ſie: „Ihr glaubt alſo im Ernſte an dieſe Wiederauferſtehung Don Sebaſtians? Bei der heiligen Meſſe, ich hätte nicht gedacht, auch Euch würde dieſer Schelmenſtreich bethören! Doch wollen wir ganz ohne Uebereilung handeln. Sollten wir dieſem vermeintlichen König nicht freies Geleit anbieten, damit er an unſern Hof komme und darthue, daß er wirklich das ſey, für was er ſich ausgibt."

„Er wird kommen, Sire, er wird kommen, wenn er noch lebt, wie ich hoffe und glaube."

„Ihr ſeyd deſſen alſo faſt gewiß, und eben ſagt Ihr mir, Ihr hättet keine Botſchaft, keine Nachricht von ihm erhalten."

„Nein, Sire, nein, keine. Seitdem ich in die Gewalt Don Sancho's gefallen bin, bewachte er mich ſo ſtreng, daß ſich mir weder Freunde noch Feinde nähern konnten, und während meines peinlichen Weges hierher ſprach ich nur mit einer meiner Damen, die gleich mir Gefangene war."

„Die Herzogin von Avero? Ihr werdet ſie bald wiederſehen. Der Hauptmann Rodriguez kehrt mit friſchen Truppen nach der Gränze zurück, er ſoll dieſe Handvoll Rebellen züchtigen und keinem Gnade gewähren; jenes junge Mädchen allein wird den Atalaya lebendig verlaſſen."

„Gott rette den König!" murmelte Donna Luiſa mit ſo leiſer Stimme, daß Philipp es nicht hören konnte. Bis dahin hatte ſie immer Schreck und Schmerz während dieſer qualvollen Unterredung zu beherrſchen gewußt, jetzt aber verließ ſie alle Kraft, ſie hatte mehr gelitten, als ein menſchliches Herz ertragen konnte. Ihr Blick trübte ſich und ihre Knie

brachen; noch einen Augenblick kämpfte sie vergeblich mit der Ohnmacht, dann schwanden ihre Sinne und sie stürzte bewußtlos zu Philipps Füßen nieder.

„Jesus Maria!" rief er erschreckt aus; „Donna Luisa, was bedeutet das, was fehlt Euch?"

Er ergriff eine silberne Glocke, die auf dem Tische stand, aber er besann sich, als er eben klingeln wollte, und rief Niemand herbei, und hob selbst die Infantin auf. Sie athmete nicht mehr, die Schläge ihres Herzens hatten aufgehört; starr und regungslos, gleich einer Leiche, lag sie da. Der König legte seine Hände auf diese blasse Stirne, er beugte sich über ihre entfärbten Lippen, und horchte ängstlich, ob ihnen keine Klage, kein Seufzer entfliehe; er hörte nichts; von seltsamem Gefühle ergriffen, ließ er sie in einen Sessel nieder, und blieb, seinen düstern Blick fest auf sie gerichtet, vor ihr stehen. Ungewohnte Gedanken, Leidenschaften, die er längst für erstorben hielt, erwachten in seinem Herzen; seit langer Zeit hatte er keine schöne, junge Frau allein gesehen, sein täglicher Anblick war nur das kränkliche, bleiche Gesicht der Königin. Als Donna Luisa so hilflos dalag, fühlte er plötzlich, er könne noch lieben, wie ehemals, er sey noch heißer, eifersüchtiger Liebe fähig. Nach einiger Zeit kam die Infantin wieder zu sich; sie seufzte tief auf, als erwache sie aus schwerem, qualvollem Traume.

„Donna Luisa," sprach der König, dessen Züge wieder ihre gewöhnliche eiserne Ruhe angenommen hatten, „Eure Seele ist stärker als Euer Körper. Befindet Ihr Euch wieder etwas besser?"

„Ich glaubte, meine letzte Stunde sey da," antwortete sie mit matter Stimme und versuchte aufzustehen.

„Kommt," sprach der König, „stützt Euch auf mich, Eure Frauen sind da, sie erwarten Euch; ich überlasse Euch ihrer Sorgfalt. Eine Nacht ruhigen Schlafes wird Euch heilen, morgen stelle ich selbst Euch der Königin vor."

Dann führte er sie bis an die Thüre und entließ sie wohlwollend; er trat an's Fenster und sah ihr, hinter den Scheiben verborgen, noch lange nach, wie sie, auf ihre Duenas gestützt, langsam durch die weiten Gänge schritt; schon war sie in einer Biegung des Weges verschwunden, als er ihr noch immer nachblickte, und noch lange verfolgte er sinnend und grübelnd Gedanken, die ihm sonst fremd waren. Seine Seele war voll Unruhe, er versuchte, den Bildern, die ihn umschwebten, durch Gebet zu entfliehen, aber dieser Mann, dessen Gewalt über alle Andern so unumschränkt war, wußte sich selbst nicht zu beherrschen,

nur eine ſolche Herrſchaft zu heucheln. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber in ſeinem Hochmuthe vertraute er ſeiner Gerechtigkeit, gleich der Gottes, und glaubte, er ſey ſtets ohne Fehl und Sünde, kein Gewiſſenszweifel beunruhigte ihn je. Er ſetzte ſich auf die Stelle, die Donna Luiſa ſo eben verlaſſen hatte und ſprach zu ſich ſelbſt; die Krankheit der Königin verſchlimmert ſich von Tage zu Tage, es bleibt wenig Hoffnung, daß ſie geneſe... Gott möge ihr gnädig ſeyn... Ich habe nur einen Sohn... Das Staatswohl würde es erheiſchen, daß ich mich wieder vermählte.

III.

Am Hofe Philipps II. herrſchte eine ernſte und ſteife Etiquette, die Königin Donna Anna von Oeſterreich hatte nie einen Schritt gewagt, ohne daß er von dieſer verborgenen Macht geleitet worden wäre; zu Badajoz, wie zu Madrid, verließ ſie nie das Schloß anders, als in einer Sänfte und gefolgt von allen ihren Damen, um die Klöſter zu beſuchen und die neuntägige Andacht in den Kirchen zu halten. Wenn ſie den Fuß zur Erde ſetzte, durfte ſie nur unter einem Thronhimmel gehen und nur mit zwei Männern auf Erden, mit dem Könige, ihrem Gemahl, und ihrem Beichtvater, war es ihr vergönnt, ohne Zeugen zu reden. Doch befahl ihr die Etiquette gegen Niedrigere, das heißt gegen alle Hofleute, ohne Unterſchied, eine Vertraulichkeit, die ihres Gleichen in keinem andern Lande hatte; ſie mußte alle Welt mit Du anreden, die fremden Geſandten und die höchſten Diener der Kirche ausgenommen. Ihre Damen, von wie hoher Geburt ſie auch ſeyn mochten, durften ſie nur kniend bedienen. Doch ſtarb ſie inmitten dieſer Größe an der tödtlichen Qual der Langweile und vielleicht auch an einem jener geheimen Schmerzen, vor denen nur das Grab Ruhe gewährt. Sie hatte aus ihrem deutſchen Vaterlande eine Erinnerung mitgenommen, die aller Glanz ihrer hohen Stellung nicht verwiſchen konnte, und oft beweinte die Königin von Spanien vor Gott die Zeit, wo ſie gehofft hatte, Herzogin von Grätz zu werden.

Philipp II. beſtimmte den Rang nicht, den Donna Luiſa am Hofe einnehmen ſollte, ſie wurde nur der Königin vorgeſtellt, aber außer dem Hoheitstitel, mit dem man ſie anredete, genoß ſie derſelben Vorrechte und Ehren, wie die Töchter des Königs, die Infantinnen. Sie hörte die Meſſe in der Tribüne des Königs, konnte in des Königs Zimmer ungemeldet eintreten, hatte überall das Vorrecht vor der Camarera-

Major und war, wie die Infantinnen, Tag und Nacht von Damen, die den Dienſt bei ihr verſahen, umgeben und gehütet, aber ſie blieb ſo abgeſchieden von der übrigen Welt, als hätten die Gitter eines Kloſters ſich hinter ihr geſchloſſen, und ſie mußte alle Qualen der peinlichſten Ungewißheit erdulden. Vergebens ſuchte ſie zu erfahren, welchen Erfolg der Zug Rodriguez's gehabt habe, und was aus Iſabella geworden ſey. Die, welche ſie darum befragte, wußten es nicht, oder wollten es nicht wiſſen. Endlich wagte ſie es, ſich an den König zu wenden, der ihr zerſtreut und als habe er vergeſſen, was geſchehen ſey, antwortete: „die Rebellen ſind zerſtreut, in Atalaya liegt jetzt eine ſpaniſche Beſatzung; die Herzogin von Avero wird in einem Kloſter in Sicherheit gebracht ſeyn; Rodriguez wird dafür geſorgt haben. Der alte Haudegen iſt im Stande, ſie gegen Löſegeld freizugeben, wie einige Ritter, die während des Krieges in ſeine Hände gefallen ſind."

Man beſchäftigte ſich bei der Königin durchaus nicht mit Staatsgeſchäften, kaum litt der König, daß man dort von den Ereigniſſen in Portugal ſprach, und ſich ſeiner Siege freute; die Zeit verſtrich in der Langweile eines unthätigen Lebens, in das Andachtsübungen den einzigen Wechſel brachten. Dieſe finſtere Umgebung ſtimmte zur Lage Donna Luiſa's; und ſie behielt ſtets die ſtolze, duldende Haltung, die ihrem Unglück geziemte. Der Königin gefiel die beklagenswerthe Jungfrau, die gleich ihr fremd und heimathlos an dieſem Hofe ſtand, und ſie behandelte ſie mit ſo wohlwollender Traulichkeit, als dieß der Zwang der Hofregeln nur geſtattete, während in ihrem Verhältniſſe zu ihren Stieftöchtern eine gewiſſe Kälte vorwaltete.

Der König ſprach nur ſelten mit Donna Luiſa, aber faſt immer ruhte ſein durchbohrender Blick auf ihr; er betrachtete mit eiferſüchtigem Antheil ihre Traurigkeit, die Niedergeſchlagenheit, gegen die ſie ankämpfte und die ſchmerzliche Aufregung, ſo oft die Kunde von den Ereigniſſen, die außerhalb des Hofes vorgingen, bis zu ihr drang.

Indeſſen untergrub die zehrende Krankheit, an der die Königin litt, täglich mehr ihre Kräfte, ohne daß der Hof, der ſie mit ſo ängſtlicher Sorge umgab, es gewahrte. Faſt ſterbend mußte ſie dieſelben Förmlichkeiten, dieſelben kindiſchen Pflichten noch erfüllen, welche ſie in geſunden Tagen gequält hatten. Sie allein wußte, wie nahe ihr Ende ſey und verheimlichte nur ihren langen Todeskampf, wie ſie den tiefen Kummer verheimlicht hatte, der ſie in's Grab ſtürzte. Doch konnte ſie nicht ohne Schauder den furchtbaren Pfad von dieſer Welt in die Ewigkeit betrachten und zuweilen übte er ſolche Macht auf ſie, daß ſie Gott anflehte, er möge ſie erretten, und ihre Jugend beweinte, die

unter den traurigen Spielereien irdiſcher Macht, ohne Glück, ohne Liebe verſtrichen war.

Eines Abends ſaß Donna Luiſa allein am Bette der Königin, die halbaufgerichtet ihre Hände zum Bilde des Heilandes, den ſie in ihrem Herzen trug, erhoben, ſich von der Infantin aus einem Buche in reichem, goldſtarrendem Einbande vorleſen ließ, es waren die Worte Luis von Leon.

Seit einem Augenblicke horchte die Königin nicht mehr den Tönen dieſer Poeſie, in der ein ſo lebendiger Glaube, eine ſo wohlthuende Wehmuth walten, ihr Haupt war in die reichgeſtickten Kiſſen zurückgeſunken und ſie bedeckte ihr Geſicht mit ihrem Tuche, als ob ſie den Glanz der vielen Lichter, die in dem Gemache brannten, nicht ertragen könnte. Donna Luiſa unterbrach ſich im Vorleſen: „Jeſus Marie," rief ſie, „es iſt hier viel zu hell, Eure Majeſtät können den Glanz dieſer vielen Kerzen nicht ertragen."

„Nein," antwortete die Königin mit ſchwacher Stimme, „aber die Stunde des Schlafengehens hat noch nicht geſchlagen und die Camarera-major läßt die Kerzen nicht eher auslöſchen, müßte ich auch deßhalb ſterben. Bitte, lies weiter Luiſa, dieſe Verſe ſind ſo ſchön."

Die Jungfrau las die Ueberſetzung des Pſalms: „Herr erbarme Dich meiner!" zu Ende, dann ſchlug ſie die Seite um und ſchwieg plötzlich.

„Nun, ich höre zu," ſprach ſanft die Konigin, und als Donna Luiſa nicht weiter las, nahm ſie ſelbſt das Buch und warf einen Blick hinein, „Ach!" rief ſie mit zitternder Stimme, „es iſt ein Sonnet auf den Tod des Don Carlos!"

Es herrſchte ein langes Stillſchweigen, der Name Don Carlos erweckte ſchauerliche und trübe Erinnerungen in der Seele der beiden Frauen; der Tod des älteſten Sohns Philipps II. war eines von den ſchrecklichen Ereigniſſen, deren wahre Gründe die Welt nie erfährt und die den Familien bleiben.

Donna Luiſa ſah, wie die Thränen der Königin unaufhaltſam floßen; „Ew. Majeſtät hat Schmerzen?" fragte ſie leiſe.

„Ach ja," erwiderte ſie mit einem tiefen Seufzer, „ich glaube, daß ich bald ſterben werde."

„Hohe Frau, Ihr müßt nicht ſo an der Güte Gottes verzweifeln; er wird Eurer Majeſtät das Leben zum Glücke des Königs, zum Wohle des Volkes erhalten."

„Gott hat mich verdammt, die Glocke von Belilla iſt erklungen."

„Die Glocke von Belilla," wiederholte Donna Luiſa, ohne zu begreifen, wie etwas ſo Unbedeutendes der Königin einen ſolchen Schrecken verurſachen könnte.

„Du weißt nicht, was das bedeutet? Die Silberglocke von Belilla läutet nur jedesmal, wenn ein Großer dieſer Erde bald ſterben muß, ſie erklang kurz vor dem Tode des Don Carlos und der jungen Königin von Spanien, Eliſabeth von Frankreich. Jetzt verkündigt ſie meinen nahen Tod."

„Wer hat das Ew. Majeſtät verkündigen können?" fragte Donna Luiſa; „wer konnte es wagen, Euch von dieſen traurigen Vorzeichen, die man nie gewiß iſt, richtig erklärt zu haben, zu erzählen. Ihr werdet hintergangen!"

„Der König, der König ſprach mir davon," murmelte ſie, nur mühſam Luft ſchöpfend.

Donna Luiſa zitterte, ſie ſah, daß der Ausdruck des Geſichtes

der armen Anna von Oeſterreich, der ſonſt gewöhnlich lebend und ruhig war, ein ganz anderer geworden ſey; ihre Blicke ſchweiften unſtät umher, ihre Lippen waren blaſſer als ſonſt; der Hauch des Todes ſchien ſie ſchon anzuwehen.

„Seit geſtern iſt meine Seele von Schrecken erfüllt," redete die Königin mit höchſter Anſtrengung weiter; „ob ich den König recht verſtanden habe? Gütiger Gott, ich zittre vor ihm; ich wage es nicht, ihn zu befragen... Die Sinne ſchwinden mir faſt, wenn ſein Auge auf mir ruht. Höre, Luiſa, eile alsbald zu ihm, du wirſt es erfahren... er wird dir ſagen, ob Gott wirklich ſeinen Willen kund gethan hat."

„Heilige Mutter Gottes, ich will gern Alles thun, was Ew. Majeſtät befehlen."

Als Philipp die Infantin zu ſich eintreten ſah, ſchaute er ſie verwundert an, und ein flüchtiges Lächeln glitt über ſeine Züge.

„Donna Luiſa," fragte er, „Ihr hier, und zu ſo ſpäter Stunde?"

„Ja, Sire," antwortete ſie furchtſamer, als das erſte Mal, wo ſie ſein Zimmer betreten mußte; „nur ein ſehr gewichtiger Grund konnte mich veranlaſſen, Euch zu ſtören."

„Und was iſt Euer Begehr? redet ohne Scheu."

„Sire, die Königin iſt's, die mich ſendet; einige Worte Ew. Majeſtät haben ſie mit Schrecken erfüllt; Ihr müßt ſie wieder beruhigen."

„Ich habe öffentliche Fürbitten für ſie angeordnet," antwortete kalt der König; „heute hat man in allen Kirchen Spaniens ein neuntägiges Gebet angefangen, damit Gott ſie in Gnaden aufnehme, wenn es ihm gefällt, ſie von der Erde abzurufen."

„Sire, iſt ſie denn ſo krank, daß man nur noch an ihrer Seele Heil denken ſollte? Seht doch die Unbefangenheit ihrer ganzen Umgebung; Niemand kennt, wie es ſcheint, die Gefahr, worin ſie ſchwebt, Alles geht ſeinen gewöhnlichen Gang; noch heute iſt ſie aufgeſtanden, um die Meſſe zu hören. Nein, Sire, ſie iſt dem Tode nicht ſo nahe, aber ein Wort Ew. Majeſtät hat ſie mit Schrecken erfüllt; ſie glaubt, Gott rufe ſie zu ſich, und habe ihren baldigen Tod durch ein Wunder kund gethan; ſie glaubt, die Glocke von Belilla ſey erklungen, um ihr nahes Ende zu verkündigen."

„Dem iſt alſo," entgegnete der König, ſich bekreuzend; „dieſes Wunder fand am Tage der Himmelfahrt der hochheiligen Jungfrau ſtatt."

Donna Luiſa war von den Nonnen zu Santa Clara in der abergläubigen Frömmigkeit erzogen worden, die zu jener Zeit allgemein war. Ihr Glaube war ſchlicht und tief im Herzen begründet; und ſie war von der Wahrheit aller Wunder überzeugt; doch wagte ſie, einige Zweifel über die Glocke von Belilla laut werden zu laſſen.

„Ew. Majeſtät kann getäuſcht worden ſeyn; wer hat dieſe wunderbare Glocke gehört, wer kann beſtimmt behaupten, daß Gott ihr die Gabe der Prophezeihung verliehen habe?"

„Sie verdankt ſie ihrem Urſprunge," erwiderte der König ſehr ernſt; „ſie wurde aus den dreißig Silberlingen gegoſſen, für die der Verräther Judas unſern Heiland verkaufte..."

Donna Luiſa glaubte jetzt dem Könige, Anna von Oeſterreich müſſe ſterben; andächtig ſchlug ſie ein Kreuz; über den Leiden der Königin hatte ſie auf Augenblicke ihr eigenes Geſchick vergeſſen

„Sire," sprach sie weinend, ich will am Bette Eurer hohen Gemahlin beten ...."

Sie wollte gehen; Philipp II. hielt sie durch eine zugleich gebieterische und wohlwollende Gebärde zurück.

„Setzt Euch, Donna Luisa, ich selbst will Euch gleich zur Königin begleiten. Wie schwül die Luft ist. In dieser Sommerhitze leidet die Seele wie der Körper. Ich habe die Depeschen noch nicht eröffnet, die uns Herzog Alba sendet."

Er stieß mit der Hand ein Packet noch geschlossener Briefe zurück und stützte sich auf den Tisch, Donna Luisa sah mit träumerischen Blicken die drei weiblichen Bildnisse an, die dem Könige gegenüber hingen; er hob die Augen zum Himmel und sprach seufzend, als wolle er den Gedanken der Fürstin antworten: „Sie sind jung gestorben."

Sein Auge ruhte abwechselnd auf der Infantin und dem ersten der drei Bildnisse, welches eine schöne junge Frau mit dunklem Haar, das auf zarte Schultern niederwallte, darstellte.

„Maria von Portugal sah Euch ähnlich," sprach er; „sie mochte in Eurem Alter seyn, als ich sie verlor. Sie ist jetzt eine Heilige, die im Himmel für mich betet."

„Sie war die Mutter des Don Carlos," sagte die Infantin mit einer Ruhe, die das schreckliche Gewicht der Worte, die sie aussprach, Lügen zu strafen schien.

Philipp II. Pulse stockten einen Augenblick; ein dunkler Blitz schien aus seinen blauen Augen hervorzubrechen, und heftig und mit unsicherer Stimme sprach er: „Don Carlos, mein Sohn! Das ist das erste Mal seit zwölf Jahren, daß man seinen Namen vor mir auszusprechen wagt, und doch ist kein Tag vergangen, wo ich seiner nicht gedachte. Wer weiß, wie die Menge seinen Tod zu beurtheilen wagte, welche schwarze Anklagen meine Feinde deßhalb auf mich wälzten? Ich kenne die Gerüchte, die der französische Hof verbreiten läßt; sie beschimpfen das Andenken Elisabeths. Ich, eifersüchtig auf Don Carlos, ich hätte in ihm den Geliebten der Königin erschlagen. Nur blinder Haß konnte solche thörichte Mährchen erfinden. Don Carlos war ein Wahnsinniger, er ist ein Opfer seiner selbst; von seiner eigenen Hand, und ohne Reue über solche Missethat, gefallen. Die Königin, seine Stiefmutter, haßte und fürchtete ihn, sie wußte wohl, was sie von ihm zu erwarten hatte, wäre er mir nachgefolgt... Ja, so war der Sohn, und vielleicht wird doch die Nachwelt mich seines Mordes beschuldigen. Doch so sind die Urtheile der Menschen; schnell sind sie bereit, über Dinge zu schwatzen, die nur Gott bekannt sind; sie wagen es, im Gewissen der Könige forschen zu wollen!"

Er unterbrach sich rasch, als ob es ihm Mühe kostete, Gedanken zu unterdrücken, die ihm wohl schon manche trübe Stunde verursacht hatten, die er aber nie gegen Jemand ausgesprochen hatte.

„Donna Luisa," wandte er sich dann wieder an die Infantin, die stumm seiner Rede gelauscht hatte, und zeigte auf die beiden andern Bildnisse: „kennt Ihr auch diese beiden Königinnen?"

„Die eine ist Marie von England, die andere Elisabeth von Frankreich."

„Ja, ja, Marie, die zu früh für unsern heiligen Glauben und das Glück ihres ketzerischen Landes starb, in dem jetzt die Bastardtochter Heinrich VIII. herrscht; Elisabeth, die mein Volk in seiner Verehrung die heilige Königin nannte. Nie trug ein edleres Haupt eine schönere

Krone. Die eine ſchläft in den Hallen von Weſtminſter, die andere wartet meiner in dem Gewölbe des Eſcurials. Drei Frauen ſaßen ſchon auf meinem Throne, und bald vielleicht..."

Aus den Gemächern der Königin erſchallte das Geräuſch mehrer Stimmen; die Camarera-major trat ein: „Sire, die Königin befindet ſich plötzlich ſehr unwohl; ſie begehrt nach ihren Aerzten und dem Beichtvater."

„Kommt, Sire," rief Donna Luiſa, „die Gegenwart Ew. Majeſtät wird dieſe Criſe zum Guten wenden; einige Worte der Hoffnung und des Troſtes können die Königin retten."

Philipp II. gab der Camarera-major ein Zeichen, voranzugehen, und ſprach, zur Infantin gewendet, mit gleichgültiger Ergebung: „Kommt, und möge der Wille Gottes geſchehen."

Die Königin lag in den Armen ihrer Frauen; nach ſchmerzlichen Krämpfen war ſie in lange Ohnmacht gefallen; Philipp II. nahte ſich ihrem Bette. Es war faſt Mitternacht; ſchnell hatte ſich die Nachricht von der Gefahr, worin die Königin ſchwebte, in ihrer ganzen Umgebung verbreitet. Die höchſten Damen eilten herbei; Aerzte umgaben das Bett; der Beichtvater nahm ſeinen Platz zu Häupten der Königin ein; er durfte ihn Niemand, ſelbſt dem Könige nicht räumen. Ein Altar wurde dem Bette gegenüber aufgerichtet. Alle Reliquien aus den Kirchen zu Badajoz wurden herbeigeſchafft, und die Nonnen ſtanden auf, um ein vierzigſtündiges Gebet zu beginnen.

Die Königin erwachte endlich aus ihrer langen Ohnmacht; aber ihr Puls ſchlug nur matt, und ſie konnte nur leiſe Klagen aushauchen. Ihre Augen blieben geſchloſſen, Todesbläſſe bedeckte ſchon ihre Züge. In dieſem Zuſtande empfing ſie die letzten Tröſtungen der Religion, die ihr der Biſchof von Badajoz ſpendete.

Der König war am Altar niedergekniet und betete mit ſeinem Almoſenier; von Zeit zu Zeit ſchaute er ſich nach dem Bette der Königin um. Spät nach Mitternacht zog er ſich in ſeine Gemächer zurück.

Gegen Morgen ſchlug die Sterbende die Augen auf und warf matte Blicke um ſich; ihr Beichtvater hielt ihr das Chriſtusbild hin; ſie drückte es an ihre Lippen und ſprach mit feſter Stimme: „Die Glocke von Belilla ertönt.. Gott ruft mich zu ſich... ich will in den Ordenskleidern des heiligen Franciscus ſterben.

Die Camarera breitete über ihr reiches Spitzenkleid das härene Gewand, und band ihr den Gürtel um. Noch immer rang ihre Jugend in furchtbarem Kampfe mit dem Tode. Donna Luiſa ſaß von tiefem Schmerz bewegt am Bette ihrer königlichen Freundin und drückte ihre todtkalten Hände an ihre Lippen. Die Sterbende ließ plötzlich ihren Blick auf ihr ruhen; zum letzten Male ſchien ihr volles Bewußtſeyn zurückzukehren, und die Worte rangen ſich noch von ihren Lippen: „Luiſa, du ſiehſt, wie ich ſterbe; hüte dich, Königin von Portugal zu werden."

Einige Augenblicke ſpäter war ihr letzter Athemzug entflohen.

Schwedens Literatur und Unterrichtswesen vor dem sechszehnten Jahrhundert.

In Schweden entwickelte sich wissenschaftliche Bildung weit später, als in Dänemark. Vermöge seiner geographischen Lage befand sich Schweden in einer Epoche, in der die Industrie unsere jetzigen Communicationsmittel noch nicht geschaffen hatte, gewissermaßen vom übrigen Europa gänzlich abgesondert. Zu Anfang des Mittelalters war es ein ödes, mit Wäldern bedecktes und schwer zu durchreisendes Land, dessen Handel noch gänzlich darnieder lag, und wo der Ackerbau kaum Spuren zu zeigen begann. Viele Jahre in Mühe verlebt, würden erforderlich gewesen seyn, um die ersten Versuche von Civilisation zu gründen und den schwedischen Nationalcharakter zu bilden; so aber war Schwedens Trennung in viele Staaten, die Nachbarschaft anderer Länder, eine ewige Ursache zu ununterbrochenen Kriegen. Der Stifter des schwedischen Reiches war Odin, der Häuptling asiatischer Horden, dessen abenteuerliche Fahrten die Geschichte kaum anzudeuten wagt, aus dem aber die Sage einen Gott geschaffen hat. Seinen Nachfolgern hatte er seine Kampflust als Erbe hinterlassen, und wenn sie so in müßigen Stunden um ihre mächtigen Eichentische im Kreise saßen und Meth zechten mit ihren Waffengenossen, dann hätte man leicht glauben können, sie fühlten sich von jener blutgefärbten Lanze gestachelt, welche die Walküren auf den Schlachtfeldern umhertrugen. Ruhe lastete auf ihnen wie Gewissensbisse, der Sieg der rohen Stärke galt ihnen als Glaube; Krieg war ihre Religion.

Die ersten Könige, welche die Friedensstimme der christlichen Glaubensboten vernahmen, waren nicht im Stande, ihre, ihnen von uralten Zeiten her, eingeprägten Ideen von Ruhm so bald zu bändigen, und wenn sie sich auch vor dem Symbole der Versöhnung beugten, so stimmten sie doch bald wieder ihren Schlachtruf an, und stürzten sich fröhlich in den Kampf.

Wenn im eigenen Lande unter den Stämmen einerlei Ursprungs kein Krieg wüthete, so zogen sie auswärts auf Abenteuer. Dänemark war das gewöhnliche Ziel ihrer wüthenden Einfälle; beide an den Küsten des Sundes wohnende Völker betrachteten sich mit eifersüchtigen

Augen. Unausgesetzt kämpften sie um die Herrschaft des Meeres. Selten begegneten sich ihre Schiffe, ohne ihre Kräfte gegenseitig zu messen, und oft wurde die auf dem Meere begonnene Schlacht auf dem festen Lande ausgefochten.

Die Calmar'sche Union, die im vierzehnten Jahrhundert allen Streitigkeiten ein Ende machen sollte, ließ sie im Gegentheile nur heftiger emporflammen, und viel verwickelter werden. Dänemark besaß in Schweden nie eine andere, als eine schwer angefochtene Macht. Es vermochte wohl über einige Leute zu herrschen, deren Ehrgeiz es begünstigte, die Volksmasse war ihm aber stets entgegen. Auf den Reichstagen errangen ihm der fremden Herrschaft ergebene Männer wohl die Stimmenmehrheit durch ihre Umtriebe; bei allen entscheidenden Gelegenheiten jedoch, trug die Nationalpartei den Sieg davon. Diese Partei war es, die Engelbrechts Aufstand unterstützte, und einen einfachen Bauersmann mit der höchsten Gewalt bekleidete. Diese Partei war es, die den König Karl Knutson ernannte, zweimal für ihn die Waffen ergriff, und zweimal ihn wieder auf den Thron setzte. Diese Partei war es, die sich den Sturen anschloß, sie als Herren erkannte, und sie bis zum Ende jenes Heldenkampfes unterstützte, den einer ihrer Enkel begann.

Anderthalb Jahrhunderte verflossen so in fortwährenden Empörungen und in Bürgerkriegen, die in dem obenerwähnten Unionsvertrage ihren Ursprung genommen hatten. Christiern II. zerbrach endlich das künstliche Band, das Schweden an Dänemark fesselte, als er die unumschränkte Gewalt über ersteres Land erringen wollte. In dem Blute von Stockholms Einwohnern vernichtete er den in Calmar abgeschlossenen Vertrag und bahnte durch seine Grausamkeiten den Weg für Gustav Wasa.

Die Quelle dieser vielgestalteten Verwicklungen der schwedischen Regierung lag in der Verfassung derselben. Die schwedische Monarchie war eine Wahlmonarchie, beherrscht durch eine mächtige Oligarchie. Das Erbrecht war einigen Familien zugestanden; aber nur als besondere Gunst, keineswegs als Recht. Machte die Aristocratie auch ein solches Zugeständniß, so war sie doch weit entfernt, auf irgend eines ihrer Privilegien dadurch Verzicht zu leisten.

Die alte schwedische Verfassung beruhete auf einem democratischen Principe. Hauptactionen mußten auf dem Reichstage verhandelt werden, auf welchem der Bürger- und Bauernstand seine Vertreter hatte, und zu einer gewissen Zeit bedeutenden Einfluß ausübte. Nach und nach vergrößerte sich aber der Reichthum und der Einfluß der beiden höheren Stände. Die hohen Staatswürden, die sie bekleideten, die Privilegien, die sie zu erhalten wußten, vernichteten das Gleichgewicht, das zwischen ihnen und dem Volke bestehen sollte; Bürger und Bauern spielten von jetzt an auf den Reichstagen nur eine schüchterne und passive Rolle, die Aristocratie allein stand der Königswürde feindlich gegenüber.

So gab es folglich im Staate zwei aufeinander eifersüchtige Gewalten, die in einer Art von feindlicher Verbindung lebten, durch ihren im Geheim fortgeführten Kampf und ununterbrochene Reibungen sich gegenseitig zu vergrößern, Anhänger zu erringen, ihre Vorrechte zu vermehren und das Königthum zu entkräften suchten. War der König

der Stärkere, so beugte sich die Aristocratie; bei der ersten Regierungsveränderung jedoch, bei dem leisesten Schimmer von Schwäche, richtete sie sich von neuem auf mit voller Erinnerung an das erlittene Unrecht und mit dem feurigsten Wunsche nach Rache. Gustav Wasa regierte sie durch seine Klugheit; Karl XI. bändigte sie mit seiner Eisenfaust; Karl XII. behandelte sie mit der Verachtung eines Helden. Abermals erhob sie sich, als Ulrike Eleonore zum Throne gelangte, und versetzte das Königthum in einen Zustand der größten Unbedeutendheit. Die von ihr errungene Macht erhielt sich während der Regierungen Ulrikens, Friedrich I. und Friedrich Adolfs, und verminderte sich nur durch eigenen Neid und innere Streitigkeiten. Durch falsche Maßregeln und Bestechlichkeit verlor sie in den Augen des Volkes ihr ganzes Ansehen. Als Gustav III. erschien, ließ er die Aristocratie den Scepter des jungen kräftigen Königs fühlen, und der stolze Reichsrath, der ihm eben erst noch Gesetze dictirt hatte, zitterte vor seiner eigenen Schwäche und beugte sich demüthig vor ihm.

Wir hielten es für nothwendig, diesen kurzen Abriß der Hauptbegebenheiten dieses Theils der Chronik des Nordens zu geben, und fügen hier nur noch die Bemerkung hinzu, daß wenige Geschichten so abwechselnd und so dramatisch sich darstellen, wie die schwedische. Zwei Hauptabschnitte aus ihr, die heidnische Zeit und die Zeit der Calmar'schen Union, liefern eine fortlaufende Reihe innerer Fehden, erbitterter Kriege und allgemeinen Unglücks.

In solchem fortwährenden Zustande von Anarchie, in solchem Elende eines ganzen Volkes, das in seinem damaligen Handel und Landbau nur unzureichende Hilfsmittel für seine Bedürfnisse fand, konnten Wissenschaften, Künste und friedliche Institutionen begreiflicherweise nur mit Mühe emporkeimen und sich nur äußerst langsam entwickeln. Die aus weiter Ferne herschimmernde Fackel der Civilisation erschien in dieser rohen Zeit gleich dem zweifelhaften Lichte eines Sternes in den finstern Nordlandsnächten. Ein ruhiger Augenblick, ein blauer Streif am Himmel ließ ihn nur erblicken, um ihn plötzlich wieder durch schwere Wolken den Augen zu entrücken.

Das im neunten Jahrhundert vom heiligen Anschar ius gepredigte Christenthum schlug erst im zwölften in Schweden Wurzel. Noch im eilften opferten die Heiden im Tempel von Upsala den scandinavischen Göttern. Als die christlichen Sendboten endlich den nordischen Kultus besiegt, als sie die Edeln und das Volk bekehrt hatten, da gründeten sie wie überall Klöster und Schulen, allein letztere waren schlecht eingerichtet und wenig besucht. Zu oft schlug wildes Kriegsgeschrei an die Klosterpforten, um nicht in diesen Zufluchtsörtern die Kriegslust von Männern zu erwecken, die sämmtlich von kühnen Seeräubern und Kriegern abstammten. Schwedens Kinder, frei aufgewachsen, gleich den jungen Adlern in ihrer Berge Unabhängigkeit, ihre Stärke und Kühnheit fühlend, beugten sich nur sehr ungern unter die Last der Mönchsdisciplin, so lange sie noch Kraft in sich spürten, in offener Feldschlacht kämpfen zu können, und hatten sie auch die Priesterweihe empfangen oder die Kutte angelegt, so gaben sie darum das Tragen des Panzers doch nicht auf. Jedes Kloster war zu jener Zeit befestigt, die Mönche vertheidigten sich mit dem Schwerte so gut, wie mit dem Kirchenbanne, Bischöfe saßen hoch zu Roß, mit der Lanze in der Faust, und führten selbst ihre Vasallen in den Kampf.

„Die ganze Wissenschaft der Geistlichen," sagt der schwedische Schriftsteller Stiernmann, „bestand damals darin, eine Messe zu lesen, selten und schlecht zu predigen, die Privilegien ihrer Klöster und die Freiheiten ihrer Kirche zu vertheidigen." Und doch waren sie allein im Besitze aller Wissenschaft. Sie waren es, die im fünfzehnten Jahrhundert die Heilkunde ausübten, sich mit der Scheidekunst, Mechanik und Sternkunde beschäftigten, und wenn man irgend anderswo einige Wissenschaft fand, so wunderte man sich höchlich darüber *). Mönche deren Namen nicht aufbehalten sind, schrieben im vierzehnten Jahrhundert ein Buch über die Natur der Pflanzen und Steine, ein anderes über die Arzneikunst, ein drittes über heilkräftige Kräuter. Derartige Kräuter wurden damals nur nebenbei in Krankheiten gebraucht, die eigentlichen Heilmittel bestanden lieber in Gebeten, neuntägigen Andachten, als in Arzneien, und von einem Wunder hofften die armen Kranken Genesung, die sie von der Wissenschaft nicht erwarten konnten.

Zu derselben Zeit schrieb ein anderer, auch unbekannter Mönch ein Buch über den Bau des menschlichen Körpers und über die Verdauung. Im fünfzehnten Jahrhundert verfertigte ein Klosterbruder von Wadstena in Upsala eine Himmelskugel, an der man die Bewegung des Mondes und der Planeten sah; ein Anderer machte einen Kirchenkalender, dessen man sich lange in Schweden bediente. Eben so waren es auch Geistliche, die in allerdings schlechtem Latein die Chroniken ihrer Zeit verfaßten, und den Schulen vorstanden. Die ersten Schulen, deren in Schweden Erwähnung geschieht, kamen schon im dreizehnten Jahrhundert vor, und bestanden in Linköping und Upsala; später besaß jedes Metropolitan-Kapitel, jedes Kloster seine eigene. Sie standen jedoch den dänischen nach, in denen man etwas schlechtes Latein, einige Homelien, starre grammatische Regeln, und zuletzt scholastische Subtilitäten erlernte, die für Philosophie galten. Viele junge Männer begaben sich damals in fremde Länder, um mehr Kenntnisse zu sammeln. So kaufte z. B. im Jahre **1290** der Reichsrath Andreas And ein Haus in Paris für arme schwedische Studenten; die heilige Brigitte schenkte ihnen eins in Rom.

Sten Sture gründete im Jahre **1478** die Universität in Upsala; aller Anstrengungen ungeachtet, vermochte er ihr nur ein sehr ungewisses Daseyn zu fristen. Aus Mangel an gehöriger Unterstützung und geschickten Lehrern lag sie in langem Siechthume, aus dem sie sich erst hundert und fünfzig Jahre später unter der Regierung Gustav Adolfs erholte. Gelehrsamkeit war damals in so enge Schranken geschlossen und so wenig verbreitet, daß Erzbischof Trolle als große Seltenheit galt, weil er die griechische Sprache verstand. Bücher waren selten, und Pergament so theuer, daß man statt seiner noch zuweilen auf Birkenrinden schrieb. Im Jahr **1317** bezahlte man ein Meßbuch mit zehn Mark fein Silber, was nach heutigem Gelde gegen neunzig Gulden ausmacht. Doch fand man hin und wieder einige Büchersammlungen. So vermachte im Jahre **1292** der Chorherr Hemming von Upsala durch ein Testament dem Andreas Calis Bücher, die von

*) So heißt es von einem Manne, der im Jahre 1391 starb: **Laicus litteratus tamen** (er war zwar ein Laye, aber doch ein Gelehrter).

Logik, Grammatik, Naturgeschichte handelten, und die Werke Lucans und Virgils. In einem Verzeichniß der Büchersammlung von Upsala vom Jahre **1369** finden sich mehre Bibeln, theologische und canonische Rechtsbücher, zwei Kirchengeschichten, vier Legenden von Heiligen, eine Beschreibung des Landes Canaan. Durch testamentarische Schenkung erhielt das Kloster der Dominicaner in Wisby einen Theil von Ovids Werken. Soll man alten Berichten Glauben beimessen, so gab es in einer andern, einem Kloster auf der Insel Gothland gehörigen Bibliothek nicht weniger als **2000** Handschriften. Die Stimmung der Gemüther war damals aber noch nicht den classischen Studien zugewendet. Eine Glosse galt mehr als Cicero, eine Litanei mehr als Virgil. Die ehrlichen Mönche des Mittelalters befanden sich so gut bei ihrer barbarischen Latinität, daß sie an deren Verbesserung nicht von weitem dachten. Dänemark war in dieser Hinsicht weiter voran als Schweden; dort lebte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts der Bischof Absalon, ein gebildeter, gelehrter, dem Studium des classischen Alterthums ergebener Mann. So gab es auch dort zu jener Zeit zwei correcte und elegante Geschichtsschreiber, den Saxo Grammaticus und Sueno Aggonis. In Schweden fand man nichts als geist- und formlose, schlechte Reimchroniken, einige sehr plump rectificirte Sammlungen von Sprüchwörtern und heiligen Legenden.

Die Buchdruckerkunst wurde jedoch nur zehn Jahre früher, als in Dänemark eingeführt; so gab es bereits im Jahre **1476** eine Druckerei in Upsala, eine zweite **1482** in Stockholm, eine dritte **1490** in Wadstena. Das bis jetzt bekannt gewordene erste gedruckte Buch ist von **1483** und besteht aus einem Quartbande von **289** Seiten, das in Stockholm an das Licht der Welt trat unter dem Titel: „**Dialogus creaturarum optime moralisatus omni materiae morali jocundo et aedificato modo applicabilis.**“ Das Zweite ist die Legende der heiligen Catharina.

Lange Zeit blieb die isländische Sprache in Upsala im Gebrauch; Scalden wurden noch immer von den Königen an den Hof berufen, und gab es einen solchen noch im Jahre **1263**. Die schwedische Sprache bildete sich nur sehr langsam aus. Geistliche, Mönche, damals die einzigen Menschen, die einige Kenntnisse besaßen, setzten sie ganz hinten an, und gebrauchten ihr schlechtes Latein; die Könige und ihre Umgebungen bedienten sich dagegen des alten, scandinavischen Idioms. Im vierzehnten Jahrhundert, unter der Herrschaft Albrechts von Mecklemburg, erlitt die schwedische Sprache großen Einfluß von Deutschland, unter Margarethens Regierung von Dänemark her; dessenungeachtet blieb sie dem Alt-Isländischen weit näher, als die dänische Sprache. Sie behielt fortwährend eine große Menge Wörter, grammaticalische Formen und wohlklingende Endungen, die nach Island gehörten, in ihrer vollen Bedeutung bei. In einigen Provinzen hat sich sogar in der gewöhnlichen Sprache des Volkes noch mehr als in der Schriftsprache Aehnlichkeit mit dem alten scandinavischen Idiom erhalten. So haben zum Beispiel die Dalecarlier noch heute in ihren Bergen alle Formen der Zeitwörter und die sehr verwickelten Declinationen Islands.

Das früheste Denkmal schwedischer Prosa ist ein sechs Seiten langer Liebesbrief, den eine Nonne in Wadstena an ihren Geliebten schrieb, und zwar im Jahre **1498**. Zu dieser Zeit war die Sprache noch nicht gebildet, doch Liebe eilte den Grammatiken voraus. In

dieſem Brief der Kloſterſchweſter Ingrid miſcht ſich profane Zärtlichkeit mit myſtiſcher Frömmigkeit auf eine höchſt naive Weiſe. Er war das Werk eines liebenden, glaubenden Herzens, das von ſeiner Liebe keuſch und hingebend redet. Hamerskold ſetzt dieſen Brief mit vollem Rechte über die ſo ſehr geprieſene Epiſtel Heloiſens von Pope. Zwiſchen den zierlichen Verſen des engliſchen Dichters und dieſen einfältigen Zeilen der armen Nonne liegt der ganze Unterſchied, der unter der künſtlichen Entwicklung eines Gedankens und dem offenen und freien Ausdrucke des Gemüths ſtattfindet. Es möge mir vergönnt ſeyn, einige Stellen aus dieſem Briefe hier anzuführen; man wird ſehen, daß das Herz ſtets der beredteſte aller Dichter iſt.

— „Du haſt mir geſagt, meine theuerſte Wonne (**min allrakö-raste gladie**), ich ſolle niemals an der Liebe zweifeln, die ich bei Dir gefunden, und mein Lebenlang will ich auch der zärtlichen Worte gedenken, die ich von Dir am Abende der heiligen Barbara vernahm. Wenn Du, mein innig Geliebter, wüßteſt, wie unzählig oft ich ſeit dieſer Zeit Deiner gedacht und wie mein Herz in meinem Buſen brennt, ſo würdeſt Du Dich nicht wundern, mich bleich und häßlich zu finden, wenn Du mich wieder ſiehſt! Betrachte ich mich in dem kleinen, von Dir erhaltenen Spiegel, ſo will es mich bedünken, als gleiche ich mehr einer lebloſen Bildſäule, denn einem menſchlichen Geſchöpfe. Du haſt Dich in meinem Herzen ſo eingeniſtet, daß ich es Niemand, als nur Dir allein zu ſagen wage, und recht ſchwer fällt es mir, mein Ave Maria bis an's Ende zu beten, oder einige Pater-noſter herzuſagen, ohne an Dich zu denken. Selbſt während der heiligen Meſſe gedenke ich Deiner holden Züge und der Stunden, die wir zuſammen verlebten. Ich glaube nicht, daß ich das irgend Jemand beichten muß. Doch wird der Tag kommen, wo ich Deinetwegen meine Strafe erleiden werde, allein ich ſetze meine Hoffnung auf unſere heilige Mutter Gottes, auf die heilige Brigitte und die übrigen himmliſchen Heerſchaaren."

„Du weißt, daß ich nicht freiwillig in's Kloſter gegangen bin. Meinen Leib können die Eltern wohl in dieſes Gefängniß feſſeln, mein Herz und meine Gedanken werden aber der Welt noch nicht ſo bald entſagen. Ich bin ein Geſchöpf von Fleiſch und Bein, das Fleiſch aber iſt ſchwach, ſpricht der Apoſtel Paulus. Von allen Schmerzen dieſer Welt erſcheinen mir keine härter, als nicht mit Dir leben und ſterben zu können. Gedenkſt Du noch des erſten Geſprächs, das wir hier zuſammen hielten? Damals geſtand ich Dir, daß weder Freud noch Leid mich jemals des Schmerzens, von Dir entfernt leben zu müſſen, vergeſſen machen würden; nun aber ſind wir getrennt, und wenn es Gott gefallen ſollte, Dich vor mir aus dieſem Leben abzurufen, ſo werde ich das Dir gegebene Verſprechen erfüllen und Dir bis zu meinem letzten Athemzuge eine Stelle in meinem vereinſamten Herzen bewahren. Wenn aber ich zuerſt ſterbe, oh! dann bitte Du zu Gott für meine arme Seele, dann bete Du, daß wir uns beide in jenem Leben wieder finden mögen!"

„Unter dem weißen Gewande, das man mir angelegt hat, ſchlägt ein von Betrübniß ſchwarzes, mit Jammer erfülltes Herz, das ſtets ſo bleiben wird, bis es in der Gruft ruht. So oft ich aber an Dich denke, Du meine einzige Wonne und Luſt, ſo oft empfinde ich ſüßen Troſt, und mitten in meinem Gefängniſſe fühle ich mich in Deinen Armen. Denkſt Du noch des Tages, wo wir im Walde uns ergingen und wo

Du neben mir ſangſt? Wie oft habe ich mit Thränen und Seufzern daran gedacht! Weißt Du noch, was Du ſangſt?

„Luſtig zwitſchert der Vogel im Wald,
Doch ſitzt er im Käfig, ſo ſchweigt er alsbald!“

Gerade dieß ſollte mein Schickſal ſeyn. Ich war das fröhliche Vögelein des Waldes, jetzt aber der arme, im Käfig eingeſperrte Sänger! Und wenn auch dieß Alles erſt ganz vor Kurzem ſich ereignet hat, ſo dünkt's mich doch ſchon eine Ewigkeit zu ſeyn, und wie gerne wollte ich nicht des grauſamſten Todes ſterben, könnte ich noch einmal des Glücks genießen, das ich damals bei Dir empfand.“

„Alles, was ich wünſchte, thatſt Du ſonſt mit ſo großem Eifer! Eile alſo mein Herzgeliebter und bringe eine Stunde im Kloſter zu. Ich treffe Dich dann im äußern Sprachzimmer. Vergiß nicht, mir durch Peter Nilſon einige Worte zu ſchreiben. Gedenke des Tages, als ich, während Du ſangſt, auf Deinen Knien ſaß! da ſprachſt Du zu mir: Dein Herz müſſe Dir brechen und ſich in ſo viele Stücke theilen, als Blätter auf den Bäumen ringsum ſeyen, bevor Deine Liebe zu mir erkalten werde. Ach! ſo oft ich in den Garten gehe und die Bäume betrachte, gedenke ich Deiner lieben Worte. Ich kann nicht mehr ſchreiben, die Feder zittert in meiner Hand, das Herz in meinem Buſen. Gott gebe, daß Du mich eben ſo innig liebſt, wie ich Dich liebe, denn meine Liebe zu Dir wird erſt mit meinem Leben endigen.“ *)

Ferner findet man noch einige Legenden der Heiligen in ziemlich harter und rauher Proſa; die Dichtkunſt blieb ganz zurück und vernachläßigt; allein es gab noch eine auf alte Ueberlieferungen gegründete, wahre Volkspoeſie, die ſich von einem Geſchlechte zum andern durch Ueberlieferungen vererbte, und die in der Hütte des Landmanns ſowohl, wie in den friedlichen Abenden des Bürgers der kleinen Städte das Gemüth des Geiſtes erwärmte, das Herz des Mädchens in feuerige Bewegung ſetzte. Dieſe Volkspoeſie hat große Aehnlichkeit mit den alten Liedern Schottlands, Deutſchlands, Hollands, Dänemarks. Die von Geijer herausgegebene Sammlung ſchwediſcher Volkslieder enthält mehreres, das man aus Walter Scotts Borders Minſtrels, aus des Knaben Wunderhorn oder aus den Kämpariſors genommen glauben könnte.

Die Quellen, die bei Sammlung der Kämpariſors zu Gebot ſtanden, floßen übrigens weit reicher und ergiebiger, wahrſcheinlich darum, weil die Dänen beſſere und nähere Kenntniß hatten von den Chroniken und Ueberlieferungen Deutſchlands und Islands. Schwediſche und däniſche Volkspoeſie haben übrigens ſolche Aehnlichkeit miteinander, daß häufig unter ihnen nur eine ſehr geringfügige Verſchiedenheit in Hinſicht auf Idiom oder Form obwaltet. Beide Völker hatten einerlei Urſprung, ſie beſaßen gleiche Sagen, gleiche Religion, gleiche Sprache und waren von der Natur nur durch ſchmale, leicht zu überſchreitende Schranken getrennt. Ueber den Sund hinüber konnten ſie ſich gegenſeitig erblicken. Ueberall

*) Das Kloſter Wadſtena war hochberühmt in Schweden. Es exiſtirte ſchon im zwölften Jahrhundert, war damals aber bei weitem nicht ſo wichtig, als es ſpäter wurde. Die heilige Brigitta ſtiftete im vierzehnten Jahrhundert in ihm eine geiſtliche Brüder- und Schweſterſchaft. Im Jahre 1388 brannte ein Theil der Gebäude nieder und wurde von der Königin Margaretha neu erbaut. Der von uns mitgetheilte Brief gehört zu einer Sammlung verſchiedener, in dieſem Kloſter verfaßten Schriften. Alle Bibliographen haben ihn einſtimmig für ächt anerkannt.

begegneten sie sich auf den Wegen des baltischen Meeres, durch ihre wechselseitigen Verhältnisse in Kriegs- wie in Friedenszeiten mußte die Geschichte des einen nothwendig auch die Geschichte des andern werden. Mehr als einmal liehen die Schweden, um ihre Kriegslieder zu verfertigen, einen Helden von Dänemark, und ebenso erzeigten die Dänen Schweden gleiche Ehre.

Doch herrscht im Allgemeinen in dem Folkrisor mit dem Kämparisor verglichen, ein weniger düsterer Ton, eine zartere menschlichere Färbung. Das gewöhnlichste, von der schwedischen Volkspoesie behandelte Thema ist die Schilderung der Liebe, und zwar keuscher, treuer Liebe, deren Hoffen und Glauben nichts zu erschüttern vermag, die über das Vergangene sich mit der Aussicht auf die Zukunft tröstet, und auf dem Sterbebette hingestreckt noch von der andern Welt das Glück erwartet, das sie auf dieser nur träumte.

Ein Wandersmann reist in ferne Länder und fragt die Geliebte:

„Wie lange willst Liebchen du warten mein?"
— „Wohl fünfzehn der Jahre will warten ich dein!"

empfängt er von ihr zur Antwort; und wenn er nach fünfzehn Jahren heimkehrt, findet er sie treu und zärtlich, wie am Tage, als er sie verließ, seiner harrend.

Ein Jüngling wird krank; seine Braut besucht ihn und setzt sich auf sein Bett. Da läßt er sich bringen, was er Herrliches und Kostbares besitzt. Er schenkt ihr seine Ringe, seine goldenen Ketten. Da fragte sie ihn:

„Warum schenkst du mir Alles nur ganz allein?
Hast du keine Brüder und Schwesterlein?"
— „Meine Brüder und meine Schwesterlein,
Die stehen auf der Welt nicht ganz allein;
Dir aber, wenn ich im Grab' liege todt,
Wer ist's, der dann wohl Trost dir bot?"

Wenige Augenblicke später wird für ihn die Todtenglocke geläutet und am andern Morgen für die treue Braut.

Ein Ritter, hart von Feinden bedrängt, flüchtet mit der Geliebten auf eine wüste Insel. Ein gewaltiger Haufen Bewaffneter dringt auf ihn ein, um ihn zu fangen. Er steht allein gegen so viele, doch weicht er nicht. Das Mädchen reicht ihm selbst sein mächtiges Schwert, und schnallt ihm den Panzer fest. Er kämpft für sie und an ihrer Seite, stürmt wie ein Ungewitter in seine Feinde und erlegt sie alle.

Zuweilen mischen sich unter barbarische Züge ächt biblische Gesinnungen. So lautet zum Beispiel das Lied von Karina, die als junge Dirne am Hofe eines jungen Königs diente und an Schönheit alle ihre Gespielinnen überragt, ungefähr folgendermaßen. Der König ruft sie und spricht zu ihr:

Horch auf, Karina! willst mein du seyn,
So schenk' ich dir hohe Rosse mit goldnen Sättelein!
— „Deine Rosse, deine goldnen Sättel gehören mir nicht;
Deiner Königin schenk' sie, mir lass' meine Tugend, versuche mich nicht!"

Horch auf, Karina! willst mein du seyn,
So schenk' ich von Gold dir ein Krönelein!
— „Deine rothgoldne Krone begehre ich nicht,
Deiner Königin schenk' sie, mir lass' meine Tugend, versuche mich nicht!"

Horch auf, Karina! willst mein du seyn?
Die Hälfte meines Reiches gehöret dann dein!

— „Dein halbes Reich verlocket mich nicht,
Deiner Königin ſchenk' es, laſſ' mir meine Tugend, verſuche mich nicht!"

Horch auf, Karina! willſt mein du nicht ſeyn,
So laſſ' ich dich ſpünden in dieß Faß hinein!
— „Und läßt du mich ſpünden in's Faß hinein,
So mögen die Engel Gottes mir gnädig ſeyn!"

Da ergreifen des Königs Diener die ſchöne Karina und ſpünden ſie in das mit ſcharfen Nägeln geſpickte Faß, und rollen ſie einen großen Berg hinab, und plötzlich ſteigen zwei weiße Tauben vom Himmel herab und holen die tugendhafte Karina. Nur zwei Tauben waren herunter gekommen, aber drei ſtiegen jetzt wieder empor.

Zuweilen herrſcht ein roher, barbariſcher Gedanke vor. Der grauſamſte Auftritt wird mit der äußerſten Kaltblütigkeit erzählt. So wird ein junges Mädchen auf Befehl ihrer Stiefmutter bei ihrer Amme vergiftet. Mit dem Tode ringend kommt ſie zur Stiefmutter zurück und wird nun von ihr befragt:

„Wo warſt du ſo lange, lieb Töchterlein?"
— Ich war bei der Amme, Stiefmütterlein!
Da aber wurde ich todeskrank,
Und iſt mir jetzt um mein Leben bang.
„Was haſt du geſpeist bei der Amme dein?"
— Nichts weiter als zwei kleine Fiſchelein;
Da wurde ich aber todeskrank u. ſ. w.
„Und wenn du mußt ſterben, mein Töchterlein,
Was wünſcheſt du wohl deinem Väterlein?"
— Des Himmels Freuden, die wünſche ich ihm!
Nun aber bin ich todeskrank u. ſ. w.
„Was wünſcheſt du deinem Mütterlein?"
— Des Paradieſes Wonne, die wünſche ich ihr.
„Was wünſcheſt du deinem Brüderlein?"
— Ein flottes Schiff, das wünſche ich ihm.
„Was wünſcheſt du wohl deinem Schweſterlein?"
— Viel goldne Kleinod', die wünſche ich ihr.
„Was wünſcheſt du wohl deinem Stiefmütterlein?"
— Die Qualen der Hölle und ewige Pein!

Neben ſolchen Liedern, die ſo ruhig das Verbrechen ſchildern, trifft man andere, die äußerſt kräftig die Macht der Gewiſſensbiſſe ausdrücken.

Ein junges Mädchen luſtwandelt mit ihrer Schweſter, auf die ſie eiferſüchtig iſt, am Meeresſtrand und ſtürzt ſie in die Wellen. Ein an der Küſte entlang wandernder Sänger findet den lebloſen Leichnam des unſchuldigen Schlachtopfers, ſchneidet ihm die Locken ab und beſaitet ſeine Harfe damit, dann ſtimmt er in dem Hauſe, wo die Verbrecherin wohnt, ein Lied an, und wie ſie die erſten Töne dieſer wunderbaren Harfe vernimmt, ſinkt ſie todt nieder.

Zuweilen findet man auch in dieſen ſchwediſchen Volksliedern recht artige Allegorien. So z. B. in dem von einem Ritter, der einem Mädchen verſpricht, ihr die ſieben goldnen Berge zeigen zu wollen. Das Mädchen hat niemals die wunderbaren Geſchichten, die er ihr erzählt, glauben wollen; ihr Herz wird aber endlich mit in's Spiel gezogen, ihre Phantaſie aufgeregt. Sie betritt das Paradies der Liebe und erblickt richtig die ſieben goldnen Berge. So ferner in dem Liede, das von der Macht des Geſanges handelt. Eine arme junge Schäferin iſt mit ſo ſchöner Stimme begabt, daß der König ſie vor ſich rufen läßt. Statt ihres wollenen Gewandes läßt er ihr mit Zobel verbrämte Kleider reichen, ſeidene Strümpfe, goldne Spangen, dann bittet er ſie

um ein Lied. Das Hirtenmädchen aber, bestürzt über Alles, was sie sieht, kann nicht singen, und flehet, sie wieder zu ihrer Heerde zu entlassen. Der König bietet ihr noch reichere Gewänder, goldne Ringe, ein Schiff; doch das Mädchen antwortet: „Alle Schätze, die Ihr mir versprecht, sind nicht für mich gemacht; laßt mich heimkehren zu meiner Heerde.“ Da verheißt er ihr die Hälfte seines Reichs, — vergebens! Da bietet er ihr endlich seine Liebe; nun singt sie, und der König sammt allen Herren seines Hofes beginnen zu tanzen. Wie Alles aus ist, will das Mädchen fort, der König erwählt sie aber zu seiner Königin und reicht ihr seine goldne Krone.

Schweden hat eben so, wie Dänemark, seine Volkspoesie aus gar mancherlei Quellen geschöpft. Vom Heidenthume bewahrte es die Sage von Thors Hammer, von Loke's Verrath, von den Elfen, die in den Wäldern tanzen, von den Högspelaren und Strömkarlen, die an den Quellen seufzen und an den Wasserfällen singen. Das Christenthum lieferte ihm die Legenden der Heiligen und ihre Wunderthaten. Island gab ihm seine Kriegs- und Seeräuberfahrten; Deutschland seine Heldensagen. Dann besang es die eigenen, in Schweden selbst geschehenen Ereignisse, die Könige, deren Weisheit es feiern, die Helden, deren Tapferkeit es bewundern wollte. Es besang seine Freuden und Leiden. Alle diese durch augenblickliche Eingebung entstandenen und vom Volke aufbewahrten Lieder liefern dem ernsten Forscher bald ein treues und interessantes Gemälde der Sitten, bald eine erdichtete, an Gefühl und Poesie reiche Scene, bald eine Charakterschilderung oder die Erzählung einer That, die dem Geschichtsschreiber von Wichtigkeit ist.

Noch verdient ein anderer, nicht unwichtiger Gesichtspunkt hervorgehoben zu werden. In diesen Sammlungen von Volksliedern muß man die ersten Keime von dramatischen Compositionen der Nordländer suchen. Die unter dem rauhen Klima hochnordischer Zonen wohnenden Menschen, kennen nicht die außer der häuslichen Wohnung geführte Lebensweise, das öffentliche, das Marktleben südlicher Völker. Auf dem Lande bewohnen sie einsam liegende Höfe und bleiben von einander abgesondert. In den Städten selbst stehen sie unter dem Einflusse des Klima's, und ihre Erziehung, ihre in der Kindheit eingesaugten Gewohnheiten, sind gewissermaßen bedingt von jener veränderlichen und kalten Atmosphäre, die ihnen drohend entgegen tritt, wenn sie den Fuß auf die Straße setzen. Solchergestalt gewöhnen sie sich also an ein häusliches Leben; sie lieben ihre Wohnung, ihre langweiligen Beschäftigungen am Tage, ihre traulichen Familienkreise am Abend. Stellt man sich ein Land vor, wie Schweden, wo alle Wohnungen weit zerstreut umherliegen, wo wenige kleine Städte in weiten Entfernungen und nur wenige Dörfer in zwei Provinzen gefunden werden, so begreift man leicht, daß in solchen Gegenden die einfachste dramatische Kunst sich unmöglich entwickeln kann. Polichinel wäre nicht fertig geworden, hätte er hier, von Hütte zu Hütte laufend, seinen lustigen Humor zeigen sollen, und Colombine würde nie Kräfte genug gefunden haben, wenn sie auf solchen Felsenpfaden und in solchen Gebirgen hätte umherwandern müssen, um ihre naiven Liebesscenen mit Harlekin aufzuführen.

Die Bauersleute eines Kirchspieles kommen wöchentlich nur einmal zusammen, wenn sie nämlich Sonntags sich zur Kirche begeben. Die übrige Zeit verleben sie einsam auf ihren Höfen. Hier wohnen sie

gleich den alten Scandinaven, von denen die alten Saga's erzählen, wo die Frauen Wolle spinnen, die Männer Bier trinken oder ihre Ackergeräthe verfertigen.

In den langen Winterabenden, die sie so beim Scheine einer trüben Lampe, beim Geheul des Sturmes verleben, trachten sie irgend eine zerstreuende Abwechslung zu erfinden, und sehen eine solche in ihren Erzählungen und Liedern. Nun sagen sie ihre Mährchen her und verändern die Stimme, wie es die Natur der Begebenheiten oder der Charakter der Personen erfordern; es wird nun folglich eine Art von declamatorischer Uebung, und die Furcht, die sie erregen, der Schrei der Verwunderung, der von allen Seiten im Augenblicke der Catastrophe ausbricht, ersetzen ihnen reichlich die Bravo's des Parterre und das Lob der Journalisten. Manche unter ihnen verstehen es auch recht gut, ihre Zuhörer durch ihren geschickten Vortrag in Erstaunen zu versetzen, und dann spricht man im ganzen Kirchspiele von einem guten Erzähler eben so, wie im übrigen Europa von einem ersten Heldenspieler oder von einer Prima Donna. Ihre alten Lieder sind ihnen eben so wichtig. Einige sind rein lyrisch, werden nach einfacher Melodie gesungen, und in den Chor stimmen alle mit ein; andere sind dialogisirt, und gleichen durch die Handlung, die sie schildern, und durch die ihnen vom Dichter gegebene Form, Trauerspielscenen. Meistens sind jedoch diese Gesänge in einem epischen Charakter gehalten, Bruchstücke aus langen Geschichten, Fragmente aus dem moralischen und aus dem Kriegsleben eines ganzen Volkes. Es fehlt nur noch ein Homer, um eine Iliade daraus zu machen.

In ihrer Volkspoesie lieben die Dänen mehr als die Schweden eine eigenthümliche Gesangesart, die man unter dem Namen Lek kennt, und die sich besonders zu dramatischen Scenen eignet. Zuweilen ist der Lek sehr kurz, und beabsichtigt nur, durch Vereinigung mehrer Personen mancherlei Situationen zu schildern, und so zu sagen eine Art von Libretto, das durch Tanz, Musik und Pantomime vervollständigt wird. Eine Gesellschaft wählt einen solchen Lek und vertheilt dann die Rollen. Jeder spielt mit in diesem Familienschauspiel, denn wer im Zweigespräch nicht verwendet werden kann, schließt sich dem Chor an, der die Schlußverse des Lek wiederholt, oder den Tänzern, die ihn begleiten. Manche dieser kleinen Stücke sind scherzhafter Natur, die dann von der Jugend mit allerlei Uebertreibungen und Grimassen aufgeführt werden; andere sind ziemlich leichtfertigen Charakters, die in südlich gelegenern Ländern nicht ohne Gefahr preisgegeben werden dürften; wenn dagegen im Norden eine ländliche Familie sie aufzuführen beschließt, so dienen sie oft nur dazu, ihre Sitteneinfalt und Reinheit zu beweisen. Endlich finden sich noch einige, die äußerst zart und anmuthig gehalten sind und den Stempel wahrer alterthümlicher Einfachheit an sich tragen. Ein solches ist der liebliche Lek, Wendela genannt, in dem alle Gefühle des Gemüths von der Kraft wahrer Liebe verschlungen werden.

Ein junges Mädchen setzt sich auf einen Stuhl, den Kopf verhüllt mit einem Schleier; mit beiden Armen macht sie eine Bewegung, als ob sie rudere. Die übrigen jungen Leute bilden einen Kreis, tanzen und singen um sie herum und fragen sie:

„Was sitzest du da und ruderst so sehr? Was thust du da, o schöne Wendela?"

Das Mädchen.

„Wohl muß ich rudern, wohl muß ich rudern; der Sommer rückt an, der Rasen ergrünt.“

Der Kreis der Tanzenden.

„Heute vernahm ich und gestern schon, Vendela! dein Vater ist mausetodt, und liegt auf der Bahre.“

Das Mädchen.

„Und ist er gestorben, so hab' ihn Gott selig! Mein Bräut'gam lebt noch!“

Die Tänzer berichten ihr nun den Tod ihrer Mutter, ihrer Brüder, ihrer Schwestern; das Mädchen, deren Gemüth nur ein einziger Gedanke beherrscht, tröstet sich immer mit den Worten: „Mein Bräut'gam lebt noch!“ Die Tanzenden setzen aber ihren Reigen fort und singen:

„Heute vernahm ich und gestern schon, Vendela, auch dein Bräut'gam ist todt, und liegt schon im Grabe!“

Bei diesen Worten sinkt das Mädchen vom Stuhle herab und fällt in Ohnmacht; die Tänzer singen weiter:

„Steh' auf, Vendela, steh' auf! Gestorben ist nicht dein Vater!“

In Schmerz versunken antwortet sie:

„Gott mög' ihn schützen und gnädig ihm seyn!
Doch mir ist Alles ganz einerlei: mein Bräut'gam ist todt!“

Nun lassen die Tanzenden Mutter, Brüder und Schwestern wieder aufleben; sie aber spricht nur vom Bräutigam. Endlich rufen die Sänger:

„Steh' auf, Vendela, steh' auf! Gestorben ist auch nicht dein Bräutigam!“

Freudig springt jetzt das Mädchen auf und jagt die so grausamen Scherz mit ihr Treibenden fort.

Gleich den dänischen Volksliedern wurden auch die schwedischen zu sehr verschiedenen Zeiten verfaßt. Der Ursprung einiger verliert sich der Sage nach bis in die fernsten Epochen Scandinaviens; andere entstanden zur Zeit der Reformation oder Gustav Wasa's. Sie sind in einfachem, eintönigem Style gehalten, und meistens in vierzeilige Strophen getheilt. Zwei dieser Zeilen dienen als Refrain, der häufig gar keinen Sinn hat, und nur da zu stehen scheint, um der Improvisation des Verfassers oder dem Gedächtnisse des Sängers zu Hilfe zu kommen. Uebrigens schwebt man über ihre Verfertiger und die bestimmte Zeit ihrer Entstehung in förmlichem Dunkel.

Lange Jahre lagen diese Volkslieder in Vergessenheit begraben; das siebenzehnte Jahrhundert, von seinen classischen Studien zu sehr in Anspruch genommen, dachte nicht einmal daran, sie nur zu lesen; das achtzehnte, nur der academischen Verskünstelei hingegeben, begriff nicht, welche Kraft und Anmuth in dieser Volkspoesie lag; das neunzehnte Jahrhundert endlich, verständiger als seine Vorgänger, hat sie wieder zu altem Ansehen gebracht. Geier und Afzelius, zwei Dichter, gaben im Jahre 1814 eine Sammlung dieser Lieder unter dem Titel: „Folkrisor“ heraus, der in ganz Schweden sich großen Beifalls erfreute. Arwidson ist so eben beschäftigt, eine ganz neue und weit größere erscheinen zu lassen.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Frauenspiegel.
Von
Franz Dingelstedt.
Mit 6 Kupfern.
Nürnberg bei J. B. Schrag.

Das Buch beginnt mit einem Gedicht in Hexametern, Frauenlieb und Leben, zur Erklärung der Kupfer, nun sind aber die Kupfer etwas steif und hölzern; die Figuren gleichen langen Ausrufungs- oder Fragezeichen: sind wir nicht sittig und gemüthlich, seht wir spinnen und stricken fleißig, und warten Kinder und der Bettler bekommt auch seinen honnetten Zehrpfennig! und so ist das Gedicht auch fast weniger als mittelmäßig geworden, der Dichter ist freilich durchaus Herr der Form, aber schöne Hexameter sind eben noch keine Poesie. Einen schönen Gegensatz zu dem gemachten Gedichte bildet die Novelle „Räthsel der Liebe", in ihr regt sich wirkliches Leben, und eine originelle Erfindungsgabe, die Begebenheiten, kühn erfunden, sind doch nicht unwahrscheinlich, und kommen wohl in unsrer „guten Gesellschaft", wo die tiefsten Risse, die schmerzlichsten Wunden hübsch zierlich versteckt und bedeckt werden, nicht allzuselten vor. Assy, die Heldin der Novelle, die elternlose, in's bunte Hofleben geworfene Waise, die nur von schwindelnder Höhe träumt, weil ihr die süße Beschränkung, die holden Freuden der Gegenwart versagt sind, ist ein anziehender Charakter; St. Alban, und der sonderbare Prinz sind gleichfalls fest und bestimmt gezeichnet, besonders ist St. Al-

dan ein Mann, wie ſie ſehr häufig gefunden werden, und das raſche Auflodern ſeiner Leidenſchaft, als er erfährt, Aſſy, die er nie geliebt zu haben glaubte, ſey vermählt, und gehöre einem Andern an, iſt pſychologiſch wahr. „In fremden Armen mußte ich Dich ſehen, damit meine Liebe aus allem Fremden und Angelernten ſiegreich hervorbreche. Der Eiferſucht, pfui! des kleinlichen Neides hat es in meiner Seele bedurft, um jenes allmächtige, reine Gefühl beſtimmt auszuſcheiden.“

Ein Sonettencyclus „Roſenkranz für Liebende“, ſchließt das Buch, das, die artiſtiſchen Zugaben abgerechnet, höchſt elegant ausgeſtattet iſt. Einige der ſehr ſchönen Sonette wurden früher in der Europa mitgetheilt. Möge noch ein ſolch zartes dieſe Beurtheilung ſchließen:

Wie lechzt ich einſt darnach, die weite Erde
In freiem Reiſetaumel zu durchfliegen,
Auf ſtolzen Schwingen ſtrebend mich zu wiegen
Durch Nacht zum Licht, zum Ruhme durch Beſchwerde!
Jetzt ſehn' ich mich nach einem ſtillen Heerde,
Um von der Welt getrennt und fromm verſchwiegen,
Zu Füßen Dir, am Buſen Dir zu liegen,
Daß mir zum Traum das ganze Leben werde,
D'rum hab' ich auch von jenen lockern Weiſen,
Die ſonſt den Sinn, den flatternden, geblendet,
Zu friedlicher Beſchränkung mich gewendet,
Und ſtets gefangen in denſelben Kreiſen,
Ergeb' ich mich wie zwiſchen Blumenketten,
In ſpielenden, gebundenen Sonetten.

H . . . k.

Franzöſiſche Literatur.

Memoires d'un touriste par l'auteur de Rouge et noir 2 volumes.

— Dante Alighieri. L'enfer, poëme, traduit en vers par J. A. Mangis.

— La femme du progrès ou l'emancipation par Mme. la baronne de Carlowitz. 2 volumes.

— Frére et soeur par Auguste Luchet. 2 volumes.

— Grandeur de la vie privée par Hippolyte Fortoul. 2 volumes.

— Memoires secrets de 1770 à 1830, par le comte d'Allonville. tome 1 et 2.

— Montbrun ou les Huguenots en Dauphiné, par E. Badon. 2 volumes.

— Des journaux chez les Romains, recherches précédes d'un memoire sur les annales des pontifes, et suivies de fragmens des journaux de l'ancienne Rome, par J. Victor Leclerc.

— Mademoiselle de Verdun, par le comte Horace de Viel Castel. 2 volumes.

— Souvenirs d'un fantome, chroniques d'un cimetière, par le baron de Lamothe Langon. 2 volumes.

Miscellen.

Das hat man davon! Stieglitz aus Berlin zwitſchert unermüdlich den Altbayern etwas vor, ohne daß ſie viel darauf hörten. Jetzt hat er gar „Bergesgrüße aus dem Salzburger-, Tyroler- und bayeriſchen Hochgebirge“ erfunden; etwas, woran ſo lange die Berge ſtehen, noch Niemand gedacht hat. Er macht dabei den Bayern noch das poetiſche Compliment, daß er ihre Berge Hochgebirge nennt, da ſie doch jeder Proſaiker und Geographen insbeſondere, nur zu den Vorbergen der eigentlichen Hochalpen zählen werden. Wie nehmen dieß nun aber die Münchener auf? Eines ihrer Blätter meint: „der norddeutſche Dichter konnte in ſeinen Worten das nicht ausdrücken, was jeder Bayer bei dem Beſuche des Hochlandes fühlt.“ Ich kenne die lauen Worte Stieglitz'ſcher Gedichte, und die kräftigen Gefühle manches Bayern im Hochlande, und glaube verſichern zu können, daß es jene nicht im Sinne hatten, als Ausdruck für dieſe gelten zu wollen.

III.

Theater.

Die dramatiſche Collaboration.

Werden Stücke aufgeführt, bei welchen mehre Schriftſteller als gemeinſchaftliche Autoren genannt ſind, ſo fragt man, wie es möglich ſey, daß ſich verſchiedene Geiſter hinreichend verſtehen, um gemeinſchaftlich ein Theaterſtück zu verfaſſen. Die Sache geht ſehr einfach zu, wenn die Operation auch aus verſchiedenen Gründen unternommen, und auf allerlei Wegen zum Ziele geführt wird. Viele verwenden lediglich keine Fonds bei dieſer Operation, und bringen der Geſellſchaft nur das Verlangen, die Dividenden zu theilen. Bei Andern iſt es indeſſen mehr auf den Ruhm, als auf das Geld abgeſehen; dieſe ſuchen nur den Schriftſtellertitel zu gewinnen, ſie ſpringen vor Freude, wenn ſie ihren Namen auf dem Zettel leſen, und ſagen können, „wir Autoren". Andere treiben Wucher mit der Collaboration; ſie leihen jungen Talenten Geld auf ein fertiges Stück, drücken ihren Schuldner, und wenn er die hohen Zinſen nicht bezahlt, ſo laſſen ſie eine Kleinigkeit unter der Bedingung nach, ſelbſt für die Autoren gelten, und das Stück unter ihrem Namen verkaufen zu dürfen. Dieſen ſchroff entgegen ſtehen die Verliebten, die einen Theil eines Vaudeville kaufen, um in den Couliſſen Zutritt zu haben, mit den Schauſpielerinnen zu plaudern, und Eroberungen zu machen. Eine weitere Sorte will nur das Vergnügen haben, Ausläufer zu ſeyn; dergleichen Menſchen ordnen die Zuſammenkünfte, laſſen das Manuſcript copiren, und machen alle Ausgänge und Commiſſionen. Man fragte einſt einen ſolchen Ausläufer-Collaborator, was er an einem Stücke gemacht habe. „Er," antwortete einer ſeiner Collegen, „er hat zwei Paar Stiefel für daſſelbe verbraucht." — Es laſſen ſich noch viele Abtheilungen von Collaboratoren finden. Die Chefs der Collaboration aber, die gnädigen Herren vom Vaudeville, haben unter ihren Befehlen Stallmeiſter, Bediente, Pagen, welche mit der Anſchaffung eines gewiſſen Bedarfes beauftragt ſind, wie z. B. der Chöre, Finale, Knalleffecte, und was man dergleichen braucht. Solche gnädige Herren ſind zuweilen bei ihren Untergebenen ſehr beliebt, weil man überzeugt ſeyn darf, daß man, wenn man ſie Morgens beſucht, ein ſchmackhaftes Frühſtück bei ihnen findet. — Es gibt Leute, welche Stücke ſehr gut zu declamiren wiſſen; man überläßt ihnen einen Theil an der Autorſchaft, weil ihr Vortrag bei dem Verkauf die gehörige Wirkung hervorbringt. — Ein ſogenannter Autor bezog die Hälfte der Einkünfte eines Stückes, weil er ein Wort darin ausgekratzt hatte. Er erklärte mit groſſem Ernſte, das Wort, das er mit ſo vieler Umſicht unterdrückt, hätte hingereicht, das Werk zu Grunde zu richten. — Einer der Großwürdenträger rief eines Tages einen jungen Mann zu ſich, und ſprach: „Ich muß Ihnen Geld verſchaffen; machen wir zuſammen ein Stück. Haben Sie eine Gabe dazu?" „Ja." „Gut, machen Sie das Scenarium." Nach einigen Tagen bringt der junge Mann das Scenarium. „Gut, machen Sie jetzt den Dialog." Der Dialog wurde gemacht. Der Meiſter war zufrieden. „Es fehlen jetzt nur noch die Couplets." Der Neuling machte

ſie, und ſie waren vortrefflich. Das Stück wurde mit großer Auszeichnung aufgenommen. Der Meiſter war ſo ehrlich und beſcheiden, ſich mit zwei Dritteln des Autorenantheils zu begnügen. Der junge Mann ergoß ſich in Worte des Dankes, und nannte ihn ſeinen Wohlthäter. Es fehlt nicht an armen Tropfen, die man insgeheim arbeiten läßt; derjenige, welcher die Arbeiten befohlen und bezahlt hat, ſchreibt ſie um, und trägt ſie ſchamloſer Weiſe zu ſeinen Mitarbeitern, als wäre es ſein Werk. — Einmal geſchah es, daß ein Autor ſeinem Collaborator einen Act mittheilte, den er eben vollendet hatte. Dieſer ließ den Act ſehr leſerlich, und gut interpunktirt auf feines Papier abſchreiben, und das war der einzige Theil, den er an dem Werke nahm. Ein Autor gab das Sujet, das er von ſeinem Collaborator, nach ſeiner Gewohnheit, bearbeiten laſſen wollte, folgendermaßen an: „Das Sujet des Werkes, das ich Ihnen vorſchlage, iſt Fouquet, Sie wiſſen, der Oberintendant!" „Ja wohl." „Hören Sie, ohne mich zu unterbrechen. Im erſten Act iſt Fouquet reich. Im zweiten Act macht Lafontaine ſeine berühmte Fabel. Im dritten Act iſt Fouquet im Gefängniß. Nun! Was ſagen Sie?" „Bewunderungswürdig," entgegnete der Andere, „aber ich fühle mich nicht ſtark genug, einen ſolchen Stoff aufzufaſſen; Sie haben ihn ſo gut inne, daß es Schade wäre, ihn nicht von Ihnen allein behandeln zu ſehen."

Das ſind die Geheimniſſe der Collaboration.

Das Coſtüme auf der Bühne in Frankreich.

In den ſechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Coſtüme in Frankreich noch ſo vernachläßigt, wie man es noch heut' zu Tage im Durchſchnitt auf den deutſchen Bühnen findet. In Memoiren aus jener Zeit lieſt man eine Note, aus der hervorgeht, wie gefällig der Zuſchauer ſeyn mußte, um ſich Illuſionen zu machen, und an die Wahrheit der Handlung zu glauben, die auf der Bühne vorging. Man betrachtete damals das Coſtüme als eine ziemlich entbehrliche Beigabe. Mlle. Clairon verdanken die Franzoſen die glücklichen Neuerungen bei ihrer Scene. Sie ließ Vorſchriften zurück, deren ſich Talma und Andere mit großem Glücke bedient haben. Das Coſtüme ſagte die berühmte Schauſpielerin, vermehrt nicht nur in hohem Grade die Illuſion des Zuſchauers, ſondern es läßt vor Allem den Schauſpieler den Ton ſeiner Rolle leichter faſſen. Indeſſen iſt ein durchaus treu befolgtes Coſtüme nicht immer ganz ausführbar; bald würde es unanſtändig, bald zu kärglich erſcheinen. Die Draperien nach der Antike enthüllen das Nackte zu ſehr; ſie geziemen nur den Statuen und Gemälden. Während man aber, wo es ihnen mangelt, mit Geſchmack und ohne Uebertreibung beifügt, muß man jedenfalls den Schnitt beibehalten, die Intentionen bezeichnen, und ſo viel als möglich den Luxus oder die Einfachheit der gegebenen Zeit und Oertlichkeit bewahren. Binden, Blumen, Perlen, farbige Steine waren die einzigen Zierrathen, welche die Frauen vor der Gründung des Handels mit Indien und der Eroberung der neuen Welt kannten. Ich verlange beſonders, fügte die treffliche Künſtlerin bei, daß man alle Lappen, alle Moden des Augenblicks vermeide. Die Coiffure der Franzöſinnen, in dieſem Augenblicke, die monſtruöſe Anordnung ihrer Haare, verleihen ihrem ganzen Weſen eine ſtörende Disproportion, entſtellen ihre Geſichtsbildung, verbergen die Bewegung des Halſes, und geben eine häßliche, kecke Miene. Das einzige Coſtüme, das man zu befolgen hat, iſt das Coſtüme der Rolle, die man ſpielt. Außerdem muß man die Kleidung nach den Perſonen

ordnen; das Alter, die Strenge, der Schmerz, verwerfen Alles, was die Jugend, das Verlangen zu gefallen, die Seelenruhe zulassen. Hermione mit Blumen wäre lächerlich; die Heftigkeit ihres Charakters, und der Kummer, der sie verzehrt, lassen bei ihr weder große Sorgfalt, noch Coquetterie in der Toilette zu; sie kann ein prächtiges Kleid haben, aber das nachläßige Aussehen im Uebrigen muß zeigen, daß sie sich durchaus nicht mit sich selbst beschäftigt. Der erste Blick, den das Publikum auf die Schauspielerin wirft, muß es auf den Charakter vorbereiten, den sie entwickeln wird. — Man fühlte so schnell und vollkommen das Bedürfniß einer völligen Reform in dem damals so sehr mit Flittern, Blumen, Schönfleckchen und bunten Zierrathen überladenen theatralischen Costüme, daß ein Jahr nach Dufresnoy's Versuch, als es sich darum handelte, die erste Vorstellung von Blanche und Guiscard, einer Tragödie von Saurin zu geben, die Comödianten sich in das Kupferstich-Cabinet begaben, und lange Nachforschungen anstellten, um das Costüme der Sicilianer aus jener Zeit aufzufinden. (Die deutschen Cabinete werden von solchen Forschern noch in unsern Tagen sehr wenig beunruhigt.) Die Nachforschungen blieben nicht fruchtlos, aber unglücklicher Weise hielt man das historische Costüme für gar zu wenig pittoresk und theatralisch, und suchte durch eine Annäherung an die neuere Zeit nachzuhelfen. (Möchte den Schauspielern das Zurückführen auf die historische Reinheit im Costüme auch zu schroff erscheinen, so beweisen solche Versuche doch die Gewalt einer Reaction, die auf deutschen Bühnen kaum für einzelne Fälle, und da beinahe nie von einem ganzen Personal unternommen wird.) In unserer Zeit, wo das Costüme und der äußere Schmuck einen so großen Platz einnehmen, daß sich die Autoren zuweilen von aller Arbeit dispensiren, und, um einen günstigen Erfolg herbeizuführen, hauptsächlich an das Vergnügen der Augen denken, findet man in Frankreich das ungeeignete Costüme nur auf den kleinen Provinztheatern, wo die Schauspieler gehalten sind, sich ihre Costüme selbst anzuschaffen. Da recitirt Cinna die Verse von Corneille in grünen Pantoffeln oder in arabischen Babouchen; da wird der Mantel des Regulus mit einem Vorhange oder einem Betttuche improvisirt; Semiramis figurirt in einem Kleide **à volans**, und Merope trägt ein Collier **à la Jeannette**.

III.

Musik.

Lieder schwäbischer Dichter, componirt für eine Singstimme mit Pianoforte- und Guitarre-Begleitung, von L. Hetsch und E. F. Kaufmann.

Erstes Heft.

Stuttgart bei Imle und Krauß.

Unter den neusten Produkten der musikalischen Lyrik in Deutschland, nimmt diese Liedersammlung eine beachtenswerthe Stelle ein. Beide Componisten, die sich hier zu einem gemeinsamen Zweck verbunden haben, sind Schwaben, und Lieder von schwäbischen Dichtern sind es nur, die sie sich zum Stoff erwählten. — Der Gedanke ist an sich schon glücklich, und wenn Talent und ernster Wille dazutritt, so muß auf diesem Wege wohl etwas Inniges, Concretes zu Tag kommen. — Und so ist es auch.

Für den Einen der Tonsetzer spricht schon sein Name. — L. Hetsch ist als Musikdirektor in Heidelberg geachtet, und der musikalischen Welt auch sonst schon, namentlich durch seine Oper Rynodie mehrmal mit Beifall in Stuttgart aufgeführt wurde, und die musikalischen Beilagen zur Europa ehrenwerth bekannt geworden. — Der Andere, C. F. Kauffmann, hat, so viel uns bekannt, erst seit kurzer Zeit einige seiner Lieder-Compositionen durch den Steindruck veröffentlicht, so daß, was er uns in der vorliegenden Sammlung gibt, fast als sein Debüt angesehen werden kann.

Es scheint, daß die beiden Freunde die Stoffe so unter sich vertheilten, daß Hetsch mehr das heitere, leichte und das Element der allgemeinen Gefühle, Kauffmann mehr das romantische, innerlich ernstere, und mehr besondere Element sich aneignete. Die Dichter, deren Werke sie in Tönen uns geben, sind: Uhland, Kerner, Mörike, Grüneisen. Von jedem der letztern nur ein Lied; von jedem der erstern drei.

Beide Componisten haben sich, wie uns dünkt, weiter die gesunde Aufgabe gestellt, ein großes Publicum zu befriedigen; und zwar nicht sowohl das sogenannte große, als vielmehr das gebildetere, wie den, den seine technische Ausbildung als Sänger und Spieler nur nach den leichteren Musikstücken, deren Zahl, namentlich in neuerer Zeit, sich mehr und mehr vermindert, greifen läßt. — Auf der einen Seite dem trivialen Geklimper sich entschlagend, wie es lange her an der Tagesordnung war, und noch jetzt, auf gleicher Höhe mit leichter, moderner Arien- und Cavalletenmusik, sich breit genug macht, vermeiden sie ebenso die andere Seite, das Grenzgebiet der lyrischen Musik, welches in unsern Tagen der treffliche Schubert und andere, leider als nur ein zu beschränktes, Allzuvielen unzulängliches bebaut haben, jene Gattung, welche fast den Virtuosen, den wirklichen Künstler zum Wiedergeben erfordert. — Aber der wahre Gehalt soll darum nicht ein ärmerer, das Lied selbst unserer Componisten darum nicht ein flüchtiges, äußerliches Ohrenspiel seyn. So wenigstens erscheint uns, was Kauffmann bringt.

Einfache, von jedem und jeder zu spielende Begleitung, einfacher Gesang ohne Schnörkel, in mäßiger Mitte liegend — aber compacte, ächt lyrische Gedanken, von einem sehr bestimmten Gepräge, das eigenthümlich genug ist, und weiter nur an tüchtige, ältere Vorbilder, wie an C. M. v. Weber, und namentlich an den großen Vater des deutschen Liedes, an unsern Mozart erinnert.

Wir weisen für den letzten Vergleich besonders auf das Lied von Kerner: „Der Wanderer," und an des gleichen Dichters „Gärten auf der Höh'," zwei Tondichtungen, die nebst dem Uhland'schen „Ständchen" Kauffman's unverkennbaren Beruf zur edeln, deutschen Liedercomposition beurkunden, und ihm einen eigenen Platz in würdiger Genossenschaft, wenn er auf diesem Wege fortfährt, sichern.

Ob Hetsch sich ganz auf diese ernstere Aufgabe stellte, gleich seinem Freund? Unser Gefühl will uns „nein" sagen. Und Hetsch, der jenes herrliche, ächt romantische Lied in seiner Ryno: „Ein Bergmann hat ein Mädel lieb" schuf, hätte uns wohl anderes, als wir hier von ihm finden, erwarten lassen. Nicht, daß nicht seine Arbeiten hier sich elegant, leicht, geschmackvoll und gefällig behandelt zeigten, aber leicht — bis zur leichten Achsel, auf die er seinen Antheil nahm! Nicht, daß seine Lieder von Hunderten mit Lust und Liebe, und von Manchen lieber als Kauffmanns werden gesungen und gespielt werden: aber eben Hetsch, der fertige, technisch ganz ausgebildete Künstler, hätte nicht scheuen dürfen, vom edleren Stoff zu schöpfen. Er hätte es gekonnt.

Darum glauben wir zuletzt, von beiden wackern Freunden freundlich scheidend, sie haben ihren Vertrag dahin abgeschlossen, daß Kauffmann das Schiff laden sollte, und Hetsch, vielleicht von Geschäften sonst in Anspruch genommen, einige, leicht und gut gegen den Wind, wie er eben bläst, angesetzte Segel versprach und lieferte.

Gewiß mit Vergnügen, und nicht ohne Spannung sieht der Liederfreund über seinen Clavierpult, und manches schöne Auge über die schöne, an der Guitarre ruhende Hand weg, der Fortsetzung dieses Unternehmens, zunächst dem zweiten Hefte, mit uns entgegen. * *

Rameau's Papagei-Weibchen.

Der Mann, den gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts **Castor et Polux, Dardanus,** und die berühmte **Marche des sauvages**, der Bewunderung der Nachwelt übergab, der sechzig Jahre lang die Lust der gebildetsten Menschen Europa's war, — Rameau liebte nur zwei Dinge auf der Welt: seine Musik einerseits, und sein Papagei-Weibchen andererseits.

Für seine Gattin, seine Kinder, und seine übrigen Verwandten hegte er nur eine legale, pflichtgetreue Freundschaft. Die Seele dieses Componisten war so harmoniös beschaffen, daß man ihn, trotz seiner ausgeprägten Kälte gegen Alles, was weder Musik noch Papagei-Weibchen war, wie in einem Zustande offener Zornmüthigkeit traf. Seine Frau konnte nach Belieben in Spitzen, Seidestoffen, Equipagen, und andern Nichtswürdigkeiten, die damals sehr geringen Einkünfte seiner Opern verschwenden, Rameau duldete alle diese Verschleuderungen seiner Ehehälfte, ohne ein Wort zu sagen. In die hohen Speculationen der Wissenschaft versunken, seinem weiblichen Papagei eine beinahe abgöttische Verehrung widmend, fühlte sich der große Künstler nur allzu glücklich.

Die Musiker, die für sehr eitel, wegen ihres chromatischen Verdienstes, galten, fanden in Rameau einen würdigen Repräsentanten; es war nichts als Eigenliebe, die Rameau zum Cavalier, zum Kammerdiener, und selbst zum Liebhaber der schwazhaften Cocotte gemacht hatte.

Als Rameau einst durch die Straße des Minimes, bei der Place Royale, ging, hörte er eine ziemlich melodiöse Stimme, die das Motiv seines berühmten Chores: **Tristes apprêts! Pâles flambeaux!...** sang. Der Klang einer seiner Lieblingsstücke brachte eine wahrhaft magische Wirkung auf ihn hervor; und seine Schritte nach dem Hause lenkend, aus dem die unbekannte Stimme sich hören ließ, setzte er sich auf eine steinerne Bank, um in eitler Lust sein Ohr mit der eigenen Melodie zu kitzeln. Aber welch' Staunen! statt auf dem Balcon die schöne junge Frau zu sehen, die er für die Sängerin hielt, welche ihn so sehr ergötzte, gewahrte Rameau einen eleganten Bauer, in welchem ein Papagei-Weibchen, sich munter wiegend, die feierlichen Worte: **Tristes apprêts! Pâles flambeaux!** wiederholte. — Dieser Anblick machte so viel Eindruck auf Rameau, daß er sich sogleich zu dem Eigenthümer des geschreidten Vogels begab, und ihm denselben um zehn blanke Louisd'or abkaufte.

Einmal bei Rameau einheimisch, machte die Papageiin so reißende Fortschritte in der Musik, und ihr Ruf ward so fest begründet, daß, so oft eine Sängerin bei der Probe eine falsche Note sang, Rameau unfehlbar mit seinem barschen Tone sagte: „Mademoiselle, ich werde Ihnen mein Papagei-Weibchen leihen, wenn Sie fortfahren, so zu detoniren, sein Beispiel wird Sie bessern."

Rameaus Gattin ſtarb, und wenn dieſer Muſiker am Tage des Begräbniſſes ſeiner Ehehälfte weinte, ſo geſchah es nur, weil das Trauergeläute ſeines Kirchſpiels ſo wenig harmonirte.

Cocotte ſtarb ebenfalls... Das war ein tödtlicher Schlag für Rameau, denn der Schmerz, den er darüber empfand, nagte an ſeiner Geſundheit, und am Tage, da man ihm ſein armes Papagei-Weibchen künſtlich ausgeſtopft überbrachte, wehte der Todeshauch über ihn; er neigte ſich zur Erde, um nie mehr aufzuſtehen.

IV.

Geſellſchaft.

Finniſche Sage.

Es lebte vor langer Zeit in einem Kirchſpiele in Finnland ein Jüngling in Ausſchweifung und Ruchloſigkeit. Weder die heißen Bitten ſeiner Aeltern, noch die Ermahnungen des Predigers, vermochten ihn vom Pfade der Gottloſigkeit abwendig zu machen. Sein Ohr war jedem heilſamen Rath, ſein Herz jeder Regung der Tugend verſchloſſen. Die Diener des Herrn beſchimpfte er, Tage und Nächte verſchwatzte er in laſterhaften Gelagen, Frauen verführte er, ſein gegebenes Wort brach er, und trieb Spott mit Allem, was Andern heilig war. Eines Tages verlobte er ſich mit drei jungen Mädchen zu gleicher Zeit, lockte ſie in ſeine Wohnung, ſperrte ſie in einen Stall, und verbrannte ſie. In der Umgegend wurden die drei armen Mädchen vermißt, aber es fiel kein Verdacht auf ihren Mörder. Einige Tage ſpäter fand man ihn todt auf der Schwelle ſeiner Thüre liegen, ſein Geſicht war fürchterlich verzerrt, und ſein Körper mit blauen Flecken bedeckt; man glaubte allgemein, der böſe Feind habe ihn erwürgt. Nur aus Mitleid mit ſeiner frommen, alten Mutter, ließ ſich der Pfarrer bewegen, ihn in geweihter Erde zu beſtatten; er wurde unter den gebräuchlichen Gebeten und Geſängen beerdigt, und mehr als eine Frau, die er betrogen, und um ihre Ruhe gebracht hatte, betete an ſeinem Grabe, Gott möge mit ihm nicht in's Gericht gehen. Aber am andern Morgen früh, als der Sakriſtan zur Kirche läutete, ſah er die Leiche des Gottloſen in ein Sterbetuch gehüllt, in einer Niſche an der Kirchthür ſtehen; er eilte zum Pfarrer, um ihm dieſe ſeltſame Erſcheinung zu erzählen, und dieſer, welcher glaubte, Feinde des Verſtorbenen hätten ihm dieſen Schimpf angethan, befahl dem Sakriſtan, er ſollte ihn wiederum begraben. Den Morgen darauf ſteht er jedoch wieder in der Niſche an der Kirchthüre, und niemand war auf dem Kirchhofe geweſen. Da ſah der Prieſter, daß es Gottes Fügung ſey, daß der Todte andern zur Warnung an der Kirchthüre ſtehe. Nach und nach fiel das Leichentuch in Stücke, ſeine Glieder vertrockneten, das Fleiſch fiel ab, und es blieb nur noch ein ſcheußliches Gerippe ſtehen, an dem niemand vorübergehen mochte, ohne ein Kreuz zu ſchlagen.

Viele Jahre vergingen, der Pfarrer war lange geſtorben, und an ſeine Stelle ein junger, leichtſinniger und ungläubiger Mann gekommen. Am Weihnachtsabende hatte er eine Geſellſchaft fröhlicher Gäſte an ſeinem Tiſche, es waren ſchon viele

Flaſchen geleert worden, da erzählte der Pfarrer von dem Gerippe in der Niſche neben ſeiner Kirchthüre, und ſpottete über all die Geſchichten, die das Volk von ihm zu erzählen wiſſe, und fragte, ob keiner das ſcheußliche Gerippe holen wollte, damit man es etwas in der Nähe betrachten könne. Aber alle Gäſte waren ſtill, denn niemand wagte in der Mitternacht von Weihnachten, wo die Todten ſich aus ihren Gräbern erheben, um in der Kirche zu beten, einen ſolchen Gang. Der Pfarrer aber wollte ſeine leichtfertige Grillen nicht aufgeben, und rief ein junges, unſchuldiges Mädchen herbei. „Höre Catharine," ſagte er zu ihr, „ich ſchenke dir drei ſchöne Reichsthaler, wenn du das Gerippe uns holen willſt."

Catharine ging, und brachte einige Minuten ſpäter das Gerippe, deſſen Knochen dumpf erdröhnten, als ſie es auf den Boden niederſetzte. Die Gäſte umſtanden es neugierig, betrachteten es, lachten über ſein ſcheußliches Anſehen, und trieben ihren Muthwillen damit, endlich befahlen ſie der Magd, es in ſeine Niſche zurückzubringen. Catharine gehorchte, und eilte, das Gerippe wieder an ſeinen alten Platz zu ſtellen, aber gerade, als ſie es an die Mauer gelehnt hatte, und ſich entfernen will, belebt es ſich, umklammert ſie mit ſeinen Armen, hart und ſchwer wie eiſerne Ringe, und ruft ihr mit fürchterlicher Stimme zu: „Du haſt mich von meinem Platze fortgenommen, daß ich albernen Thoren diene, ihr Geſpött und ihren Muthwillen mit mir zu treiben, das Verbrechen mußt du büßen, du mußt ſterben." Die unglückliche Catharine ſchreit laut auf vor Verzweiflung, und fleht zur heiligen Jungfrau inbrünſtig um Hülfe und Rettung. Der Todte ſcheint ſich erweichen zu laſſen, als er ſie ſo beten hörte. „Nun wohlan denn," ſpricht er, „es gibt noch ein Mittel, dich zu retten. Gehe in die Kirche, du wirſt drei Jungfrauen vor dem Altare knieen ſehen, es ſind die drei Bräute, die ich ermordet habe. Seit jenem Tage hatte ich nie mehr Ruhe, ich kann weder in meinem Grabe ſchlafen, noch die heilige Schwelle der Kirche überſchreiten. Hier muß ich ſtehen bleiben, bis ſie mir verziehen haben. Fünfzig Jahre warte ich nun ſchon vergebens auf die Stunde meiner Befreiung, gehe hin zu ihnen, und bitte ſie für mich um Gnade."

Catharine trat zitternd in die Kirche, das ganze Schiff war glänzend erleuchtet, wie an hohen Feſttagen, und ſanfte Klänge ertönten. Am Fuße des Altars erblickte ſie drei ſchöne, junge Mädchen, in weiße Schleier gehüllt, ſie knieten mit gefalteten Händen, und ſangen Pſalmen. Catharine ging auf ſie zu, und bat ſie um Gnade für den Todten an der Kirchthüre. „Nein, nein, nein, riefen alle drei zugleich, keine Gnade für ihn."

„Gehe noch einmal zu ihnen zurück," ſprach das Gerippe zu Catharine, als ſie ihm die verhängnißvolle Antwort überbrachte. Catharine that, wie ihr geheißen: „Gewährt ihm Gnade," rief ſie aus, „wenigſtens aus Erbarmen für mich, wenn nicht aus Erbarmen für ihn." — „Nein, nein, keine Gnade! riefen einſtimmig die drei Mädchen."

„Zum letzten Male gehe zu ihnen zurück," ſprach das Gerippe, „und wird deine Bitte wieder nicht erhört, ſo iſt's um dich für's Leben, um mich für die Ewigkeit geſchehen."

Catharine warf ſich weinend vor den drei Beterinnen nieder, „ſchenket ihm Gnade, im Namen unſeres Heilandes beſchwöre ich Euch darum." Da wurden die jungen Mädchen gerührt, und ſprachen ganz leiſe das Wort der Verzeihung aus, und die Geſänge verſtummten plötzlich, die Kerzen erloſchen, und das Gerippe verließ ſeine Niſche, und ſuchte ſein erſehntes Grab.

Miscellen.

In Paris stand vor einigen Tagen ein Schullehrer vor Gericht, der angeklagt war, weil er seinen Schüler zu stark die Ohren gezaust, und ihm allzu fühlbare Denkzettel auf Rücken und Wangen gegeben hatte. Der Vater des mißhandelten Knaben verlangte eine Entschädigung von hundert Franken, um den Arzt, der den Knaben, in Folge der erlittenen Züchtigung behandelte, und die Apothekerrechnung zu bezahlen. Der Schullehrer, welcher eingestand, er habe sich von der Hitze hinreißen lassen, wurde zur Bezahlung dieser Summe, und einer Geldbuße, und noch außerdem zu einer Gefängnißstrafe von acht Tagen verurtheilt.

— In Montmorency lebt eine Frau, die im Jahre 1736 geboren wurde, und noch ganz gesund ist. Sie hat J. J. Rousseau gekannt, und spricht sehr oft von ihm.

— Der kürzlich verstorbene Gründer des Pariser Journal des Modes, de la Mesangière, trug beständig die feinsten seidenen Strümpfe, und war so eigen, daß er das schönste Paar nicht wieder anzog, sobald nur eine Masche losgegangen war. Auch hatte er die Sonderbarkeit, nie einen Regenschirm zu tragen, jedesmal, wenn ihn ein heftiger Regen überraschte, ging er zum nächsten Kaufmann, und versah sich mit einem neuen. Nach seinem Tode fand man bei ihm 1000 Paar seidene Strümpfe, 2000 Paar Schuhe, sechs Dutzend blaue Fracks, 100 Hüte, 90 Schnupftabaksdosen, in allen Formen und Größen, und nahe an 10,000 Franken in Dreißigsousstücken.

— Die Wittwe des Dr. Franz Horn hat, nach dem Wunsche ihres verewigten Gatten, des verdienstvollen Schriftstellers, für den Fall ihres Todes, der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin ein Capital von 5000 Thalern geschenkt, aus dessen Zinsertrag hilfsbedürftige, kranke Studirende unterstützt werden sollen. Die Universität hat beschlossen, die ihr gleichfalls zugesicherte Marmorbüste Horns in der Aula zum ewigen Andenken an diese edle Schenkung aufstellen zu lassen.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Bildniß O'Connells.

2) Lied von Mörike und Hetsch. (Von dem Componisten für die Europa eingesandt.)

August Lewald.

Ausflug nach Cöln und Düsseldorf.

(S. Europa Bd. I. S. 21, 114. B. II. 120, 171.).

IIII. Düsseldorf.

Höchst ungern schied ich von dem mir so liebgewordenen Cöln, in dessen alten Mauern das Mittelalter mit seinen Kunstleistungen so traulich mich ansprach, aber die neue Zeit verlangte nicht weniger ihr Recht. Düsseldorf mit seiner neu und kräftig aufblühenden Kunstschule lag zu nah; die dortige Kunst- und Gewerbausstellung hatte eben begonnen und verhieß mir in kurzer Zeit einen bequemen Ueberblick der Leistungen in beiden Branchen zu verschaffen, so daß ich es mir selbst nicht hätte verzeihen können, würde ich nicht diese weitere Tour gemacht haben; auch kam noch ferner hinzu, daß mein anfänglicher Plan mich ohnehin in die Nähe von Düsseldorf führen mußte.

An einem schönen Morgen begab ich mich an Bord eines der niederländischen Dampfboote, die gewöhnlich täglich um sieben Uhr abfahren, um bis Arnheim, ein oder zwei Mal in der Woche aber weit früher, um Abends noch bis Rotterdam zu gelangen. Mir schien ein ziemlicher Unterschied zwischen „der Stadt Keulen“ (holländisches Wort für Cöln) und „dem Kronprinzen von Preußen“ statt zu finden. Das ganze Ensemble dieses Steamers zeigte bei Weitem nicht die Eleganz und Sauberkeit der mittelrheinischen Dampfboote. So

wurden zum Beispiel hier die Geheimnisse der Küche mit einer Oeffentlichkeit behandelt, die es mir sehr angenehm erscheinen ließ, nicht gezwungen zu seyn, hier mein Mittagsmahl einzunehmen, denn weder der langhaarige, mit einer rothen Mütze bedeckte, ungemein schmutzige Koch, der sich weit öfter sehen ließ, als ein nicht ganz ausgehungerter Magen ertragen konnte, noch sein Adjutant, ein noch schmutzigerer Küchen- oder Schiffsjunge, der gelbe Rüben in einem scheußlichen Wasser offen auf dem Verdecke wusch und mit den abscheulichsten Händen einem Salm die überflüssigen Fasern aus dem Leibe riß und ihn mit dem Rübenmesser säuberte, waren geeignet, vortheilhaft auf den Appetit der Reisenden zu wirken. Dem Speculationsgeiste des Restaurateurs der guten Stadt Keulen gereichen solche Verstöße zu keiner großen Ehre, denn die Gegend, durch welche der Rhein von Cöln an abwärts sich windet, ist wohl geeignet, die Passagiere zu veranlassen, in der Cajüte zu bleiben und Küche und Keller dafür um so weidlicher zuzusprechen. Mir schien auch die durch die Maschine hervorgebrachte Bewegung weit fühlbarer zu seyn, als auf andern Dampfbooten, und es wollte mir mit einem Worte das ganze Werk nicht recht gefallen. Später erfuhr ich übrigens, daß dieß Schiff zu achtzig Pferdekraft früher der Mittelrheinischen Gesellschaft gehört habe, wegen der vielen, stets an ihm vorzunehmenden Reparaturen und Veränderungen aber furchtbare Kosten verursacht hätte, deßhalb an die Niederländer fast umsonst weggegeben worden sey und jetzt zu ihren besten Schiffen gehöre, ein Compliment, das meiner Ansicht nach von schlechter Bedeutung für die anderen ist.

Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich, Engländer glücklicherweise in der Minderzahl; gleich den Lachsen lieben sie massenweise und in voller Originalität stromauf zu ziehen, stromab aber ganz still und einzeln dem Meere zuzuwandern und manche ihrer rauhen, eckigen, unliebenswürdigen Formen scheinen durch Reibung mit andern harten Körpern alsdann einige Politur angenommen zu haben. Den interessantesten Theil der Reisegesellschaft bildeten unstreitig mehre sehr hübsche und artige Officiersdamen, die ihren gestern von Cöln zu größeren Kriegsübungen nach Wesel ausmarschirten Männern mit Kindern und Bagage folgten, um die Exercierzeit im Schooße ihrer Familie zu verleben. Die beiden gestern ausmarschirten Bataillons hatten nämlich früher in Wesel und der Umgegend in Garnison gestanden, sich daselbst zum Theil häuslich niedergelassen, und waren endlich zu ihrem eigenen großen Vergnügen nach Cöln versetzt worden (denn Wesel gilt für die langweiligste und häßlichste Garnison am ganzen Rhein), nicht aber zum Vergnügen der Frauen, die nirgends lieber, als in der Nähe ihrer Verwandten

bleiben. Ein wahrscheinlich als Fourierschütz functionirender, bärtiger Soldat, der mit Waffen und Gepäcke die Reise mitmachte, wußte sich in die Rolle der Wärterin eines allerliebsten Kindes sehr gut zu finden, und zeigte die herzlichste Aufmerksamkeit für das kleine, ihm viele Mühe machende Ding.

Auf dem Schiffe befanden sich außerdem noch ziemlich viele Holländer, die aber, vermöge ihrer bekannten schweigsamen und wässerigen Natur, nichts zur Erheiterung oder Unterhaltung der Gesellschaft beitrugen und nach näherer Bekanntschaft wenig begierig machten. Hollands Nähe gibt sich deutlich zu erkennen, und spürte man sie auch nicht an den langweiligen, nur zu häufig vorkommenden Gesichtern, so würde man sie doch aus den vielen, in der Cajüte und sonst herumhängenden Tarifen und Ordnungen, die jetzt auch holländisch abgefaßt sind, und an den vielen holländischen Zeitungen merken müssen. Mir wurde nicht das Glück zu Theil, diese verschiedenen Theile unserer Schiffsgesellschaft näher kennen zu lernen. Die Damen strickten, conversirten unter sich, oder hatten alle Hände voll zu thun, die lebhafte, ihnen angehörende Jugend vor gefährlicher, zu naher Bekanntschaft mit dem alten Vater Rhein zu hüten; die Holländer rauchten oder lasen den Arnheimer Courant, die Engländer gähnten oder schliefen, und einige aus den verschiedensten Gauen hier zusammengetroffene Deutsche frühstückten, schwatzten und kannegießerten, nach alter Väter Sitte, vom Hundertsten in das Tausendste.

Das eben verlassene Cöln bot auch reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Ein, wie es schien, in der Literaturgeschichte seiner Vaterstadt sehr bewanderter und überhaupt sehr unterrichteter Cölner, der auch in unserer Gesellschaft war, lieferte manches Interessante. Als zum Beispiel die Frage aufgeworfen wurde, wie es wohl käme, daß in Cöln, der ältesten und wichtigsten Stadt am Rheine, in der römische Cultur nie ganz unterging, in der Wiege so vieler uralten Klöster und Kirchen, kurz, in einer Stadt, welche, die Zeit der wilden Normannen im neunten Jahrhundert vielleicht ausgenommen, nie recht gründlich zerstört worden ist, nicht eine Masse der kostbarsten Manuscripte, der seltensten Urkunden und der ältesten Drucke sich vorfände, gab er uns folgendes kleine Bruchstück aus der Geschichte Cölns zum Besten, als einen guten Beleg zu der von mir bei der Erwähnung der Cölner Bibliothek gemachten Bemerkung. Schon vor der Revolution hausten die Klöster und Stifter, unter denen zum Beispiel das Stift der Kreuzherren eine vorzügliche Bibliothek besessen haben soll (die seltensten, noch jetzt sich vorfindenden Bücher und Manuscripte tragen das Zeichen

dieſes Ordens), mit ihren Schätzen auf die läſterlichſte Weiſe. Gegen neue Bücher, baar Geld oder andere ihnen anſtändige Tauſchartikel wurden die herrlichſten Sachen verſchleudert. So allein konnte es zum Beiſpiel dem Geſandten, der für Joſeph Emanuel von Portugal um die Hand einer pfälziſchen Prinzeſſin warb, möglich werden, eine ſolche Maſſe obengenannter Gegenſtände zuſammenzubringen, daß eine ganze Schiffsladung auf dem Meere verunglückte. Eben ſo erwarb der leipziger Bibliothekar Cruſius für billiges Geld der Univerſitäts- oder Rathsbibliothek die ſeltenſten Sachen, und ein Glück noch war es zu nennen, wenn ſie in ſolche Hände kamen, denn was noch übrig war, und deſſen war noch unermeßlich viel, ging vollends in der Franzoſenzeit und bei der Aufhebung der Klöſter zu Grunde; der franzöſiſche Spoliations-Commiſſär Denon packte ohne Unterſchied Alles zuſammen, was nur einigen Ruf hatte, ſchickte es nach Paris, wo man dieſe Schätze gar nicht zu würdigen verſtand und ſie kiſtenweiſe verderben oder ſtehlen ließ. Endlich wurde von der guten Stadt Cöln ſelbſt eine Commiſſion niedergeſetzt, um aus der Maſſe der aus den Klöſtern zuſammengeſchleppten literariſchen Schätze, für die damals errichteten Lyceen, Bibliotheken auszuſuchen. In dieſer Commiſſion führte ein, ſchon längſt wegen ſeiner Albernheit bekannter, Cölner Rathsherr, „Buff“ genannt, den Vorſitz. Das Verfahren bei dieſer Auswahl war folgendes. Irgend ein Buch ward aus dem großen Haufen herausgeriſſen, aufgeſchlagen, der erſte Titel halb geleſen, unbekümmert darum, daß oft die verſchiedenſten Werke in einem Bande zuſammengebunden ſind, und nun entweder behalten oder über einen die Hälfte des Sitzungsſaales abſondernden hohen Vorhang, als zur Maculatur beſtimmten Ausſchuß geworfen. So geſchah es denn, daß einſt ein Buch vorkam, deſſen Titel mit „L'amour“ anfing. — „Was l'amour! Weg mit der Amour!“ brüllte Buff. „Die Jugend iſt ſchon liederlich genug, ſie ſoll durch uns nicht noch verdorben werden!“ und hinüber flog das Buch in das Gebiet der Prohibitorum. Die Menge der verdammten Bücher wurde aber ſo groß, daß ſie nach einigen Sitzungen unter dem Vorhange abermals zum Vorſcheine kamen und den Muſterherren wieder in die Hände geriethen, und dieß Schickſal wiederfuhr auch dem obengenannten Buche mit dem verpönten Anfange. Schon faltete ſich die Stirne des unerbittlichen Rhadamants bei den verhängnißvollen Worten zu verderbenſchwangern Runzeln, als der Vorleſer ſchnell weiter las, „L'amour de Jésus Christ“ u. ſ. w., und es ſo rettete. — Einige der Zuhörer fanden dieß Geſchichtchen höchſt ſpaßhaft, mir erregte es aber ein ſehr ſchmerzhaftes Gefühl!

So erschien uns der zu Wasser vierzehn Stunden weite Weg bis Düsseldorf, den wir aber, weil der Rhein ziemlich hoch ging, in drei Stunden zurücklegten, sehr kurz, außerdem muß aber diese Tour sehr langweilig seyn; ebene, niedrige, oft fast in gleichem Niveau mit dem Strome liegende Ufer, die es begreiflich machen, welche Noth und Gefahr ein etwas hohes Wasser oder gar ein Eisgang der Umgegend bringen muß, einförmige Gebäude hin und wieder mit Gebüsch bewachsen, aus denen zuweilen ein nicht unmalerischer Kirchthurm herausschaut, wie zum Beispiel der in Zons, wenn ich nicht irre, ziehen sich längs dem mächtig einherwogenden Flusse hin, und sollen stromabwärts in stark steigender Progression an Langweiligkeit zunehmen. Die Monotonie des Steamers selbst wurde nur selten durch uns begegnende Schiffe oder durch eine, die beiderseitigen Ufer verbindende, fliegende Fähre unterbrochen; nur einmal brauste ein schwarzes Ungethüm heran, und schleppte als tüchtiger Vorspanngaul drei schwerbeladene große Schiffe stromauf. Dies war der „Hercules", ein nach Rotterdam gehöriges Zugdampfschiff von hundert und sechzig Pferdekraft, das nur bestimmt ist, den Lastschiffen die oft drei bis vier Wochen dauernde Fahrt von Rotterdam nach Cöln auf sechs Tage zu reduciren, und dafür von einem einzigen Schiffe achthundert Thaler einzunehmen. Es ist im Stande, drei bis vier große Rheinschiffe zumal zu ziehen. Auf und in ihm ist nichts zu sehen, als einige schwarze, koboldartige Gestalten, ungeheure Gluth, schwarze, dicke Dampfwolken und hinten und vorn hoch aufgethürmte Kohlenvorräthe. Man meint beim Anblicke dieses Schiffes ein belebtes Wesen zu sehen, das stöhnend alle Kräfte aufbietet, um der ihm aufgebürdeten Arbeit nicht zu erliegen. — Jetzt wird in Rotterdam noch ein solches Zugschiff erbaut mit vier Maschinen und zweihundert Pferdekraft, das sechs große Schiffe zumal ziehen soll.

Endlich zeigt sich Benrath, das hübsche Schloß, nahe am Rhein rechter Hand, bald darauf links Neuß, die uralte Stadt, mit ihrer herrlichen Quirinus-Kirche. Noch wenige Augenblicke und Düsseldorf lag vor uns, aber gewiß in der unvortheilhaftesten Ansicht, die wo möglich noch häßlicher ist, als die von Bonn. Kein Mensch ahnt hinter dieser abscheulichen Außenseite eine so freundliche, hübsche Stadt. Der Weg vom Hafen herein durch ein altes, häßliches Thor und durch eine schmutzige Gasse bis auf den Markt ist nicht gemacht, den übeln Eindruck zu verscheuchen, und auch dieser Markt, selbst mit dem alten Churfürsten Johann Wilhelm auf seinem gewaltigen, schweren, ostfriesischen Gaul, sieht trotz des Theaters, des Stände- und Rathhauses und mancher andern stattlichen Häuser, nicht sehr erfreulich aus. —

Die drei Reichskronen bei Becking auf dieſem Markte nahmen mich gaſtlich auf, und wenn auch die Perſönlichkeit des Beſitzers dieſes guten Gaſthofes nicht ſehr anſprechend erſchien, ſo erſetzte die anmuthige, jungfräuliche Thätigkeit eines ſehr hübſchen Töchterleins dieſen Mangel hinreichend.

Die Mittagstafel war zahlreich beſetzt von vielen Deputirten des heute geſchloſſenen Landtags der rheinpreußiſchen Provinz, die ſämmtlich froh zu ſeyn ſchienen, daß ihre Arbeiten vorüber waren und ſie ihren heimiſchen Geſchäften zurückgegeben wurden. Der Landtag mußte wohl ziemlich ihren Wünſchen gemäß ausgefallen ſeyn, wenigſtens vernahm ich keine mißbilligenden Aeußerungen, höchſtens über das bekannte Adelsinſtitut; doch mochte Letzteres wohl daher rühren, daß die hier verſammelten Landesvertreter weder zum hohen, noch zum niedern Adel, ſondern rein zum Bürgerſtande gehörten, und meiſtens Bürgermeiſter und Landräthe aus der Provinz waren. Sie mußten dem Anſcheine nach heute noch ſehr hart gearbeitet haben, wenigſtens ließ ihr gewaltiger Appetit auf ſtarke vorhergegangene Anſtrengung ſchließen; daß es aber keine ſüddeutſchen Deputirten waren, die ſich zur Heimkehr ſtärkten, merkte man deutlich an ihrer auffallenden Mäßigkeit im Trinken, denn kaum kam auf den ſtärkſten Mann, und es fanden ſich recht tüchtige unter ihnen, eine halbe Flaſche Wein. — Das Weintrinken hört übrigens von Cöln an ziemlich auf; entweder müſſen die Leute hier wenig Durſt haben, oder das, was ſie eigentlich trinken, iſt mir verborgen geblieben. Hieſiges Bier iſt ein dieſem wohlſchmeckenden Tranke nur einigermaßen ähnliches Gebräu, Schnaps iſt, und ſollte es Genever oder Schiedamer ſeyn, zum Haustrunk doch nicht recht prakticabel, ſo bleibt alſo, Waſſer ausgenommen, nur Thee oder Caffee, — niederländiſcher Caffee iſt bekanntlich auch nicht zu rühmen. Weſtphalens Nähe gibt ſich am pumpernikelartigen Schwarzbrode, das hier ſchon allgemein neben dem weißen erſcheint, zu erkennen, konnte ſich aber jetzt eben ſo wenig, wie früher, meines Beifalls erfreuen. Schon im Brode ſelbſt ſcheint mir ein großer Unterſchied zwiſchen Nord- und Süddeutſchland zu liegen; wäre es möglich, in dem Lande Ihres jetzigen Aufenthaltes, mein beſter L., hieſiges Commißbrod zu erzeugen und als Disciplinarſtrafe beim Militär genießen zu laſſen, ſo würde ein halber Laib bei Ihren Soldaten hinlänglich einen dreitägigen, ſtrengen Arreſt aufwiegen. — Entſchuldigen Sie mich aber nochmals, wenn ich der materiellen Leibesnothdurft ſo oft erwähne; will ich aber bei Ihrem eleganten Publicum nicht anſtoßen, und im guten Tone nicht zurückbleiben, ſo

muß ich doch dem Beiſpiele erlauchter Reiſender folgen und dieſem Artikel auch eine Stelle in meinen Reiſeſkizzen einräumen.

Von Düſſeldorf, der Stadt ſelbſt, ſage ich Ihnen nichts, denn Jedermann weiß, daß es eine höchſt freundliche, in ſtarkem Anwachſen begriffene Stadt iſt, die in ihren neuen Theilen ſich ganz anders producirt, als die Entrée vom Rhein her erwarten läßt. Es wird ſehr viel gebaut, ganze Straßen, und zwar recht geſchmackvoll, nur iſt es bei einer ſolchen neuen und ſonſt ſehr hübſchen Straße zu bedauern, daß ihr keine Trottoirs gegeben ſind und die Eingänge zu den Häuſern als gewaltige Treppen weit in den Weg hineinſpringen, gerade ſo gegen allen guten Geſchmack und gegen alle Baupolicei, wie in Ihrem hübſchen Stuttgart. — Die Anlagen, die aus dem Hofgarten entſtanden, oder ſich ihm anſchloſſen, umgaben die Stadt faſt gänzlich auf der Landſeite, und eben jetzt wurden in der Neuſtadt häßliche, wohl noch von Feſtungsgräben herrührende Tümpel zu Waſſerpartien und ihre Umgebungen zu Anlagen umgewandelt. Auf dem Eiskeller mit ſeiner ſchönen Ausſicht, neben dem geſchmackvoll angelegten Winterhafen, ſah ich einem prachtvollen Sonnenuntergange zu; auf dem Ananasberge traf ich viele ſchöne Welt und Tiſche und Stühle für noch mehre; an den vielen, ſchönen Waſſerſtücken und Baumgruppen erfriſchte ſich das Auge, und in einer dicht an den Anlagen liegenden, von innen und außen recht eleganten und ſtarkbeſuchten Badeanſtalt, erquickte ſich der Körper. Prinz Friedrich von Preußen, der Neffe des Königs, der bei den am Rheine ſtehenden Truppen eine hohe Charge bekleidet, lebt hier in einem nicht großen, aber höchſt comfortabel eingerichteten und mit vielen Kunſtwerken geſchmückten Palais (dem ehemaligen Jägerhofe) mitten in dieſem lieblichen Parke und erfreut durch ſeine Loyalität Jeden, der das Glück hat, in ſeine Nähe zu kommen.

Das geſellſchaftliche Leben ſoll ſich hier, namentlich im Winter, unter ſehr annehmbaren Formen darſtellen. Viele Mitglieder des hohen und noch bedeutend reichen Adels nehmen alsdann hier ihren Aufenthalt und ſehen viele Geſellſchaft. Das Theater, bis jetzt unter Immermanns Leitung, leiſtete Vorzügliches und Eigenthümliches, wird aber eingehen, weil die Elberfelder, mit denen es in Compagnie gehalten wird, gleich den Düſſeldorfern, nur im Winter Schauſpiel haben wollen. Die zahlreichen Dicaſterien, eine ziemlich ſtarke Garniſon, der bedeutende Handelsſtand, die lebensluſtige Künſtlerjugend, Alles trägt dazu bei, aus Düſſeldorf einen ſehr angenehmen Aufenthalt zu machen. Um aus Erfahrung das allgemein gerühmte hieſige, heitere Leben näher kennen zu lernen, war leider mein Aufenthalt zu kurz; was ich jedoch ſah, gab

mir die Gewißheit, daß der Ruf von Düſſeldorf nicht zu viel Gutes ſagt. In Becker's Garten, wo ich einen Sonntag Nachmittag zubrachte, war ich erſtaunt über den Reichthum an ſchönen Frauen und Mädchen, die über die Hälfte der hier verſammelten, wenigſtens ſechshundert Perſonen ſtarken, und alle den höheren Ständen angehörenden Geſellſchaft ausmachten, und ſehr gut gewählte und vorgetragene Muſik mit anhörten. Auf jeden Fall iſt die hieſige, weibliche Welt bei Weitem ſchöner, als in Cöln. Als gegen Abend die Beaumonde den Garten verließ, wurde dieſer und der daran ſtoßende, ſehr große Tanzſaal von einer Maſſe nicht weniger zahlreichen und eben ſo hübſchen Mädchen des niedern Bürgerſtandes und der dienenden Claſſe beſucht, ſo daß ich ein äußerſt vortheilhaftes Bild von dem hieſigen ſchönen Geſchlechte mit fortnahm. Dabei herrſchte auch ſogar am Abend eine gleich anſtändige Heiterkeit und Unbefangenheit. Die rauhe, unverſtändliche, cölniſche Mundart wird hier nicht gehört, dagegen aber in manchem hübſchen Düſſeldorfer Munde eine gewiſſe Vorliebe für Berliner Redeweiſe und Ausſprache bemerkt, die den natürlichen Rheinländerinnen auch nicht recht paſſen will. Von den Cölnerinnen unterſcheiden ſich die Düſſeldorferinnen namentlich ſehr vortheilhaft durch weit zierlichere Chauſſure, die bei den Erſtern wohl als Folge ihres frühern guten Straßenpflaſters etwas grandios ausgefallen iſt, — und dann durch eine Menge von Blondinen, deren man in Cöln faſt keine trifft. Die lange Anweſenheit der ſo berühmten Kunſtſchätze der ehemaligen hieſigen Gallerie iſt wohl nicht ohne Einfluß auf den hier herrſchenden Reichthum an ſchönen Geſichtern und Geſtalten geblieben, und daß auf dieſem guten Grunde wacker fortgebaut werde, dafür bürgt die jetzige Malerſchule.

Die drei- oder vierhundert jungen Männer, welche die hieſige Kunſtacademie als ihre Jünger um ſich verſammelt ſieht, verleihen dem Düſſeldorfer Leben etwas ganz Eigenthümliches. Der auf Univerſitäten herrſchende friſche, oft aber in das Unbändige ausartende Jugendmuth findet ſich auch hier, ſehr gemildert jedoch durch ununterbrochene Beſchäftigung mit den ſchönen Künſten und der Malerei hauptſächlich. Nirgends wird wohl ſo viel von Kunſt geſprochen als hier, — in wie fern nun dieſes durch die Art, wie es geſchieht, der Kunſt vortheilhaft oder nachtheilig iſt, mag hier unentſchieden bleiben, — ſo viel aber iſt gewiß, daß ein gewiſſer Kunſtſinn ſich hier überall bemerkbar macht und in den verſchiedenſten Modificationen ſich ausſpricht. Hierzu kann auch gerechnet werden der ſehr zahlreiche Beſuch des ſchönen Geſchlechts, das ſich Sonntags auf dem hübſchen Karlsplatze einfindet, um das Ohr

durch die bei der dort abgehaltenen Garnisonswachtparaden vortrefflich executirten Productionen der hiesigen Regimentsmusiken zu ergötzen und das Auge durch den Anblick mancher martialischen Gestalten und schöner Uniformen zu erfreuen. — Wenn man von der hiesigen Garnison spricht, muß man nothwendigerweise auch der schönen Kasernen erwähnen, besonders der zu zwei vollständigen Cavallerieregimentern eingerichteten und in der Neustadt liegenden Kaserne. Düsseldorf muß übrigens gewiß eine der angenehmsten Garnisonen im ganzen preußischen Staate seyn; in wenig andern Städten stehen sich wohl die verschiedensten Stände in so vollständigem Gleichgewichte, wie hier, einander gegenüber. Staatsbeamte und Offiziere, Kunst, Handel und Industrie müssen sich, weil keine dieser fünf Potenzen hier ein anerkanntes Uebergewicht auszuüben im Stande ist, brüderlich die Hand reichen und solchergestalt zu einem sehr angenehmen Ganzen verschmelzen.

Die Kunstausstellung befindet sich in dem ehemaligen, vom Churfürsten Johann Wilhelm zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts neben dem Schlosse erbauten Galleriegebäude, das jetzt die Locale der Academie und die Ateliers der Künstler enthält.

Ich sah hier viel Schönes, doch sollen viele der besten dießjährigen Werke, zum Theile vom hiesigen Kunstvereine oder andern Kunstfreunden schon angekauft, noch auf einer Ausstellungsreise begriffen seyn, und durch ein Versehen oder Mißverständniß, nachdem sie in Danzig, Königsberg und Berlin in den Ausstellungen der Kritik ausgesetzt gewesen, anstatt heimzukehren, noch nach Breslau die Wanderschaft angetreten, und folglich in ihrer Heimath gefehlt haben. So mangelten denn unter andern hier, Hildebrands Krieger mit dem Kinde, Mücke's Bestattung der heiligen Catharina durch Engel, Teichs's gefangene Griechen und die Macht der Musik, Plüddeman's Columbus, der die neue Welt erblickt u. s. w. Auf der hiesigen Ausstellung waren dessenungeachtet immer noch über zweihundert Bilder zu sehen; seltsamer Weise fehlten jedoch unter diesen die Werke mehrer der besten hiesigen Meister, und Arbeiten von ihnen waren nur in ihren Ateliers zu schauen. Diese ansehnliche Summe von Gemälden war mit wenigen Ausnahmen hier verfertigt worden; doch hatten auch einige fremde Maler, hauptsächlich Niederländer, Sendungen hierher gemacht. Unter den Arbeiten mancher unbekannten Namen sah man mehres sehr Gute, so z. B. eine vortreffliche Landschaft von Verweyt aus Antwerpen, und Wapper's, seines Landsmannes, Gemälde, die allgemeine Bewunderung unter der hiesigen Kunstwelt erregten und mich mehrmals die Aeußerung vernehmen ließen, wie diese Bilder alle in ihrer Nähe hängenden förmlich todt-

ſchlügen, und die Perlen der geſammten Ausſtellung genannt werden möchten. Achenbach aus Frankfurt, der gerade hier war, hatte in zwei Tagen ein kleines vortreffliches Seeſtück gemacht: ungeſtüme, ächte, vom Sturm gepeitſchte Meereswogen ſchlagen grimmig an einen öden Nordlandsſtrand. Unter den zwei Münchnern, die hierher geliefert hatten, iſt nur Vollmer mit einer ſehr guten Partie am Elbſtrome, unterhalb Hamburg, zu nennen.

Unter den Werken der hieſigen Maler war viel Gutes und noch mehr Mittelmäßiges, wie dieß durch die Natur einer Kunſtſchule, die eine ſolche Ausſtellung als ihr Examen betrachtet, bei dem Jeder ſein Beſtes zu liefern ſtrebt, nothwendig bedingt wird. Ich nenne nur Einiges, durch das ich mich beſonders angeſprochen fühlte, muß dabei aber meine Urtheile und meine Bemerkungen nur als die eines Dilettanten anzuſehen bitten, der, wenn er gleich auch ſelbſt einſt unter dem alten Tiſchbein eine Kunſtacademie beſuchte, von Schnorr, dem Vater, Kunſtvorleſungen in dem angeſehenſten Cirkel, und von Platner Aeſthetik hörte und mit dem berühmten Kunſtkenner Quandt du und du war, doch weit hinweg von dem Gebiete der Kunſt verſchlagen wurde.

Bendemann war nur mit einem großen, aber unvollendeten, Bilde aufgetreten, „Hiob unter den Freunden," in welchem der Schöpfer „der trauernden Juden" wohl zu erkennen war, jetzt aber wollte es mich noch als ein kaltes, todtes Bild bedünken. — Auch Leſſing hatte nur ein einziges Gemälde aufgeſtellt, eine Landſchaft, des geprieſenen Meiſters würdig. Stiller Abend ſenkt ſich auf eine wunderherrliche Ferne herab; zwei Kloſterbrüder wandeln im Vordergrunde bei aufgehendem Monde zwiſchen Wald und Felſen der Heimath zu. — Heidelberg war von Dahl als Portraitlandſchaft in köſtlicher Abendbeleuchtung geliefert. — Von Verboekhaven war ein eben erſt ausgeſtelltes vortreffliches Viehſtück zu ſehen, ein alter und junger Eſel und liegende Schaafe, deren Vließ wohl nicht weicher und naturgetreuer dargeſtellt werden kann. — Zwei große Altarbilder, „die Madonna mit dem göttlichen Kinde" von Däger, ganze Figur, ohne alle Beiwerke in Wolken emporſchwebend, und Hübner's Chriſtus an der Säule, deſſen gottergebener, heiliger Schmerz ſich dem kälteſten Beſchauer mittheilen mußte, waren ſchon vom Kunſtverein angekauft. — Ein äußerſt liebliches Kindergeſicht, „die kleine Kranzwinderin" von Bendiren, ſprach angenehm an. — Röthel's „ſtrafende Gerechtigkeit," ein kleines Bild, deſſen ſeltſames Colorit die gewaltige Schreckensſcene noch grauenvoller hervortreten läßt, dürfte wohl mit unter die vorzüglichſten Sachen der Ausſtellung gehören. — Ein Fruchtſtück von Preyer braucht eine

Vergleichung mit den alten berühmten Bildern dieſer Art nicht zu ſcheuen. Ferner machten ſich bemerklich: eine in der Kapelle mit der Oriflamme in der Hand begeiſtert betende Jeanne d'Arc, von Stilke; Friedrich Barbaroſſa und Gela, von Mücke; die Mühle im Walde, von Schulten, zwei liebliche Mädchen an der Toilette, von Sonderland u. ſ. w. Portraite waren gegen Erwartung wenig zahlreich, — ein Umſtand, der für die Beſtrebungen der hieſigen Künſtler ſehr günſtig ſpricht. Haſenclever hatte deren zwei ſehr ſprechende geliefert. — Noch muß ich zweier Bilder erwähnen, die, ob ſie gleich vielleicht nicht zu hochſtehenden Kunſtſchöpfungen gerechnet werden können, durch ihre Motive und Ausführung mich oft zu ſich zogen. Das eine war „der Weichnachtsabend" von Richter. Iſt ein Bild geeignet, durch ſein Motiv ungemein theilnehmende Wehmuth im Beſchauer zu erregen, ſo iſt es gewiß dieſe arme Mutter mit ihren vier Kleinen, die mit der ganzen Begehrlichkeit ihres verſchiedenen Alters in Winternacht der heiligen Chriſtbeſcherung in einem vornehmen Hauſe zum hell erleuchteten Fenſter hinein verſtohlen zuſehen. Die unendliche Wehmuth der Mutter, ihren armen Kleinen die eigene Chriſtfreude verſagen zu müſſen, tritt auf das ergreifendſte hervor. Die verſchiedenſten Lichtreflere, vom Monde, vom Schnee, von einer Straßenlaterne und von der glänzenden Zimmerbeleuchtung ſind höchſt glücklich angewendet. Doch wünſchte ich nicht, dieß Bild immer vor Augen zu haben; — die darin herrſchende düſtere Stimmung würde mir zu ſchmerzlich fallen. Möchten doch dagegen die Reichen der Erde am Weihnachtsabend dieß Bildvor Au gen haben und im Herzen, und der armen Kleinen und ihrer noch ärmenr Mutter gedenken! Ein würdiges Seitenſtück hierzu liefert Ruſtige „im kranken Kinde" und übertrifft in vorzüglicher Ausführung der Beiwerke das Vorige. Die Wiege, der darüber geworfene Teppich, Alles iſt mit ungemeinem Fleiße und großer Treue gemalt; das kranke kleine Kind, die ſchmerzerfüllte Mutter, der am Bettchen ſitzende, theilnehmende Arzt mit ergreifender Wahrheit geſchildert.

Der Beſuch der Ateliers, welche die Arbeitszellen in dieſem ſtark bevölkerten Kunſtbienenſtock vorſtellen, — kein Plätzchen in dem großen Gebäude iſt unbeſetzt — gewährt allein den eigentlichen Blick in die Düſſeldorfer Kunſtleiſtungen. Einer meiner hieſigen Bekannten, allen Künſtlern wohl befreundet, verſchaffte mir zu jeder Stunde ungehinderten Zutritt in dieſe Werkſtätten, in deren An- oder lieber Unordnung ſich die claſſiſche Genialität der Maler, nur etwas weniger großartig als in Vernets berühmtem Tableau, hinlänglich zu erkennen gab. Folgen Sie mir durch einige der vorzüglicheren Ateliers.

Leſſing arbeitet zuſammen mit Steinbrück. Sehr leid that es mir, Erſtern nicht perſönlich kennen zu lernen, ihn, der, wie man mit gewichtigen Stimmen behauptet, erſter Meiſter und Farben-, Pinſel- und Gedankenführer der geſammten hieſigen Schule ſeyn ſoll; er war aber in die Ardennen gewandert, um neue Studien zu ſammeln. Seine Cartons der Huſſitenpredigt ließen mich es doppelt bedauern, dieß berühmte Werk nicht ſelbſt geſehen zu haben. Steinbrück arbeitete an einer ſehr eigenthümlich und originell aufgefaßten, der gewöhnlichen Darſtellung ganz entgegengeſetzten Anbetung der heiligen drei Könige.

Mücke war mit einem Carton zu einem großen Bilde beſchäftigt, „Friedrich Barbaroſſa, wie er die Unterwerfung der Mailänder annimmt," das auf dem nahe gelegenen Schloſſe Helldorf des reichen Grafen Spée al fresco ausgeführt werden ſoll. Ein großer Saal iſt dort der Geſchichte der Hohenſtaufen gewidmet und iſt nebſt andern Frescobildern, die das ganze Schloß ſchmücken ſollen, faſt fertig.

Kretſchmar hat ein großes Bild „Wallenſtein und Seni" begonnen, deſſen ganze Entſtehung, Entwurf, farbige Skizze und Cartons zu ſehen ſehr intereſſant war. Ich glaube, daß man von dieſem Bilde hören wird.

Plüddeman hatte einen großen Carton vollendet, „Conradin von Schwaben, auf dem Blutgerüſte den Handſchuh hinwerfend;" ferner nach Leſſings Entwurf, „Friedrich Rothbarts Sturm auf Iconium." Ein herrliches Bild. Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaiſers Sohn, hat mit den Kreuzfahrern einen Mauerbruch erſtürmt, und dringt nun, Alles vor ſich niederwerfend, ſiegreich ein. Beide Tableaux, mit lebensgroßen Figuren, ſind auch nach Helldorf zur Ausführung al fresco beſtimmt.

Wilms hatte ein Stillleben vollendet, „der Doctorſchmaus" genannt, das ſchon auf der Ausſtellung geweſen war, nun aber einer geringen Nachhilfe wegen, ſich hier befand. Das Trinkgelag iſt vorüber, die Uhr mit zerbrochenem Glaſe zeigt fünf Uhr. Der neue Doctor liegt mit dem Kopfe auf dem Tiſche und ſchläft; die Commilitonen ſind fort, von ihren Thaten zeugen aber die große Menge leerer Champagner- und anderer Flaſchen und zerbrochener Gläſer aller Art. Das koſtbare Diplom iſt vom Wein und andern vergeudeten Eßwaaren ſchwer verletzt, das Ganze noch mit vielen ſprechenden Beiwerken ausgeſtattet, ſehr gut aufgefaßt und äußerſt kräftig ausgeführt. Die vielen Reflexe der Gläſer und Flaſchen von dem faſt ganz heruntergebrannten einzigen Lichte beleuchtet, bringen gute Wirkung hervor.

Hildebrand copirte ſein eigenes, vielbeſprochenes Bild „Eduards

Söhne und deren Mörder;" das Original ist jetzt im Besitze des bekannten Kunstkenners, Grafen Raczinsky.

Schröder, der Maler des bekannten preiswürdigen Bildes „Don Quixote", den man den Humoristen der hiesigen Schule nennen kann, arbeitete an sehr ergötzlichen Scenen, z. B. Falstaff, der dem Bardolph und Pistol die herrlichen Rekruten vorstellt, und Münchhausen in einer Stube voll Jäger und Bauern, seine unerhörten Abenteuer erzählend.

Professor Schadow, der Director der hiesigen Academie, malte an einem großen Bilde in halber Kreisform, „Jesus und die fünf klugen und thörigten Jungfrauen." Was an demselben vollendet war, ließ ein sehr bedeutendes, des Meisters würdiges Werk erwarten.

Was ich hier gesehen, beurkundete hinlänglich das fröhliche und glückliche Gedeihen der hiesigen Kunstschule, die, von diesem alten Sitze der Malerei aus, ihre guten Wirkungen bereits über einen großen Theil Deutschlands verbreitet hat. Reiche Leute verwenden wieder ihr Geld nicht nur auf Anschaffung von Bildern, sie geben auch den Künstlern Gelegenheit zu großartigen Schöpfungen. So der schon erwähnte Graf Spée, so der reiche Freiherr von Fürstenberg-Stammheim, der bei Remagen eine verfallene Kirche des heiligen Apollinaris ankauft, um sie herzustellen und mit Frescobildern auszuschmücken, unter des Düsseldorfer's Däger Leitung. — Ist auch die hiesige Schule von ihrer Tochter, der Münchner (denn erst als Cornelius von hier nach München zog, begann die dortige Blüthezeit), vielleicht jetzt überflügelt, so steht sie doch gewiß als die zweite in Deutschland da, und die ihr hin und wieder gemachten Vorwürfe dürften wohl schwerer zu beweisen, als zu machen seyn. So wird behauptet, die Düsseldorfer sähen die ganze Weltgeschichte, ja die heitere, freundliche Natur selbst, unter einem schwarzen Augenglase, sie verschliefen den Kampf der Elemente, die Gefühlsstürme, die Stürme der Weltgeschichte, sie träumten und brüteten als ächte Deutsche, doch ohne dieß als Compliment zu sagen, und hätten ein Mittelding geschaffen zwischen Genre und Historie! — Gibt man auch zu, daß eine gewisse Schwermuth, eine Art von Düsterkeit, den hiesigen Schöpfungen, auch den Landschaften, im Allgemeinen nicht abgesprochen werden kann, so muß man doch bei näherer Betrachtung der hiesigen Leistungen das Uebertriebene und Einseitige, vielleicht auch nicht ganz Neidlose, dieser Vorwürfe erkennen, — sie genügend zu widerlegen, fehlt hier der Raum. Ein anderer Vorwurf wird den hiesigen Farben gemacht, die schlecht und wenig dauerhaft seyn sollen. Ein hier von einem guten Meister gemaltes und in Cöln öffentlich ausgestelltes Bild des Kronprinzen von Preußen hatte allerdings in der kurzen Zeit

eines Jahres ſtatt blauer, graue Uniform bekommen. Kaum iſt jedoch zu glauben, daß die herrlichen Colorite mehrer hieſigen Meiſter durch ſolch leicht vergängliches Material hervorgebracht ſeyn ſollten. — Doch genug nun von dieſer Kunſtanſtalt; auch mit Perſonalitäten will ich Sie verſchonen, obgleich ich mich mit großem Vergnügen mancher intereſſanten Bekanntſchaft erinnere, die mir unter den hieſigen Künſtlern wurde.

Nächſt der Kunſtausſtellung zog auch die eben eröffnete erſte Ausſtellung von Induſtrie-Erzeugniſſen des Regierungsbezirkes Düſſeldorf eine Menge Fremder hierher. Mit Recht darf man ſich wundern, daß in der gewerbthätigſten Provinz des ganzen preußiſchen Staates nicht ſchon längſt ſolche Ausſtellungen als ſehr nützlich erkannt und eingeführt wurden, nicht ſowohl um die Erzeugniſſe dieſes Fabriklandes bekannter zu machen, — denn wer ſollte ſie nicht kennen, — ſondern nur einen Geſammtüberblick über die verſchiedenartigſten Productionen ſo zahlreicher Fabriken und Manufacturen zu erhalten. Major von Becker, der Vorſtand des hieſigen Gewerbevereins, hat ſich gewiß durch die Zuſtandebringung dieſer Ausſtellung großes Verdienſt erworben.

Wenn nun aber auch dieſe erſte Ausſtellung ſchon an **1300** Nummern zählte, die in einem engen Locale nicht vortheilhaft aufgeſtellt waren, ſo hätte man in dieſem Hauptſitze deutſcher Induſtrie doch noch weit mehr erwarten müſſen. Die Neuheit der Sache, die Furcht vieler Fabrikanten, ihre eingelieferten Artikel beſchädigt zu ſehen, möchte wohl Vieles zurückgehalten haben, was in folgenden Ausſtellungen die noch ſichtbaren Mängel erſetzen dürfte. So fehlten unter andern wollene Tücher, Leinwandwaaren und Uhren faſt gänzlich, dagegen waren Seidenwaaren in den verſchiedenſten Geſtalten von Crefeld und Elberfeld, Waffen aller Art und Metallwaaren von Solingen in großer Auswahl und von vorzüglicher Schönheit zu ſehen. So hatte das Haus Schimmelbuſch und Sohn von Solingen nicht weniger als **111** Artikel ausgeſtellt, unter denen ein ganzes Sortiment von Meſſern, Beilen und Hacken, wie ſie in den Zuckerpflanzungen von den Negern gebraucht werden, intereſſant waren. Hieb- und Stoßklingen und Rappiere, Säbel, Degen, Hirſchfänger, Dolche und Meſſer aller Art und aller Nationen, mit unerhörten Namen und ſeltſamen Formen, ſogar ein montirter Freimaurerſäbel, ein bataviſches Gebiß und holländiſche Militärſtriegel (wie müſſen dort erſt die Civilſtriegel ſeyn) boten ſich hier dem Liebhaber zur Auswahl an. Trenelle, der berühmte Gewehrfabrikant in Saarn, war mit prachtvollen türkiſchen Piſtolen erſchienen und mit einem äußerſt inſtructiven Cabinet für die Waffenlehre der In-

fanterie, das, von dem aus dem Bergwerke gebrochenen Eisensteine an, alle Theile eines Gewehrs in den verschiedensten Stufen ihres Entstehens zeigte, und von ihm einer Militärbildungsanstalt als Geschenk zugedacht war. Ferner war ausgestellt: ein sehr gut arbeitender Diagraph, eine Zeichnenmaschine, eine Art von verbessertem Storchschnabel, von dem man vor einiger Zeit, als einer neuen pariser Erfindung, gewaltiges Geschrei erhoben hatte. Er war um 75 Thaler zu haben; bei vielen Artikeln waren nämlich die Preise bemerkt, um welche sie nach beendigter Ausstellung den Liebhabern überlassen werden.

Unter den Kunstarbeiten zeichnete sich besonders das nicht große Modell eines holländischen Beurtschiffes aus, besonders wegen des mäßigen Preises von 150 Friedrichsd'or, für welche es feilgeboten war; ferner geschmackvolle Möbel, unter andern eine prächtige Etagère von Palliſander-Holz, und Muster von neu erfundenen, äußerst zierlichen und zugleich prachtvollen Fußböden von Holzmosaik. Ein Glaser und Anstreicher, Franz Theelen, hatte Glasmalereien ausgestellt, die noch Manches zu wünschen übrig ließen, nur nicht in Rücksicht der Preise. Eine Nachbildung der Burg Rheinstein in felloplastischer Arbeit war recht hübsch anzusehen, erreichte aber bei weitem nicht die felloplastischen Nachahmungen römischer Ruinen, die man in Darmstadt sieht, oder die Leistungen in diesem Fache des Hofcanditors May in Aschaffenburg. — Die ganze Ausstellung lieferte einen schönen, wenn auch keineswegs vollständigen Beweis von der großen, hier herrschenden industriellen Thätigkeit. Der mäßige Eintrittspreis wird zum Ankauf verschiedener ausgestellter Gegenstände verwendet, die alsdann unter die Mitglieder des Gewerbevereins verloost werden.

Donna Luisa.

Novelle.

Zweite Abtheilung.

IV.

Das prachtvolle Leichenbegängniß der Königin von Spanien beschäftigte die Hofleute länger, als die Krankheit, die sie in's Grab gestürzt hatte. Philipp II. that seinen Schmerz durch den Glanz der Leichenfeier seiner Gemahlin kund, und ordnete allgemeine Trauer für sie an, dann überließ er sich wieder einem einsamern Leben als je. Das Kloster der Benedictinerinnen ward so still, als hätten sich seine Thore nie dem glänzenden Gefolge des mächtigen Königs von Spanien geöffnet; die Nonnen, die in einem Seitenflügel des großen Gebäudes wohnten, den man das alte Kloster nannte, lebten der Welt nicht ferner, als die Damen des Hofes.

Der König gefiel sich in dieser abgeschlossenen Lebensweise eines Carthäusers; seine harte Seele widerstand allem Trostlosen beständiger Einsamkeit. Das Gefühl seiner Größe, vielleicht auch die Berechnungen einer feinen, gefühllosen Staatsklugheit, hatten ihn immer inmitten seines Hofes, selbst seiner Familie, allein stehen lassen. Seinen ergebensten Dienern zeigte er nie Zuneigung, nie hatte er für sie ein trauliches Wort; selbst sein geheimer Rath, der blutige Vollstrecker seiner Rachegedanken, der Herzog von Alba, nahte ihm nicht ohne Furcht. Ein einziges Mal hatte er es gewagt, des Königs Gemach unangemeldet zu betreten, und da empfing ihn der König kalt, mit den Worten: „Diese Keckheit hätte das Beil verdient."

Doch wußte er zur rechten Zeit ſein Vertrauen zu ſchenken; er erhob die, welche ihm nützlich waren, und belohnte in würdiger Weiſe Aufopferung, ſtaatskluges Talent, Muth auf dem Schlachtfelde, ja ſelbſt Auszeichnung in Künſten und Wiſſenſchaften; aber er hatte keine Günſtlinge, nie gründete er das Glück eines ſeiner Unterthanen aus Zuneigung oder Vorliebe; nie gab es eine unumſchränktere und ſo gefürchtete Macht, als die ſeinige; die Größten zitterten vor ſeinem Willen, aber Niemand liebte ihn, auch die nicht, die er mit Ehren und Schätzen überhäufte.

Während der erſten Tage nach dem Leichenbegängniß ſeiner Gemahlin ſah der König Donna Luiſa nicht wieder; er ſchien ganz vergeſſen zu haben, daß ſie an ſeinem Hofe weile. Doch hatte ſich nichts in ihrer Lebensweiſe geändert, man erwies ihr dieſelben Ehren; ſie war von einem Gefolge von Duenas umgeben, die ſie, unter dem Vorwande, ſie zu bedienen, Tag und Nacht bewachten. Sie verließ ihre Gemächer nur, um jeden Morgen die Meſſe mit der königlichen Familie zu hören. Das Betpult der Königin in der Kirche, jetzt mit ſchwarzem Tuche überzogen, auf dem die Wappen von Oeſtreich und Kaſtilien prangten, rief Donna Luiſa oft die letzten Worte der Verſtorbenen in's Gedächtniß zurück. Zuerſt hatten ſie ihr eine peinliche Ueberraſchung bereitet, dann hatte ſie ſie als einen finſtern Traum, als halb ſinnloſe Worte eines ſcheidenden, mit der Trennung vom Körper ringenden Geiſtes betrachtet. Eine noch lebhaftere Unruhe, als die über ihr eigenes Schickſal, nagte an ihrem Leben; Gefangene inmitten ſo vielen Glanzes, ſo vieler Größe, drang nicht die mindeſte Kunde von den Ereigniſſen der Welt bis zu ihr; ihre Tage vergingen in Furcht und Sorge unter der beſtändigen Aufſicht von zwanzig Frauen, die ſie bewachten und jeden ihrer Schritte ausſpähten, und ſie wußte nichts von dem Schickſale derer, die ihr am theuerſten auf der Welt waren, wußte nicht, ob ſie noch auf Erden weilten oder im Himmel, alles irdiſchen Leides ledig.

Eines Morgens wurde Donna Luiſa durch das feſtliche Geläute aller Glocken geweckt; ſie hörte lautes Getöſe vieler Stimmen, gemiſcht mit den Salven der Musketen, und von Minute zu Minute fiel ein Kanonenſchuß von den Wällen der Feſtung. Sie erhob ſich bleich und unruhig von ihrem Lager. „Was bedeutet das?“ rief ſie, „man kämpft in der Stadt, oder die Kanonen werden als Freudenzeichen gelöst; hört Ihr wohl, Donna Barbara?“

„Ich höre es, Senora.“

„Und wißt Ihr, weßhalb dieſer Lärm?“

„Wahrlich nein, Senora.“

„Nun, ich glaube doch, das wird nichts Verborgenes, kein Staatsgeheimniß seyn, ein ganzes Volk erschüttert die Mauern meiner Wohnung, meines Gefängnisses mit seinem Jubelgeschrei, man dürfte mir also wohl, ohne Gefahr, sagen, was diese allgemeine Freude bedeutet.“

Die Duena machte eine verneinende Bewegung, und kniete mit den Worten nieder: „Das Angelus wird geläutet: Ave Maria.“

Donna Luisa kleidete sich an; als ihr Anzug beendigt war, schritt sie, statt in das kleine Betzimmer zu gehen, das neben ihrem Gemache lag, und wie gewöhnlich ihr Morgengebet knieend zu verrichten, auf die Thüre zu.

„Senora, wohin wollt Ihr?“ riefen alle ihre Frauen und traten ihr in den Weg.

„Zum Könige,“ erwiederte sie, ihre Dienerinnen mit gebietender Bewegung zurückweisend, „Donna Barbara folgt mir.“

Es war noch sehr frühe am Morgen, Niemand begegnete ihr in den weiten Gängen; die tiefe Stille, die im Innern des Klosters herrschte, während draußen so lauter Jubel ertönte, setzte die Infantin in Erstaunen. Die Pagen des Königs und die diensthuenden Edelleute waren schon an der Thüre des Saales, durch welchen man in sein Cabinet gelangte; alle begrüßen Donna Luisa ehrfurchtsvoll; ohne Hinderniß trat sie allein in das Gemach Philipps II.

Niemand war im Cabinette; ihr Blick fiel auf ein viertes weibliches Bildniß, das neben den drei übrigen hing; es war das der verstorbenen Anna von Oestreich. Ein kalter Schauer durchzuckte sie, als sie diese traurige Bilderreihe betrachtete; es schien ihr, als seyen die Blicke dieser vier jugendlichen Königinnen auf sie gerichtet und wollten ihr zurufen: „Hüte dich, Königin von Spanien zu werden.“

„Donna Luisa,“ murmelte eine Stimme hinter ihr, und Jemand ließ den schweren Seidenvorhang niederfallen, der die Thüre schloß; es war der König, der geräuschlos eintrat. Beim Anblick der Fürstin regte sich in seinem Innern ein Gefühl freudiger Ueberraschung. „Ihr seyd es, Senora,“ sprach er, „wir danken Euch für diesen Besuch. Heute muß der Tag mir Glück bringen, weil ich ihn mit Euch beginne.“

Diese höflichen, galanten Worte klangen sehr seltsam in Philipp II. Munde. Donna Luisa erstaunte darüber, aber sie antwortete nur durch eine traurige Bewegung. Ihr Herz klopfte in bangen Schlägen; in diesem Augenblicke wäre des Königs Zorn ihr minder schrecklich gewesen, als diese Zeichen eines unerwarteten Wohlwollens; doch die ernsten

Gründe, die ſie vermocht hatten, eine Unterredung mit dem Könige zu ſuchen, ſiegten bald über alle andern Eindrücke.

„Sire," ſprach ſie, „die meiſten Tage Eurer Majeſtät ſind mit Glück und Ruhm gekrönt; wenn Gottes Hand Euch trifft, tröſtet ſie Euch bald wieder. Erbarmt Euch derer, die des Höchſten Zorn in Bekümmerniß verſetzt hat. Ach! um meines traurigen Schickſals willen komme ich zu Euch. Was bedeuten dieſe Freudenſchüſſe, dieſer Volksjubel, die mich aus dem Schlafe weckten? Sagt mir, Sire, welch neues Unglück muß ich beweinen?"

„Gott, der Euch Schmerzen ſendet, wird Euch tröſten; hoffet auf ihn und vertrauet auf mein Wohlwollen zu Euch, Donna Luiſa."

„Sire, Ihr antwortet mir nicht," rief ſie verzweiflungsvoll aus.

In dieſem Augenblicke ertönte Freudengeſchrei und das Schmettern der Trompeten lauter als zuvor an der Pforte des Kloſters; der Ruf, „es lebe Spanien und Portugal," wiederhallte in ſeinen Mauern. Philipp II. wandte ſich zum Fenſter: „Das Volk," ſprach er, „feiert einen der Siege, die über das Geſchick von Staaten entſcheiden..."

Donna Luiſa zitterte. „Das portugieſiſche Heer wird Liſſabon nicht übergeben," ſagte ſie ungeſtüm. Sire, Ihr ſeyd Herr einiger Städte, die der Verrath Euch öffnete, aber nicht Alle werden die Feigheit des Herzogs von Braganza nachahmen. Dieſer Krieg wird lange währen, und wer weiß, auf weſſen Seite der Sieg ſeyn wird?..."

„Auf der meinigen," antwortete Philipp II. kalt, „wir haben Liſſabon eingenommen, ich bin König von Portugal."

„Mein Vater iſt alſo todt," ſchrie Donna Luiſa auf.

„Er lebt noch."

„Dann, Sire, iſt er Euer Gefangener."

Der König antwortete nicht. Voll Stolz und Freude betrachtete er die ſchöne Jungfrau, deren Geſchick in ſeinen Händen lag, die ein Wort von ihm in eines Kloſters Zelle begraben, oder auf den erſten Thron der Welt erheben konnte.

„Sire," ſprach Donna Luiſa weiter, „ſendet mich zu meinem Vater, geruht zu befehlen, daß man uns in denſelben Kerker einſchließe. Ihr verſichertet mich eben Eures Wohlwollens, bewilligt mir dieſe Gnade, es iſt die einzige, die ich von Euch erbitte, die einzige, die ich von Eurer Majeſtät annehmen mag."

„Das iſt ein ſehr ſtolzes Wort, Donna Luiſa," antwortete der König mit leichtem Spott, aber ohne Mißfallen. Die Gnade, die Ihr von uns begehrt, liegt aber wahrlich außer dem Bereiche unſerer

Macht; Don Antonio iſt nicht unſer Gefangener, er ſuchte nicht den Tod unter den Mauern von Liſſabon, er iſt entflohen."

„Wer auch Eurer Majeſtät das berichtet hat, er log ſchändlich. Ihr konntet nicht an eine ſo ſchmachvolle Flucht glauben. Hier gilt es nicht der vermeintlichen Rechte, die Ihr anſprecht, noch der Stellung deſſen, den Ihr beſchimpft, es gilt der Ehre eines Kriegers, der portugieſiſchen Krieger, die nicht fliehen, und nie um Schonung bitten.

„Don Antonio iſt während der Schlacht verſchwunden und man hat ihn nicht unter den Todten gefunden."

„So wird alſo ſein Geſchick dem Don Sebaſtians ähnlich ſeyn," ſprach Donna Luiſa halblaut, und ihre zitternden Lippen vermochten die Frage nicht auszuſprechen, die ſie an den König richten wollte. Er aber verſtand ſie und ſagte, als habe er ihren Gedanken geantwortet, „der Betrüger, der es wagte, ſich für Don Sebaſtian auszugeben, iſt den Soldaten entwiſcht, die wir gegen ihn ausgeſandt hatten, um ſeiner Schelmerei ſchnelle und gerechte Juſtiz angedeihen zu laſſen; trotz aller Sorgfalt hat man nicht entdecken können, wer er ſey und wohin er ſich gewendet habe."

Donna Luiſa's Pulſe ſtockten einen Augenblick, ſie fühlte, wie zugleich ihre Furcht und ihre Hoffnung ſchwinde, ſie glaubte, ein Geiſt, ein Trugbild ihrer Sinne habe ſie getäuſcht, das Grab, das ſie ſich öffnen ſah, ſchloß ſich wieder. Was ſie noch ſonſt in dieſer Welt liebte, vermochte ſie nicht mehr zu tröſten, und doch erinnerte ſie ſich inmitten ihrer tiefen Trauer daran. Sie ſchien des Raumes vergeſſen zu haben, der ſie von denen, die ſo treu an ihr hingen, trennte, und rief in der Bitterkeit ihres Schmerzes und ihrer Einſamkeit den Namen Iſabella! aus, als wolle ſie die Freundin rufen, daß ſie ſie tröſte und mit ihr weine.

„Wer iſt Iſabelle?" fragte der König, „redet Ihr von der jungen Herzogin von Avero?"

„Ach, Sire, ich wäre nicht ſo ſehr zu beklagen, wenn ſie bei mir wäre, eine treue Gefährtin mein Leid theilte."

Der König antwortete nicht, er nahm eine Feder, ſchrieb eine Zeile und ſchellte einem Pagen, dem er das Papier einhändigte. Donna Luiſa folgte ſeinen Bewegungen mit ängſtlicher Spannung, ſie erwartete, er werde ihr ſagen, die Gnade, um die ſie eben gebeten hatte, ſey ihr zugeſtanden. Aber der König warf die Feder fort, ohne daß er an das zu denken ſchien, was er ſo eben gethan, und ſprach zur Fürſtin gewendet: „Eure Vermittlung, Senora, kann vielleicht nicht ohne Werth ſeyn, dem ſchon unterworfenen Lande ſeinen Frieden wieder zu geben

Don Antonio kann ſich vielleicht in eins der feſten Schlöſſer geworfen haben, die an der Küſte liegen; es wäre eine waghalſige Thorheit, wollte er ſich dort lange halten, und Euer Rath vermöchte ihn vielleicht davon abzubringen. Wohin er auch geflohen ſey, langer Widerſtand iſt unmöglich. Er möge ſeine Unterwerfung kund thun, ich werde ſie gnädig empfangen, wo nicht.."

„Und was wird Euer Zorn weiter drohen können, Sire?" unterbrach ihn Donna Luiſa. „Ihr habt ihm ſeine Tochter, ſein Land geraubt; Ihr beſtreitet ihm ſelbſt die Ehre legitimer, ehelicher Geburt; was könnt Ihr ihm noch laſſen, wenn Ihr ihn in Gnaden empfangt?"

„Das Leben."

Donna Luiſa beſaß jenen feſten und großartigen Muth, der mit der Gefahr wächſt; ſie wandte ſich zu dem Chriſtusbilde hin, und auf dieſes Zeichen ewigen Heiles weiſend, ſprach ſie in ruhigem Tone zum Könige: „Die Mächtigen dieſer Erde haben Gott ſtrengere Rechenſchaft von ihrem Thun abzulegen, als die übrigen Menſchen; Er, der allein groß und gewaltig, und vor dem auch Ihr, Sire, klein und elend ſeyd, wird ihre Thaten richten. Seine Gerechtigkeit kann nichts beugen, ſie wird Euch verdammen, wenn Ihr unſchuldiges Blut vergießt, wenn Ihr Euch mit dem Blute meines edeln Vaters befleckt. Sire, ein König übergibt die, welche er auf dem Schlachtfelde überwunden, nicht der Hand des Henkers."

„Er übergibt ihr die Verräther und Rebellen," entgegnete Philipp II. kalt, als ob die edeln Worte der Jungfrau weder Zorn noch Erbarmen in ihm wecken könnten. „Doch Eure Furcht geht zu weit, Donna Luiſa, noch haben wir keinen Preis auf Don Antonios Kopf geſetzt, und wir werden uns ſtets erinnern, daß er Euer Vater iſt; dieſer Name wird ihm immer ein mächtiger Schutz wider unſern Zorn ſeyn. Beruhigt Euch alſo, Senora, und traut auf Gottes allmächtige Güte, vielleicht ward ihr nie dem glänzendſten Looſe ſo nahe als heute, glaubt, daß ich für Euch das aufrichtigſte Wohlwollen hege."

Der Sinn dieſer Worte war ſo klar, daß Donna Luiſa ſie unmöglich mißverſtehen konnte; doch wußte ſie ihren Schreck und ihre Ueberraſchung zu verbergen; ihr Antlitz behielt denſelben Ausdruck duldenden Schmerzes, nur leichte Bläſſe überflog ihre von der Anſtrengung des Redens gerötheten Wangen, ſie ſchlug die Augen nieder und verbeugte ſich wie zum Danke für des Königs gnädige Verſprechungen.

Es herrſchte lange Stille im Gemach. Philipp II. ſchien ganz ſeinen Gedanken hingegeben, ſeine Züge trugen, wie gewöhnlich, den Ausdruck kalter Ruhe, doch glänzte in ſeinen Augen geheime Freude,

Stolz auf ſeine neuen Siege; er gedachte der großen Plane, die er ſchon ausgeführt hatte, und brütete über die Zukunft unermeßlicher Größe, die noch vor ihm lag. Der alte Monarch, der eben ein Königreich erobert hatte, und in deſſen Herzen ſich wieder neue Liebe regte, war noch voll Willenskraft und voll brennender Leidenſchaften, wie dreißig Jahre zuvor, als er in der Blüthe der Jugend hingegangen war, mit Maria von England den Thron zu theilen, wie zur Zeit, als er des Königs von Frankreich älteſte Tochter, die zarte Eliſabeth, heimführte. Aber dieſe wilden Leidenſchaften loderten niemals auf, ſie flammten wie das verborgene Feuer des Vulcans, das die Erde erſchüttert und Abgründe erſtehen läßt, aber nie durch einen Ausbruch Kunde von ſeinem Daſeyn gibt. Nie ſo ſehr als an jenem Tage hatte Philipp II. ſtolzere Freude über ſeine unumſchränkte Macht empfunden; wohin er auch auf Erden blickte, nirgends fand er ſeines Gleichen, und vielleicht flüſterte ihm in dieſen Augenblicken der Geiſt Karls V. den Rieſengedanken einer Univerſalmonarchie zu.

„Gottes Segen war mit uns," ſprach er, ſeinen Gedanken Worte leihend, „er hat uns groß gemacht unter allen Königen dieſer Erde; er hat uns Unfälle und Kümmerniß erſpart, denen menſchliche Schickſale ſonſt unterworfen ſind; gewiß, ſeine Gnade wird uns hienieden noch Zeit gewähren, zu vollenden, was wir ſo glücklich begonnen haben."

Donna Luiſa ſeufzte tief auf. Dieſe Verläugnung aller dem Herzen des Menſchen ſo natürlichen Gefühle, der Anblick dieſer kalten, einſamen Größe ſetzten ſie in ſchmerzliches Staunen. Dieſer Monarch, der dem Ewigen hochmüthig für ſo viel Glück dankte, hatte den unerbittlichen Tod zu ſo vielen Malen unter denen wüthen ſehen, die ſeinem Herzen am theuerſten hätten ſeyn ſollen, und erſt vor wenig Tagen hatte er ſeine vierte Gattin begraben.

„Doch kann ich mich einer ſchweren Sorge nicht erwehren," fuhr der König in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „die Erbfolge iſt nicht gehörig geſichert, der Prinz von Aſturien iſt ſchwach und kränklich. Gott möge ihn uns erhalten! Aber wenn wir ihn verlieren ſollten? Ich weiß, meine älteſte Tochter, die Infantin Donna Clara iſt der Stellung würdig, zu der ſie alsdann berufen ſeyn würde; ſie iſt fromm, klug, feſten Willens; ich habe trotz ihres zarten Alters viel Vertrauen zu ihr, und ich glaube, ſie würde den Scepter unſerer glorreichen Ahnfrau Iſabella, der Katholiſchen, würdig tragen, aber wer würde die Herrſchaft ihrer weiten Staaten mit ihr theilen. Wen würde ſie zum Könige von Spanien, Portugal, den Niederlanden, von Neapel, Sicilien und Indien machen? Ich habe in allen Herrſcherhäuſern der Chriſtenheit

umhergeforſcht, ob ich einen Fürſten fände, dem ich mit der Hand der Infantin die Hoffnung geben möchte, mein Nachfolger zu werden. Ich bedarf andrer Erben, das Wohl des Staates erheiſcht, daß ich mich wieder vermähle." —

Donna Luiſa antwortete auf dieſe unerwartete Aufforderung nur durch ein Zeichen der Zuſtimmung.

„Die Fürſtinnen des Hauſes von Frankreich ſind alle vermählt," fuhr der König fort; „übrigens habe ich auch mit der Frau Königin Mutter des Streites und Haders mehr als genug gehabt. Im Hauſe Lothringen gibt es eine Tochter, aber ſie iſt ſehr jung, und die Lothringer könnten für mich eine Quelle der Verlegenheit werden, ſie beſitzen einen unermeßlichen Ehrgeiz. Die Königin von Frankreich, Karls IX. Wittwe, iſt eine große und gottesfürchtige Dame, aber wir ſind zu nahe verwandt. Keine dieſer Verbindungen würde mir zuſagen. Ich habe eine andere gefunden und meine Wahl ſteht feſt. Sie wird die ganze Welt in Staunen ſetzen. Auch Ihr ſollt ſie erfahren, Donna Luiſa, wenn die Trauer um die verewigte Königin zu Ende ſeyn wird. Bald werde ich Euch wiederſehen. Geht, Senora, und möge Gott mit Euch ſeyn."

Sie beugte ſich auf die Hand nieder, die er ihr bot, und die ſie der Etiquette zufolge hätte küſſen müſſen, aber ihre ganze Seele empörte ſich gegen eine ſolche Huldigung, und ſie berührte nur mit ihrer Stirn ſeine langen, magern Finger. Dann entfernte ſie ſich in höchſter Unruhe, von Schreck und Staunen bewegt über das, was ſie geſehen hatte. Der Ehrgeiz, den Rang wieder zu gewinnen, den ſie verloren hatte, die Hoffnung, die Ihrigen wieder zu erheben, machten keinen Eindruck auf ſie, ſie hatte das Loos Annas von Oeſtreich zu genau kennen gelernt, als daß ſie die Erbſchaft ihrer traurigen Größe hätte annehmen mögen. Im Augenblicke, als Donna Luiſa die Schwelle ihres Gemachs betrat, warf ſich Jemand zu ihren Füßen nieder. Es war die junge Herzogin von Avero. Die Infantin ſtieß einen lauten Schrei aus: „Du biſt es, Du biſt es, ich hatte ſo oft zu Gott gefleht, er möge dich mir wieder ſenden; eben habe ich den König darum gebeten, aber ich wagte nicht, es zu hoffen! Iſabella, Du biſt es wirklich!"

Sie umarmte ſie weinend, aber plötzlich ſich beſinnend, warf ſie einen flüchtigen Blick auf den Kreis der Damen, der ſie umgab, und zügelte ihre Freude.

„Wo warſt Du, woher kamſt Du," fragte ſie ruhiger.

„Ach Hoheit, ſeit einem Monate bin ich hier, ſeit einem Monate ſehe ich Euch jeden Morgen in der Kirche durch das Eiſengitter des Chors, wo ich mit den Nonnen jeden Morgen die Meſſe höre."

„Und der König wußte, daß Du hier seyst?"

„Auf seinen Befehl hat mich Hauptmann Rodriguez hierhergebracht, also weiß Eure Hoheit nicht was mir bisher begegnet ist? Ach, welch' schreckliches Gefängniß! die, welche darin hausen, sind wie die armen, abgeschiedenen Seelen in der andern Welt."

Donna Luisa stützte sich auf Isabella und trat in das Betzimmer, das an ihr Gemach stieß, von dem es durch einen reichen seidenen Vorhang getrennt war. Sie setzte sich, die Herzogin von Avero ließ sich zu ihren Füßen nieder, und die Fürstin, der die Kraft zu reden mangelte, sah sie stumm und mit trüben Blicken an. Isabella aber erhob die Hände zum Himmel und sagte mit dem Ausdrucke der lebhaftesten, freudigsten Hoffnung: „Don Sebastian lebt, Gott, der ihn uns wiederschenkte, wird ihn von seinen Feinden retten!

Donna Luisa legte erbleichend die Hand auf den Mund ihrer Freundin, und sah erschreckt nach dem seidenen Vorhange, dessen Falten sich unter einer vorsichtig ausgestreckten Hand zu bewegen schienen, und sagte sehr leise: „Schweig, schweig, man hört uns." Aber in tiefstem Herzen betete sie freudig: „Er ist's, er lebt. Dein Name, o Gott sey ewig gepriesen. Du rufest und die Todten stehen wieder auf! Du gibst Dich den Völkern durch ein großes Wunder zu erkennen, um sie in ihrem Elend zu trösten und den Stolz der Großen dieser Erde zu demüthigen. Ruhm Dir, mein Gott, Du Helfer der Schwachen und Unterdrückten!"

„Es ist hier wie bei den Benedictinerinnen, man ist nur allein, um zu beten und zu schlafen."

„Ach ja!" antwortete Donna Luisa sehr leise, aber diesen Abend, diesen Abend werden wir hinab in den Garten gehen, auch dort werden wir freilich unter den Augen dieser Frauen seyn, aber sie können unser Gespräch nicht hören." Unruhig blickte sie wieder nach dem Vorhange und sprach laut: „Isabella, erzähle mir doch, wie Du wieder in die Hände des Hauptmanns Rodriguez gefallen bist, und was sich bei der Belagerung des Atalaya zutrug."

„Ach Hoheit, das würde eine schöne Erzählung geben, recht wie für ein Buch voll Rittergeschichten. Es geschahen da schöne Waffenthaten, einige tapfere Ritter vertheidigten sich gegen fünfhundert Mann in einem offenen Platze; die meisten sind auf der Bresche geblieben..."

„Und die andern?"

„Die andern wurden von Rodriguez gefangen genommen, der nach seiner Gewohnheit ein Lösegeld von ihnen genommen haben wird. Gewiß sind sie frei."

„Welche schreckliche Ungewißheit," murmelte Donna Luisa. „Erzähle weiter, Isabella, sage mir, wie sich Alles mit Dir begab."

„Eure Hoheit erinnern sich des fürchterlichen Engpasses bei dem Atalaya und wie ich allein auf der Straße blieb, während Don Sancho d'Avila Euch fortschleppte; vergeblich strengte ich mich an, Euch zu folgen. Sobald die Truppe des Hauptmann Rodriguez aus dem Gesichtskreise verschwunden war, kamen mehre Ritter aus dem Thurme hervor, sie fanden mich vor Schreck in tiefe Ohnmacht versunken und führten mich nach dem Atalaya, wohin sie eben einen Mann gebracht hatten, der in unserer Vertheidigung verwundet worden war."

„Den armen Ziegenhirten?"

Isabella schüttelte den Kopf und sprach mit ernstem Lächeln: „Dieser arme Hirt nennt sich Don Juan de Matha, er ist der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Lissabon. Zur Zeit des ruhmreichen Königs Don Sebastian ging er mit nach Afrika, um sich den Adelsbrief zu gewinnen. Eure Hoheit weiß, daß jeder portugiesische Unterthan von ehrenwerther Familie ihn bei Anfang des Krieges erhielt, wenn er mit einer Anzahl auf seine Kosten bewaffneter Soldaten mit wider die Ungläubigen zog, und daß man diese neuen Edelleute die Afrikaner nennt. Don Juan de Matha befehligte eine Schaar von fünfzig Mann am Tage von Alcazar-Quivir, und blieb unter den Todten auf der Wahlstatt."

Die große Glocke des Klosters unterbrach Isabella plötzlich, und Donna Barbara rief mit näselnder Stimme hinter dem Vorhange hervor: „Senora, das ist der letzte Glockenschlag, der zur Messe ruft; wir erwarten Euch."

V.

Das große Kloster der Benedictinerinnen bestand aus vier Säulengängen, die den Klostergarten einschlossen. Es war reich mit architectonischem Schmuck verziert, der einer Epoche, noch älter als die gothische, angehörte; überall sah man Statuen aus der alten Heidenzeit, und breite Steinplatten mit halbverwitterten Inschriften bedeckten den Hof; es waren, so erzählt man, die Gräber von hundert Nonnen, welche einst von den Ungläubigen ermordet worden waren; zwischen den Steinen wuchsen weiße Rosen und Lilien. In der Mitte des Hofes stand ein Brunnen, von hohen Lorbeerbäumen beschattet. Donna Luisa liebte es, gegen Abend in dem Garten umherzuwandeln, und blieb dort oft sehr lange, zum großen Verdruß ihrer Damen, die nach Sonnenuntergang

nur mit Furcht und Zittern darin weilten. Es fiel daher auch nicht auf, als sie, sobald die Hitze etwas nachgelassen hatte, Isabella dorthin führte, und Donna Barbara ermüdete einige Minuten in ihrer Sorgfalt und blieb mit den andern Duenen am Eingange des Klosters.

Donna Luisa setzte sich an den Rand des Brunnens und zog Isabella zu sich nieder. „Endlich," sprach sie, „können wir frei reden, niemand hört uns, es ist also wahr? Er war es, und nicht ein Scheinbild? Du sahst ihn, Du hast mit ihm geredet?"

„Ja, Hoheit, Don Sebastian lebt. Seine Errettung ist wunderbar. Nach der Schlacht bei Alcazar-Quivir, als die Ungläubigen die Todten ausplünderten, fanden sie den König ohne Helm, ohne Schild, mit einer tiefen Wunde im Gesicht, noch athmend. Niemand erkannte ihn wieder. Ein Marabut, daß heißt ein Priester, eine Art von Heiligen unter den Ungläubigen, suchte Christensclaven zu sammeln, um sie zu seinem heidnischen Götzendienste zu verführen. Er bemächtigte sich des armen, fast leblosen Körpers Don Sebastians, und es gelang ihm, sey es durch Zauberei oder andere Mittel, ihm etwas Kraft wieder zu geben; aber auch der Geist unseres königlichen Herrn hatte gelitten, er hatte keine Erinnerungen mehr an Alles, was in der jüngsten Zeit geschehen war und wußte nichts von seinem Schicksale. Don Juan de Matha, der gleich ihm verwundet und von dem Marabut gefangen genommen war, pflegte und wartete ihn getreulich, wie es die Pflicht eines ehrenhaften Unterthans erheischt. Der Heidenpriester führte sie weit in's Land hinein, über hohe Gebirge hin, wo wilde Stämme wohnen. Diese Ungläubigen hatten nie einen Christen gesehen, und mißhandelten die Gefangenen, wie die Soldaten des Caiphas Jesus Christus mißhandelten; aber der König achtete nicht dieser Schmach, so sehr war er erkrankt an Leib und Seele, und Don Juan glaubte jeden Augenblick, Gott werde ihn nach so langem Märtyrerthum zu sich rufen. So vergingen fast zwei Jahre, während man in der ganzen Christenheit glaubte, Don Sebastian sey todt. Endlich gewann er seinen Verstand wieder und genaß von seinen Wunden. Verzweiflung ergriff ihn, wenn er bedachte, was aus ihm geworden sey. Es wäre um sein Leben geschehen gewesen, wenn die Heiden entdeckt hätten, er sey der König von Portugal, und er hatte keine Hoffnung, seine Freiheit je durch ein Lösegeld zu erkaufen; er beschloß also mit Don Juan von Matha zu fliehen. Nach tausend Gefahren gelang es beiden, die Küste zu erreichen, und eine Barke trug sie in's Vaterland zurück; der König hielt sich für gerettet, aber er fand in seinem eigenen Lande einen mächtigeren, grausamern Feind, als die

Ungläubigen, denen er entgangen war. Philipp II., von seiner wunderbaren Rückkehr in Kenntniß gesetzt, ließ in allen Dörfern und Städten eine Aufforderung bekannt machen, und an die Thüren der Kirchen und Klöster schlagen, die also lautet: „Wir versprechen bei unserem königlichen Worte, zwanzigtausend Goldthaler demjenigen zur Belohnung, der uns todt oder lebendig den Betrüger, der in unserem Königreiche Portugal umherstreift, unter dem Namen unseres vielgeliebten Vetters, des Königs Don Sebastian, der am Tage der Schlacht von Alcazar-Quivir gestorben ist (Gott schenke ihm ewige Seligkeit), ausliefern wird; sollte derjenige, welcher besagten Menschen ausliefert, irgend ein Verbrechen begangen haben, sey es, welches es wolle, so soll er vollständig begnadigt und ist er nicht von adeliger Geburt, so soll er in den Adelstand erhoben werden."

„Es gibt kein Beispiel von solcher Grausamkeit und todteswürdiger Heuchelei in der Geschichte der Könige!" rief Donna Luisa aus. „Den morden, für den man betet. Strenge Gerechtigkeit heucheln und ein Verbrechen begehen! Der König von Spanien glaubt wohl nicht an Gott?"

„Don Sebastian, für vogelfrei erklärt und in seinen eigenen Staaten gezwungen, sich zu verbergen, kam in die Umgegend von Beja. Eure Hoheit war gefangen, er wagte den Versuch, Euch zu befreien. Don Juan de Matha drängte sich kühn an Don Sancho d'Avila, um ihn an den Atalaya hinzuführen."

„Dorthin also hatte sich unser königlicher Herr geflüchtet?" unterbrach sie die Infantin, die kaum während der Erzählung athmete.

„Ja, Hoheit; es gibt in dieser alten Veste einige Gemächer, wo man gegen den Regen geschützt, schlafen kann, weit rings umher ist die Gegend wüst und menschenleer. Nein, niemals wird das Andenken der Tage, die ich dort verlebte, aus meinem Gedächtnisse schwinden. Ich schlief in einem großen Gemache, das nur ein zerbrochenes Fenster hatte. Schwalben nisteten in der Wölbung der Decke und umkreisten mein Lager, sobald der Tag dämmerte; zuerst hatte ich Furcht, so allein in diesen nackten, altergrauen Mauern, doch bald gewöhnte ich mich an die Entbehrungen eines solchen Lebens. Welche Entblößung, welche Armuth herrschte bei diesem Könige, den ich kurz zuvor noch so mächtig gesehen hatte! Die Aemter seiner Kämmerer, Stallmeister, Majordomen verrichtete alle Don Juan de Matha allein; ein armer Mönch diente ihm als Caplan, er las die Messe in einem niedrigen Saale, fast einem Keller ähnlich; denn in diesem festen Schlosse gab es keine Capelle, da die Mauren es erbaut hatten. Man möchte sagen, erst

geſtern ſeyen die Ungläubigen dort ausgezogen, denn überall ſind noch Spuren ihres Aufenthaltes. Die Cypreſſen, welche den innern Hof beſchatten, ſind von ihrer Hand gepflanzt, und an tauſend Stellen ſind die Mauern mit Verſen aus dem Koran beſchrieben. Einige portugieſiſche Edelleute hatten ſich um Don Sebaſtian geſammelt; aber dieſes ergebene Häuflein konnte nur in ſeinem Dienſte ſterben, es war zu ſchwach, um ſich den Weg durch das Reich zu bahnen und mit unſerem Heere vor Liſſabon zu vereinigen. Doch ging des Königs kühne Abſicht dahin; aber ſein Unglücksſtern führte ihm andere Gefahren zu. Eines Morgens weckte mich Kriegsgeſchrei und Gewehrfeuer; es klopfte Jemand an die Thüre meines Gemaches und Don Juan von Matha trat ein; er hielt in der linken Hand ſein gezogenes Schwert, denn ſein rechter Arm war durch die Wunde, die er von Don Sancho d'Avila erhalten hatte, gelähmt. „„Kommt Senora,““ rief er aus, „„die Spanier ſtürmen den Atalaya, binnen Kurzem ſind wir todt oder gefangen, denn unmöglich können wir der großen Uebermacht noch lange widerſtehen. Ich will Euch an einen ſichern Ort bringen.““

„Hat man entdeckt, daß der König hier iſt?“ unterbrach ich ihn.

„„Nein,““ antwortete Don Juan, „„ſonſt hätte man uns ſchon zur Uebergabe aufgefordert und allen Andern Verzeihung und reichen Lohn geboten.““

„Er zog mich mit ſich durch lange Gänge fort, eine ſteile Treppe hinab, die in einen Abgrund zu führen ſchien; endlich fühle ich ebenen Boden unter meinen Füßen. „„Bleibt hier, Senora,““ ſagte mir Don Juan, „„hier ſind wir in Sicherheit. Wenn Alles dort oben zu Ende ſeyn wird, komme ich hierher zurück, wenn ich noch lebe, wenn ich gefallen bin...““ „Nein, nein,“ unterbrach ich ihn, „mich ſchreckt weniger der Lärm des Gefechtes, als die düſtere Stille hier; ich will wieder mit Euch zurückkehren, hoffen wir auf Gottes Barmherzigkeit, wenn es ſein Wille iſt, daß wir heute ſterben ſollen. Er ſuchte mich noch zu überreden, ich möge in dieſem Verſtecke bleiben, das eine Art von Brunnen war, aber ich empfand zugleich einen Schreck und einen Muth, den Niemand begreifen kann, der ſich nicht in gleicher Lage befunden hat. Wir ſtiegen wieder in das Schloß hinauf und Don Juan verließ mich...“

Iſabella ſchwieg, Thränen übermannten ſie bei der Erinnerung.

„Erzähle weiter,“ ſprach Donna Luiſa mit einem ſanften Lächeln, und drückte ihr die Hand. „Don Juan de Matha iſt ein treuer und tapferer Ritter, eine edle Dame vergibt ſich nichts, wenn ſie ihr Wappen mit dem dieſes Edelmanns von geſtern verbindet, der ſeine Pflicht

beſſer zu erfüllen wußte, als mancher der altadeligen Herren, deren Stammbaum bis zu den Zeiten des Königs Don Pelayo hinaufreicht."

„Ich blieb allein," fuhr Iſabella fort, „ich verſuchte zu beten, aber ich vermochte es nicht. Ich konnte nichts, als ängſtlich auf die Schüſſe, auf das verworrene Geſchrei der Kämpfenden horchen. Endlich hörte das Feuer auf, aber das Geſchrei ward ſtärker und kam immer näher. Da raffte ich mich auf und ging den Feinden entgegen, denn ich dachte mir, ſie ſeyen in die Veſte eingedrungen. Im Innern des Schloſſes ſah ich niemand; ich eilte auf die Wälle, die Spanier waren durch eine Breſche eingedrungen, Staub- und Pulverwolken hüllten Alles ein, ich hörte nur Seufzer, verworrene Stimmen und einen dumpfen, ſchrecklichen Lärm; man ſchlug ſich im erſten Außenwerke, Mann gegen Mann. Ich wagte noch einige Schritte weiter; da hörte ich ein ſonderbares Geräuſch, als ziſchten unſichtbare Dämonen in der Luft umher; es waren Kugeln, die über mich hinwegflogen. Plötzlich wiederhallte ein dumpfer Knall in dem Gewölbe der ganzen Veſte, ich ſank zu Boden ..."

„Ach Himmel, Du warſt verwundet?"

„Nein Hoheit, aber ich hatte Don Juan mit Blut bedeckt, unfern von mir am Boden liegen ſehen. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich im großen Hofe, an eine Mauer gelehnt. Nahe bei mir lag der König und Don Juan de Matha, beide ganz mit Blut bedeckt. Spanier umgaben uns, der Hauptmann Rodriguez war bleich wie ein Todter, zwei Soldaten mußten ihn halten, während er die Gefangenen muſterte, denn er hatte eine tiefe Wunde an der Hand. Er gebärdete ſich wie ein Raſender, fluchte und läſterte mit lauter Stimme. Sein Alfarez folgte ihm, um ſeine Befehle zu empfangen. Er wandte ſich an mich, um zu erfahren, wie ſtark die Beſatzung geweſen ſey, und wollte mir kaum glauben, daß nur zehn oder zwölf Männer ſich ſo lange gegen die Uebermacht gehalten hätten. Senor Rodriguez, ſagte ich ihm darauf, hier bin ich ein zweites Mal Eure Gefangene, ich rechne darauf, Ihr werdet keinen Anſtand nehmen, mich gegen billiges Löſegeld frei zu laſſen. Er zuckte die Achſeln und antwortete: „„Wenn es der König erlaubt, erſt muß ich Euch nach Badajoz führen."" Dieſe beiden Ritter, ſagte ich weiter, auf den König und Don Juan de Matha zeigend, können Euch für ihre Freilaſſung ein gutes Löſegeld zahlen. Er maß ſie lange mit den Augen und murmelte: „„Was ſind das für Leute? ſind wir auf Ihren Gütern? wie heißen ſie?""

„Es ſind gute Edelleute, erwiderte ich, von ſeinen Fragen erſchreckt, ſie haben mir geholfen, als ich in der Einöde mir ſelbſt über-

lassen war. Behandelt sie gut, Don Rodriguez, ich bitte Euch darum. Darauf versprach er mir, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn sie nur ein Lösegeld von einigen hundert Pistolen aufbringen könnten, und ich sah wohl an der geringen Wichtigkeit, die er ihnen beilegte, daß kein Verdacht in ihm aufgestiegen war. Er entfernte sich und ich nahte mich dem Könige; man hatte ihn seiner Rüstung beraubt, nur ein zerrissenes, blutiges Gewand bedeckte ihn, doch zitterte ich noch immer, die Feinde möchten ihn an seinen majestätischen Zügen erkennen. „„Senora,"" flüsterte mir Don Juan de Matha rasch zu, „„verzagt nicht, und seyd unseretwegen guten Muthes. Bald werden wir frei seyn, und Don Rodriguez wird kein Bedenken tragen, uns, wenn wir ihm unser Lösegeld bezahlt haben, einen Freipaß zu geben, um ungehindert durch die spanischen Posten reisen zu können."" Der König war am Arme verwundet. „„Eine Kugel hat mich getroffen,"" sprach er. „„Es ist das erste Mal, daß ich mich mit den Spaniern schlage, und bei der heiligen Messe, ich hoffe, es soll nicht das letzte Mal seyn. Geht zu Donna Luisa und erzählt, was Ihr gesehen habt. Sie möge für uns beten.""

„Man führte sie von mir fort, und bald setzten sich die Soldaten des Hauptmanns Rodriguez in Bewegung, nachdem sie den Atalaya angezündet hatten; ich konnte mich nicht der Thränen enthalten, als ich die Flammen an den Mauern lecken sah, ich liebte den Ort, wo ich so viel Angst und Gefahr hatte ertragen müssen. Auf dem Wege konnte ich mich nicht dem Könige und Don Juan nähern, und als wir hier ankamen, hatte sich die Wunde des Hauptmanns Rodriguez verschlimmert. Man brachte mich zu den Benedictinerinnen, die guten Schwestern wußten nichts von Allem, was jenseits der Gitter ihres Sprachzimmers vorgeht, oder vielleicht stellten sie sich vor mir nur, als wüßten sie es nicht. Ich hätte mich hundert Meilen vom spanischen Hofe entfernt wähnen können, hätte ich nicht alle Morgen die Messe gerade der königlichen Loge gegenüber gehört und Eure Hoheit neben den spanischen Infantinnen gesehen.

Donna Luisa hatte Isabella's Erzählung mit Freude und staunender Angst gehört, aber bald erweckte die Ungewißheit, worin die Freundin sie ließ, schmerzliche, brennende Ungeduld in ihr: „Herr, mein Gott!" rief sie inbrünstig aus, möge mich Deine Hand nicht länger über diesem fürchterlichen Abgrund schwanken lassen! Erbarme Dich meiner Pein und gib mir endlich Leben oder Tod!"

Ihr thränenfeuchter Blick maß mit Schrecken die furchtbaren Mauern, die sie von der Welt trennten; sie versenkte sich in diese traurigen und kummervollen Gedanken und fand keinen Ausweg, wußte nicht,

wozu sie sich entschließen sollte, um ihrer peinlichen Lage zu entgehen.

„Der König!“ schrie plötzlich Isabella zitternd, „Hoheit, ist das nicht der König, der dort herkömmt. Ach ich erkenne ihn, ohne ihn jemals gesehen zu haben.“

Philipp II., nur von dem Grafen von Mora, seinem Camarera-major, gefolgt, war in den Klosterhof getreten; sein Begleiter blieb am Eingange bei Donna Barbara und den andern Duenas zurück, die, wie die Etiquette erheischte, in einer Reihe, gleich Soldaten standen, als der König eintrat. Der König ging langsam in den Alleen zwischen den Gräbern, auf Donna Luisa zu, alle Augenblicke bekreuzte er sich und stand still, um die verwitterten Inschriften zu lesen. — „Der König ist bis jetzt nie in den Hof gekommen,“ sprach Donna Luisa. „Man sagt am Hofe, seine Frömmigkeit würde sich Vorwürfe darüber machen, wenn er über die Reliquien der heiligen Märtyrerinnen schritte, die in diesen Gräbern ruhen; ich glaube, er scheut mehr den Anblick der Dinge, die so laut von Tod und Sterblichkeit reden. Jesus Maria! er kömmt zu uns.“

Sie hatten sich erhoben. Der König, der sie anfangs nicht bemerkt zu haben schien, näherte sich und legte grüßend die Hand an seinen Hut. Die beiden Jungfrauen verbeugten sich verlegen; er deutete ihnen mit einer Bewegung an, sie möchten sich wieder setzen, und fragte, auf Isabella zeigend: „Donna Luisa, wer ist diese Dame?“

„Sire, es ist die Herzogin von Avero, ich wollte eben Eurer Majestät danken, daß ihr die Gnade hattet, sie mir wiederzugeben.“

„Sie ist noch sehr jung, zu jung, um allein eine so hohe Würde zu besitzen und Herrin so schöner Besitzungen zu seyn,“ bemerkte er, sie starr ansehend; „wir werden sie in Spanien verheirathen.“

Isabella erblaßte und wandte sich mit verneinender Geberde ab; der König schien es nicht zu bemerken.

„Das hier ist ein trauriger Spaziergang,“ fuhr er fort; „Donna Luisa, Ihr kommt alle Tage hierher?“

„Ja, Sire; ich liebe diese schattigen Bäume, ich sehe gern den blauen Himmel über meinem Haupte und die Vögel um mich flattern, sie schließt niemand ein.“

„Auch Ihr habt Euch noch nicht an diese Zurückgezogenheit gewöhnen können,“ sagte der König mit leisem Spotte; „dieser Aufenthalt scheint Euch trauriger, als das Kloster der Benedictinerinnen zu Beja, ich glaubte das nicht. Was vermißt Ihr denn hier?“

„Sire," antwortete ſie traurig, „Ihr wißt es, denn ich habe Euch angefleht, ich habe vor Euch geweint."

„Nun, habe ich nicht Eurer Bitte ein günſtiges Ohr geliehen? Ward Euch nicht die Gnade gewährt, um die Ihr gebeten hattet?"

Donna Luiſa drückte Iſabellens Hand an ihr Herz: „Sire, ich empfand lebhaft dieſen Beweis Eurer Güte."

„Ich dachte mir," fuhr der König fort, „Ihr wäret ein zurückgezogenes, ſtilles Leben gewöhnt, habt Ihr doch Eure erſte Jugend im Kloſter Santa-Clara verlebt, und ſolltet dort den Schleier nehmen?"

„Es iſt wahr," antwortete ſie, tief ergriffen von dieſer Erinnerung, „die Hand Gottes führte mich aus dieſer ſtillen Stätte in eine Welt voll widriger Schickſale; oft habe ich die Tage meiner erſten Jugend beklagt, ach ich war damals ſo glücklich! Aber das Kloſter von Santa-Clara glich dieſem nicht. Wie ſchön war es Abends unter den duftenden Orangenbäumen des Kloſterhofes, wie glänzend ſpiegelte ſich die untergehende Sonne in den Wogen des Mondego. Wie oft betrachtete ich am Fenſter meiner ſtillen Zelle den ſchönen Himmel, das duftige Gehölz, den breiten Strom!"

„Und jetzt läßt Euch jugendliche Laune den Anblick der Fluren erſehnen; Ihr möchtet das Land wiederſehen, wo Ihr geboren ſeyd? Dieſem Wunſche könnte entſprochen werden."

„Eure Majeſtät könnte erlauben?... Ich dürfte die Schwelle dieſer Thür überſchreiten... dürfte fort von hier?"

Der König ſchüttelte den Kopf und zeigte mit dem Finger nach einem hohen Thurme außer den Mauern des Kloſters. Dieſes Bauwerk, ganz in ſarazeniſcher Weiſe, diente den Benedictinerinnen als Glockenthurm. Eine leichte Baluſtrade hatte die mauriſchen Zinnen erſetzt und ein großes eiſernes Kreuz ſtand triumphirend auf dieſem Denkmale des Islamismus.

„Kommt Senora," lächelte Philipp II., „ohne das Kloſter zu verlaſſen, kann ich Euch zwei Reiche zeigen."

Ein Zeichen des Königs benachrichtigte den Camarera-major, der voranging und die Thüren öffnen ließ. Oft ſtieg der König auf dieſe Art von Belvedere, deren Treppe der Leiter Jakobs ähnlich, faſt bis an den Himmel zu ragen ſchien. Luiſa ſtieß einen Schrei aus, als ſie auf dem Altan ankam. Die friſche Luft, die Ströme von Licht, die unermeßliche Landſchaft vor ihren Augen verwirrte und blendete ſie. Sie ſtützte ſich auf Iſabella und athmete tief auf, als belebe ſie dieſe neue, reinere Luft.

Von dieſem hohen Punkte aus durchlief das Auge einen unermeß-

lichen Horizont, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, aber vergebens mühte es sich ab, in diesen scharfen Gegensätzen von Licht und Schatten etwas genauer auffassen zu wollen, nur die Guadiana lag deutlich, wie ein entrolltes Silberband, auf dem wechselnden Grunde, der mit leichtem Nebel überschattet war. Am Fuße des Thurmes lagen wie ein Labyrinth die engen, winkeligen Straßen von Badajoz, überragt von den starken Mauern der Festung, welche die Stadt beherrschte.

„Nun, Donna Luisa," sprach der König, sich auf die Brustwehr stützend, „ist das nicht ein herrliches Gemälde? Ihr könnt mit dem Blick die Gränze überschreiten und hin nach Eurem Portugal. Doch nein, all dieses Land ist Spanien. Die Gränze, welche die beiden Staaten schied, ist nicht mehr, sie bilden ein einziges Reich, demselben Scepter unterworfen. Jetzt seyd Ihr Spanierin, Donna Luisa."

Sie antwortete nicht; es lag eine hochmüthige, triumphirende Freude in Philipps Worten, die sie durchschauerte, sie fürchtete seinen Schutz, die wohlwollenden Rücksichten, die er für sie hatte. Doch hatte sie noch nicht die Gefühle des alten Monarchen durchschaut, und die glühende, ungemäßigte Leidenschaft, die sie ihm eingeflößt hatte. Dieses strenge Gesicht, mehr durch die Sorgen der Macht, als durch Jahre gealtert, sprach nur von stolzer Strenge, und die Liebe, die sein Herz erfüllte, spiegelte sich nicht in den falben Augen, die starr auf die Infantin gerichtet waren.

Donna Luisa schaute mit zerstreuten Blicken nach der nahen Veste, dem Alcazar hin, man konnte die inneren Festungswerke, den Hof übersehen, worin gerade Soldaten ihre Waffenübungen anstellten. „Der Hauptmann Rodriguez, den Ihr kennt," sagte der König, „befehligt jetzt den Alcazar, er hat auf seinem letzten Zuge eine Hand verloren und kann nicht mehr im Heere dienen; zur Belohnung seiner Tapferkeit und seines Eifers habe ich ihm diese Stelle verliehen."

Bei diesen Worten wechselten die Prinzessin und Isabella einen Blick; alle beide hofften vom König selbst erfahren zu können, worüber Niemand ihnen Kunde zu geben vermochte. Die Herzogin von Avero begann zitternd: „Sire, der Name des Hauptmanns Rodriguez erinnert mich daran, daß ich seine Gefangene war, ehe Eure Majestät geruhte, mich unter Ihren Schutz zu nehmen. Damals fürchtete ich, das Loos der andern Gefangenen zu theilen, die er nach Spanien führte."

„Der Hauptmann Rodriguez," antwortete der König mit einem Wohlwollen, das ihm sonst nicht sehr eigen war, „hatte hinsichtlich Eurer Befehle von mir erhalten; eine Dame Eures Ranges durfte nicht nach den Gesetzen des Krieges behandelt werden."

„Und die Ritter, die er gleich mir fortführte, was ist ihr Loos?" fragte sie ermuthigt weiter. „Geruhte Eure Majestät, zu erlauben, daß sie gegen ein Lösegeld freigelassen wurden?"

„Die Gefangenen, die im Atalaya gemacht wurden? es waren nur einige, nur Leute geringen Standes, nicht wahr?"

„Sire, sie schlugen sich als brave Edelleute. Einer von ihnen hieß Don Juan de Matha, die Namen der übrigen kenne ich nicht. Der Hauptmann Rodriguez versprach, Eure Majestät zu ihren Gunsten anzusehen, damit es ihm gestattet sey, sie gegen ein Lösegeld von einigen tausend Pistolen nach Portugal zurückzusenden."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich ihrer, „antwortete zerstreut der König, Don Sancho hat mir davon gesagt, als er mir den Hauptmann Rodriguez vorstellte. Diese Leute wurden in der Festung bewacht; einige von ihnen starben an ihren Wunden, von den andern habe ich nichts wieder gehört."

Isabellen entschlüpfte ein Klagelaut; weder die Gegenwart des Königs, noch die Furcht, das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, konnten sie vermögen, ihrer Verzweiflung Herrin zu werden; sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte laut. Donna Luisa selbst, bleich und tief ergriffen, aber gewöhnt, sich zu beherrschen, schloß die Weinende in ihre Arme. Verzeihung, Sire, Verzeihung, Eure Worte haben sie grausam verwundet. — „Was bedeutet das?" sagte er kalt. „Was kümmert die Herzogin von Avero das Schicksal dieser Menschen; war einer von ihnen ihr Verlobter?"

„Sire, ich weiß nicht.. sie hat mir nichts erzählt.. aber ich errathe alles durch ihre Thränen."

„Ach," sagte er erstaunt, der Hauptmann Rodriguez hat also einen Grand von Portugal gefangen?"

„Nein, Sire. Isabella nannte Euch seinen Namen. Er heißt Don Juan de Matha."

„Eine Mißheirath also!" unterbrach er streng. „Die Herzogin von Avero bedachte also nicht, daß sie zu ihrer Ehe jetzt unserer Zustimmung bedarf?"

„Sire," sprach Donna Luisa in flehendem Tone, „ich bürge für ihren Gehorsam gegen die Befehle Eurer Majestät. Ihr seht ihren Schmerz, erbarmt Euch ihrer; möge sie wenigstens das Loos dessen wissen, den sie gewiß nie wieder sehen wird. Sire, geruht zu befehlen, daß er, wie auch seine Waffengefährten, freigelassen werden, wenn sie noch am Leben sind. Auf meinen Knien flehe ich Euch um diese Gnade an."

Der König, überrascht von diesem Eifer, hob sie schweigend vom Boden auf. Er ahnete nicht im Geringsten den wahren Grund ihrer Bitte; aber ihre Thränen erweckten seinen Zorn gegen die, deren sie sich so leidenschaftlich annahm; er empfand geheimen Unwillen, düstre Eifersucht, als er sie zu Gunsten von Männern bitten, sich so erniedrigen sah, wie sie es nicht um ihrer selbst willen gethan haben würde. Gerade ihre Fürbitte stürzte so die Gefangenen in's Verderben.

„Ach, Sire, so kann denn nichts Euch rühren. Meine Stimme weckt in Eurer Brust also keine Barmherzigkeit. Ach, nie habe ich zu einem Menschen so gefleht, wie zu Euch!"

„Ich sehe es," antwortete er mit unerschütterlicher Kälte, „aber so viel Eifer und Unterwürfigkeit werden doch vergeblich seyn."

Es herrschte langes Stillschweigen. Die Sonne war ganz untergegangen und es dunkelte schon. Da ward es plötzlich hell in der Stadt, wieder erklangen die Fanfaren der Trompeten und lautes Jubelgeschrei, von der Festung her ertönten die Donner des Geschützes; die Festlichkeiten des Morgens begannen wieder.

„Wie das Volk sich freut," sprach Philipp II., „heute Abend finden beim Fackelscheine Wettrennen und ein Stiergefecht auf dem Markte Statt. Gott verzeihe die leichtfertige Eitelkeit dieser Spiele! Kommt, Donna Luisa."

Sie warf noch einen Blick um ſich, als wolle ſie der Erde, dem Geräuſch der Welt Lebewohl ſagen; es ſchien ihr, als müſſe ſie in ein Grab zurückſteigen.

„Kommt, Donna Luiſa,“ wiederholte der König, und bot ihr den Arm, um ſie hinabzuführen.

Die Lampen an den Kloſtermauern warfen einen düſtern Schein auf den Garten, und die weißen Steine der Nonnengräber glichen unbeweglichen Geiſtern. Philipp II. ließ die Hand der Infantin los; „fürchtet Ihr Euch nicht, an dieſem Orte, der mit Gräbern heiliger Märtyrerinnen gepflaſtert iſt?“

„Nein, Sire, dieſe Denkmale der Vergänglichkeit der Zeit, der höchſten Herrſchaft des Todes über alles Irdiſche tröſten mich; die heiligen Frauen, deren Reliquien in dieſen Gräbern ruhen, ſchützen und beruhigen mich, denn oft habe ich zu ihnen gebetet.“

Die Worte der Infantin erfüllten den König mit abergläubiger Furcht, er erbebte und demüthigte ſich im Herzen vor der verborgenen Macht des Geiſterreichs, an die er wie an ſeine eigene Herrſchergewalt glaubte. Sein ſcheuer Blick wandte ſich von der hohen und edeln Geſtalt der Fürſtin ab; er zitterte, als ob ihm eine der heiligen Nonnen erſchiene, deren Fürbitte ſie wider ihn, ihren Feind, erflehte. Er lehnte ſich auf den Grafen Mora, der ihm folgte, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Ich werde auf dieſer Stelle, unter Anrufung der ſeligen Märtyrerinnen, die hier ruhen, eine Kirche bauen laſſen. Gott ſchütze Euch, Donna Luiſa. Vergeßt meiner nicht in Euern Gebeten.“

Am andern Tage blieb Philipp II. lange mit ſeinem Beichtvater eingeſchloſſen. Die Frömmigkeit, die er ſein ganzes Leben hindurch gezeigt hatte, war wahr und aufrichtig, aber der Glaube beſiegte ſeine ſchlechten Leidenſchaften nicht, und die Furcht vor den Strafen in der andern Welt hinderte ihn nicht, zu thun, was ihm gutdünkte, da er alle ſeine Sünden durch ſeinen Eifer für die Aufrechthaltung und Verbreitung ſeines Glaubens wieder gut zu machen meinte. Auch bei ihm heiligte der Zweck die Mittel und er beging die ſchlechteſten Thaten ſeines Leben ohne Gewiſſensbiſſe.

Sobald der Beichtvater ſich zurückgezogen hatte, trat der Hauptmann Rodriguez ein, den der König zu ſich hatte entbieten laſſen. Es war das erſte Mal, daß er ſich ſeinem Herrn allein gegenüber befand, und dem rauhen Kriegsmann war nicht allzuwohl dabei zu Muthe.

„Hauptmann,“ ſprach der König zu ihm, „ich wünſche von Euch zu wiſſen, wer die Gefangenen ſind, die Ihr bei der Einnahme des Atalaya machtet, und welches Löſegeld ſie zahlten.“

„Sire,“ erwiderte der alte Haudegen in faſt weinerlichem Tone, „dieſe Beute hat mich, bei meiner armen Seele, gerade nicht reich gemacht; ich habe keinen Maravedi von den vier Rittern erhalten. Zwei von ihnen ſtarben, nachdem man ſie auf meine Koſten verbunden hatte, und ich habe ſelbſt einige Meſſen für ihre Seelenruhe leſen laſſen.“

„Wie hießen ſie?“

„Sire, der eine nannte ſich Don Alvare d'Acuna und der andere Don Chriſtoval von Melo, zwei alte Soldaten, die den Krieg in Afrika mitgemacht haben.“

„Einer von denen, die noch leben, heißt Don Juan de Matha; was habt Ihr mit ihm angefangen?“

Bei dieſer Frage ward der Hauptmann Rodriguez beſtürzt und antwortete ſtotternd: „Er iſt ein höchſt unwichtiger Mann, ich glaubte ihn gehen laſſen zu dürfen.

„Ohne Löſegeld?“

„Nein, Sire, das hätte ich nicht ohne Zuſtimmung Eurer Majeſtät gewagt, im Gegentheil, er reiste fort, um das Löſegeld für ſich und ſeinen Waffengefährten aufzubringen und verſprach mir auf ſein Ehrenwort, nach vierzig Tagen zurückzukehren; morgen iſt dieſe Friſt abgelaufen. Uebrigens bürgt mir der andere Gefangene, der als Geißel zurückgeblieben iſt, für Don Juan de Matha.“

„Wer iſt dieſer Andere? ſagt Alles, was Ihr wißt.“

„Sire, er iſt ein junger und tapferer Ritter, ſehr wenig mit Glücksgütern verſehen, wie ich vermuthe. Ich habe ihn, ganz mit Wunden bedeckt, die noch nicht geheilt ſind, hierher gebracht und lange Zeit glaubte ich, ſein Löſegeld würde zur Bezahlung ſeiner Leichenkoſten dienen. Er hatte den Anſtand eines hochſtehenden Mannes, und doch ſcheint er mir ſo entblößt von Allem, wie der heilige Lazarus. Er ſpricht mit keiner lebenden Seele, und verbringt einen großen Theil ſeiner Zeit damit, Sonnette zu dichten.“

„Irgend ein Hofpoet,“ ſprach der König verächtlich, „wie heißt er denn?“

„Sire,“ antwortete zögernd der Hauptmann, „ich kann es nicht angeben. Als ich, dem Gebrauche gemäß, meine Gefangenen aufforderte, die Hand auf das Crucifix gelegt, mir ihren wahren Stand und Namen anzugeben, weigerte er ſich, meine Fragen zu beantworten, und ich beharrte nicht darauf, aus Furcht, er möge mir einen falſchen Namen ſagen und ſich dadurch der Sünde des Meineids ſchuldig machen.“

„Das iſt allerdings eine ſehr kluge Milde,“ ſprach ſpottend der König, „Ihr hättet ihn alſo wohl gar ziehen laſſen, ohne zu wiſſen, wer er iſt. Beim heiligen Schweißtuch, Hauptmann Rodriguez, wäre die Sache früher zu unſerer Kenntniß gelangt, wir hätten ſie Euch wohl hart entgelten laſſen.“

„Ach Sire,“ rief jener aus, und wollte ſich dem Könige zu Füßen werfen, ich bitte Euch um Verzeihung für einen Fehler, den ich nicht wiſſentlich beging.“

Das Mißtrauen und die Eiferſucht, die Philipp II. zu all' dieſen Nachforſchungen bewogen hatten, war durch die Ausſagen des Hauptmanns noch nicht beruhigt. Er durfte den unglücklichen Gefangenen, deren Freiheit Donna Luiſa erfleht hatte, nicht verzeihen. Er war eiferſüchtig auf die lebhafte Theilnahme, welche ſie für Männer hegte, die ſie vielleicht einſt in glücklichern Tagen gekannt hatte. Kein Gefühl des Mitleids oder der Gerechtigkeit hemmte die Wirkung dieſes unbeſtimmten Verdachts, dieſes lächerlichen und grauſamen Haſſes. „Hauptmann Rodriguez,“ ſprach er in dem gebieteriſchen Tone, dem noch Niemand gewagt hatte, Gehorſam zu verſagen; „dieſe Gefangene ſind rebelliſche Unterthanen, Feinde unſerer Landeshoheit, das Geſetz des Krieges findet auf ſie keine Anwendung, ſie ſind als Verräther an König und Staat anzuſehen. Wir werden ihnen jedoch das Leben ſchenken, aber nie die Freiheit, niemals, hört Ihr wohl. Sie ſollen auf den Galeeren von Ceuta, oder in den Bergwerken der neuen Welt arbeiten. So iſt unſer königlicher Wille; wir beauftragen Euch, ihn ohne Säumen in Ausführung zu bringen. Ihr ſeyd entlaſſen.“

Feuilleton.

II.

Literatur.

Der Adept.

Trauerspiel in fünf Acten,
von
Friedrich Halm.
Wien. Bei Gerold. 1838.

Das zweite Werk des durch seine Griseldis schnell berühmt gewordenen Dichters, das sich aber keiner so beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatte. Das frühere Drama besitzt den bestechenden Vorzug einer Hauptrolle, die Alles für sich gewinnen mußte, und dieß genügt dem zuschauenden Publikum in den meisten Fällen vollkommen. Dem Hauptcharakter des Adepten läßt sich Gleiches nicht nachsagen, und hieraus ist schon zunächst der geringere Grad des Beifalls herzuleiten. Die Folge war, daß die Bühnendirectionen, die das erste Werk Halm's mit so großer Eile ihren Verhältnissen anzupassen suchten, und zur Ausführung brachten, bei diesem Adepten ihre gewohnte Prüderie walten lassen, und fein bedächtig zu Werke gehen, womit aber einem jungen Dichter nie gedient ist, da strebende Talente auch schnell berücksichtigt seyn wollen. In dieser Hinsicht thut es mir auch wahrlich leid, daß der Adept, außer Wien, vielleicht noch gar nicht gegeben wurde.

Auf den ersten Blick ergibt sich, daß die Idee, die dem Adepten zu Grunde liegt, große Aehnlichkeit mit jenen zeigt, die dem verstorbenen Raimund, bei seinen bekannten Mährchen vorschwebte, und ich getraue mir zu behaupten, daß,

wenn der Dichter, ſtatt der ſtreng abgezirkelten dramatiſchen Form, eine freiere gewählt, und das Phantaſtiſche, Mährchenhafte mehr hätte vorherrſchen laſſen, dieß ſeinem Werke keinen geringen Vorſchub geleiſtet haben würde. Faſt immer iſt auch bei Raimund der Mißbrauch eines durch Zauberkraft erlangten Reichthums, Unglück, wo man Glück träumte, Umwandlung guter Abſichten in ſchlechte, die Grundlage des ganzen Dramas; daſſelbe läßt ſich hier nachweiſen. Dort zerſtören aber am Ende gute Kräfte ſtets die feindlichen Einwirkungen, und der irre geleitete Menſch kehrt nach einigen moraliſchen Lehren gebeſſert in ſeinen Familienkreis, zu ſeinen früheren Verhältniſſen zurück, die er nun lieb gewinnt, während bei Halm der Verleitete tragiſch untergeht, nachdem er Allem, was ihm angehörte, gleichfalls den Untergang bereitet hatte.

Für dieſen ernſten Anlauf langt aber der Stoff nicht aus, der ſich mehr für eine ſatyriſche Behandlung eignete. Wenn ich mir nun auch eine poetiſchere und wirkſamere, von unzeitigen und geſchmackloſen Auswüchſen befreitere Weiſe denken kann, ſo muß ich doch geſtehen, daß die Raimund'ſche für ihr Publikum vollkommener war, als die Halm'ſche es für dasjenige iſt, welches ſie nach Inhalt und Form ſich vorausſetzte.

Es iſt wahr, daß die jetzige Welt, wie ſie es nennt, rein practiſch ihr Augenmerk auf den Erwerb richtet; daß ſelbſt die Vornehmen ſich in Speculationen überbieten, durch die ſie in den Beſitz von Millionen zu kommen hoffen; allein hieraus eine ernſtgemeinte Moralität zu dichten, und ſie einem Publikum von Rang vorſpielen zu laſſen, iſt deßwegen doch nicht am Platze. Ich möchte dieſe Speculationswuth in unſern Tagen überdieß noch etwas Anderm als dem Durſt nach Golde zuſchreiben; es iſt eine Emanation verhaltener Thatkraft des Geiſtes, wie des Körpers, die ſich in dieſen ruhigen Zeiten den einzig möglichen Ausweg bahnt. Sie verdient nicht zum zehnten Theile die Schmähungen, die von einſeitigen Menſchen über ſie ergoſſen werden, und fördert manches Gute, das ohne dieſe Rüſtigkeit und Luſt an Unternehmungen nie zum Vorſchein gekommen wäre. Nicht zu gedenken, was dadurch der nächſten Folgezeit vorgearbeitet wird, die ſelbſt aus dem noch Früchte ziehen wird, was jetzt als leerer Verſuch ſcheitern mußte.

Doch dieß ganz bei Seite, ſo gehört die Lehre, die uns der Dichter in ſeinem Adepten geben will, zu den abgedroſchenſten, die wir, nachdem Bäuerle ſeinen Zaubermantel Fauſt's, und Raimund ſeine ſentimentalen Volkspoſſen ſchon längſt geſchrieben hatten, durchaus nicht mehr auf dieſe ernſte Weiſe erwarteten. Ich kann mir ſehr gut die Mienen denken, die ein, aus vornehmen und reichen Leuten zuſammengeſetztes Publikum macht, wenn es gezwungen iſt, einem unfreundlichen, graſſen Schauſpiele, dem jeder Reiz der Neuheit fehlt, beizuwohnen, aus dem ſich zum Schluſſe der Niederſchlag bildet:

„Trachte nicht nach Reichthum; nicht er macht glücklich; er verleitet vom rechten Pfade, zerſtört gute Vorſätze, und führt endlich zu Verbrechen, und unausbleiblichem Verderben."

Glaubt man nicht die transparente Inſchrift über dem Eingange zur Wohnung der Zufriedenheit zu leſen, die in dem Thale der Glückſeligkeit liegt? O, guter, ſeliger Raimund! —

Das wiſſen wir ja Alles ſchon längſt, und dennoch hören die Reichen nicht auf, ihre kleinen Verbrechen zu üben, dem Vergnügen nachzurennen, gut zu diniren, zu jagen, Equipagen zu halten u. ſ. w., ohne daß daraus irgend einem Menſchen ein Leides wiederführe. Wenn man die Welt verbeſſern will, muß man es nicht bei dieſem Ende anfangen. Nicht etwa, daß man dabei zu viel wagte, ſondern

weil ſie an ganz andern Enden ſchadhaft und wurmſtichig iſt. Hier riskirt man nur, ausgelacht zu werden.

Und ſo iſt denn auch der arme Magiſter der Chemie, Werner Holm, dem es gelang, die Goldtinctur zu finden, der als ruſſiſcher Prinz in dem Fürſtenthume Benevent Armen- und Waiſenhäuſer gründen will, und ſein Geheimniß keinem Andern mittheilt, und lieber zu Grunde geht, weil er ſich wahrſcheinlich nicht denken kann, daß ein Anderer etwas Beſſeres mit ſeinem Reichthume ſchaffen könnte, als eben Armen- und Waiſenhäuſer gründen — ein jämmerlicher Held. Ich hätte dem Famulus Hartneid das Geheimniß eben ſo gegönnt, weil ich ihm zutraute, daß auch er in Cöln etwas für deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft oder das Gemeinweſen gethan haben würde, ohne ſich noch dabei mit italieniſchen Buhlerinnen einzulaſſen.

Es iſt mir leid, daß ich von der Seite der Erfindung dem Dichter kein Lob ſpenden kann, und daß der Contraſt, der in dieſer kränklich-dürftigen Idee mit der überaus kräftigen und blühenden Sprache, ſo wie mit der großen Vollendung der Form liegt, mir das aus innerſter Ueberzeugung entſprungene Urtheil abnöthigt: daß Halm durch Angelerntes und erlangte Bildung zum Dichter wurde, nicht aber durch den innern, göttlichen Funken, der ſich durch Hinderniſſe aller Art Bahn bricht, und den Stempel des Genies allen ſeinen Leiſtungen aufdrückt.

Indem ich dieß erwähne, komme ich auf die Vorzüge des Werkes, und will ihnen nicht nur gern einen größern Platz als dem Tadel einräumen, ſondern ſie ſelbſt hier für ihre Sache ſprechen laſſen, auf die Gefahr hin, die Leſer für das Gedicht mehr einzunehmen, als mein Urtheil im Stande war, ſie demſelben zu entfremden.

Die Introduction, im Studierzimmer des Gelehrten zu Cöln, finde ich ſehr gut angelegt und geſteigert, und wäre etwas weniger Chemie darin enthalten, und mit den fremden Namen ſparſamer dabei umgegangen, ſo müßte ſie, ohne im Geringſten zu langweilen, auch auf dem Theater von ergreifender Wirkung ſeyn. Das erſte Auftreten der Gattin Holm's ſchließt ſich dieſer Trefflichkeit vollkommen an, nur wünſchte ich das Elend im Verlauf der Scene nicht ſo baar und nackt dargebracht.

„Mann, ſchaffe Brot, denn Deine Kinder hungern!"

Solche Stellen machen die Wirkung gewiß nicht, die ſich der Dichter davon verſpricht. So etwas packt uns nicht einmal mehr im Leben. Wer griffe nicht ſogleich in die Taſche, und hälfe ab, ohne ſich das Weitere vorlamentiren zu laſſen?

Die Sprache jedoch erhebt ſich manchmal zu einem Zauber, der nicht leicht erreicht werden kann. Hier ein Paar Beiſpiele:

Werner:
(der ſich indeß mit Lucretia beſchäftiget.)
Die Stunden fliehen! Auf denn, edle Gäſte,
Verſcheucht den Ernſt und gebt der Freude Raum.
Nicht ſcheues Nippen, Taumel ziemt dem Feſte;
Von Frucht und Blüten ſtrotzt der Lebensbaum;
Auf denn, hinan, und plündert ſeine Aeſte!
Nehmt jeder Lüſternheit Gebiß und Zaum;
Genießet, ſchwelgt und fragt nicht nach dem Reſte!
Laßt Becher kreiſen, laßt die Würfel ſchallen;
Erwach' Muſik, und füll' die weiten Hallen
Mit Zauberlönen! Auf! Zum Tanz, ihr Schönen!
Lucretia, eure Hand! Es ruft der Reigen!
Komm, Elſe, komm, dein Flügelpaar zu zeigen!

* * *

Werner:
Du liebſt mich; ja, du haſt dich losgerungen
Vom Joch der Meinung; deines Herzens Drang
Verläugnete der Formen leeren Zwang.
Mein biſt du, mein! O hätt' ich tauſend Zungen,
Mein Glück zu preiſen, tauſend Augen,
Das Lichtmeer deiner Reize aufzuſaugen,

O lebt' ich tausendfach! Die volle Brust
Faßt nicht den ganzen Himmel meiner Lust.

Lucretia:

Sprichst du auch wahr? — Beglückt dich meine Liebe,
Und lebt mein Bild in deines Herzens Grund?

Werner:

Wie Duft die Rose füllt, wie in der Muschel
Die Perle ruht, wie in des Tempels Runde
Das Götterbild: so prangt's in meiner Seele;
Und wenn der Engel in der Todesstunde
Mir Eden zeigt und dich, und flüstert: „Wähle!"
Dich wählt' ich, dich! Thürm' Alpen zwischen uns,
Ich ebne sie zu Thal; ich fülle Meere,
Ich stürm' den Himmel, eh' ich dich entbehre.
Mein bist du, mein! Ich trotz' des Himmels Blitzen,
Verderben über mich, nur dich besitzen!

Lucretia:

Du glühst! Dein Auge flammt! Auf deinen Wangen
Brennt Purpurröthe! Hier, erquicke dich!
Ich fülle dir den Becher.

Werner:

Nein, Geliebte,
Nein, füll' ihn nicht! In ungestümem Drängen
Wogt heiß mein Blut, und will die Adern sprengen.
Dein Anblick macht mich trunken, deine Nähe
Berauscht mich, Nacht umdämmert meinen Sinn;
Mir ist, als ob die Welt im Kreis sich drehe,
Und wirbelnd fluten die Gedanken hin.

Lucretia:

(schmeichelnd.)

Wie, trinkst du nicht, verschmähen deine Lippen
Den Labetrunk, von dem die meinen nippen?

Werner:

(aufspringend, und hastig nach dem Becher greifend.)

Wenn deine Lippen seinen Rand geküßt,
Dann gib den Becher! — Gib, daß ich ihn leere!

(Den Becher schwingend)

Goldhelle Flut! Dich würzt der Hauch der Liebe,
Und Frevel wär' es, wenn ein Tropfen bliebe!

(Er trinkt.)

Mir schwindelt, Lava rollt durch meine Adern,
Die Lüfte glühen wie des Samums Hauch.

Lucretia:

(Werner, der sich wieder an ihre Seite gesetzt hat, umschlingend.)

Was hast du Theurer? Sprich! Du machst mich bangen,
Mein Licht, mein Leben, meiner Hoffnung Stern!

Werner:

(mit wachsender Lebhaftigkeit.)

Ja wohl ein Stern bin ich euch aufgegangen;
Ein goldner Stern, und eurer Armuth Nacht
Erhell' ich funkelnd mit Kometenprangen.
Wer mißt sich, wer, mit meines Schimmers Pracht?
Wer rühmt sich reich, wo meine Schätze strahlen?
Wer prunkt mit Wissenschaft vor meinem Wissen?
Wer überragt mich? Wer? — Zu meinen Füßen
Zersplittert liegt, was euch erhaben schien.
Ihr Könige, herab von euren Thronen!
Vor meinem Glanz erbleichen eure Kronen,
Vor meinem Hauch sinkt eure Herrschaft hin.
Im Staube kniet und huldigt mir, Millionen!
Küß' meine Sohlen, käufliches Geschlecht!
Jauchz' meinem Gruß, beb' meiner Zorn, geberde;
Die Welt ist mein! Ich bin der Herr der Erde;
Denn was da athmet ist des Goldes Knecht!

* * *

Zum Schlusse theile ich noch den letzten Monolog Werners mit:

Beschränkung hält der Erde Bau zusammen;
Die ew'ge Regel der Natur heißt: Maß;
Kraft zähmt die Kraft, und Schwere die Bewegung,
Und Zeit und Raum mit ihren ew'gen Schranken
Umfangen, was im Erdenstaube lebt.
Beschränkung mißt den Sternen ihre Kreise,
Beschränkung von der Wiege bis zum Sarg
Mißt uns die Bahnen unsres Wirkens vor;
Die Neigung bindet Pflicht, Gesetz die Willkür,
Unendlichkeit des Geistes Flügelschlag! —
Dem Menschen aber ist der Zwang verhaßt;
Er knirschet im Gebisse, das ihn zügelt,
Ihn stachelt Hochmuth, spornt die nimmersatte
Begierde nach Genuß; aufbrausend gährt,
Wegklügelnd heil'ger Ehrfurcht fromme Scheu,
Vermess'ner Wünsche Drang in seinem Busen!
Und weil das Gold nur jeden Damm zerreißt,
Und jeglichem Gelüst den Freibrief siegelt,
So strebt sein heißer Fieberdurst nach Gold,
Und alles wirft er hin, um ihn zu stillen.

So riß auch mich der Drang der Wünsche hin!
Doch kaum daß meines Willens Fessel brach,
Da regt es sich in meines Herzens Gründen,
Und wuchernd schoß empor der Keim der Sünden.
Stolz blähte sich und Lüsternheit ward wach,
Der Wollust Nebel hielt mein Haupt umwoben;
Erstickend in dem Giftqualm eller Lust
Erstarb der bess're Vorsatz meiner Brust,
Erstarben Liebe, Mitgefühl und Treue,
Und ließen nichts mir als die Qual der Reue!

Fluch über dich, unseliges Verlangen!
Fluch, Golddurst, deinem nie gestillten Brand!
Du wühlst im Schacht, du suchst im Flutenschlamme,
Du hast zuerst das wüste Meer beschifft,
Du warst des Zwangs, du warst der Knechtschaft Amme,
Du wölbtest Kerker, fälschtest Wort und Schrift.
Du fachtest an des ersten Krieges Flamme,
Du schärftest Schwerter, brautest ätzend Gift;
Fluch dir, du Abgott meiner Zeit! Verderben
Der künft'gen Zeiten, die von ihr dich erben!

Und Fluch auch dir, den ich an's Licht gerissen,
Geheimer Schatz! Ich beuge mich der Macht,
Die weise dich bedeckt mit Finsternissen;
Kehr' denn zurück in's alte Reich der Nacht;
Vergessenheit, verschling mein furchtbar Wissen!
Ich hab's gelobt, und also sey's vollbracht!

(Er hat während der letzten Worte die auf seiner Brust verborgene Kapsel hervorgezogen, und eilt nun den in den See hinausragenden Felsen hinan.)

Verwehe, Staub! Verschlingt ihn, Felsenklüfte!
Begrab' ihn Flut! Zerstreu' ihn, Hauch der Lüfte!

Dieser Theil der Dichtung läßt wohl nur spärlichen Tadel zu, und wenn es etwas wäre, so bestände es darin, daß Schlott für Schlot steht, retten und Ketten mit treten gereimt wird, und daß Halm die Thür absperren, statt schließen läßt. Es wäre gut, wenn diese kleinen Makeln, die offenbar den Oesterreicher verrathen, auf dem glänzenden Spiegel dieser Verse nicht angetroffen würden.

Camoens.

Dramatisches Gedicht

von

Friedrich Halm.

Wien bei Gerold. 1838.

Mit Unrecht nennt der Verfasser diesen Camoens ein dramatisches Gedicht, es ist ein Gespräch, nichts weiter, und zeigt vom Drama keine entfernte Spur. Es ist eine alte Unart unserer Dichter, daß sie jetzt solche Arbeiten, die sie in keine der bestehenden, oder einmal angenommenen Classen bringen können, mit dem Titel: dramatisches Gedicht, beehren. Dieß sollte abgestellt werden. Lessing nannte seinen Nathan, Schiller seinen Wallenstein so; die sind es; was aber berechtigt Herrn Halm, ein Paar lose zusammengefügte Dialoge, die ein hundertmal besprochenes Thema wiederkäuen, so stolz zu benennen? Ist etwas in seinem Camoens, was an Lessing und Schiller erinnert, wenn es nicht die deutschen Worte sind? Man muß strenger werden, gegen diese absurden Gewohnheiten, als man es sonst wohl möchte, um der Poetasterei die nöthigen Riegel vorzuschieben.

Auch hier sind schöne Verse zu finden, und ein Schwall von poetischen Bildern, die im ebenen Flusse melodisch dahinrauschen; ich aber bin so unglücklich organisirt, mich darüber nicht freuen zu können, und wenn ich dieß Alles noch so schön vordeclamirt bekäme, vom fanatischen Beifall einer entzückten Menge umtönt und begleitet, so könnte ich nicht aufhören zu tadeln, und eher Verlust als Gewinn in solchen Bestrebungen für die dramatische Kunst zu erblicken.

Man sieht, ich bin so bescheiden, dieß allein auf meinen unglückseligen Organismus zu schieben, daher will ich mit meinen finstern Ansichten gern freudigern Platz machen. A. L.

III.

Theater.

Raupach'sche Neuigkeiten.

Wir lesen in Berliner Blättern: Von Raupach ward wieder ein neues Stück, das sonderbarer Weise mehr wie eine kühne Jugendsünde eines begabten Candidaten der Bühnendichtung, als wie das Werk eines Dramendichters erscheint, den unsre Bühnen, was die Fluthmassen betrifft, ebenso betrachten dürfen, wie die Amerikaner den Missisipi: „Adelheid von Burgund, historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, und einem Vorspiel, zum Erstenmale in Berlin aufgeführt, am 16. Juli. Wie Raupach in andern Stücken das Geistliche oft nur für sich allein walten und ausbrechen läßt, ohne ihm poetische Grundlagen und Stützpunkte für die Hebel zu geben, so auch hier. Diese Basen vermißte man namentlich an der alten Königin Willa und ihrem Sohne Adalbert, die ganz anders gehalten seyn müßten, um innerlich motivirt zu seyn. Das Beginnen ihrer Charaktere verliert sich nur in Irrthümer, die nie eine eingewurzelte Lust am Unmenschlichen begründen. Adalbert ist von Raupach in so grellen Farben hervorgehoben, daß der darstellende Künstler sich keinen Dank erwerben würde, wenn er es unternehmen wollte, daran zu mildern. Seydelmann war deßhalb der Mann, dem Großen seinen vollen Werth zu gönnen.

Madame Crelinger gab die alte Königin Willa mit großem Beifall, ihre Tochter Bertha die Rolle der Adelheid von Burgund, die nicht ganz als die Erscheinung über die Bühne schreitet, wie wir sie aus den historischen Traditionen kennen, während so vieles, was wir sahen und hören, gleichsam als eine frische Reminiscenz erscheint. Die vielen überflüssigen Worte, deren sich Raupach stets zu entledigen hat, wie der Missisipi der überflüssigen Sandtheile und Zugaben, sind dem Mönche Cölestin zur Entäußerung übergeben. — Das Ganze fand Beifall.

Leistungen der Londoner und der Pariser Oper.

Auf dem Queens-Theater in London haben sich zwei auffallende Dinge zugleich ereignet, nämlich, daß eine Oper zuerst gegeben wurde, ehe sie die Feuerprobe der italienischen, im Volke sich bildenden Kritik, oder wenigstens eine Prüfung von dem französischen Parterre durchgemacht hatte, und dann, daß eine Oper von Balfe sich allgemeinen Beifall errang. Am 19. Juli wurde Falstaff von Balfe gegeben. Das Publikum war herbeigeströmt, um Lablache zu ehren, der diese Oper zu seinem Benefice gewählt hatte; man wollte ihn auszeichnen, ohne dabei auf einen großen Genuß von der Composition zu rechnen. Desto mehr war man überrascht von der meisterhaften Partitur des Falstaff, die mit unzweideutigem Beifall überschüttet wurde. Der günstige Erfolg rührte nicht davon her, wie man glauben möchte, daß Balfe seiner Composition das italienische Gepräge zu geben, und so die Partien für die Darsteller seiner Hauptfiguren, die Damen Grisi und Albertazzi, die Herren Tamburini, Rubini und Lablache gleichsam mundrecht zu machen wußte. Falstaff erinnert mehr an das lebhafte, leichte, neckische Genre, der französischen, komischen Opern. Gesang und Instrumen-

tirung machten ſich fortwährend die Palme ſtreitig. Lablache, der den Falſtaff gab, erregte allgemeinen Enthuſiasmus. Er verſtand es, dieſe ächt engliſche Figur ſo treu und wahr darzuſtellen, als wäre er nur mit Shakſpeareſchem Witze groß gezogen worden, wie die Engländer die Falſtaffs auf ihren Nationalbühnen zu ſpielen pflegen. Der Text iſt von Margini verfaßt, und Shakeſpeare nachgebildet.

Im engliſchen Opernhauſe (**English-Opera-House**) in London iſt Shakeſpeare ſelbſt auf die Bühne gebracht worden, und zwar von einem Deſcendenten des unſterblichen Dichters, von Herrn William Shakeſpeare, der zugleich Verfaſſer des Stückes iſt, und ſeine Darſtellungsgabe zum erſtenmale in der Hauptrolle verſuchte. Das Werk des Herrn William Shakeſpeare heißt **Thee Queens Command**, und beſteht in verſchiedenen Tableaux, die an die merkwürdigſten Lebensepiſoden des großen Dichters erinnern. Man ſieht hier Shakeſpeare die Sache der Schauſpieler vor der Königin Eliſabeth verfechten. Shakeſpeare auf der Bühne, und Shakeſpeare durch Shakeſpeare dargeſtellt, mußte die Neugierde rege machen. Der Erfolg hat der Erwartung indeß durchaus nicht entſprochen.

Die erſte Hälfte des Auguſts wird bei der Oper in Paris ein muſikaliſches Ereigniß von Bedeutung bezeichnen. Die Oper **Benvenuto Cellini**, von den Herrn Cron de Wailly, Auguſte Barbier, und Berlioz für die Muſik, wird zur Aufführung kommen.

Im nächſten Winter wird eine neue Oper von Auber an das Licht treten: „**La Soeur des Fées**“ betitelt. Mlle. Rau, eine talentvolle, junge Sängerin, ſoll die Feenſchweſter geben.

Mayerbeer und Halevy arbeiten an neuen Werken, zu denen Scribe die Texte geliefert hat. Ehe die Werke zur Aufführung gebracht werden können, wird noch eine Compoſition von Herrn von Ruolz, **la Vendetta**, Oper in zwei Akten gegeben werden.

Das Ballet iſt nicht unthätig, es ſpringt, während die andern ſingen. Herr von Saint-Georges hat ein Scenarium in drei Akten, mit dem Titel: **la Gitana** (die Zigeunerin) geſchrieben. Dieſes ſpaniſche Ballet wird **Benvenuto Cellini** die italieniſche Oper, begleiten.

Miscellen.

Zwei Gäſte traten vor wenigen Tagen im königlichen Theater in Berlin an einem Abend mit gleichem Beifall, in Bauernfelds „Bürgerlich und romantiſch“, auf. Beide gehören dem Hoftheater zu Hannover an. Der eine, Herr Otto Bethge, ſpielte die Rolle des Baron von Ringelſtern, der andere, Herr Hendrichs, den Sittig. Beide zeigten in den zwei verſchiedenen Genres des Luſtſpiels ziemlich gleiche Höhe des Talents.

Dlle. Hähnel, mit Recht die Krone des Königsſtädtiſchen Theaters genannt, iſt am 14. Juli zum letztenmal von ihrer Urlaubsreiſe als „Roſa“ in der Adlershorſt aufgetreten. Sehr ungern vermißt man in Berlin eine Sängerin, deren Bedeutung täglich mehr hervorleuchtete.

— Der königl. Hofſänger Lenz in München, ein Mann von den ſolideſten Kenntniſſen, und durch die Europa auch als geſchmackvoller Componiſt bekannt, iſt Regiſſeur der Münchener Oper geworden. Eine Wahl, die der Umſicht des Herrn Intendanten von Küffner alle Ehre macht.

— Dlle. Taglioni hat nun auch Hamburg mit einem Beſuche erfreut, und iſt daſelbſt am 20. Juli zum erſten Mal auf dem Stadttheater aufgetreten.

III.

Gesellschaft.

Pesth, 16. Juli.

Für den unbefangenen Beobachter, für den heitern Straßenphilosophen hat Pesth in diesem Augenblicke eine unendlich merkwürdige Phisiognomie. Die Hälfte der Stadt in Schutt und Asche, aus der wohl dann und wann — obgleich mit großer Aengstlichkeit — ein neues Häuschen sein rothes Ziegeldach emporstreckt.. ist in dem andern, stehengebliebenen Theil derselben, ein so gewaltig zunehmendes Leben und Bewegen, eine so vervielfachte Thätigkeit. Entwicklung jeder Art, daß man, nach gewöhnlicher Berechnung, hierzu ein nochmal so großes Pesth, als es in seiner schönsten Blüte gewesen, für erforderlich gehalten hätte. Man sieht hier nun die große Wichtigkeit der statistischen Situirung dieser Hauptstadt ein; diese Lage allein mußte Pesth zur natürlichen Hauptstadt des Landes machen — und nie werden Mißgeschicke, die bloß das Wandelbare ihres Wesens betreffen, mögen sie auch noch größer seyn, als jenes letzte, ihr die Bedeutung als geographischer Hauptpunkt des Reiches nehmen können. Der letzte Jahrmarkt war hier, namentlich in gewissen Artikeln, äußerst ergiebig — eine Masse Fremder strömte hierher; mit diesem Jahrmarkt nun ist jene erhöhte Geschäftigkeit, jene immerwährend zunehmende Concurrenz eingetreten, auf die wir oben hingedeutet, und welche der Stadt das Ansehen geben, als wenn noch immer Jahrmarkt hier wäre. — Uebrigens hat jener Theil der Einwohner, der vom Unglück verschont geblieben war, dasselbe schon längst vergessen, und nur bei den, gleich Zigeunern, unter Bretterhütten, die auf dem Schutte stehen, wohnenden armen (jetzt armen, vor sechs Monaten vielleicht noch reichen!), Leuten geht eine Sage „von der großen Ueberschwemmung ꝛc.“ Auch hier indeß haben die tiefen Falten auf den Gesichtern sich schon geebnet, und nur dann und wann, besonders, wenn Sonntags die wohlhabenden Bürger, in Putz und Wonneseligkeit, neben dem Armen vorbei nach dem „Stadtwäldchen“ gehen — nur dann zuckt ein wehmüthig-bitteres Lächeln um die Augen eines der Unglückseligen. — Mehre Compagnien Militär sind seit ein Paar Monaten mit Aufräumung der verwüsteten Stadttheile, und mit Ausbesserung der corrigibeln Wohnlichkeiten beschäftigt. Man muß es diesen Soldaten nachsagen, daß durch ihr fleißiges und systematisches Arbeiten, im Verhältniß zu andern Werkleuten, das Doppelte in gleicher Zeit verrichtet wird. — Vor einigen Tagen ging ein neuerbautes, colossales Dampfschiff zum ersten Mal von unserm Stapel. Sein Name ist „Erös“ (das Starke), und es verdient diese Benennung, sowohl in Ansehung seiner ausgedehnten und verstärkten Lokalverhältnisse, als besonders wegen der, aus seinen Kesseln sich qualifizirenden, enormen Treibkraft von 120 Pferdestärken. Es soll vorzugsweise als Convoischiff bei den Fahrten in der untern Donau gebraucht werden, wo es, auf gefährlichen Strecken, schwächere Fahrzeuge in's Schlepptau nehmen soll. — Es ist Ihnen bereits bewußt, daß der Director des hiesigen Theaters, Herr Alexander Schmid, eine Arena, unter der Firma eines „Sommertheaters“, erbaut hat. Aus dieser Benennung allein leuchtet schon ein, daß der Unternehmer die Absicht

hatte, ein Tagstheater in möglichſt würdigen Verhältniſſen zu realiſiren. Er wollte dem Publikum, mit ſeinem Verlangen darnach, abhelfen — er wollte, es iſt nicht zu läugnen, des ſüßen Gewinns für Mühe und Opfer ſich erfreuen; es war ihm jedoch auch daran gelegen, ſeine, als Vorſtand eines edeln Inſtituts, in der Kunſtwelt erworbene Achtung bei einer Unternehmung, die in ſonſtigen Fällen unter elenden Händen zur tiefſten Entwürdigung gelangt iſt, dadurch zu behaupten, daß er die Tendenz ſeines Werkes auf ſeine urſprüngliche Würdigkeit zurückführte — daß er mit einem Worte eine Arena zu Stande brächte, die ſich von einem guten Theater nur durch die verſchiedene Tageszeit, und durch ein lebendigeres Repertoir unterſchiede. So kam ſein „Sommertheater" zu Stande, und da wir bisher in der That durchaus eine der Intention conſequente Praxis in ſeinem Verfahren wahrgenommen haben, ſo zählen wir uns mit Vergnügen zu den erſten unter jenen, die Herrn Schmid's faktiſches Verdienſt um einen gewiſſermaßen neuen Zweig der dramatiſchen Kunſt öffentlich anerkennen. — Mittlerweile ſteht das eigentliche Schauſpielhaus in ſeinen früheren Beziehungen ehrenvoll und thätig da. Hier hat die Oper ihre Alleinherrſchaft aufgeſchlagen. Mlle. Henriette Carl iſt noch immer unſere allverehrte und geprieſene Prima Donna.

Vorempfindungen.

Auf Ahnungen und Vorzeichen legt man gewöhnlich ſo wenig Werth, weil in der Regel vom gähnenden Berge nur ein Mäuschen geboren wird, oder die Vorzeichen erſt zur Sprache kommen, wenn die nachfolgenden Erſcheinungen längſt vorüber ſind. Hier ein Vorzeichen, das ſich bei dem neulichen Brande des Vaudeville-Theaters zutrug. Man gab an dem Abend, wo das Feuer ausbrach: **Renaudin de Caen** oder **le Mari de la dame de choeurs**. In einer Loge ſaß ganz allein ein Fremder, der eben nicht ſehr viel von den franzöſiſchen Späſſen verſtehen mochte, und ſich hauptſächlich mit dem alten Ausſehen des Saales zu beſchäftigen ſchien. Aus Langeweile, oder vielleicht um zu unterſuchen, ob von dem baufälligen Gebäude keine Gefahr drohe, hob er ſachte ſeinen Stock in die Höhe, und ſtieß dreimal an den Plafond. Das reichte hin, eine bedeutende Verwüſtung anzurichten, und große Staubwolken hervorzutreiben, die ſich ſachte zum Luſtre emporhoben. In dieſem Augenblicke ließ ſich das Geſchrei von ein Paar Frauen vernehmen; dieſem folgte der Lärm der Bänke, die man umwarf, der Logenthüren, die man haſtig öffnete, der Gänge, die unter den Tritten der Flüchtigen erdröhnten. Alle Anweſenden hatten die drei Schläge für ein Einſtürzen, und den Staub, der aus der Loge hervordrang, für den erſten Rauch des Brandes gehalten. Der Fremde allein blieb unbeweglich, und betrachtete erſtaunt den plötzlichen Tumult, den er veranlaßt hatte. — Der bekannte Komiker Arnal war in dieſem Augenblicke auf der Scene. Der Irrthum war ihm nicht entgangen; er trat beſcheiden an den Rand der Rampe, um zu fragen, warum man gehe.

„Es brennt! das Theater brennt!" rief man ihm von allen Seiten zu. Und einige Zuſchauer, die ſchon auf den Bänken ſtanden, fügten mit komiſcher Wuth bei:

„Warum beruhigt man das Publikum nicht? Das iſt ſchändlich! Man beruhige das Publikum!"

Da hob Arnal das Haupt, knöpfte ſich ſeinen blauen Rock mit einer edel zornigen Bewegung zu, fuhr ſich mit der Hand durch die Haare, und rief:

„Ach, glauben Sie, daß, wenn die geringſte Gefahr vorhanden wäre, es mir beſondere Freude machen würde, hier zu bleiben?"

Alles Volk lachte, daß der Saal zitterte; alles Volk kehrte zu den Bänken zurück, aber das Vorzeichen ging in traurige Erfüllung.

Der Königin die Dornen.

Für die Besitzer der Parks, wie für Geschichtsforscher ist in England die Rose seit drei Jahrhunderten ein Gegenstand der höchsten Bedeutung gewesen. Unter jenen erregte es einen Aufruhr des Erstaunens, als einst ein Schiffs-Capitän, aus Bengalen heimkehrend, in seinem Knopfloche eine gelbe Rose mitbrachte, während sich bis dahin die Rosencultur nur auf rothe und weiße Blüthen erstreckt hatte. Diese sahen in der weißen und der rothen Rose lange nur die Symbole der blutigen Kämpfe der Häuser York und Lancaster. Die Rose war eine Zeit lang in den Hintergrund getreten; die Thronbesteigung der Königin Viktoria zog sie wieder in ihrem vollen Werthe an das Tageslicht. — Tausende von Medaillen wurden in der Münze zu London zur Verewigung des großen Tages der Krönung geschlagen; die Rosen waren dabei die schönste Zierde; die heraldische Distel von Schottland allein beraubte dieses numismatische Blumenbeet seines Schmuckes.

Nach der Freude kam die Noth; das Cabinett von Sanct James, das alle alten Gebräuche erforscht hat, um die Thronbesteigung der jungen Königin würdig zu begehen, muß sich jetzt die Reclamationen gefallen lassen, welche man Privilegien entnimmt, die von halbvermoderten Charten ehemaliger Beherrscher von England herrühren. Ein Gericht (**court of claims**) hält in Westminster Sitzung, um die Forderungen zu vernehmen; eine zeichnet sich unter den übrigen, meistens grotesken, aus. Die zwölf weißgekleideten Mädchen, welche die Königin begleiteten, verlangen als ihren Rechtsantheil die Diamanten und Bijoux, die die Königin trug. Die schöne Rose, welche den Hauptschmuck bildete, und in allen Zeitungen beschrieben worden ist, müßte also in zwölf Theile zerstückelt werden, und wenn die sonderbare Sitte befolgt wird, hat die Königin nur das Recht, den Stängel, das heißt, die Dornen zu behalten, und die Mädchen bekommen die Rose.

Miscellen.

— Nach Münchener Blättern hat der Modehändler Schulze in München ein eigenes, sehr elegantes Haus und Waarenlager in Kreuth erbauen lassen, um die Bedürfnisse nach Luxusartikeln befriedigen zu können, und auch von anderer Seite — fügen jene Blätter unmittelbar bei — wird alles aufgeboten, die Ruhe des erhabenen Gastes (J. M. der Kaiserin von Rußland), ungestört zu erhalten. Trägt denn Herr Schulze durch sein Etablissement etwa auch dazu bei?

— Ueberall regte sich der Wohlthätigkeitssinn der Pariser bei dem Unfall, der die Mitglieder des Vaudeville betroffen hat. Dieß kann im Allgemeinen nicht verwundern, denn sie verdankten eben diesen Künstlern ihre größte Aufheiterung, ihre angenehmsten Stunden. Nur das mag für etwas Außerordentliches gelten, der alte Lafitte eröffnete den Schauspielern des abgebrannten Theaters einen Credit von 20,000 Franken; der besonnenere Rothschild ließ es dabei bewenden, sich mit 500 Franken bei der Subscription zu ihrem Besten zu interessiren. Die Vorstellung im Theatre français zu diesem Zwecke brachte 6000 Franken, und der König und seine Familie haben bis jetzt schon 9000 Franken beigesteuert. Der Schauspieler Hippolyte hat sich noch ganz besonderer Gnade zu erfreuen.

— Den armen Kranken, die in diesem Jahre im Bade Kreuth eine Kur gebrauchen wollten, ist ein arger Strich durch die Rechnung gemacht worden. Man hat

ihnen nämlich, nach Münchener Blättern, das Quartier aufgekündigt, da es an Raum fehlt, die vielen hohen Gäste, welche mit J. M. der Kaiserin von Rußland dahin kommen, unterzubringen.

— Dureux, ein ehemaliger Kaufmann zu Paris, der jetzt von den Zinsen seines sehr bedeutenden Vermögens lebt, bewohnt, obgleich Besitzer mehrer Häuser im Innern der Stadt, ganz allein ein kleines Häuschen in einer entlegenen Vorstadt. Einfach und anspruchslos in seiner ganzen Lebensweise, gefällt er sich darin, allen Luxus, und alle jene eingebildeten Bedürfnisse der höhern Classen zu verschmähen; er hat wenig Umgang, und fast sein einziges Vergnügen ist ein hübscher Garten hinter dem Hause, den er selbst bestellt.

Vor einigen Tagen ging er schon Morgens früh um fünf Uhr in den Garten hinab, um seine Blumen zu begießen, da sah er zu seiner nicht sehr freudigen Ueberraschung auf dem Rasenplatze, dem er so besondere Sorgfalt widmete, drei junge Leute liegen, die ihm sehr verdächtig vorkamen. Sie schienen ihn erwartet zu haben, und der Aelteste von ihnen redete ihn sehr höflich an:

„Wir waren so frei, Sie hier zu erwarten, aber wir werden Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, Sie werden die Bitte, welche wir uns erlauben, an Sie zu richten, sehr leicht erfüllen können. Sie sind reich, wir arm, Sie haben gewiß Geld im Hause. Wir brauchen es sehr nothwendig, wir könnten mit Gewalt fordern, aber wir begnügen uns, bescheiden zu bitten, gewiß, Sie werden sich nicht weigern, unserer Bitte zu entsprechen!"

Drei Pistolen in den Händen der höflichen Diebe, gaben dieser Bitte Nachdruck, Dureux sah ein, daß jeder Widerstand vergeblich seyn würde.

„Aber ich habe kein Geld," antwortete er, „mein Banquier zieht meine Einnahmen ein, und Sie können leicht denken, daß ich in diesem abgelegenen Hause nur so viel habe, um die Ausgaben einiger Tage decken zu können, nur einige Fünffrankenthaler."

„Ach mein Gott, mehr verlangen wir ja nicht, haben Sie die Güte, uns in's Haus zu begleiten, sie uns einzuhändigen, und wir werden als Freunde scheiden."

In dem Schreibtische Dureux's lagen ungefähr zweihundert Franken, die Besucher steckten sie zu sich. „Nicht wahr," fragte darauf der Redner der drei Unbekannten, ein reicher Mann, wie Sie, speist nicht mit zinnernem Geräth, Sie haben Silberzeug, einige Bestecke wenigstens?" — „Nein, nein ich habe hier draußen durchaus kein Silberzeug, nur zwei Bestecke für mich und einen Freund, der zuweilen mit mir ißt." — „Schön! wir wollen uns damit begnügen, haben Sie nur die Güte, sie mir einzuhändigen, und dann, daß ich es nicht vergesse, zeigen Sie mir doch Ihre Uhr. Sie ist etwas altmodisch, aber sie gefällt mir, ich werde sie zum Andenken an Sie tragen. Und nun leben Sie recht wohl; doch noch um eine Gefälligkeit möchten wir Sie bitten, wir haben diese Nacht uns die Mühe geben müssen, über die Mauer zu klettern, um Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können, jetzt ist es heller Tag, und es könne einiges Aufsehen erregen, wollten wir Sie auf demselben Wege verlassen. Sie geben uns also wohl den Schlüssel zu Ihrer Gartenthüre? seyen Sie ohne Furcht, wir werden ihn Ihnen gleich zurückgeben."

Alle Nachforschungen nach den Dieben, die sich so höflich uud ungezwungen benahmen, sind ohne Erfolg geblieben.

— Die Erben des in Paris verstorbenen Grafen Schlaberndorf bieten seine Herrschaft Kalzig in Schlesien zum Verkaufe aus. In der prosaischen Ankündigung ist Rede von dem „genialen Gra-

ſen," dem „berühmten Manne" u. ſ. w. Was ſoll das hier? Steht es da, um den Forſten und Feldern Landwirthe geneigt zu machen? Was kümmern ſich die darum, wer der einſtmalige Beſitzer war, wenn die Grundſtücke nur Zinſen bringen.

— Man ſucht, den Aufenthalt in dem jetzt ſehr ſtark beſuchten Seebade Dieppe für Fremde ſo angenehm als möglich zu machen. Unter den Unterhaltungen, die am meiſten anziehen möchten, werden die für den ganzen Auguſt angeordneten Schifferſtechen gehören, die unter verſchiedenen Geſtalten, von der Terraſſe des Bains auf der Rehde von Dieppe ſtattfinden ſollen; es ſind zu dieſem Ende von der Stadt, von dem Etabliſſement des Bains, und ſeinen zahlreichen Beſuchern Preiſe ausgeſetzt worden, und ein Aufruf zur Theilnahme iſt an die Schiffer der benachbarten Häfen ergangen.

— Eine engliſche Zeitung erzählt als Merkwürdigkeit, eine Miſtreß Mottram, die theuere Ehehälfte eines neben dem Findling-Hoſpital wohnenden Gentleman, habe ihrem Gatten am Tage der Krönung Georgs IV. ein Kind geſchenkt, ein zweites Kind am Tage der Krönung Wilhelms IV., und ein drittes am Tage der Krönung der Königin Viktoria. Ein weites Feld für Glückspropheten!

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Caſtilien, nach Finden.

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Anzeige.

Während einer längern Abweſenheit von Stuttgart, erſuche ich, Alles für Europa und Atlas beſtimmte, nicht mit meiner Adreſſe verſehen, ſondern **„an die Redaction jener Zeitſchriften"** gefälligſt einzuſenden. Dieß iſt nothwendig zu beachten, wenn nicht die Schreiben bis zu meiner Rückkehr unberückſichtigt liegen bleiben ſollen.

Alles an mich perſönlich zu richtende, erſuche ich einſtweilen aufzuſchieben, bis daß ich auf dieſem Wege eine weitere Anzeige habe folgen laſſen.

Stuttgart, 10. Auguſt 1838.

Auguſt Lewald.

Pimlico.

Residenz der Königin Victoria.

Pimlico bildet einen Bezirk von Westminster, und liegt im östlichen Theile von London. Im siebenzehnten Jahrhundert dehnten sich seine Gränzen von der Abtei bis an die Herrschaft Grosvenor aus, eine Herrschaft, deren Einkünfte groß genug waren, um fast die Hälfte aller italienischen Herzogthümer kaufen zu können. Am äußersten westlichen Ende ist Pimlico von fünf Feldern eingefaßt, auf denen jeder Zoll Erde mit Gold aufgewogen wird. Vor einem halben Jahrhunderte wurden diese fünf Felder Georg III. angeboten, der den Garten des Palastes Buckingham zu vergrößern wünschte; aber dem Monarchen war die Summe, die man forderte, viel zu hoch. Darauf wurden sie öffentlich versteigert, und jetzt erheben sich dort Palläste, die an Pracht Alles übertreffen, was selbst die Phantasie orientalischer Mährchen-Erzähler erfinden kann. Marmor, Bildwerke, schlanke Säulen, wohin sich das Auge wendet, und Abends tausende von Gasflammen statt des ungewissen, trüben Lichtes der Reverberen von ehemals.

Im äußersten Westen von Pimlico liegt der Park St. James; dort stand sonst das Haus Miltons, und noch sieht man seinen Garten; dort ist auch noch die Wohnung seines edlen Nachbars, Lord Scudamore, so wie ein Gebäude von Backsteinen, wo Constantia Philipps und

Bentham lebten, deren Namen allen Freunden der Humanität ewig theuer seyn werden.

Im Norden endet Pimlico in einer langen Reihe prächtiger Gärten, und dort liegt auch der Palast Buckingham, die jetzige Wohnung der Beherrscherin von Großbritannien.. Gebe Gott, daß, wie Shakespeare sagt, während der ganzen Zeit ihrer Regierung jedweder Mann in Frieden von der Frucht seiner Arbeit lebe und Abends all seinen Nachbarn lustige Lieder singe.

Pimlico enthält, so wie es heute ist, alle Bestandtheile einer kleinen Stadt, von der ersten bis zur letzten Stufe der menschlichen Gesellschaft. Man findet darin Kirchen für alle religiösen Meinungen, Hospitäler für alle Krankheiten, Paläste für die Pairs des Reichs, Zufluchtsstätten für Arme, Häuser und schon ländliche Wohnungen voll Kinder mit frischen, rosigen Gesichtern, die gerade hier geboren zu seyn scheinen, um dem dichterischen Meißel ihres Nachbars, des Bildhauers Westmacott, zu Modellen zu dienen. In Pimlico wohnt auch Lord John Russel, Lord Brougham, Bulwer, Charley, Chantrey, Marchison, die Damen Shelley und Sheridan, dann Kemble und die Familie Cobbetts, des Repräsentanten einer hungerleiderischen Republik.

In der englischen Literatur findet man erst im siebenzehnten Jahrhundert Pimlico's erwähnt; Thomas Green spricht zuerst davon in einem Lustspiele, welches **1614** von John Trundle in London gedruckt wurde und den Titel führt: **Tu quoque.** Nach diesem Lustspiele erschien ein anderes Stück, **the Maze in Tuttle**, so hieß nämlich der allgemeine Kampfplatz der englischen Hauptstadt, der Ort, wo alle Streitigkeiten ausgemacht wurden. Tuttle war nämlich die Straße von Totthil in Westminster, die innerhalb der Gränzen von Pimlico liegt. Die Scene, in der von diesem Theile von Pimlico die Rede ist, verdient vielleicht angeführt zu werden, denn sie gibt uns ein lebhaftes Bild der Redeweise der damaligen Edelleute; sie geht in einem Spielhause vor; Spendall, der sein Geld verloren hat, zieht seinen Gegner bei Seite und richtet folgende Rede an ihn:

Spendall. Ihr habt eines Edelmanns Weise, und Ihr werdet an der Schonung und Vorsicht, mit der ich zu Euch rede, erkennen, daß ich in Eure Redlichkeit Vertrauen setze; wollt Ihr mir das Geld zurückgeben, das Ihr mir im Spiele abgenommen habt?

Staine. Eure Weise zeigt mir, daß Ihr nur ein Bürgersmann seyn könnt, und ich möchte Euch leicht die unsinnigen Worte, die ihr eben aussprachet, theuer

bezahlen laſſen, wenn es das Geſetz nicht verböte. Meidet meine Gegenwart, Ihr ſeyd ein Schwätzer, und hütet Euch wohl, je zu wiederholen, was Ihr eben ſagtet.

Spendall. Du wirſt nicht mehr lange eine ſolche Sprache zu führen wagen.

Staine. Unglücklicher, fürchte für dein Leben.

Spendall. Mein Leben wird Dir theurer zu ſtehen kommen, Du wirſt es nur um den Preis des beſten Blutes, das in Deinen Adern rollt, erhalten können.

Staine. Was! Du wagſt noch, mir zu widerſtehen, und biſt nur ein Bürger.

Spendall. Ich bin ein Bürger!

Staine. Sage, daß du ein Edelmann ſeyſt, und ich will zufrieden ſeyn; denn dann bin ich gewiß, Du wirſt Dich beim Stelldichein finden laſſen.

Spendall. Ich bin ein Bürger, ich wiederhole es, und ich werde mich wie der erſte Edelmann des Landes ſchlagen.

Staine. Ich nehme es an, und der Ort des Kampfes?

Spendall. **The maze in tuttle.**

Staine. Welche Waffe.

Spendall. Der Stoßdegen.

Pimlico kömmt auch noch in einer andern Scene deſſelben Stückes vor, und dort wird erwähnt, es herrſche in jenem Stadttheile eine ſehr geſunde Luft und die beſten Aale würden in ihm feilgeboten.

Die topographiſche Geſchichte Pimlicos iſt, wie die von Troja und Rom, in dichtes Dunkel gehüllt. Die Alterthumsforſcher des Bezirkes behaupten, es habe ſeinen Namen von einem Orte erhalten, der am öſtlichen Ende von London liegt und noch heute ſo heißt. Es lebte wirklich gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts dort ein fremder Kaufmann, Namens Pimlico, dem der König in einer eigenen Urkunde erlaubte, Ländereien anzukaufen und ſich bleibend im Lande niederzulaſſen. Der Lord-Mayor und die Aldermen von London hegten nämlich damals tiefe Eiferſucht gegen die fremden Kaufleute; unter der Regierung Eduard III. wirkten ſie ſogar eine Acte vom Könige aus, in Folge welcher die Fremden in einem ihnen beſonders angewieſenen Bezirke wohnen mußten. Außerdem ward ihnen noch verboten, Geſellſchaften unter ſich zu bilden, und ſie durften ihre Waaren nicht ohne Dazwiſchenkunft der einheimiſchen Mäckler abſetzen. Dieſe Acte, worin die Fremden mit dem höflichen Namen von Spionen bezeichnet werden, wurde von Karl II. beſtätigt. Doch ſchreckten alle dieſe Schwierigkeiten Meiſter Pimlico nicht ab, er ließ ſich im Vertrauen auf die königliche Erlaubniß an einem Orte nieder, der nicht zur Gerichtsbarkeit des Lordmayors und der Aldermen gehört, und legte dort ſchöne Gärten an, die noch jetzt ſeinen Namen tragen.

Aber wie sind diese Gärten, die im Westen liegen, nach dem östlichen Theile der Stadt versetzt worden? Diese Frage ist bis jetzt noch nicht befriedigend gelöst. Einige Gelehrte behaupten, diese Versetzungen haben in den ersten Jahren der Stuarts stattgefunden, in der für England so unglücklichen Zeit des Anfangs des siebenzehnten Jahrhunderts.

Wie dem auch sey, als die Gärten von Pimlico anfingen zu glänzen, wurde die alte City von Westminster, wie durch Bestimmung, der Ort für alle Verschwörer. Dort wohnte Guy-Vaux, dort wurde die Pulververschwörung und noch eine Masse anderer angezettelt, die fast alle ihre Urheber auf's Schaffot brachten. Doch hatte auch das Vergnügen in jenen Orten seine Tempel; dort lagen die Gärten Mulberry-Gardens, wo sich während der Regierung Carls I. und des Protectors der Adel zu versammeln pflegte. Wenn wir Evelyn glauben wollen, so wurden dort prächtige Feste gegeben. Pimlico hatte auch eine bemerkenswerthe Taverne, die lange der Schrecken des Volkes war. Diese Taverne, hinter Mulberry-Gardens gelegen, war bekannt unter dem Namen Pan und die Bacchanalen; sie hatte ein von Van Dyck gemaltes Wirthshausschild, auf dem Pan mit seinen Hörnern und seinem Ziegenfuße prangte. Einige Zeit vor der Regierung Carls II. erhielt sie den Namen: Taverne des Teufels und seiner Bacchanalen, eine sehr schmeichelhafte Bezeichnung der Gesellschaft, die dort vorzüglich einzukehren pflegte. Später wurde diese Benennung noch einmal verändert, und man nannte sie Taverne des Teufels und des Sackes voll Nägel (bag o' nails). Ein Theil dieses Namens ist ihr noch jetzt geblieben, und das public house des Sackes voll Nägel steht sehr hoch in der Achtung aller Freunde guten Rhums und Gins.

Indeß erweckte die gesunde Luft Pimlico's, seine schöne Lage so nahe bei den Palästen des Adels, die öffentliche Aufmerksamkeit, und schon erhoben sich in seiner Mitte prachtvolle Gebäude. Das bemerkenswertheste jener Zeit war das des edeln und in den Annalen des Reichs berühmten Geschlechts Howard. Dieser Palast, der den Namen Tort-Hull erhielt, nahm mit seinen Gärten den Platz der jetzigen James-Street ein. Tort-Hull war ein prachtvolles Gebäude, und in jeder Hinsicht seines Erbauers, des so unglücklichen und berühmten Heinrich Howard, würdig. Heinrich war der zweite Sohn des Grafen von Arundel und von Surrey; er war eben zum Vicomte von Stafford ernannt worden, als er 1648 von Titus Oates angeklagt wurde, Theil

an der Verschwörung genommen zu haben, die unter dem Namen des papistischen Complottes so bekannt geworden ist. Er wurde nebst fünf andern Edelleuten verhaftet und in das Gefängniß des Towers geworfen, wo man ihn drei Jahre lang gefangen hielt. Darauf vor das Gericht seiner Standesgenossen, der Pairs, geführt, erschien er vor ihnen, begleitet von seinen beiden Töchtern, der Marquise von Winchester und Lady Marie Howard, die beide berühmt wegen ihrer Schönheit und ihrer edlen Haltung waren, die das Erbtheil der Damen des Hauses Howard seyn soll. Die Herzogin von Portsmouth, des Königs Geliebte, war bei dieser traurigen Scene zugegen. Bittern Haß im Herzen, verschwendete sie Artigkeiten und Lächeln an die Zeugen, die wider den Unglücklichen aussagten, und verhöhnte so die unschuldige Schönheit und die rührende Trauer der beiden jungen Damen. Ihr Vater, der mächtige Feinde hatte, wurde dann auch zum Tode verdammt. Er erlitt den Tod, bis zum letzten Athemzuge seine Unschuld betheuernd; seine Güter nahm der Staat zu sich, seine prachtvolle Wohnung, seine Gärten wurden 1720 versteigert. Später wurde Tort-Hull ganz niedergerissen, und nur noch die historische Erinnerung daran so wie an die Tugenden, die das Privatleben des unglücklichen Howards auszeichneten, und an seine hohe Vaterlandsliebe, sind bis zu uns gekommen.

Indeß verschönerte sich St. James Park mehr und mehr, und bald ward er in Folge der Sorgfalt und des Schutzes, den ihm Carl II. verlieh, der Lieblingsort, wo die englische Aristokratie ihre Pracht entwickelte. Dieser Umstand vermehrte den Preis aller Gegenden in Pimlico, von denen man die Aussicht auf den Park hatte. Der Park führte damals zu zwei Palästen, zu dem von Whitehall und dem von St. James; auch hatte der König alle angränzenden Gebäude zur Wohnung seiner Sultaninnen bestimmt. Dann wurde Cleveland-House, die Wohnung der Herzogin von Cleveland, in so großem Maßstabe erbaut, als solle es einer ganzen Gesandtschaft zum Aufenthalte dienen; es lag ganz nahe an dem Platze, wo sich jetzt der Palast des Herzogs von Bridgewater erhebt; dann kamen einige Häuser, die sogenannten Nellys-lodgings, die dicht neben Mulberry-Gardens lagen. Aber schon hatten die Gärten die Gunst der vornehmen Welt verloren. Carl II. hatte sie seinem Günstlingsminister, Heinrich Bennett, Graf von Arlington, gegeben, der dort auf der Stelle, wo jetzt der Palast Pimlico sich erhebt, einen prachtvollen Palast erbauen ließ, in dem zur Feier der Hochzeit eines natürlichen Sohnes des Königs, des

ſchönen Herzogs von Grafton, mit der reichen Erbin der Familie Bennet, glänzende Feſte gegeben wurden.

Dieſer Ort, wohin Lord Bath, Lord Salisbury, Talbot, Dryden, der berühmte Dichter, kamen, theilte die Gunſt des Adels mit dem Park St. James. Der Park namentlich war der Lieblings-Aufenthalt der höchſten Geſellſchaft; der König kam dorthin, Staatsmänner und die größten Berühmtheiten jener Zeit fanden ſich dort zuſammen. St. Evremond fand dort nach ſeinen Händeln mit dem Hofe Ludwig XIV. bei Carl II. Schutz und Freiſtätte; er gab ihm die höchſte Herrſchaft über die kleine Inſel Roſamond, nahe bei Birdage-Walk gelegen. Dorthin kamen die zärtliche Schrewsbury und die junge Cheſterfield, um mit Buckingham und Grammont von Liebe zu reden, dort befragte die ſchöne Jenny Schrewsbury, unſchlüſſig, ob ſie Hamilton, ob Dick Talbot wählen ſolle, ihr Herz, und theilte es dann nach langer Ungewißheit zwiſchen beiden Geliebten. Dort ſah auch ihre jüngere Schweſter zum erſten Male den Beſieger von Europa und eroberte ſein Herz; und Lady Kitty Crackaddle, Ehrendame der Prinzeſſinnen Anna und Marie, hörte oft an dieſer Stelle die vertraulichen Mittheilungen ihres königlichen Herrn über Politik und Liebe.

Indeſſen ſchwand der Glanz von Arlington-Houſe mit dem Geſchlecht, dem dieſer Palaſt ſeinen Urſprung verdankte; der Herzog von Grafton ſtarb, und ſeine Wittwe, Lady Iſabelle Bennet, zog ſich auf ihr Gut Tottenham-Court zurück. Arlington-Houſe und ſeine Gärten wurden dann bis zur Zeit vergeſſen, wo der Herzog von Buckingham dort den Pallaſt erhob, der noch jetzt ſeinen Namen trägt. Der Herzog hatte die Tochter des Königs James geheirathet, aber zwei Jahre nach ſeiner Erhebung wurde er von der whiggiſtiſchen Partei verdrängt, und im folgenden Jahre verlor er auch ſeine Stelle im geheimen Rathe. Damals floh der edle Herzog nach Pimlico und widmete ſeine Muße dichteriſcher Beſchäftigung. Wir wollen nicht von ſeinen Leiſtungen in Verſen und Proſa, jetzt ſchon längſt in Vergeſſenheit gerathen, reden, nur ein Brief möge angeführt werden, in dem er ſeinen Palaſt ausführlich beſchreibt. Dieſer Brief, der, wie Walpole ſagt, eines der beſten Gemälde der hohen engliſchen Geſellſchaft am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts iſt, bietet jetzt ein erhöhtes Intereſſe dar, da dieſer Palaſt die Wohnung der liebenswürdigen Herrſcherin iſt, in deren Hände das Geſchick Englands gelegt iſt.

„Die Zugänge zu meinem Palaſte," ſo heißt es in dem Briefe des Herzogs, „auf der einen Seite aus einer Reihe von Ulmen, auf der

andern aus einer von Linden bestehend, erstreckten sich längs des St. James-Park hin, die erste ist für die Kutschen bestimmt, die zweite für Fußgänger. In der Mitte ist ein großer Platz, der bis an das Eisengitter stößt, mit dem mein Hof umgeben ist; dieser Hof ist viereckig, in der Mitte desselben befindet sich ein großes, mit Bildsäulen geschmücktes Bassin, in dem kleine Fontainen sind. Vom Eingange des Hofes aus führt Sie eine sanfte Abdachung an den Ort, von dem man in einen großen Vorsaal gelangt, dessen Boden mit weißem und schwarzem Marmor gepflastert ist, und dessen Mauern Gemälde nach Raphael schmücken. Zur Rechten des Vorsaales ist ein Saal mit weißem Marmor gepflastert und mit Pfeilern in verschiedenen Farben verziert; der ganze obere Theil der Mauer ist bis an die Wölbung mit Gemälden von dem berühmten Maler Ricci bedeckt. Von da kömmt man durch eine Reihe von großen Gemächern in ein Schlafzimmer, welches vierunddreißig Fuß lang und siebenundzwanzig Fuß breit ist.

Links vom Vorsaal sind drei steinerne Bogen, die auf corinthischen Pfeilern ruhen; in einem dieser Bogen hat man die Treppe angelegt, die acht und vierzig Tritte, je zu zehn Fuß Länge, hat, und deren Stufen aus Portlandstein bestehen; sie ist so bequem, daß man nie des Geländers bedarf, um sie zu besteigen. An der Mauer sieht man die verliebte Dido und Aeneas, die der Künstler in dem Augenblicke gemalt hat, wo sie die berühmte Grotte betreten.

Die Decke über die Treppe ist ganz bedeckt mit Göttern und Göttinnen, in deren Mitte die stolze Juno glänzt, die dieses Mal freilich ihren Hochmuth bezwingt, um Venus um Hilfe zu einer Ehe zu bitten, an die das unerbittliche Geschick den Untergang eines Reiches gefesselt hatte.

An der Spitze dieser Treppe führt eine doppelte Thüre zu den Gemächern des ersten Stockes; das erste Zimmer ist mit einem sehr theuern Gemälde geschmückt, und von seinen Fenstern aus hat man eine köstliche Aussicht. Von ihm aus kömmt man in einen Saal, dessen Decke von Gentileschi gemalt ist, es stellt die neun Musen und Apollo, nachläßig auf einer Wolke ruhend, dar. Die Gemälde an den Wänden sind Embleme der Künste und Wissenschaften, und mehre Originalgemälde, die ihre vollste Wirkung behalten, da eine Fensterreihe, die ich im obern Theile anlegen ließ, ihm das vollste Licht gibt.

Aber dieses alles ist nur zu Empfangzimmern bestimmt; der übrige Theil des Palastes, zu meiner eigenen Bequemlichkeit eingerichtet, ist

weit bemerkenswerther. Zunächst führt ein bedeckter Durchgang zur Küche; durch einen andern, gleichfalls bedeckten Gang kömmt man zu den Speisekammern und Bäckereien; nahe bei diesem Gange ist eine leichte Treppe, die zu unsern Schlafzimmern führt, sie sind warm und so gelegen, daß man dort nicht das mindeste Geräusch hört; dort sind auch die kleinen Ankleidezimmer und die Zimmer für die Dienerschaft, die alle eine herrliche Aussicht haben. Eine kleine Verbindungsthüre führt aus diesem Zimmer in die Empfangszimmer.

Ich vergesse noch die beiden Flügel, die mit dem Hauptgebäude durch eine Reihe von Corridors mit corinthischen Pfeilern verbunden sind. In einem dieser Flügel ist eine sehr große Küche, dann eine Brauerei, ein Keller für den Mundvorrath, Zimmer für die zur Küche gehörige Dienerschaft; die Kammerfrauen und die Bedienten haben ihre Wohnung im zweiten Flügel, wo ich zwei Garderoben und ein Treibhaus bauen ließ; auf dem Dache dieses zweiten Flügels ist eine bleierne Cisterne, die fünfzig Tonnen Wasser faßt; dieses Wasser kömmt vermittelst einer hydraulischen Maschine aus der Themse und versieht die Höfe und Gärten mit dem nöthigen Bedarf.

Auf dem Dache des Hauses ist auch ein Spaziergang angelegt; dieser Spaziergang ist durch eine leichte, bleierne Decke vor Wind und Wetter geschützt und an allen Seiten von eisernen Brustwehren umgeben, von ihr aus hat man eine sehr weite Aussicht auf London, die Themse, die Parks und die Gärten der Umgegend.

Eine Treppe führt in die Gärten, welche ihrer ganzen Länge nach von einer Allee durchschnitten ist, die an jedem Ende durch Lauben geschlossen wird; eine andere Allee führt vom Hause aus auf eine Terrasse, die eine Länge von 400 Fuß hat; im Mittelpunkte derselben ist ein Halbzirkel, von wo aus das entzückte Auge die beiden Parks der Königin und einen großen Theil von Surrey übersehen kann. Einige Schritte vorwärts kommt man an das Ufer eines Canals, der sechshundert Yards lang und siebenzehn breit, und an jeder Seite mit zwei Reihen Linden eingefaßt ist; auf einer der Seiten dieser Terrasse findet man eine sehr niedrige Mauer, deren Seiten mit Rosen und Jasminen bedeckt sind, und weiter entfernt eine Wiese, auf der Kühe und Ochsen weiden; am Ende dieser Terrasse sind die Gartenparterre und die Fontainen; eines der Parterre führt auf einen kleinen, viereckigen Garten, wo man eine Fontaine, mehre Lauben und einen Badesaal findet, etwas entfernter ist der Küchengarten."

„Das ist die Beschreibung meines Gartens," sagt der Herzog am Ende des Briefes. „Aber ich vergesse noch den Pavillon, wo ich meine Bücher aufgestellt habe, und der nahe an einer sehr schönen Laube liegt. Ich gefiel mir darin, diesen Ort besonders zu verschönern; unter seinen Fenstern habe ich eine Art von jungfräulichen Wald angeflanzt, wo ich alle Nachtigallen und Amseln, die ich auftreiben konnte, vereinigt habe; die Bäume, die ich selbst gepflanzt habe, kommen gut fort, und schon müssen sie etwas gestutzt werden, wenn ich nicht die schöne Aussicht verlieren will, die der Canal im Garten darbietet; im Innern dieser meiner Einsamkeit ist Alles so schön in Ordnung, daß der erste meiner irischen Footmen weiß, wo er die Bücher finden kann, deren ich bedarf."

Dieser Palast, seit seiner Gründung vielfältig reparirt, ist vielleicht einer der zweckmäßigst eingerichteten in Europa; dort wurden alle Kinder Georgs III., Georg IV. ausgenommen, geboren, und man feierte dort mehre Hochzeiten der Prinzen der königlichen Familie. Besonders reiche Ankäufe wurden an Gemälden gemacht. Man bemerkt unter andern im Eintrittssaale verschiedene Ansichten von Rom und Venedig, und in den Gemächern, die Georg III. bewohnte, und die ganz dem einfachen Geschmack und den bescheidenen Gewohnheiten entsprechen, die den Privat-Charakter jenes mächtigen Monarchen so liebenswürdig machten, hängen eine Reihe von Bildern Wests, dessen besonderer Beschützer er war. Man bemerkt dort die Hingebung des Regulus, den Tod des Generals Wolf, den Tod Bayards, Hamilcar, der seinen Sohn Hannibal ewigen Haß gegen die Römer schwören läßt. Im Speisesaal hängen auch einige gute Portraits, besonders das des berühmten Lord Burleigh von Zucheno und andere von Van-Dyck, Lely, Zoffain, Daniel Mytens.

(Nach dem Athenaeum.)

Donna Luisa.

Novelle.

Dritte Abtheilung.

VI.

Einige Stunden später sandte der Hauptmann Rodriguez dem Könige folgende Botschaft: „Sire, der Gefangene, den ich aufforderte, mir seinen Namen zu nennen, nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, daß er in Fesseln geschlagen werden solle, um mit einigen andern Missethätern in die Bergwerke abgeführt zu werden, hat auf das Cruzifix geschworen, er sey Don Sebastian von Portugal. Ich erwarte die Befehle Eurer Majestät."

Philipp II. war von den Großen seines Rathes umgeben, als der Camarera-major ihm diesen Brief brachte. Nachdem er ihn gelesen hatte, ohne im Geringsten dadurch erregt zu werden, legte er ihn auf den Tisch, bedeckte ihn mit der Hand, und sprach: „Don Sancho, fahrt in der Lesung Eurer Depeschen fort."

Don Sancho d'Avila war am selben Morgen von Lissabon angekommen, und die Nachrichten, die er dorther mitgebracht hatte, schienen dem König so wichtig, daß er gleich, nachdem er Don Sancho

Audienz ertheilt hatte, seinen Staatsrath zusammenberufen ließ. Die spanische Fahne wehte zwar über der eroberten Stadt, doch vertheidigten sich die Einwohner noch inmitten der brennenden Ruinen, denn sie selbst hatten ihre Stadt angezündet. Die Mönche ermahnten unaufhörlich das Volk zum verzweifeltsten Widerstande, indem sie das befremdliche Gerücht verbreiteten, der König Don Sebastian sey wieder auferstanden.

Wurde diese Nachricht allgemein in den Provinzen bekannt, so konnte sie allein einen allgemeinen Aufstand erregen; das portugiesische Heer war bereit, sich nur auf den Namen Don Sebastians wieder zusammenzuschaaren, und die Spanier mußten befürchten, daß irgend ein Aufrührer, sich diese Stimmung der Gemüther zu Nutze machend, ihnen gefährlich werden könnte. Don Antonio, in der Schlacht verwundet, aber von den Seinen gerettet, hatte Oporto gewonnen, und selbst er verkündigte laut die nahe Rückkehr des Königs, seines Neffen.

Der Staatsrath war der Ansicht, das sey nur eine Kriegslist, die Gemüther zum äußersten Widerstande zu reizen; jeder Einzelne schlug Mittel vor, wie seiner Ansicht nach die Wirkung dieses plumpen Betrugs am leichtesten zu vereiteln sey; doch stimmten Alle darin überein, daß sie grausame und unmenschliche Maßregeln vorschlugen. Der König schwieg, und erst nachdem Alle ihre Meinung ausgesprochen hatten, gab er die Meldung des Hauptmanns einem Rathe und befahl ihm, sie laut vorzulesen. Dann sprach er rasch und kurz, wie er es immer that, wenn er seinen Willen kund thun wollte: „Wir müssen Gottes Gnade danken, daß sie den Betrüger in unsere Hände lieferte, seine Bestrafung soll nicht lange auf sich warten lassen. Gelangt nur die Nachricht seines Todes nach Portugal, so ist die ganze List vereitelt, die die Rebellen seit Beginn des Krieges vorbereitet haben. Der Commandant von Tovero hat uns das Auftreten dieses Menschen zuerst mitgetheilt, der es versuchte, sich in Alentejo anerkennen zu lassen, und dessen Spur sich seitdem verloren hat. Seit drei Monaten ist sein Urtheil ausgesprochen, morgen soll es vollzogen werden. Wir lassen so dem Schuldigen Zeit, sich zur letzten Beichte vorzubereiten, möge Gott ihm barmherzig seyn."

Der Staatsrath war einstimmig des Königs Meinung, Jeder sah Gottes Hand in diesem Ereignisse. Unter diesen Großen waren viele, die früher am Hoflager Don Sebastian's verweilt hatten, und also den König kannten; aber Niemand verlangte mit seinem Zeugnisse die

Unähnlichkeit des Gefangenen mit dem verstorbenen König zu erhärten, niemand schien auch nur den leisesten Zweifel an seiner kühnen Betrügerei zu hegen. Nur Don Sancho wagte es, eine Bemerkung zu machen, nicht etwa der Wahrheit willen, sondern aus kluger Vorsicht.

„Sire," sprach er, „ohne Zweifel hat der Abenteurer einige Aehnlichkeit mit Don Sebastian; die Feinde Eurer Majestät werden behaupten, er sey es wirklich, sollte man nicht sein ganzes Leben kennen, ehe man ihn hinrichtet?"

„Wir werden darauf bedacht seyn," antwortete der König. „Ihr seyd ein wohlerfahrener Mann. Don Sancho, diesen Abend findet Euch bei mir ein, um meine Befehle in Empfang zu nehmen."

Der König ließ, als er den Staatsrath verabschiedet hatte, Donna Luisa und Isabella zu sich bescheiden; in beiden war, als sie vor ihm erschienen, das Vorgefühl eines großen Unglücks rege, nie hatte sein Anblick der Infantin so tiefe Furcht eingeflößt. Er saß in einem hohen, thronartigen Sessel, über dem ein Thronhimmel herabhing, ein Hut von schwarzem Sammet war tief in sein düsteres und nachdenkendes Gesicht gehüllt, er stützte sich auf einen Tisch, um den leere Sessel standen, die anzeigten, daß in dem Gemache eine Versammlung stattgefunden hatte.

„Donna Luisa," fragte er sie scharf ansehend, „wußtet Ihr, für wen Ihr gestern batet?"

Bei dieser Frage wallte ein unaussprechliches Gefühl von Freude und Ueberraschung in ihr auf, sie wußte nun, Don Sebastian lebe, aber sein Heil oder Verderben lag jetzt in der Hand des Königs von Spanien.

„Sire, ich bat Euch um Gnade für unglückliche Gefangene."

„Für Männer, die Euch unbekannt sind, für Elende, denen Eure Milde hilfreich seyn möchte?"

„Für Portugiesen, Sire, für tapfere, wundenbedeckte Soldaten!"

„Und für die Ihr Euch auf Bitten der Herzogin von Avero verwandtet? Ihr nanntet mir den Namen des einen von ihnen, der andere hat heute selbst erklärt, wer er zu seyn vorgibt." Er hielt inne, und zeigte Donna Luisa den Brief des Hauptmanns Rodriguez. Sie

warf einen Blick hinein, und sprach fest und muthig: „Nun denn, Sire, jetzt wißt Ihr die Wahrheit."

Der König nahm den Brief zurück und antwortete kaltblütig: „Dieser Abenteurer wird morgen früh an den Zinnen des Alcazars aufgehängt."

„Nein, Sire," rief Donna Luisa in höchster Angst aus, und stürzte vor ihm auf die Knie nieder, „nein, Sire, Ihr werdet Euch nicht eines so fürchterlichen Vergehens schuldig machen wollen, Ihr werdet mich hören, Don Sebastian ist zurückgekehrt, er ist ein König, wie Ihr, es ist der Sohn Eurer Schwester, den Ihr morden würdet. Gott hat ihn befreit; in seine Staaten zurückgekehrt, ward er gezwungen sich zu verbergen, denn ihr trachtet ihm nach dem Leben. Ach, Sire, dem sollte nicht also seyn, er sollte nicht so an Eurer Gerechtigkeit irre werden müssen, er sollte zu Euch kommen dürfen, um von Euch anerkannt zu werden. Gibt es hier denn nicht Leute, welche die Wahrheit bezeugt haben würden? sie mögen kommen, Sire, zeigt ihnen Don Sebastian, und sie werden ihn alle erkennen."

Philipp II. zuckte mit kalter Ungeduld die Schultern, und ein höhnisches Lächeln umzuckte seine Lippen.

„Sire," redete Donna Luisa weiter, „Ihr habt Recht über Leben oder Tod Eurer Unterthanen, aber die Könige, Eures Gleichen, sind nur der Gerechtigkeit Gottes unterworfen. Ihr seht in Don Sebastian einen Feind, sein einziges Verbrechen gegen Euch ist sein gutes Recht auf die Krone, die Ihr erobert habt. Könnt Ihr es wagen, ihn dafür zu bestrafen? Es gibt noch kein Beispiel einer solchen Missethat. Kaiser Carl V., Euer glorreicher Vater, ließ seinem Erzfeind, Franz I. das Leben. Eine arge Ketzerin, die Königin Elisabeth von England, hält in unsern Tagen die Königin von Schottland seit fünfzehn Jahren gefangen, aber ihr Haß wagt nicht, Hand an ein königliches Haupt zu legen..."

Der König antwortete nicht, sein unbewegliches Antlitz verrieth keine Spur von Haß und Liebe, die ihn beim Anblick der Jungfrau bewegten, der Schmerz und Thränen neue, höhere Schönheit verlieh.

„Sire," sprach sie weiter, „Ihr seyd nicht überzeugt... aber hier ist jemand, auf dessen Zeugniß ich mich berufen kann, Isabella hat den Don Juan gesehen, ihn wiedererkannt. Geruhe Eure Majestät, sie zu befragen."

„Nun, ſo redet denn, Herzogin von Avero," wandte ſich Philipp II. mit ſeiner unerſchütterlichen Kälte an ſie.

Iſabella trat näher und erzählte mit zitternder Stimme, was ſich in dem Atalaya begeben hatte; ihr Schmerz, das Schreckliche ihrer Lage, gaben ihren Worten eine lebhafte und rührende Beredtſamkeit.

Der König hörte ſie noch immer kalt und ruhig an, Gott allein weiß, was in jenen Augenblicken in ſeinem innerſten Gemüthe vorging, vielleicht zweifelte er noch immer, um ſich mit ſeinem Gewiſſen leichter abfinden zu können. Wie dem auch ſey, ſein Wille ſtand unerſchütterlich feſt, nichts konnte ihn erſchüttern, denn ihm dienten als gewichtigſte Gründe die heftigſten Leidenſchaften ſeines Herzens, Ehrgeiz und Eiferſucht.

Als Iſabella ihren Bericht geendet hatte, ſagte er ſtreng: „Das iſt ein treffliches Gewebe von Betrügereien und Lügen; wir wollen Euch nicht zur Mitſchuldigen daran machen. Herzogin, wir wollen glauben, daß Ihr ſelbſt betrogen ſeyd. Dieſer Elende wird ſeine Strafe erleiden, weiter aber ſoll ſich die Wirkung unſerer Gerechtigkeit nicht erſtrecken, denn wir fürchten, wir müßten Perſonen beſtrafen, die uns theuer ſind..."

„Sire," unterbrach ihn Donna Luiſa, „keine Gnade für mich! aber entſagt dieſem fürchterlichen Entſchluſſe! Wenn Ihr einſt ob dieſes vergoſſenen Blutes Reue fühlen müßtet... nie würdet Ihr vor Gott Verzeihung finden. Ach was vermag jetzt Euer Gefangener, laßt ihm das Leben, das Leben, das Reue nie zurückzuerkaufen vermag. Ihr würdet mir das des ſtrafbarſten Verbrechers ja ſchenken, bäte ich Euch auf meinen Knien darum."

„Hier handelt es ſich um ein Staatsverbrechen, um eine Verletzung der Majeſtät, wir können ihm nicht verzeihen," entgegnete der König mit unbeugſamer Entſchiedenheit.

„Dann, Sire," rief Donna Luiſa und erhob ſich kühn, mit allem Muthe eines Schmerzens, der nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu verlieren hat, vom Boden, „müßt Ihr auch mich verdammen, denn mein ganzes Leben hindurch werde ich Zeugniß wider Euch ablegen. Vor der ganzen Chriſtenheit will ich verkünden, daß Ihr das ſchrecklichſte Verbrechen begangen habt. Don Sebaſtian iſt geſehen worden, man hat ihn wieder erkannt; andere Stimmen werden ſich mit der meinigen vereinigen, um die Wahrheit auszubreiten. Vergebens ſchleppt

Ihr ihn zu einem entehrenden Galgen, und ſchlagt ein Urtheil an, das ihn Betrüger nnd Verräther nennt; wenn er todt und begraben iſt, werden doch die Völker wiſſen, daß es Don Sebaſtian geweſen ſey, daß Ihr ihn gemordet habt."

Sie ſchwieg erſchöpft und lautes Schluchzen erſtickte ihre Stimme. Ihre kühnen Worte erfüllten Philipp zugleich mit Zorn und Unruhe. Er wußte, welchen Nutzen ſeine Feinde aus einer ſolchen Anklage ziehen konnten; er fürchtete die Zweifel des großen Haufens, vielleicht auch den Dolch irgend eines Fanatikers, vor Allem aber die letzten Augenblicke desjenigen, den er verdammt hatte. Sein Tod mußte öffentlich bekannt gemacht werden, und vielleicht wiederhallte eines ſeiner letzten Worte in der Menge. Er gedachte, wie viele Feinde ihm der Tod Graf Egmonts erweckt hatte, Klugheit hieß ihn jetzt vorſichtiger ſeyn; er ſann ſchnell nach, ob nicht ein anderes Mittel ihn von Don Sebaſtian befreien könne.

„Senora," ſprach er dann, „die Hartnäckigkeit, mit der Ihr an den Betrug dieſes Menſchen glaubt, bereitet ihm den Tod. Wenn Ihr nicht auf einem ſo ſeltſamen Irrthume beharrtet, wenn er laut ſein Verbrechen eingeſtände, fälſchlicher Weiſe Titel und Namen Don Sebaſtians von Portugal angenommen zu haben, könnten wir uns bewogen finden, ihm das Leben zu ſchenken."

„Wie, Sire, er ſollte ſich ſelbſt verläugnen, und ich ſollte mit meinem Zeugniſſe dieſe ſchmähliche Lüge, die ihn unwiderruflich ſeines Ranges hienieden beraubte, unterſtützen und gutheißen? Niemals, niemals! um dieſen Preis wird er ſein Leben nicht friſten wollen."

„Dann möge Gott ſeine Seele vor ewiger Verdammniß retten. Wir werden erlauben, daß ein Prieſter bei ſeiner Hinrichtung zugegen ſey. Vielleicht findet ſeine Reue vor Gott Gnade, und glücklicher als wir armen Sünder kann er morgen zur himmliſchen Glückſeligkeit eingehen. Geht, Donna Luiſa," winkte er dann, ſie mit der Hand verabſchiedend, „geht und bittet zu Gott für die Seele dieſes Unglücklichen."

Sie zauderte einen Augenblick, die Verzweiflung ſiegte; „was muß geſchehen, Sire," rief ſie mit letzter Kraft, „was ſoll ich ſagen, ich willige in Alles, was ſein Leben retten kann! ich unterwerfe mich Allem, was befehlt Ihr?"

„Daß Ihr Euch nicht länger durch dieſe plumpe Lüge täuſchen

laßt; doch das Leben dieses Menschen hängt nicht von Euch allein ab; wenn er auf seiner verstockten Lüge beharrt, wird er morgen gehängt. Diejenigen, welche Antheil an seinem Schicksale nehmen," wandte sich der König an Isabella, „werden ihm sagen können, daß sein Leben von einer offenen Erklärung abhängt; es soll ihnen die Erlaubniß nicht vorenthalten werden, zu ihm zu gehen."

„Sire," fragte Donna Luisa entschlossen, „also bewilligt Ihr diesem Gefangenen Leben und Freiheit, wenn er erklärt, daß er einen falschen Namen und Titel angenommen habe?"

„Wir bewilligen ihm Leben und Freiheit, unter der Bedingung, daß er aus dem Königreiche verbannt werde; er soll auf eine unserer ostindischen Besitzungen geschafft werden, von wo er sich bei Todesstrafe nicht entfernen darf."

„Und welche Bürgschaft für Euer Versprechen, Sire?"

„Ich gebe mein königliches Wort."

Sie ging zum Betaltare und zeigte auf die offen daliegende Bibel. „Sire, schwört Ihr auch auf das heilige Evangelium?"

„Ich schwöre es!" rief er, die Hand zum Eide emporhebend. „Herzogin von Avero, tretet näher." Er nahm ein Blatt und schrieb darauf: „An den Alcaden der Festung von Badajoz. Es ist unser gnädiger Wille, daß die Herzogin von Avero den Alcazar betrete, und die Eurer Huth anvertrauten Gefangenen besuche. Wonach Ihr Euch zu richten habt. Ich der König."

„Nehmt, es steht Euch frei, von diesem Befehle Gebrauch zu machen. Wenn der Unglückliche sein Verbrechen eingestehen will, so sollen Zeugen, die wir noch heute bestimmen werden, bereit seyn, seine Erklärung entgegen zu nehmen; beharrt er auf seinen Lügen, so ist Alles vorbei, und nur in Gottes Barmherzigkeit noch Gnade für ihn. Was seinen Gefährten, Don Juan de Matha betrifft, so wollen wir hinsichtlich seiner gnädig verfahren, wir verbannen ihn auf ewige Zeiten aus dem gesammten Bereiche unserer Staaten, und verordnen die Wegnahme seiner Besitzthümer zu Gunsten des Klosters der Benedictinerinnen zu Badajoz. Das Edict soll noch heute ausgefertigt werden. Ihr seyd entlassen."

Donna Luisa weinte nicht mehr, die Kraft eines hochherzigen Entschlusses schimmerte in ihrem Blicke; sie war ruhig, gefaßt, zu Allem

bereit. In den schrecklichsten Lagen, in der Gefahr, der man nicht mehr entrinnen kann, wächst auch die Kaltblütigkeit. Es liegt viel Wahres in dem alten spanischen Sprüchworte: „Gott schütze uns vor Schmerzen, die man ertragen kann, ohne zu sterben."

Donna Barbara wartete an der Thüre des Cabinetts. Die Infantin konnte Isabella kein Wort zuflüstern, und um wenigstens den Augen ihrer Aufpasserin zu entgehen, flüchtete sie sich in ihr Oratorium. Isabella, den Befehl des Königs in der Hand, bat Donna Barbara, Alles vorzubereiten, damit sie sich alsbald in den Alcazar begeben könne, und der Großstallmeister wurde sogleich benachrichtigt, eine Dame vom Hause der Infantinnen wolle ausfahren, er möge daher eine Equipage und das übliche Gefolge senden. Die junge Herzogin warf sich in den Anzug, den damals die Damen der höheren Stände trugen, wenn sie zu Fuß oder in einer Sänfte ausgingen. Es war ein weiter, schwarzer Mantel, der den ganzen übrigen Anzug bedeckte, ein Schleier von schwarzem Taffet bedeckte das Haar, und die Züge des Gesichtes verbarg eine schwarze Maske, wie sie damals allgemein, besonders in den südlichen Ländern Europa's, üblich waren. Als ihr Anzug beendigt war, trat sie in das Oratorium, Donna Luisa lag noch auf den Knien.

„Bald werde ich wieder bei Eurer Hoheit zurück seyn," sprach sie, sich mißtrauisch nach dem Vorhange umsehend, der sie allein von ihren unermüdlichen Wachen trennte; „ich werde alle Sorge anwenden, die Befehle des Königs zu erfüllen. Seyd guten Muthes, Hoheit."

Donna Luisa hatte sich erhoben. Ohne ein Wort zu reden, ohne ihre Absicht anders, als durch eine stumme Bewegung zu verrathen, bedeutete sie Isabella, ihren Mantel auszuziehen und sie damit zu bekleiden, und verbarg ihre langen, schwarzen Flechten unter dem Schleier. Isabella warf sich vor dem Bilde unserer lieben Frau von Guadaloupe nieder: Donna Luisa küßte sie auf die Stirne und verließ das Oratorium, Niemand schöpfte Verdacht, und ohne Hinderniß stieg sie in die Sänfte, die mit zwei von Pagen geführten Maulthieren bespannt war. Alle Thore des Alcazars öffneten sich vor dem Befehle des Königs und der Befehlshaber empfing Donna Luisa mit höflichen Worten.

„Senora!," sprach er darauf, nicht wenig erstaunt, daß sie gar keine andere Antwort auf seine Artigkeiten, als ein dankendes Zeichen gab, „ich selbst werde Euch zu dem Gefangenen führen, er ist ein armer Mann, dessen Verstand mir gelitten zu haben scheint, deßhalb

ſchreibe ich ſeine Erklärung auch mehr der Verrücktheit, als ſtrafbarer Abſicht zu. Um mich ſeiner zu verſichern, habe ich ihn in das höchſte Gemach des Thurmes eingeſchloſſen."

Er bot Donna Luiſa die Hand, um ſie hinaufzuführen; Donna Barbara, die ewig wachſame Duena, folgte ihnen. Als ſie alle Treppen erſtiegen hatten und an der Thüre waren, welche zu dem Gefangenen führte, ſprach die Infantin: „Der Befehl des Königs beſagt, daß ich allein zu ihm eintrete."

Bei dem Tone ihrer Stimme zitterten der Hauptmann Rodriguez und die Duena. Sie ſchöpften Verdacht, aber ſie wagten nicht, ihn laut werden zu laſſen, ſo befremdend, ja ſo unmöglich ſchien er ihnen. Schweigend verbeugten ſie ſich, und Donna Luiſa überſchritt allein die Schwelle des Zimmers, das hinter ihr geſchloſſen wurde. Don Sebaſtian ſtand, mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet, an den Eiſengittern ſeines Fenſters.

Die Sonne ging eben unter, und ihr flammendes Licht ſpiegelte ſich auf den weißen Wänden des Zimmers. Der Gefangene hatte ſich nicht umgewendet, als er die Thüre öffnen hörte.

„Sire," erklang leicht hinter ihm eine zitternde, von Thränen erſtickte Stimme. Er ſchauderte und hielt ſich erblaſſend an den Eiſenſtangen des Fenſters, denn ſeine Knie brachen faſt beim Anblick dieſer verſchleierten Dame.

„Sire, ich bin es," ſprach Donna Luiſa, und nahm ihre Maske ab.

„Luiſa!" rief er aus. Beide blieben einen Augenblick unbeweglich wie verſteinert, dann ſetzten ſie ſich Hand in Hand zu einander nieder, und betrachteten ſich lange ſprachlos. Ach! von dieſem Monarchen, der ſchon in der Wiege gekrönt worden war, deſſen Jugend ſo glorreich und mächtig, blieb nichts, als ein Schatten. Seine ſo edeln, ſchönen Züge waren entſtellt durch Schmerzen und Entbehrungen; ſein lebloſer Blick hatte nichts mehr von dem gebietenden Herrſcherſtolz, der ſonſt aus ihm blitzte; Sclaverei und Krankheit hatten die Hoheit vernichtet, die ſonſt auf ſeiner Stirne ſtrahlte, der König war nur noch ein gebrechliches, auf immer von dem ſchrecklichen Sturme, den er überlebt hatte, gebrochenes Weſen. Ein Gefühl des Mitleids, der Hingebung, der Ehrfurcht, ſtärker noch als die Liebe, bewegten Donna Luiſa, beim Anblick ſo großen Unglücks; ſie beugte ein Knie vor ihrem königlichen

Verlobten und rief schmerzlich ergriffen aus: „Ach Sire! wie viel müßt Ihr gelitten haben?“

Er strich mit der Hand durch seine langen Haare und zeigte ihr eine tiefe Narbe oben an der Stirne: „Nicht wahr, Ihr würdet mich immer wieder daran erkannt haben?“ Und als sie es durch ein Zeichen lebhaft bejahte, fuhr er fort: „auch meine guten Portugiesen werden mich daran erkennen, wenn ich wieder unter sie trete. Schon zu lange habe ich gezögert, zu viel auf kluge Rathschläge gehört, das Wenige, was mir noch vom Leben übrig bleibt, wird zu sehr geschont... Gott bewahre mich davor, hier zu sterben!... Aber wenn ich die Spanier aus meinem Reiche verjagt habe, wenn wir in Lissabon seyn werden, wenn Ihr die Krone der Königin von Portugal tragt, dann... dann Donna Luisa, fühle ich, werde ich erliegen, mein Leben an Erfüllung meiner Plane gesetzt haben. Ich werde Euch bei den Königen meinen Ahnen in unserem Kloster von Belem erwarten... da unten im Gewölbe.“

Er hielt schwach und erschöpft inne und deutete mit der Hand auf die fernen Gebirge Portugals.

„Sire, von allen Hoffnungen, die Ihr vor mir aussprecht, wird sich nur eine erfüllen, die, daß es mir vergönnt sey, Euer Loos während der Jahre, die Euch noch übrig sind, zu theilen: Gott, der Euch so wunderbar errettete, wird Euch ferner schützen. Aber wißt Ihr, wo Ihr seyd, und welche Gefahren Euch umgeben? Hört mich, denn unsere Augenblicke sind gezählt. Sire, Ihr seyd in der Gewalt Eures grausamsten Feindes, er hat Euern Tod beschlossen.“

„Er wird es nicht wagen.“

„Ach Sire, bei ihm folgt die That der Drohung auf dem Fuße.“

„Aber die ganze Christenheit würde mein Blut von ihm fordern. Seine Macht ist groß, aber das wird er doch nicht zu unternehmen wagen. Er hat wohl glorreiche Häupter fallen lassen; aber er wird sich hüten, nach dem eines Königs den Streich zu führen.“

„Seine fluchwürdige Heuchelei hat ein Mittel gefunden, diesen unerhörten Frevel zu beschönigen. Er klagt Euch des Betrugs und der Lüge an, ach Sire, Ihr freilich wißt es nicht, wie weit seine Doppelzüngigkeit geht!“

Dann erzählte sie kurz, was vorgefallen sey, die Zusammenkunft, die sie mit Philipp II. gehabt habe, und die Bedingungen, unter denen er ihm Gnade bewilligen wolle. Don Sebastian erfüllten ihre Worte zuerst mit Staunen und Unwillen, dann hörte er ihrer weitern Erzäh-

lung mit ruhiger und trauriger Aufmerksamkeit zu. Als sie zu Ende war, antwortete er kalt: „Darin erkenne ich die hinterlistige, ränkevolle Weisheit meines Oheims von Spanien. Diese Erklärung würde ihn noch sicherer, als der Tod meiner entledigen; denn sie würde allen Versicherungen meiner Anhänger Schweigen auferlegen. Dann erst wäre er in Wahrheit König von Portugal und ich hätte ihm lebend mein Reich als Erbe vermacht. Ich bin sein Gefangener und als Lösegeld fordert er von mir meine Rechte, meine Würde, meinen Namen, Alles, was ich bin... Beim Heiland am Kreuz, um diesen Preis werde ich mich nicht loskaufen. Auf ihn falle mein unschuldig gemordetes Blut!"

Donna Luisa blickte in höchster Angst auf die Thüre und streckte die Arme gen Himmel aus, als wolle sie von ihm noch einen Augenblick Zeit erflehen; dann stürzte sie auf die Knie vor Don Sebastian nieder, und sprach in leidenschaftlicher Erregung: „Sire, mir bleibt nur noch ein Augenblick, um mit Euch zu reden, Euch zu bewegen... Seht, zu Euern Füßen flehe ich Euch um Euer Leben und das meine. Verwerft nicht beide durch Eure Weigerung. Was gebt Ihr auf diese Würde, diese Größe, deren Nichtigkeit ihr so nahe gesehen habt? Ach Sire, die Niedrigsten hier auf Erden sind die Glücklichsten. Einst, ich erinnere mich dessen wohl, habt Ihr oft die Ruhe derer beneidet, die frei von Ehrgeiz sind. Einst sagtet Ihr mir, aller Glanz des Königthums gelte Euch nicht so viel, als das Glück meiner Liebe. Nun denn, wenn ich Euch noch immer theuer bin, so lebt für mich. Ich werde Euch in Armuth und Verbannung folgen. Wir wollen uns in eine einsame Gegend der neuen Welt verbergen, vergessen, was wir gewesen sind. Der König von Portugal wird dann freilich todt seyn, aber Don Sebastian wird leben, für mich allein leben. Ach, wie will ich dann Gottes Fügungen segnen!"

Sie umfaßte Don Sebastians Knie, ihr schmerzlich bittender Blick ruhte auf ihm. Er schwieg.

„Sire, sie kommen. In des Heilands und der heiligen Jungfrau Namen, laßt Euch durch meine Thränen erbitten... Ich weiß, eine Stimme im Grunde Eures Herzens raunt Euch die Worte, Ruhm, Ehre zu!... Traurige Scheinbilder, aus denen der menschliche Hochmuth Götter schuf... Der Ruhm! das ist die blinde Bewunderung der Menge, die dem Glücklichen immer Beifall klatscht. Die Ehre, ach sie besteht nur in hartnäckiger Verblendung! Gälte es, Euer Leben durch niedrige Feigheit, durch Verrath zurückzukaufen, würde ich Euch

wohl kniend darum anflehen, nein, Sire, ich würde Euch ſterben laſſen, ich würde mit Euch ſterben. Aber dieſe Krone, Ihr habt ſie von Gott und könnt Ihr ohne Reue, ohne Schmach entſagen."

So redete ſie noch lange mit ihm unter Thränen und Flehen, abwechſelnd von Furcht und Hoffnung bewegt. Er antwortete nichts auf ihre leidenſchaftliche Bitten, aber die Todesbläſſe auf ſeinem Antlitze, ſein unſtäter, ängſtlicher Blick zeugten von dem fürchterlichen Kampfe, der in ihm tobte.

Plötzlich unterbrach ſich Donna Luiſa und ſprach zitternd: „Es iſt geſchehen, Sire, ſprecht das Urtheil über unſer Leben oder unſern Tod aus."

Er ſchloß ſie in ſeine Arme und drückte faſt wahnſinnig ihr ſchönes, bleiches Haupt an ſeine Bruſt: „Nun denn, ich will es, ich will Freiheit und Leben mit Dir."

Als die Thüre ſich öffnete, hatte Donna Luiſa noch Zeit, Maske und Schleier wiederzunehmen. Der Hauptmann Rodriguez trat ein, gefolgt von zwei Soldaten, mit Fackeln in der Hand, denn es dunkelte ſchon.

„Senora," ſprach er, „die Damen Eurer Begleitung warten Eurer mit Ungeduld, es iſt Zeit zur Rückkehr, wenn Ihr Euch nicht nächtlicher Weile in den Straßen von Badajoz finden wollt."

„Hauptmann," antwortete ſie, „Euer Gefangener iſt bereit, die Erklärung zu leiſten, welche Se. Majeſtät begehrt, Ihr müßt ſchon Befehle in dieſer Hinſicht erhalten haben."

„Ja, Senora," entgegnete er, beſtürzt durch den Ton der Stimme, die er faſt erkannte, „Se. Majeſtät hat den ehrwürdigen Herrn Cyrillo, unſern Caplan, und Don Juan de Samiſo, meinen Lieutenant bezeichnet, um mit mir ſeine Geſtändniſſe entgegen zu nehmen. Sie ſind hier."

„Ruft ſie herbei, damit Alles in meiner Gegenwart geſchehe und ich dem Könige Rechenſchaft davon geben kann."

Sie ſetzte ſich neben Don Sebaſtian nieder und flüſterte ihm zu: „Sire, Ihr ſchenkt mir das Leben, wenn Ihr Euer eigenes zu erhalten trachtet ... Könnt ich Euch doch auf den Knien dafür danken! Wendet Eure Augen auf mich und ſehet, wie glücklich ich bin ... Nein, ich fürchte nichts mehr, Philipp II. hat auf das heilige Evangelium geſchworen und ſein königliches Wort gegeben, bald werdet Ihr frei ſeyn. Ach! wie ſehr freue ich mich, für Euch der übrigen Welt zu entſagen und Euch weit über das Meer zu folgen!"

Dieſe Worte der Hingebung und Zärtlichkeit von der Geliebten fanden in dem Herzen Don Sebaſtians lebhaften Wiederhall; er vergaß den Stolz ſeiner königlichen Würde, er fürchtete den Tod, der das neue Glück, das Donna Luiſa ihm verſprach, zertrümmert haben würde. Dazu kam noch, daß die körperlichen Leiden mit auf ſeine ſonſt ſo ſtarke Seele gewirkt hatten, und ſeine Kühnheit, ſein ſonſt ſo heißer Muth jetzt äußerer Eindrücke bedurfte, um wieder aufzuwallen.

Die von Hauptmann Rodriguez herbeigerufenen Zeugen kamen bald. Ihnen folgte eine Art Gerichtsſchreiber, ſie reihten ſich um den Tiſch, und der Schreiber entfaltete einen Bogen, mit dem königlichen Stempel verſehen. Statt zu einem regelmäßigen Verhör zu ſchreiten, ſchrieb er eine Erklärung nieder, deren ganze Faſſung ſchon vorher beſtimmt worden zu ſeyn ſchien, ſo klar und beſtimmt waren ſie. Doch forderte er, ehe er zu Ende war, ſeinen Gefangenen auf, ihm ſeinen wahren Namen zu erklären.

„Sebaſtian," antwortete er mit bewegter Stimme, ohne zu zaudern.

„Und Euer Gewerbe?"

„Soldat."

Der Gerichtsſchreiber las mit lauter Stimme dieſe Acte, die den König von Portugal ſterben ließ. Don Sebaſtian hörte mit ſtiller Aufmerkſamkeit, die Augen auf ſeine Geliebte gerichtet, zu. Alles war geendet, da wandte ſich der Hauptmann zu Donna Luiſa und ſprach zu ihr: „Auch Ihr, Senora, müßt dieſe Erklärung unterzeichnen. Im Falle der Abweſenheit oder des Todes der eigentlichen Zeugen könnt Ihr alsdann berufen und auf die Wahrheit des Geſchehenen beeidigt werden. So will es das Geſetz."

Die Infantin war im Augenblicke überraſcht und erſchreckt, dann aber unterſchrieb ſie ſchnell und entſchloſſen: Luiſa von Portugal.

„Senora!" ſchrie der Hauptmann auf.

„Ich nehme Alles auf mich," unterbrach ſie ihn ſtolz, „Vollzieht jetzt die Befehle, welche Ihr erhalten habt. Von dieſem Augenblick an iſt Euer Gefangener frei."

„Noch nicht, Senora, zuerſt muß er unter guter Bedeckung nach San Lucas geführt werden, von wo er nach der Inſel Luca, ſeinem Verbannungsorte, eingeſchifft werden ſoll. Don Juan von Matha wird ſein Gefährte ſeyn"

„Juan iſt zurückgekehrt, er iſt hier?" unterbrach ihn Don Sebaſtian.

„Ja, der würdige Ritter iſt zurückgekehrt, wie er verſprochen hatte," antwortete der Hauptmann Rodriguez mit einem Seufzer, „er brachte das Löſegeld für ſich ſelbſt und für Euch mit, aber die Gerechtigkeit des Königs hat Eure Loskaufung übernommen."

„Ach, Don Juan de Matha, mein edler Freund!" ſprach Don Sebaſtian halblaut, „er kam mit einer andern Hoffnung zurück."

„Senora," erinnerte der Hauptmann Rodriguez, „es iſt ſchon ſpät, die Zugbrücke muß gleich aufgezogen werden."

„Nun, alſo fort!" Sie wandte ſich noch einmal zu Don Sebaſtian und erhob ihre Rechte zum Himmel, als wollte ſie ihn zum Zeugen ihres Verſprechens machen.

Einige Stunden ſpäter ward Donna Luiſa zum Könige berufen. Sie fühlte, jetzt ſey der Augenblick gekommen, der über ihr Schickſal entſcheiden werde, ſie wußte, wie ſchrecklich Philipps II. Zorn ſey, doch fürchtete ſie ihn nicht für ſich, wenn ſie nur über Don Sebaſtians Schickſal ruhig ſeyn dürfe. Der König war allein in ſeinem Cabinette und hielt Don Sebaſtians Erklärung in der Hand. „Donna Luiſa," fragte der König und zwang ſich, kalte Ruhe zu zeigen, die das zornige Beben ſeiner Lippen Lügen ſtrafte, „iſt das Eure Unterſchrift?" Sie warf einen Blick auf die Schrift, die er ihr zeigte, und antwortete dann: „Ja, Sire." Darauf erzählte ſie, wie es ihr gelungen ſey, die Wache ſammt den ſie umgebenden Damen zu täuſchen und bis zu dem Gefangenen zu dringen. Philipp II. hörte zu, ohne ſie zu unterbrechen, dann erwiderte er mit bitterem Spotte: „Das war ein kühner Betrug, und doch hättet Ihr ihn Euch erſparen können. Senora, Ihr brauchtet uns nur wiſſen zu laſſen, daß Ihr Verlangen trüget, jenen Elenden zu ſehen, gewiß, wir hätten auch Euch nicht die Erlaubniß verweigert, die wir der Herzogin von Avero bewilligt haben. Wie niedrig und verworfen auch dieſer Menſch wohl iſt, Ihr hättet in Eurer Milde bis zu ihm gelangen ſollen. Man hat früher eine große Fürſtin, die Infantin Margaretha, oft in die Gefängniſſe dringen und die Verbrecher tröſten ſehen, denen ſie auch zu Zeiten Freiheit und Gnade erwirkte. Man lobte, man verehrte dieſe hohe Milde, die ſich ſo demüthigte."

Donna Luiſa verſtand, was in dieſen Worten voll falſchen Mitleids und grauſamer Verachtung lag, und antwortete demüthig aber würdevoll: „Sire, verzeiht mir, wenn ich gefehlt habe, ich bedarf Eurer Vergebung..."

„Ach so," antwortete er lächelnd, „Ihr habt noch eine Gnade zu erbitten?"

„Ja Sire, sie betrifft mich selbst und ist die größte, die mir zu gewähren in Eurer Macht steht. Um meine Freiheit bitte ich Eure Majestät."

„Ah, Eure Freiheit, und wozu?"

„Ich will fern von hier auf immer weilen, Sire, und nie wird das Andenken an diese Eure Wohlthat in meinem Herzen erlöschen."

Der König antwortete nur durch einen dumpfen Laut des Zornes und der Ueberraschung; sein Verdacht war nicht so weit gegangen, er hatte Donna Luisa nicht einer solchen Liebe, einer solchen Aufopferung für fähig gehalten.

„Sire," sprach sie weiter, „Gott hat mir Gefühle eingeflößt, die meiner jetzigen Stellung angemessen sind. Aus meinem Lande verjagt, meiner Stellung beraubt, die Demüthigung und den Untergang aller mir Theuern vor Augen, sollte ich da nicht den Stolz meiner Geburt abschwören und eine demüthige Magd Eurer Majestät werden? Ein neues Leben hat sich mir plötzlich eröffnet."

„Donna Luisa," unterbrach sie der König heftig, „würdet Ihr wagen, mir die ganze Wahrheit einzugestehen?"

„Ja Sire, wenn Ihr mich darum befragt;" antwortete sie unerschrocken.

„Ihr wollt dem Geschicke eines Elenden folgen?"

„Sire, in Euern Augen vielleicht, in den Augen der Welt ist dieser Mensch sehr strafbar und Ihr habt ihm Gnade angedeihen lassen, für mich ist er der König Don Sebastian, den ich zwang, sein Leben und das meinige durch unrühmliche Nachgiebigkeit zu erkaufen. Ich war seine Braut, Sire, ich liebe ihn. Ich gehöre ihm für das Leben, für die Ewigkeit an, Ihr begehrtet die Wahrheit von mir, ich verhehle sie Euch nicht."

Philipp II. war blaß geworden, Wuth glänzte in seinen Augen, nur mühsam hielt er seinen kochenden Zorn zurück und sprach verächtlich: „Euer Irrthum dauert mich, Donna Luisa, es muß Zauberei, Betrug eines höllischen Dämons in allem dem liegen."

Donna Luisa schrack bei diesen Worten zusammen, sie wußte, wie viele Schlachtopfer Philipp II. der Inquisition geliefert hatte, und wie oft diese ihn von lästigen Feinden befreien mußte.

„Sire," rief sie mit letzter Kraft aus, „wer dieser Mensch auch seyn möge, bedenkt, Ihr habt auf das heilige Evangelium geschworen,

ihm Freiheit und Leben zu laſſen, wenn er die ihm vorgeſchriebenen Bedingungen eingehen wolle; der heilige Vater ſelbſt könnte Euch nicht von einem ſolchen Eide entbinden."

Es herrſchte langes Stillſchweigen, Donna Luiſa ſtand geſenkten Blickes vor ihrem Feinde, ihre Kraft war dahin, ſie konnte ſeinen durchbohrenden Blick nicht mehr ertragen. „Donna Luiſa," ſprach er endlich, „Ihr ſeyd entlaſſen. Morgen werde ich Euch wieder zu mir beſcheiden. Bis dahin wird mir Gott gezeigt haben, was ich für Euch thun ſoll. Habt Ihr noch Mitſchuldige, ſo mögen ſie das Geheimniß bewahren, ſo lieb ihnen ihr Leben iſt; ſagt das auch der Herzogin von Avero."

Ungeachtet des Verſprechens des Königs, vergingen zwei Tage in qualvoller Erwartung. Donna Luiſa zitterte nicht für Don Sebaſtians Leben, denn ſie wußte, daß der König nie einen Eid brechen würde, den er auf das Evangelium geſchworen hatte, aber ſie verzweifelte daran, ihre eigene Freiheit zu erhalten. Doch vermochte nichts ſie auf die Dauer zu entmuthigen, und ſie glaubte und hoffte nur, der Tod werde die Macht haben, ſie auf immer von Don Sebaſtian zu trennen. Endlich, am Morgen des dritten Tages, erhielt ſie eine Botſchaft vom Könige, die ſie auf der Stelle zu ihm berief; ein Vorgefühl des Schrecklichſten überfiel ſie, und trotz der Gegenwart ihrer Damen ſank ſie weinend in die Arme der Herzogin von Avero, und flüſterte ihr zu: „Iſabella, erinnere Dich meiner letzten Worte, wenn wir uns nicht wiederſehen. Willige in keine Verbindung mit einem Spanier; deine Hand belohne einen der Edeln, die unſerem Unglücke treu blieben. Unter ihnen allen iſt Don Juan de Matha Deiner am würdigſten."

Als ſie durch die Gänge ſchritt, um in's Gemach des Königs zu gelangen, bemerkte ſie, daß eine gewiſſe Bewegung darin herrſchte. Der Hauptmann der hundert Mann, welche man **la guardia de Espinoja** nannte, und die das Vorrecht hatten, auf der Reiſe die nächſte Umgebung des Herrſchers zu bilden, wartete an der Thüre Philipps II.

Der König ging Donna Luiſa einen Schritt entgegen; trotz der unbeweglichen Ruhe, die er zu bewahren ſich bemühte, blitzte eine düſtre Freude in ſeinem Blicke. „Senora," ſprach er, „noch heute folgt mir der Hof nach Elvas, wo ich mich einige Tage aufhalten werde, dann gehen wir nach Liſſabon. Auch Ihr werdet dorthin kommen und dann erfahren, welch hohes Glück wir Euch beſtimmen."

„Sire," antwortete ſie ruhig, „mit welchem Glanze Eure Majeſtät

mich umgeben will, welche Ehren Ihr mir zugedacht habt, ich lehne sie ab." Sie sprach diese Worte leise, aber mit fester Entschlossenheit. Philipp II. verstand diesen unbesieglichen Widerstand, vielleicht hatte er ihn geahnet. Seine leidenschaftliche Liebe sah nun nur noch eine letzte und fürchterliche Befriedigung, die der Rache.

„Nun denn, Senora," entgegnete er kalt, „Ihr seyd frei, ich lasse Euch hier, Herrin Eures Willens. In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Portugal. Schon stehen die Gefährte des Hofes und meine Garden außerhalb der Thore. Wollt Ihr nicht mit mir gehen, Senora, um die schöne Ordnung meines Gefolges zu sehen? Kommt, ich will sie Euch zeigen."

Er ließ ihr nicht Zeit, zu antworten, nahm ihre Hand und ging durch die weiten Gänge auf den Thurm des Klosters zu. Ohne Besinnung folgte ihm Donna Luisa; erst als sie auf der Brüstung oben angekommen war, erholte sie sich etwas wieder. Die Sonne eines schönen Herbsttages beschien die weite Ebene und ließ alle Gegenstände tief unten deutlich sehen. In den Straßen und vor den Thoren herrschte ein reges Getreibe. Alle Garden des Königs waren unter den Waffen und boten ein buntes, prächtiges Schauspiel dar. Aber Donna Luisa warf kaum einen Blick auf die wogende Menge, ihre Blicke suchten den höchsten Thurm des Alcazar, dort das vergitterte Fenster, hinter dem Don Sebastian saß. Der König überließ sie einige Augenblicke ihren Gedanken, dann sprach er langsam: „Eine sonderbare Begebenheit hat sich gestern im Alcazar ereignet. Der Gouverneur musterte die Besatzung, die Soldaten führten beim Schalle der Trommeln und Trompeten ihre kriegerischen Bewegungen aus. Der Gefangene, für den Ihr Gnade erbeten und erlangt habt, sollte mit noch einigen anderen Missethätern nach San Lucas abgeführt werden. Dieser Trupp befand sich gerade im Hofe, als die Fähndriche ihre Fahnen schwangen und die Fanfaren der Musik in den tausendfach erschallenden Ruf einfielen: „Es lebe Spanien und Portugal;" da stürzte sich der Gefangene vor die Reihe der Truppen und schrie: „Zu mir! Portugal für den König, ich bin Don Sebastian." Aber wer wird ihm wohl glauben, jetzt, da er selbst ausgesagt und unterzeichnet hat, daß er ein Abenteurer ist? Da er nun also seine Erklärung widerrufen hat, sind auch wir unseres Eides entbunden und haben befohlen, daß der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werde."

„Und alles ist vorbei?" fragte Donna Luisa mit bebender, lautloser Stimme.

„Noch nicht," antwortete Philipp II., und sah nach dem Alcazar hin.

Sie sah, wie vergeblich es sey, um Gnade für Don Sebastian zu flehen, nichts mehr konnte ihn retten. Da dachte sie an schnellen und gewissen Tod, und ihr Auge maß die Höhe des Thurmes; schon streckte sie die Arme nach der schwindelnden Tiefe aus, doch Furcht vor der Ewigkeit hielt sie vom Selbstmorde zurück, sie fürchtete dadurch auch im andern Leben von dem getrennt zu seyn, den sie liebte und der jetzt zum Himmel einging. Sie wollte fliehen, aber der König versperrte ihr den Weg und hielt sie gewaltsam zurück; „seht dorthin auf den Alcazar," rief er höhnisch.

Eine menschliche Gestalt hing an den Zinnen des Thurmes; unten am Fuße der Festung stand ein großer Volkshaufe, der hinauf sah. In diesem Augenblicke füllte er die Luft mit lautem Beifallsgetöse. Donna Luisa stürzte mit einem lauten Schrei zu Boden. Der König betrachtete sie einen Augenblick mit starrem Auge und sprach halblaut: „Ich liebte sie."

Dann stieg er vom Thurme hinab.

Donna Luisa fand im Benedictinerkloster Zuflucht und Kerker. Nie lebte jemand abgeschiedener von der Welt, strenger bewacht. Das Kloster war für sie ein Gefängniß, dem niemand nahen konnte; sie erfuhr nichts von denen, die sie in der Welt zurückgelassen hatte. Erst achtzehn Jahre später, nach Philipps II. Tode, hörte sie das Schicksal derer, für die sie täglich betete. Ihr Land hatte das spanische Joch erdulden müssen, Don Antonio, Ihr Vater, war in der Verbannung gestorben, nachdem er seine Rechte auf die Krone von Portugal dem Könige Heinrich IV. von Frankreich vermacht hatte. Die Herzogin von Avero ward ihres Ranges und ihrer unermeßlichen Güter beraubt worden, weil sie sich geweigert hatte, einem spanischen Unterthan ihre Hand zu geben, und den verbannten Don Juan de Matha geheirathet hatte.

Erinnerungen aus Spanien.

Das Fest der Gräber in Cadix im Jahre 1837.

Am Tage vor dem Feste der Gräber (aller Seelen) wird in Cadix, wie in der ganzen katholischen Welt, das große Fest aller Heiligen gefeiert; aber an diese allgemeine Feierlichkeit knüpfen sich für die andalusische Stadt andere Huldigungen des Dankes, den man dem Allmächtigen zu bringen hat. Bei dem Erdbeben von 1755, das die ganze Halbinsel erschütterte, und aus Lissabon nur einen ungeheuren Trümmerhaufen machte, überschritt das Meer seine gewöhnlichen Schranken, und stürzte sich wüthend gegen die Mauern von Cadix; schon hatte es sich bis zu dem Niveau der Wälle erhoben, die die Stadt auf der westlichen Seite beschützen; schon fing es an, die oberen Werke zu bedecken, schon drohte es Alles zu verschlingen, als es plötzlich unter den Mauern der Palmakirche durch die wunderbare Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau aufgehalten wurde, deren seitdem hochverehrte Bildsäule eine weiße Fahne erhob, die sie in der Hand hielt, und den Arm ausstreckte, und durch diese Bewegung die See nöthigte, in ihr Bett zurückzukehren. Um das Andenken dieses Wunders zu bewahren, und ohne Zweifel im

Gefühle einer frommen Dankbarkeit, hält man seit jener Zeit jedes Jahr eine feierliche Prozession, die von dieser Palmakirche ausgeht, und nachdem sie mehre Quartiere der Stadt durchwandert hat, mit dem Anbruch der Nacht bei den letzten Schwingungen der Glocken aller Thürme zurückkehrt. Der Wind trägt in weite Ferne die freudigen Töne, die das Fest schließen; es herrscht tiefe Stille. Und wenn die Morgendämmerung die Finsterniß verdrängt, vibriren die Glocken abermals, aber nicht mehr in glänzendem Fluge, sondern bis in das Dunkel die Todentöne hinüberziehend, die sie in Zwischenräumen erschallen lassen. — Das Fest der Gräber hat begonnen.

An diesem Tag voll beängstigender und düsterer Gedanken für die Stolzen, aber zugleich voll sanfter, tröstlicher Hoffnungen für die demüthigen Seelen, ging ich mit einem meiner Freunde von Cadix aus, dem Kirchhofe zu. Sobald wir die Thore der Stadt hinter uns hatten, dehnte eine lange, gerade, ebene Straße, einer Gartenallee ähnlich, ihre bläuliche Perspective vor uns aus; dieser Weg führt zu der St. Ferdinands-Stadt, und ist eine wahre Römerstraße, die mit großen Kosten auf dem Hafendamm erbaut worden ist, der Cadix mit der Insel Leon verbindet. Einige Schritte weiter öffnete sich vor unserem Blicke eine große Scene von Trümmern und öden Räumen, die ihre anregenden Erinnerungen von Ruhm und Größe ausbreitet und dem zerstreuten Geiste der Völker ihre unnütze Jahre aufnöthigt.

Links durch die halb umgeworfenen Mauerflügel der furchtbaren Festungswerke, welche einst an den Lagunen von Trocadero die ungeheuern Werften und die weiten Magazine der nicht mehr bestehenden reichen Compagnie der Philippinen beschützten, bemerkt man Mauern der in Trümmern liegenden Häuser der Stadt Port-Royal, die ihre Grundsäulen in den blauen Wellen der Bucht baden; ferner hin erhoben die Masten der wenigen Schiffe, die sich unter den Ruinen eines der schönsten Arsenale der Welt, der Caraque, abtakeln lassen, ihr zerstümmeltes Gerippe über einer platten, kahlen Gegend, denn das Observatorium von Spanien, aus dem so viele geschickte und unerschrockene Seefahrer hervorgingen, um die Welt mit den großen Arbeiten ihrer Entdeckungen zu beschenken, das aber jetzt seine Gläser nur noch nach den Gestirnen zu richten scheint, um sie über das Unglück seines Vaterlandes zu befragen; und endlich, dieses schmerzliche Trümmer-Gemälde beherrschend, die bleiche Stadt Medina-Sidonia, ein weißer Fleck mit dem grauen Revers des Gebirges und

der felsigen Kette der Ronda. Näher um uns her war auf der einen Seite der Straße, wie auf der andern, nichts als Sand und ausgedörrtes Land; Lastthiere machen die Paternosterwerke einiger Brunnen ächzen, welche, ein wenig Frische und Feuchtigkeit um sich verbreitend, einige sehr verwelkte, sehr traurige Vegetation, ärmliche Oasen inmitten dieser kleinen Wüste, erzwingen; da und dort lassen magere Klepper ihr staubiges Haar im Winde flattern; und endlich sieht man Disteln und afrikanische Aloen mit ihren großen stacheligen Blättern. Wehe der schwachen Pflanze, die unkluger Weise ihren wachsenden Stängel erheben wollte, sogleich würde sie verbrannt seyn. Der Weg zum Kirchhofe war ein wahrhafter Todtenacker.

Und zum Gegensatze, wie um das Auge sich von diesem Schauspiele der Schwächen erholen zu lassen, wie um die Seele über diese Umgebung voll Elend, über diese Gedanken der Trauer und der Nichtigkeit zu trösten, breitete rechts der unermeßliche Ocean seine weite, friedliche Azurfläche aus; ihre goldene Kugel noch am blauen Himmel schaukelnd, warf die Sonne einen letzten Strahl herab, und ließ dann bald einen breiten Purpurstreifen am Horizont zurück; es war das Ende eines schönen, ruhigen, balsamischen, von den göttlichen Gerüchen und tröstlichen Gedanken durchdufteten Herbsttages, für alle diejenigen, die ein frommer Zweck an diesen Ort zog. Ein fühlbares Bild künftiger Verheißungen, warf der reine Himmel und das Meer in frischer Munterkeit ihre wollüstige Ruhe über die verfluchte uns umgebende Erde, einen Strahl himmlischer Hoffnung in die über das nahe Elend trauernde und von der Last geheimer Beängstigung bedrückte Seele; es war ein Stück des geheimnißvollen Schleiers der Zukunft, wie durch eine unsichtbare Hand gelüftet. Aber die Straße war bedeckt von einer lustigen Menge, die, diesen Eindrücken fremd, mit der Gleichgültigkeit des Gewohnten, leichten Fußes, wie zu einem Freudenfeste vorüberzog. Alle Anmuth ihrer andalusischen Haltung entwickelnd, lächelten die Frauen den einen zu, machten den andern leichte Zeichen mit den Fächern, und begünstigten die glücklichsten mit ihren strahlenden Blicken. Alles an ihnen war Vergnügen und Coquetterie, in seltsamem Widerspruche mit ihren Trauergewändern.

Von dem Volke geführt, gelangten wir nach einer halben Stunde zu der St. Josephskirche. Auf der andern Seite der Straße traten wir durch ein Portal, über das man das große Wort des Propheten

gesetzt hatte: **Vaticinare de ossibus istis** *). — Das war das Thor des Kirchhofs.

Nach dem alten Gebrauche der ersten Zeiten des Katholicismus dienten die unterirdischen Gewölbe der Kirchen und Klöster von Cadix bis zum Jahre **1800** als Begräbnisse für die Gläubigen, aber eine Gelbfieber-Epidemie, die damals unter allen Classen der Gesellschaft furchtbare Verheerungen anrichtete, machte auf die Gefahren aufmerksam, die aus dieser Art von Begräbnissen hervorgingen, und da überdieß die geweihten Stätten unzureichend waren, so gründete man eine halbe Stunde von der Stadt, bei der Kirche desselben Namens, den St. Josephs-Friedhof, der in den ersten drei Monaten mehr als neun tausend Todte aufnahm.

Die Natur des Bodens, der aus sehr feinem Flugsand besteht, begründete die Gräber-Bauart, die man hier findet. Auf einem Terrain, das so wenig Festigkeit bot, konnte man weder Monumente errichten, noch umzäunte Plätze haben; man mußte eine der Oertlichkeit angepaßte Weise wählen, darum ist der Kirchhof von Cadix von allen denen verschieden, die man in der Regel außerhalb Spaniens trifft. Dieser Kirchhof wird von fünf nach einander folgenden Gevierten, von je ungefähr achtzig Fuß, gebildet, die durch hohe, gewölbte Thore mit einander in Verbindung stehen. Auf der kahlen Fläche des Bodens hat man gegen die Mauer zu aus Backsteinen eine Reihe kleiner Höhlen, genannt Oefen, gebaut, die die Form von gewöhnlichen Reliquienkästen haben, und zur Aufnahme der Todten bestimmt sind; hat man jeden Todten, die Füße auf die Seite der Mauer, in seine Zelle gelegt, so vermauert man die Oeffnung, die dann nach dem Stolze oder der Trauer der Familien mit einer Marmortafel, oder mit einem gewöhnlichen Steine mit einer Inschrift bedeckt wird. Eine zweite Reihe von Oefen wird auf die erste gelegt, dann eine dritte und sofort bis zur Höhe der Mauer; so findet man sechs übereinander.

Man denke sich einen viereckigen Raum, zur Ermüdung des Blickes mit nacktem, weißem Sand bedeckt, umgeben von vier hohen, weißen Mauern, und darüber einen stets blauen Himmel, und man hat das

*) Hesekiel 37. 3. Und der Herr sprach zu mir: Weissage von diesen Gebeinen, und sprich zu Ihnen: Ihr verdorrten Gebeine, höret des Herrn Wort.

Bild des Kirchhofs von Cadix vor Augen. Es findet ſich hier alle Oede des Todes, alles Scheußliche des Nichts. Man trifft hier nicht das grüne Mauſoleum noch feucht von den nächtlichen Thränen, die die Trauerweide mit ihren anmuthigen Zweigen ſich darüber beugend, von ihrem Haupte hat fallen laſſen; das Auge ſieht keine Schatten, keine Bäume, wo man von denen träumen könnte, die nicht mehr ſind; keine mit Schmelz übergoſſene Raſen, keine Blumen; der ſpielende Wind bewegt keine Blätter, keine Vögel, die herbeikommen, um den Thau aus der Höhle eines Grabes zu trinken, und ihren ſanften Geſang, wie eine Stimme des Troſtes von oben, mit den Thränen der Wittwe oder der Waiſe vermählen. Weht der Wind in Stößen, ſo erſcheinen heiße Sandwirbel, Gluthhitzen, die von allen Seiten zurückſtrömen, und über die Marmortafeln hinfahren, dann graue Eidechſen und wimmelnde Kröten. Unſere grünen Kirchhöfe erſcheinen als das Emblem der Reichthümer und Hoffnungen des himmliſchen Lebens, während der Friedhof von Cadix nur das Bild des Elends und Nichts gibt.

Der Himmel bekam ein röthliches Ausſehen und verlor ſeine azurne Farbe; es mußte vor Ablauf einer Stunde Nacht werden. Die neueſten Gevierte waren mit Männern und Frauen bedeckt, die ſich nach allen Richtungen hin bewegten, denn Jeder war aus alter Gewohnheit, oder weil er ſich der Unterlaſſung hätte ſchämen müſſen, herbeigekommen, und über dieſes war es an dieſem Tage ein Mode-Spaziergang. Man hatte einige ſpärliche Laternen an den Gräbern aufgehängt. Die Geiſtlichkeit der St. Joſephskirche erſchien mit vorgetragenem Kreuze, machte einen Gang durch die Gevierte, und beſprengte die Gräber, ein lautes Gebet anſtimmend. Das wäre ein impoſantes Schauſpiel für denjenigen geweſen, der, ſich verborgen haltend, aus der Ferne das heilige Waſſer auf die Todten hätte herabfallen ſehen, ein Schauſpiel, ähnlich dem, das eine katholiſche Kirche bietet, wenn der Prieſter, in allem Pomp des römiſchen Cultus, ſeinen Gott über die niedergebeugte Menge emporhebt. Aber näherte man ſich, ſo war alle Täuſchung verſchwunden; denn die Männer beteten nicht, und die Weiber bewegten, während ſie die todten Worte des Gebetes ſprachen, auf eine gefallſüchtige Weiſe ihren Fächer, und dachten mehr an ihre Novios (Liebhaber), mit denen ſie zärtliche Blicke wechſelten, als an die Seelen, deren Andenken ſie ſich hätten hingeben ſollen.

Spanien iſt religiös und mönchiſch *geweſen*! Das letzte Wort war geſprochen, der letzte abſolvirende Waſſertropfen war ausgeleert;

es trat eine große Bewegung ein und bald fand ich mich mit meinem Freunde in dieſer Stadt der Todten ganz allein. Es war dunkle Nacht.

Bei der matten Beleuchtung der an den Gräbern aufgehängten Laternen durchwanderten wir den für uns ſo neuen Ort, und theilten uns mit lauter Stimme unſere Eindrücke mit, als aus einer Gruppe von Leuten, die mit dem Auslöſchen der Lichter beſchäftigt war, die rauhe Stimme eines Menſchen hervor tönte, der ſich uns mit ſonderbarer Verbeugung näherte. Es war ein Savoyarde, welcher unter dem Kaiſer gedient hatte. Er war beim Feldzuge in Spanien verwundet worden, und hatte ſich, als man Frieden ſchloß, in Cadix verheirathet, und das Gewerbe eines Schreiners, das er früher getrieben, wieder ergriffen und war ſpäter Todtengräber geworden. Dieſer Menſch, der, nachdem er das Handwerk eines Todtſchlägers getrieben hatte, nur das eines Todtengräbers übte, hatte in ſeine Profeſſion denſelben Stoicismus gebracht, den er im Felde gezeigt. Jede von ſeinen, mit einem Grinzen begleiteten Antworten, trug das Gepräge der plumpen, aber wahren Philoſophie, die man häufig im Volke trifft. Der Ort, die Stunde, ſeine ungeſchlachte Stimme und die Scene der Irreligioſität und des Scandals, die wir vor Augen gehabt hatten, verliehen ſeinen Worten einen gewiſſen fanatiſchen Ausdruck. Dieſer Menſch war ein unförmliches Bild des ſpöttiſchen Jahrhunderts, das, ſich aller Irrthümer gewaltſam entringend, dem Leben ſeine drückenden Wahrheiten auspreßt, und ſeine reinſten Illuſionen benimmt.

„Steckt Ihr alle Leute in Eure Oefen?“

„Wir ſtecken diejenigen hinein, welche bezahlen.“

„Und die andern?“

„Das Volk? man legt es überall hin. Es iſt nicht, wie in andern Ländern, es gibt kein großes Loch; der ganze Kirchhof iſt dieſes Loch, man fängt bei einem Ende an und endigt beim andern.“

„Wie, Ihr begrabt die Leute in dieſen Sand. Wie viel Fuß tief grabt Ihr?“

„Zwei Fuß, und dann legt man etwas Kalk darauf.“

„Für dreißig Jahre, die er ſchon beſteht, hat dieſer Kirchhof ſehr wenige Oefen.“

„Ach! man muß ſehr reich ſeyn, um ſeine Stelle zu bekommen, der Ofen iſt ſehr theuer.“

„Demnach können nur die Reichen die Stelle ihrer Väter bezeichnen, und hierher kommen, um für ſie zu beten?“

„Sie kommen nicht mehr, als die andern. Sie haben die Menge

der Lichter geſehen. Wir wären zu reich, wenn man dabei an die Todten dächte!"

„Warum!"

„Die Kerzenſtümpchen gehören uns."

„Begleiten die Prieſter die Todten bis hierher?"

„Ja, wenn man ſie bezahlt."

Gern verließen wir das Feld der Vergeſſenheit, denn dieſer Menſch machte einen ſchlimmen Eindruck auf uns. Wir wollten uns von ihm abwenden; aber den Todtengräber über dem alten Soldaten vergeſſend, drückten wir ihm die verſtümmelten Hände und kehrten, das Herz voll trauriger Gedanken über dieſes Land, das vor kurzer Zeit noch ſehr chriſtlich war, nach Cadix zurück.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Der Freihafen,

von

Theodor Mundt.

Altona. Bei Hammerich.

Der zweite Band dieser schon früher angezeigten Zeitschrift, welcher nach Art der englischen Reviews sowohl Originalaufsätze verschiedener Art, als auch literarische Beurtheilungen und mannigfache Notizen enthält, bringt dießmal unter dem Bemerkenswerthen eine Reise durch die sächsische Schweiz bis Sonnenstein, von König, und eine Abhandlung über die Weltstellung des Islam, von Rosenkranz. Der erstere Aufsatz, welcher die Anschauungen des Verfassers über das malerische der dortigen Natur mit einer kleinen Erzählung von heiterer und ironischer Haltung verbindet, ist durch die leichte Darstellungsart und die gereifte Lebensansicht anziehend, die man überhaupt bei H. König gewohnt ist. — Was den zweiten Aufsatz betrifft, so besitzt Rosenkranz viel Geschick, die Resultate von Forschungen jeder Art in gewürzter Darstellung zusammenzustellen, und den inneren Zusammenhang aufzufinden. Nur erkennt man zu sehr an seinem Style die Schule, besonders an undeutschen, oder aus philosophischen Systemen hergenommenen Phrasen, bei Begriffen, die sich eben so leicht in verständlicher Sprache darstellen lassen. Es

scheint beklagenswerth, wenn noch Einige an dieser Manier festhalten, die man sich vor mehren Jahren vergeblich bemühte, in die Mode zu bringen. Uebrigens enthält der Aufsatz mehre Paradoxen; das Stationum im Orient wird vom Islam hergeleitet; dem Koran wird begeisterte Poesie abgesprochen. Was letzteres betrifft, so wagt der Referent über diese Behauptung Nichts zu sagen, die allerdings der gewöhnlichen Meinung widerstreitet. — Ein anderer Aufsatz ist von Varnhagen von Ense, worin ein Memoire der Herzogin von Bourbon, Schwester des Herzogs von Orleans (**Philippe Egalité**), gewiß einer trefflichen, und von allen Parteien während der Revolution geachteten Frau, mitgetheilt wird. Dasselbe hat aber durchaus keine Wichtigkeit, und keinen andern Werth als den, daß es viel Mühe kostete, es sich zu verschaffen. Varnhagen scheint besonderes Vergnügen an historischen Curiositäten zu haben, die man nur durch besondere Verbindungen sich verschaffen kann, und die denselben Werth besitzen, wie durch Rost ehrwürdige Messerklingen in einer Antiquitätensammlung. Einige Anecdoten über Niebuhr sind nicht dazu geeignet, eine günstige Idee für den Scharfblick dieses Mannes hinsichtlich seiner Zeit zu geben. Dabei ist gesagt: „Niebuhr sey der erste Mann in Bonn" natürlich mit Rücksicht auf A. W. v. Schlegel. Diese Behauptung scheint ein wenig voreilig. Es ist doch noch die Frage, in welchem Ansehn Niebuhrs Conjecturen nach zwanzig Jahren stehen werden, während der Einfluß Schlegels auf die Bildung Deutschlands, im Anfang dieses Jahrhunderts sich einmal nicht wegläugnen läßt, und mehr wirkliche Resultate haben mußte, als eine sogenannte historische Critik, die ein System von Conjecturen auf der Grundlage von Conjecturen erbaut hat. —

K—p.

Nur ein Geiger!

Roman von H. C. Andersen.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

J. G. v. Jenssen.

Braunschweig. 1838. Verlag von Fr. Vieweg und Sohn.

Eine sehr traurige Wahrheit ist der Grundgedanke, der sich durch die Dichtung hinzieht: es gehen die schönsten Talente, die herrlichsten Naturen im Kampfe mit der Welt, mit den Verhältnissen, zu Grunde, oder finden, verkannt, verspottet und verlassen, nur in Entsagung und Glauben Kraft zu leben. Christian und Naomi sind die Hauptpersonen, deren Schicksal erzählt wird. Christian, der Sohn eines Vaters, der lebhaft und unruhig, nicht auf dem Schneidertische ausharren kann, und von jener poetischen Reiselust geplagt wird, gegen die man in Krähwinkel das schöne, langweilige Sprichwort „bleibe im Lande, und nähre dich redlich" erfunden zu haben scheint, und einer Mutter, die eins der herben, braven Gemüther ist, die ihre Pflicht, aber auch nur ihre Pflicht thun, eben so wenig einer schlechten That, als einer aufopfernden, großartigen fähig sind, besitzt ausgezeichnetes musikalisches Talent, aber niemand versteht und würdigt es recht; er dürstet nach Ruhm, aber niemand hilft ihm die ersten, mühseligen Schritte thun, die zu allgemeiner Anerkennung führen; er liebt Naomi von dem Augenblicke an, wo er noch Knabe, ihr zuerst begegnete, bis an's Ende seines Lebens, sie erwidert eine Zeit lang seine Liebe, und stößt ihn dann zurück, er lebte dann Jahre lang kümmerlich, später hat er, was jedem gewöhnlichen Menschen nicht fehlt — sein Brod, seine Geige erklingt auf Hochzeiten und Kindtaufen, aber er ist zufrieden, denn er hat einen Schatz sich zu bewahren gewußt, einen

frommen Glauben, und ſtirbt freudig in ihm. Naomi, die Tochter einer Jüdin, über deren Herkunft ein Schleier ruht, den der Dichter nur zum Theil gelüftet hat, iſt im Hauſe eines Grafen erzogen, wird als Tochter behandelt, und iſt doch ihrer Umgebung fremd; man hat ihr alles gegeben, und doch ſteht ſie innerlich fremd unter allen, niemand iſt da, der ſie liebt, wie eine Mutter ihr Kind, ein Vater ſeine Tochter, und man freut ſich nur an ihr, wie an einer ſchönen, ſeltenen Blume, mit der man ſein Prunkzimmer ſchmückt; ſie iſt zu ihrem Unglück ſo klug, das recht wohl zu fühlen, und dadurch kommt etwas Bitteres, Trotziges in ihr Gemüth, was Zeit und Alter bis zur Liebloſigkeit ſteigern. Chriſtian, der ſie ſo liebt, iſt ihr nicht männlich, nicht entſchieden genug, ſie ſtößt ihn zurück, um ſich einem Abenteurer hinzugeben, der ſie dann unwürdig mißhandelt; ſpäter lebt ſie in Paris, iſt das geworden, was man übereingekommen iſt „glücklich" zu nennen, das heißt, ſie iſt an einen Grafen verheiratet, beſucht die feinſten Geſellſchaften, wird ſehr geiſtreich genannt, der blendendſte Luxus umgibt ſie, und doch iſt ſie innerlich unzufrieden und kummervoll. Die Entwicklung dieſer beiden Charaktere, dann beſonders die Schilderung der Jugendjahre Chriſtians, ſein brütendes, beſchauliches Weſen iſt ſehr gelungen; ſeine Eltern, der alte Joel, der Norweger, auf dem ſo dunkle Schuld laſtete, der ehrliche Schiffer Peter Wiek, die ſanfte, beſcheidene Lucie, ſtehen den beiden Hauptperſonen ſchön zur Seite, und laſſen ſie nur um ſo mehr hervortreten; alles in dem Roman iſt ſo ſchön und ſicher entworfen, als ausgeführt. Er iſt reich an ſchönen Schilderungen und einzelnen Zügen, die recht aus dem Volksleben gegriffen ſind, ſo unter andern die Fahrt über den Sund, der Brief des Sergeanten, worin er der Frau den Tod von Chriſtians Vater meldet, die Volksſage, die der unheimliche Norweger erzählt. Die Lebensſkizze des Dichters, der gleich ſeinem Chriſtian in niederer Hütte geboren wurde, aber glücklicher als jener den Weg zum Ruhme zu finden wußte, iſt ſchon von mehren deutſchen Blättern mitgetheilt worden, und ganz geeignet, auf das Buch aufmerkſam zu machen; vieles was Anderſen ſelbſt erlebte, iſt dem Buche eingewebt, und das vor Allem hat ihm wohl jene Wahrheit und Anſchaulichkeit verliehen, die eben das Merkmal wahrer Poeſie iſt. Anderſen hat aber auch mit ſeinem Ueberſetzer Glück gehabt, man ſieht auf jeder Seite, daß Herr von Jenſſen mit Luſt und Liebe gearbeitet hat, und Dänemark genau kennt; ſeine Ueberſetzung lieſt ſich ganz wie ein Original. Er iſt jetzt mit einer Ueberſetzung von Anderſens Mährchen für Kinder beſchäftigt, die in dem Vaterlande des Dichters allgemeine Anerkennung gefunden haben; in Deutſchland iſt Anderſens Name ſchon durch frühere Arbeiten, beſonders durch Gedichte, die der würdige Chamiſſo und F. von Gaudy übertrugen, ſehr ehrenvoll bekannt; noch einige Arbeiten, wie dieſer Geiger, und er wird mit vollſtem Rechte volksthümlich bei uns werden. H . . . k.

Franzöſiſche Literatur.

Une fleure au soleil ou la femme aimable, par Louis Couaillac, auteur de Avant l'Orgie. 2 volumes.

— Les soirées de Trianon, pour faire suite aux nuits de Versailles, par A. Guerin. 2 volumes.

— La duchesse de Valombray, par Mme. Junot d'Abrantès 2 vol.

— Traité des Corsets, ou Aperçu sur leurs effets physiques, leurs inconvéniens, leurs avantages, à l'usage des mères de famille; avec l'exposé de quelques notions d'orthopédie et de ressources que peut offrir à cette partie de la médecine un nouveau

genre de corsets au corps orthopédiques par Mme. P. Vedeaux. Dieſes Büchlein verdiente wohl eine Ueberſetzung!

— Traditions populaires de Franche-comté, poésies suivies de notes par A. Demesmay.

— L'homme de lettres par Frédéric Soulié. 3 volumes.

Miscellen.

Herr Schreck, Buchhändler in Leipzig, droht mit einer Bibliothek von Ritter-, Räuber und Criminalgeſchichten, welche „mehre Gelehrte bearbeiten", und von der in jedem Jahre nicht weniger als zehn Bände erſcheinen ſollen. Wieder eine der ſchönen und dem deutſchen Buchhandel wahrhaft zur Ehre gereichenden Speculationen auf die Roheit der Menge, die doch gern von allerlei Barbareien und Unmenſchlichkeiten lieſt, da ihr das ſchöne Schauſpiel von Hinrichtungen und Executionen immer ſeltener vergönnt wird.

— In Conſtantinopel erſcheint eine neue franzöſiſche Zeitſchrift unter dem Titel „feuille de commerce."

— Von Thiers Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſind bis jetzt fünfunddreißigtauſend Exemplare verkauft worden, und der Buchhändler Fournier, der Verleger derſelben, hat kürzlich wieder eine neue Auflage, die ſiebente, veranſtalten müſſen.

— Friedrich von Raumers Arbeit über die Königin Eliſabeth und Maria Stuart, iſt in's Holländiſche überſetzt worden.

— Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, hat die Anordnung getroffen, daß in der königlichen Bibliothek zu Paris ein großes Buch niedergelegt werde, welches genaue Verzeichniſſe der Bücher, Handſchriften, Münzen und Merkwürdigkeiten in allen Bibliotheken des Landes enthalten ſoll. Dieſe Einrichtung wird Gelehrten den großen Vortheil gewähren, ihnen die Auffindung von Quellen zu ihren Arbeiten zu erleichtern, und dann können, wenn man eine ſolche allgemeine Ueberſicht deſſen hat, was alle Bibliotheken beſitzen, Anſchaffungen und Austauſch von Doubletten erleichtert und zweckmäſſig angeordnet werden.

— Die Schrift eines deutſchen Artillerieofficiers, G. A. Jacobis, über den jetzigen Zuſtand der Feldartillerie, iſt von einem franzöſiſchen Officier des Generalſtaabes in's Franzöſiſche überſetzt worden. Die revue britannique enthält eine ſehr lobende Anzeige derſelben, und empfiehlt die darin enthaltene Geſchichte des Gebrauchs der Geſchütze auf dem Schlachtfelde, auch Nichtmilitärs, die an hiſtoriſchen Studien Gefallen finden.

— In Berlin iſt eine ſehr wichtige Schrift erſchienen, ſie hilft, wie alle neuen Bücher, einem längſt gefühlten Bedürfniß ab, und füllt eine Lücke in der Literatur aus. Der Titel heißt: „der Hut, und warum wir bei der Begrüßung das Haupt entblößen."

— Der Herzog von Suſſex beſitzt in ſeiner Bibliothek nicht weniger als fünfzehntauſend Bibeln in verſchiedenen Sprachen und Ausgaben, deren Geſammtwerth 40—50,000 Pfund Sterling beträgt.

— Das Leben Clarendon's, des unter Carl II. einſt ſo mächtigen Miniſters, das M. Linſter zu London unlängſt herausgab, und worin er etwas mit zu günſtigen Farben geſchildert iſt, enthält viele merkwürdige Documente. Unter andern zwei kleine Billets des Miniſters und Königs:

„Ich bitte Sie," schreibt Clarendon, „Mylord Broghall eine Audienz zu geben, er wird Ihnen wichtige Dinge sagen. Wenn Sie mich wissen lassen, daß acht Uhr Morgens Ihnen recht ist, werde ich es ihm melden."

Darauf erfolgte nachstehende Antwort des Königs: „Sie bestellen für Andere so frühe Rendezvous, die Sie selbst nicht annehmen würden. Wenn Mylord Broghall um neun Uhr kömmt, wird er willkommen seyn."

Der Minister war fast ganz Vormund Carls II., doch fiel er später in Ungnade, ward entlassen und verbannt, und starb in Frankreich.

— Eine Madame Tussaud, Nichte eines früher bekannten Herrn Curtius, der während der französischen Revolution ein Wachsfigurencabinet in Paris hatte, glaubte auch, ihre Erinnerungen der Welt nicht vorenthalten zu dürfen, und gab kürzlich in London ihre, von gewandter Hand etwas aufgeputzten Memoiren über die französische Revolution heraus. Sie theilt darin die etwas unwahrscheinliche Neuigkeit mit, die Wittwe des tapfern Kleber lebe in London, und gäbe Unterricht im Deutschen und Französischen.

— Das Münchener Tagblatt schreibt: „Die allbekannte Zeitungsträgerin Mittenhofer ist nun gestorben; dieselbe trug nicht wenig zur Beförderung des Münchener Journalwesens bei, und ein großer Theil der Zeitungsleser zog die Mittenhofer zu Rath, auf welches Blatt man sich abonniren soll." Diese Naivetät ist nicht erfunden, und mag als Maßstab dienen.

— In Berlin ist erschienen: „der Schuhmachergesell, oder die Polnische Insurrection vom Jahre 1831," von West-Ettin.

II.

Bildende Kunst.

Neue deutsche Kupferstiche und Lithographieen

von

L. v. J.

Unter den in neuerer Zeit erschienenen chalkographischen und lithographischen Werken befinden sich mehre, die einer öffentlichen Besprechung würdig sind, und dabei darf wohl mit Recht auf die Erzeugnisse der deutschen Kunst hier vorzugsweise Rücksicht genommen werden. München, Berlin, Dresden und Düsseldorf wetteifern in zierlicher und großartiger Ausstattung solcher Editionen; daß München dabei das Meiste und wohl auch das Erhabenste leistet, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, mit wie seltener Ausschließlichkeit und Liberalität König Ludwig alle nur irgend aufzubietenden Kräfte dem Zwecke der Kunst widmet, und wie mächtig der Sporn der Anerkennung auf die strebenden Geister in jeder Sphäre wirkt. Dennoch ist ein geläuterter Geschmack immer noch nicht in München anzutreffen;

die verschiedenartigsten Elemente und Methoden herrschen nebeneinander in der nämlichen Kunstschule, und es läßt sich nicht verkennen, daß der ungewöhnliche historisch-romantische Aufschwung durch die sich sehr breit machenden Genre- oder Alltagsmalerei etwas verdunkelt wird. Der Genremalerei gebührt ihre Stelle im Reiche der Künste; aber sie kann sich nur dann ehrenvoll darin erhalten, wenn sie lebendig, frisch, originell, abwechselnd bleibt, und niemals vergißt, daß auch ihr ein Ideal vorgesteckt ist, das sie mit allem künstlerischen Ernste, wenn auch unter der Maske des Humors, zu erstreben suchen muß. Dieß begreifen in München unter den unzähligen Genremalern nur die wenigsten.

Die reinsten Kunstformen stellt immer die Sculptur dar; sie liefert der Malerei die Grundzüge zur ästhetischen Auffassung des menschlichen Körpers. Mit Recht begrüßen daher gediegene Kunstfreunde jeden ihrer Fortschritte als einen Gewinn.

I.

Im vorigen Jahre erschien bei G. Gropius zu Berlin das erste Heft der:

Abbildungen und Bildhauerwerke Rauchs, mit erläutertem Texte von Fr. G. Waagen.

Zur Verherrlichung zweier hochgeachteten Könige dienen die hier gegebenen Blätter. Die für Friedrich Wilhelm I. von Preußen, als „Lithauens Wiederhersteller und Gumbinnens-Gründer," durch den jetzigen König errichtete Bildsäule eröffnet die Reihe. Gietschl besorgte die Zeichnung, Eichens den Stich. Man hat allen Grund, mit dieser Bearbeitung zufrieden zu seyn, und man vermißt nur eine zweite Ansicht von der Kehrseite, auf welche man besonders deßhalb gespannt wird, weil die Figur fast ganz in den Hermelinmantel gehüllt ist, und mithin die Aufgabe nicht gering war, den Faltenwurf hinten so reich, und doch anspruchslos zu ordnen, daß man den Mangel an zwischenliegenden Gegenständen nicht zu lebhaft empfindet. Uebrigens wird es gewiß Billigung verdienen, daß der Schöpfer dieses, im eigentlichsten Sinne historischen Werkes durch eine solche Umhüllung, die alle Theile, mit Ausnahme des Unterkörpers, bedeckt, einen Ausweg zu finden sucht, den edeln Mann, dem es hier gilt, davor zu bewahren, die Lächerlichkeiten seiner Zeit, nämlich die abgeschmackte Modetracht, zur Schau tragen zu müssen. Schon jetzt muß man unwillkürlich den Mund verziehen, wenn man die abnormen, ausgesucht barocken Costüms des vorigen Jahrhunderts sieht; wie wird es erst später gehen? Freilich muß der Bildner, der die Gestalt ganz mit Draperie bedeckt, auf seine Gliederung und sprechende Bewegung fast gänzlich verzichten; Rauch wußte sich aber dadurch zu helfen, daß er den König die rechte Hand emporheben ließ. Diese Stellung ist unläugbar würdig und majestätisch; sie drückt aber nicht aus, was darin liegen soll. Die drei ersten Finger sind ausgestreckt, die beiden andern eingeschlagen. Wer wird dieß anders deuten, als daß der König etwas geloben und verheißen wolle, indem der Daumen, Zeige- und Mittelfinger allerwärts das Symbol der Dreifaltigkeit beim Eidschwure ausdrücken? Aber nein! Dr. Waagen erzählt uns ganz lakonisch, daß der König seine protestantische Colonie zu segnen im Begriffe sey. Diese Idee wäre ganz passend; warum hält alsdann der hohe Protector nicht die flache Hand horizontal, über den Seinen?

Dann folgt in vier Blättern die speciellere Abbildung des unlängst für König Max Joseph von Bayern auf dem Maximiliansplatze zu München errichteten bronzenen Denkmahles.

Die Verhältnisse der Antrittsstufen, des Postamentes mit den Reliefs, und des Bildnisses selbst, sind hier besonders

glücklich berechnet; es ist aber ausdrücklich bemerkt, daß der Architect von Klenze bei dieser Anordnung mitgewirckt habe. Der Bronzeguß wurde durch den Meister Stiglmayer ganz tadellos ausgeführt. Max erscheint hier sitzend, was zur pyramidalischen Abrundung des Ganzen zwar angenehm mitwirkt, aber dem lebendigen Charakter dieses Königs, dem Nichts lästiger war, als auf dem Throne zu paradiren, und nichts angenehmer, als in die bunteſten Volshaufen ſich zu miſchen, nicht ganz entſpricht; dem gleichen Bedenken möchte der antike, wiewohl herrlich drapirte Ueberwurf unterliegen; es würde vielleicht am angemeſſenſten geweſen ſeyn, dieſen ächten Bürgerfreund in ganz einfachen Civilkleidern darzuſtellen, und alle Embleme des Königsthums auf die Sockelwände zu verweiſen. Auch hier wiederholt ſich, ſonderbar genug, die Ausſtreckung der Schwörfinger. Zum großen Vortheile gereicht der Natur die ganz vollkommene Aehnlichkeit der Phyſiognomie, aus der man beſonders die Milde und Rechtlichkeit herausleſen kann.

Die längern Seiten des Poſtaments führen uns in ſchönen Gruppen einerſeits die Künſte und Wiſſenſchaften, und andererſeits die Rechtspflege und Cultur vor.

Die letztere dieſer Gruppen iſt reich an Erfindung, und auch ſehr mannigfaltig in Stellungen der Figuren. Von der linken Seite nach der rechten entwickelt ſich die Idee des Bildners. Wir ſehen die Themis umgeben von Herkules, welcher die Kraft, und von Minerva, welche die Weisheit andeutet. Es läßt ſich gegen dieſe Anordnung nichts einwenden, wenn nur nicht die allzuungeſchlachte Musculatur des Herkules, der eher an einen modernen Rappo, als an einen olympiſchen Gott erinnert, und die unnatürliche Seitwärtsdrehung des Oberkörpers der Minerva eine unangenehme Wirkung machten. Eine unbegreifliche Sonderbarkeit iſt ferner, daß der Themis Flügel angeheftet ſind, und zwar nicht auf dem Körper, ſondern auf dem, den Rücken deckenden Gewande. Die Auslegung ſoll dieſe ſeyn, daß die Gerechtigkeit nach dem Himmel zurückkehren werde, wenn die Menſchen ihre Stimmen nicht mehr hören! Aber auch dadurch wird der Beſchauer nicht mit dem Bilde verſöhnt, und der ſchlichte Verſtand wird eher denken, die Juſtiz habe unabhängig von dem Beifall der Welt ihr ernſtes Ziel zu verfolgen, vertrauend, daß endlich das Rechte, durch ſeine intenſive Gewalt obſiege. Hieran reiht ſich jedoch eine weit befriedigendere Gruppe. Ceres, eine wunderliebliche Geſtalt mit fliegendem Schleier, geht von dem Recht und dem Frieden aus, und überſchaut lächelnd die Arbeiten eines Pflügers, eines Säers und eines Lehrers der Baumzucht. Sehr glücklich iſt ein Knabe auf dem Baume angebracht, welcher das Oculiren begierig abſieht; überhaupt iſt der heitere Fleiß und die Emſigkeit auf eine ſehr gelungene Weiſe mit der künſtleriſchen Ruhe vereinigt.

Der Inhalt der correſpondirenden Fläche, welche, wegen ihrer Hindeutung auf die Pflege der Künſte in Bayern, beſonders viel verſpricht, iſt in dieſem Hefte noch nicht abgebildet. Dagegen finden wir auf zwei weitern Blättern die Hauptfiguren, welche in der Mitte der beiden ſchmäleren Seiten des Poſtamentes angebracht ſind, und zwar als Hautreliefs im eigentlichſten Sinne, indem die Köpfe bis über die Wandfläche hinaus an das obenſtehende Fries reichen. Die eine dieſer Figuren, die Bavaria, als Jungfrau mit einem leichten, doppeltgeſchürzten Gewande, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, einem kleinen Panzer, der das Hauswappen enthält, auf der Bruſt, und einer Pflugſchaar in der linken, herabhängenden Hand, dargeſtellt, iſt ein wahres Kunſtideal durch Anmuth und den edeln Ausdruck. Es

kann nicht verworfen werden, daß dieser allegorischen Figur ein Symbol des Ackerbaues beigegeben wurde, weil die Mehrheit der Landesbewohner ihre Thätigkeit hierauf verwendet; aber es möchte schwer seyn, ohne einen Cicerone den antiken Pflug zu erkennen, da er eher einem Ruder gleicht.

Die anderseitige Figur, fälschlich **felicitas publica**, statt **salus publica** genannt, trägt in der Linken ein Füllhorn mit Früchten, und deutet sehr graziös mit der Rechten darauf hin. Der Modius (Getraidemaaß) auf dem Haupte unterscheidet sich in seiner Form zu wenig von einem Blumentopfe. Der Faltenwurf verräth wieder ganz den Meister, welcher hierin seine größte Stärke zu besitzen scheint; es wäre aber der vorgestellten Dame, ohne gerade Eitelkeit bei ihr vorauszusetzen, zu gönnen gewesen, daß ihre Taille nicht so ganz und gar in der schönen Draperie verloren gegangen, und ihre Physiognomie in einem mehr weiblichen, als hypochondrischen Ausdrucke erschienen wäre.

Unser Interpret macht darauf aufmerksam, daß die beschriebenen drei Hauptfiguren zu der Ideenassociation:

„König, Bayern, Glück,"

führen solle.

Einige auffallende Verzeichnungen, namentlich der scheinbare Beinbruch der Bavaria unter dem linken Knie, und die Ausrenkung des rechten Fußes der **felicitas** sind unstreitig eher dem, sonst in der Grabstichelführung nicht ungeschickten Copisten Thäter, als dem Erfinder zuzuschreiben.

Da auch Ludwig Schwanthaler zu München eine Bavaria entworfen hat, welche vor Kurzem durch den Lithographen Hahn publicirt wurde, so bietet sich eine anziehende Gelegenheit zur Vergleichung mit Rauch dar. Man kann sich nicht darüber wundern, daß Schwanthaler, in der Mitte der Nation, deren geistige Summe er darstellen wollte, lebend, den wahren Ton besser traf, als der bloß der Tradition und Phantasie überlassene Künstler. Statt der Feingliedrigkeit und jungfräulichen Verschämtheit, die wir in der Conception des Letztern erkennen, hat Schwanthaler eine derbe Statur, den Umhang eines Löwenfelles, und einen schönen Helm auf dem herabhängenden Haare vorgezogen. Wäre er nicht zu dicht an die Grenze der Plumpheit gerathen, so müßte man unbedingt zugeben, daß er seinen Gegenstand richtig getroffen habe: denn eine gewisse Derbheit, ein Gefühl körperlicher Uebermacht, zeichnet alle die deutschen Volksstämme aus. Es ist dessenungeachtet wohlweißlich gegen den Anschein eines niedrigen Materialismus gesorgt, indem die Figur, mit der rechten ein Schwert zur Vertheidigung der Ehre und des Besitzes haltend, mit dem linken Arme, der auf eine höchst anmuthige Weise über den Kopf erhaben ist, einen Lorbeerkranz gegen Himmel richtet. Hierzu den Wahlspruch: „durch edle Könige, die dir gegeben, reichst du den edeln Lorbeer jedem edeln Streben," kann man sich auf eine ganz ungezwungene Art in den Kern dieser Symbolik hineindenken; er besteht in der Herrschaft der Kunst und der Phantasie. Wer wollte dem schönen Bayerlande, und besonders dessen Hauptstadt, wo die großartigsten Zierden des jetzigen Zeitalters in Gebäuden, Sculpturen und Gallerien erstanden sind, diesen Ruhm streitig machen? **L. v. I.**

Miscellen.

Einer der ersten französischen Maler, Camille Roqueplan, bereitet sich zur Abreise nach Mailand vor, da er die malerischen Krönungsscenen auszubeuten gedenkt.

XIII.

Theater.

Miscellen.

Die Oper „die Macht des Liedes," das jüngste Werk unſers trefflichen Lindpaintner, iſt am 3. Auguſt, zur Feier des Geburtsfeſtes Sr. Maj. des Königs von Preußen, auf dem Hoftheater in Berlin gegeben worden. In Charlottenburg ſpielte man an demſelben Tage ein neues Stück des Verfaſſers von „Lüge und Wahrheit," „der Majoratserbe" betitelt.

— In Paris wurde das ſchöne Mährchen „**Peau d'Ane**" wieder auf die Bühne gebracht. Wir beſitzen eine alte Bearbeitung deſſelben, mit einer eben ſo charakteriſtiſchen, als ſchönen Muſik des verewigten Hummel. Er ſtand lange im Briefwechſel mit dem Herausgeber dieſer Blätter, um die etwas veraltete Behandlung zu verbeſſern, und dem Stücke wieder zu dem Ruhme zu verhelfen, den es vor etwa 20 Jahren bei ſeinen vielfachen Aufführungen in Wien, Breslau u. ſ. w. erhielt. Wenn es nun damals nicht möglich war, dieſem ſchmeichelhaften Anſinnen des berühmten Maeſtro zu entſprechen, ſo wäre zu wünſchen, daß es jetzt Jemand unternähme, um den Verehrern Hummels eine Freude zu bereiten, und der neuen franzöſiſchen Compoſition, die ſich wahrſcheinlich bald einen Weg zu uns bahnen wird, den Rang abzulaufen. Partitur und Buch müſſen in Hummels Nachlaß leicht vorgefunden werden.

— Bei der großen Oper in Paris folgen ſich gegenwärtig die Debuts Schlag auf Schlag; ſobald Madame Stuart vollendet hat, treten drei andere Sängerinnen, Mlle. Nathan, Nieux und Barthélemy auf. Welcher Ueberfluß an Talenten!

— Der Cirque Olympique wird demnächſt eröffnet werden, und zwar mit einem bibliſchen Melodram, das mit ſehr bedeutendem Spectakel verbunden werden ſoll. Der Titel iſt: „der Rieſe, oder David und Goliath." Mlle. Rougemont wird die Rolle des David geben.

— Von Don Carlos de Latorre, dem erſten tragiſchen Schauſpieler Spaniens, der ſo eben in Paris angekommen iſt, war in dieſen Blättern ſchon einmal die Rede. Alle, die ihn in Madrid in den aus dem Franzöſiſchen überſetzten vorzüglichen Stücken geſehen haben, räumen ihm ein ſehr bedeutendes Talent ein.

Endlich ein zweiter Jerrmann! Es iſt bemerkenswerth, daß nun ſchon Engländer, Deutſche, Spanier und Italiener ihre Sprache verläugneten, um in Paris als franzöſiſche Schauſpieler zu glänzen, während dieſe in der ganzen Welt ihr Idiom beibehalten, und dem fremden Publikum zumuthen, ſich in ihre Weiſe zu ſchicken.

— Daß in England nur Shakeſpeare allein den Umwälzungen der Zeit Widerſtand zu leiſten vermag, hat ſich kürzlich abermals erwieſen. Mackready, deſſen Rückkehr man ſo ſehnſüchtig entgegenſah, trat am 23. Juli zum erſten Male wieder auf dem Hay-Market-Theater auf, und zwar in der Rolle des Kaufmann Ketely in „**Every man in his humour**" von Ben Johnſon. Mackready gefiel, aber Ben Johnſon mundete durchaus nicht mehr.

— Von Eugen Quentin iſt auf der Porte-Saint-Martin ein Stück gegeben

worden. Es führt den Titel: „Der Tod des Herzogs von Clarence.“ Die Absicht des Verfassers geht dahin, die satyrische Geisel über das dramatische System von Viktor Hugo und Alexander Dumas zu schwingen. Dumas ist noch heftiger angegriffen als Hugo. Alle Erfindungen des letzteren werden am blutigen Faden des Spottes vorübergeführt; seine Henker, seine Jungfrauen, der gute und der schlechte Genius seines **Juan de Morana**, seine poetischen Extasen u. s. w., sind von Quentin so viel als möglich lächerlich gemacht. Quentin hat sein Drama in Versen geschrieben, wahrscheinlich um die zwei Schriftsteller, die er verhöhnt, leichter parodiren zu können.

— Im Juli wurden in Paris siebenundzwanzig neue Stücke gegeben, darunter eine Tragödie von Arnould Philipp **III.**, die sehr gefiel.

— Ein neues Drama Sheridan Knowles kam neulich im Kovent-Garden-Theater in London zur Aufführung. Es heißt: Hero, nach der Heldin des Stückes, einer jungen, liebenswürdigen, etwas leichtsinnigen Dame. Ihr Geliebter Gray hat sich von ihr entfernt, da er wähnt, sie sey mehr als leichtsinnig, sie sey treulos, und sie wendet nun alle Mittel an, ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen, und seine Liebe wieder zu gewinnen. Das Stück ist in Versen geschrieben, der Dialog ist sehr lebhaft, und die Situationen spannend, es wird sich wohl auf dem Repertoire erhalten.

— Man spricht in Paris viel von vier Tänzerinnen und drei Musikern, die aus Indien angekommen sind, um Vorstellungen zu geben. Noch weiß man nicht, wo das indische Ballet engagirt werden wird, der Unternehmer des Cafe-Theatre soll den Fremden Anerbietungen gemacht haben. Sie bringen ein Kind von großen Anlagen mit, das mit bedeutendem Erfolge die Rolle des Kindes, Rohasena, in dem Stücke des Brahminen, Longkar, des fruchtbarsten Dramendichters Indiens, gespielt haben soll! Auch hofft man, daß die Indianerinnen, nach der Sitte ihres Landes, Blumen in die Logen werfen, und den großen Lama vor dem Beginnen des Stückes anrufen werden.

— In Hamburg ist vor wenigen Tagen: „die schöne Lyoneserin, oder Hoffart und Liebe,“ Lustspiel in fünf Acten, nach E. L. Bulwer, von **Dr. G. N. Bärmann**, gegeben worden. Das Stück, das schon auf den englischen Theatern sich großer Auszeichnung erfreute, wurde in Hamburg mit rauschendem Beifall aufgenommen.

IV.

Musik.

Die Freunde ernsterer Composition in Paris sind abermals auf Herrn Th. Täglichsbeck, den Capellmeister des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, aufmerksam gemacht worden. Täglichsbeck kam vor zwei Jahren nach Paris, um eine seiner ersten, größeren Compositionen zur Aufführung zu bringen. Er übergab zu dieser Zeit der Gesellschaft der Concerte des Conservatoriums eine Symphonie, die nach einer Probe in Gegenwart des Tondichters angenommen, und später im Laufe der Saison executirt wurde. Der Erfolg war äußerst ehrenvoll. Besser durchstudirt, schärfer nüancirt, lebhafter aufgefaßt, kam diese Symphonie vor wenigen Tagen bei den großen Concerten der Straße Saint-Honoré abermals zur

Aufführung, und erregte nun noch mehr die allgemeine Bewunderung eines verständigen Auditoriums. — Ermuthigt durch den früheren Erfolg, und gleichsam aufgefordert, übergab Täglichsbeck dem Conservatorium im vorigen Jahre eine neue Symphonie. Diesesmal war er minder glücklich; es hieß schon viel, daß der Symphonist in Paris einmal triumphirt hatte; seine zweite Symphonie wurde dem Urtheil eines Publikums nicht unterworfen, das bereits so günstig für Täglichsbecks Verdienst gestimmt war. Entmuthigt durch diese Zurückweisung nahm der Componist sein Manuscript, und kehrte nach Hechingen zurück. Bald aber lud ihn die musikalische Gesellschaft von Leipzig ein, dahin zu kommen, und diese zweite Symphonie vor einem andern Areopag executiren zu lassen und zu dirigiren. Die Begeisterung der Leipziger Musikfreunde wirkte auf Paris zurück, und so wird nun demnächst auch dieses neue Musikstück von Täglichsbeck, das man bereits mit großem Fleiße einstudirt, in Paris zur Aufführung kommen.

— Die Gräfin Merlin, eine Dame die sich eben so sehr durch ihr musikalisches Talent, als durch die Gabe gut zu erzählen auszeichnet, hat kürzlich einige pikante Anekdoten über Garcia und seine erhabene, allzufrüh der Bewunderung Europa's entrissene Tochter bekannt gemacht. Man weiß, daß Garcia nie ein Compositeur von Genie war, aber er hatte wenigstens das Verdienst einer unglaublichen Leichtigkeit. Hier ein sonderbares Beispiel. In Neapel engagirt, studirte er eine neue Oper, mit der er unzufrieden war, das heißt, er studirte sie nicht, sondern er las nur seine Rolle bei den Proben. Mademoiselle Calbran, seitdem Madame Rossini, die mit ihm singen sollte, gerieth sehr in Angst, als er dasselbe bei der Generalprobe that. Aber wie erstaunte sie bei der ersten Vorstellung, als sie Garcia eine sehr schöne Cavatine, dann ein wohlgeordnetes Recitativ, und so fort den Rest der Oper singen hörte! Es war dieß gar nicht seine Rolle; er hatte dem Souffleur empfohlen, ihm alle Worte zu geben, nur dann, durch die Instrumentirung den Gang der Harmonie in der Begleitung der verschiedenen Stücke begreifend, und diesem folgend, eine völlig neue Rolle improvisirt.

Unglaublich ist die Leidenschaft, mit der Madame Malibran ihre Kunst liebte, der sie jedes, auch das schwerste Opfer, zu bringen im Stande war. Rücksichtslos trieb sie alle körperlichen Leiden in den Hintergrund, wenn es galt, die Allmacht ihres Talentes wirken zu lassen, und jene kleinen Leiden, die ein deutsches Opern-Repertoire Monate hindurch unterbrechen, waren für sie gar nicht vorhanden. Sie war die wahre Repräsentantin der ächten Künstlerleidenschaft. Eines Tages fiel sie, von vielen Anstrengungen erschöpft, in dem Augenblicke in Ohnmacht, da sie auftreten sollte. Man bringt sie in ihre Loge; Dutzende von Fläschchen öffnen sich, um sie in das Leben zurück zu rufen. Unglücklicher Weise befindet sich unter ihnen eine Mixtur von Oel und Alcali, welche die Sängerin zu äußeren Einreibungen gebraucht, wenn sie in der Kehle leidet. Man bemerkt den Fehlgriff erst, nachdem der gefährliche Inhalt des Fläschchens ihren Lippen nahe gebracht, plötzlich enorme Blasen erzeugt hat; was thun? Man sprach schon davon, das Schauspiel zu ändern, aber Madame Malibran ergreift eine Scheere, stellt sich vor den Spiegel, und löst ohne Zögern die Haut, die an ihren Lippen aufgeschwollen war, von einem Ende bis zum andern ab. Man mag sich denken, was sie dabei litt, aber die heftige Aufregung wirkte nicht nachtheilig. Madame Malibran soll sich an diesem Abend selbst übertroffen haben.

Miscellen.

Vor Kurzem hat Senor Huerta in

London ein Concert gegeben, das einen seltenen Genuß bot, wie wir in Deutschland uns noch keines ähnlichen zu erfreuen hatten. Acht Guitarren wirkten zusammen. Die Cachucha, von den acht berühmtesten Guitarristen ausgeführt, wurde von Castagnetten begleitet, was die Wirkung außerordentlich erhöhte. Alle in London wohnenden edeln Spanier waren anwesend, und brachen in den lautesten Beifallsjubel aus; am Ende des Stückes ertönte aus einer Gruppe, mit bronzefarbenen Gesichtern, und schwarzen Schnurrbärten, einstimmig ein schallendes: **Viva España.**

V.

Gesellschaft.

Der wohlhätige Prälat.

Deviaux, Erzbischoff von Bordeaux, gehörte nicht zu den Leuten, welche sagen: „wohl geordnete Wohlthätigkeit fängt bei sich selbst an."

Der würdige Prälat hatte die Gewohnheit, den Armen Alles zu geben, was er besaß, so daß er sich selbst das Nothwendigste verweigerte. Seit langer Zeit drang sein Kammerdiener in ihn, seine Garderobe etwas wieder herstellen zu lassen:

„Eure Gnaden haben keine Beinkleider mehr anzuziehen," wiederholte er fast alle Tage.

„Was willst du mein Freund," entgegnete der heilige Erzbischof, „meine Armen haben Brod nöthig, wir werden später sehen."

Müde, nichts zu erhalten, theilte der Kammerdiener die Hartnäckigkeit des hochwürdigen Herrn einer frommen, mildthätigen Frau mit. Diese begab sich zu dem würdigen Prälaten, und sprach:

„Gnädiger Herr, ich kenne einen armen Unglücklichen, der sehr zu beklagen ist, er hat keine Beinkleider, und wenn Sie ihm zu Hilfe kommen wollten, so würden Sie ihm einen großen Dienst erweisen."

„Wie, er hat keine Beinkleider!", rief der gute Erzbischof; aber das ist nicht schicklich; geben Sie Ihrem Schützling schnell das Geld, daß er sich kleide."

Zwei Tage darauf brachte der Kammerdiener seinem Herrn ein Paar schöne neue Beinkleider. Der würdige Prälat wollte ärgerlich werden.

„Was soll das heißen? Ich habe dir befohlen, nichts für mich machen zu lassen."

„Aber es ist der Gnädige Herr selbst..."

„Wie?"

„Ja, der Arme, für den Frau.... Fürsprache gethan hat.

„Nun?"

„Gnädiger Herr, das waren Sie!"

Aehnliche Beispiele von der ungemessensten Wohlthätigkeit katholischer Geistlichen könnten mehre angeführt werden. Ich habe die vornehmsten Prälaten zur Miethe wohnen, mit dem Hauderer reisen, und die frugalste Nahrung zu sich nehmen sehen, um ihre ganze, reiche Pfründe den Armen zu überlassen. Ihren Namen hier öffentlich zu nennen, scheint mir eine Entweihung ihrer hohen Tugend zu seyn.

Literarische Langweiligkeit, eine neue Diebspraktik.

Daß Romane, Dramen und andere Compositionen dieser Art ganz oder theilweise bestohlen oder gestohlen worden sind, ist bekannt, aber die Literatur als Mittel zu einem sehr materiellen Diebstahl zu benützen, ist eine Erfindung der neuesten Zeit.

Kürzlich befand ſich Herr M..., ein bekannter Vaudevilledichter, in der Nähe des Orcheſters im Theater des Variétés in Paris. Neben ihm ſtand ein gut gekleideter Herr, der ein Geſpräch mit ihm anknüpfte, ihn beim Namen nannte, wegen ſeiner Werke mit Complimenten überhäufte, und endlich bat, ihm ein Vaudeville vorleſen zu dürfen.

M..., der ſeinen Nachbar nicht kannte, mochte ihm doch die Bitte nicht abſchlagen, die er äußerſt beſcheiden vorgetragen hatte. Man gab ſich Rendezvous, und zur beſtimmten Stunde trat der neue dramatiſche Dichter ein. Der unglückliche M... betrachtete das noch nicht erſchienene Werk, ſtieß einen Seufzer aus, als er ſeine Corpulenz ſah, und ſetzte ſich, nachdem er ein Glas Zuckerwaſſer für den Vorleſer bereitet hatte, mit zurückgelegtem Kopfe und halbgeſchloſſenen Augen in ſeinen Lehnſtuhl.

Der befürchtete Erfolg blieb nicht aus; das Vaudeville des Unbekannten war zum Sterben langweilig; bei der dritten Scene hatte M. die Augen faſt ganz geſchloſſen, bei der vierten Scene ſchlief er den Schlaf eines Mannes, der ein ſehr gutes Gewiſſen hat. Herr M. weiß ſelbſt nicht, wie lange dieſer Schlaf währte, aber als er aufgewacht war, ertönte die Stimme des Vorleſers nicht mehr; ſein Stuhl war leer; aber die Uhrtaſche des Herrn M. war auch leer, ganz leer. Der Vaudevilliſt hatte einen kleinen Vorſchuß erhoben, eine werthvolle Uhr und ſechzig Franken, die ſich in der Schublade des Tiſches befanden, mitgenommen, auch den ſilbernen Löffel, aus dem Zuckerwaſſerglaſe, mitlaufen laſſen.

Miscellen.

— In früheren Blättern der Europa haben wir bei den Weisſagungen der Madame Le Normand, auch einen Beſuch berührt, den Madame Beauharnais, nachmals Napoleons Gattin, der modernen Sibylle gemacht haben ſoll. In noch ungedruckten Memoiren lieſt man einen ähnlichen, dieſe Dame berührenden Fall:

Mad. Beauharnais war eines Tags in's geheim zu einem Schüler Mesmers gekommen, der eine junge, ſehr erleuchtete, und durch die Gabe, in der Zukunft zu leſen, berühmte Somnambule bei ſich hatte.

Im Zimmer des Magnetiſeur befanden ſich mehre Neugierige. Die Somnambule ging an allen, der Reihe nach, vorüber. Als ſie vor Madame Beauharnais kam, gerieth ſie in lebhafte Bewegung, und rief:

„Nehmt mir dieſen großen Glanz vor den Augen weg. Dieſe Frau blendet mich.“

„Was wird ſie eines Tages ſeyn?“ fragte der Magnetiſeur.

„Dieſe Frau wird mehr als eine Königin ſeyn.“

— Jede Zeit hat ihre eigene Moden, die meiſtens von den obern Regionen ausgehen, ſich aber dann auch auf die niedern Volksclaſſen erſtrecken. Noch vor wenigen Jahren war der Calembourg in Frankreich Mode, von dem jetzt die gute Geſellſchaft nichts mehr wiſſen will. Damals ging man ſo weit, eine Milchhandlung mit einem großen I über der Thüre zu bezeichnen (**la lettre I, laitérie**).

— In Berlin iſt der Fuhrherr Bonneco geſtorben. Ein neuer Titel!

— Die Theorie der Annonce hat in Rußland große Fortſchritte gemacht; die Muſen übernehmen es, das Publikum davon zu unterrichten, daß dieſes oder jenes zu verkaufen oder zu vermiethen iſt. So gab ein in der Nähe von Pultava zum Verkauf ausgeſetzter Acker Anlaß, zu einer in Verſen abgefaßten Beſchreibung der blutigen Schlacht zwiſchen Karl XII. und Peter dem Großen, und ſo konnte man auch vor Kurzem bei Gelegenheit des Verkaufs eines Grauſchim-

mels in Kursk ein prachtvolles Epos über die alten und neuen ruſſiſchen Pferde leſen.

— König Leopold von Belgien hat Viktor Hugo das Ritterkreuz des von ihm geſtifteten Ordens überſandt; eine gleiche Ehre wurde auch Alexander Dumas zu Theil.

— H. Heine hat ſeit dem Jahre 1836 ſeine Wohnung, im Hotel Garni in Paris, zwei oder drei Mal gewechſelt. Ich kann alſo nicht dafür, daß Herr Wiehl im Telegraphen ſie nicht ſo gefunden, wie ich ſie in meinen Pariſer Tabletten mit wenigen Strichen angegeben habe. Von Luxus und Glanz war jedoch auch damals nicht die Rede. Auch Heine's Lebensweiſe mag ſich ſeitdem verändert haben. Ich fand ihn, ſo oft ich ihn wiederſah, witzig, heiter, aufgeweckt, innig, der beſſern Geſellſchaft zugänglich und hingegeben; Herr Wiehl fand in ihm einen Helden zum Weinen, „einen armen Poeten!" Dieſe Verſchiedenheit mag nun aber wohl weniger an Heine, als an uns Beiden liegen. Einen armen Poeten aus Heine zu machen, zeugt wahrlich von einer trefflichen Beobachtung, und einer Schärfe des — — doch was wird nicht Alles in Deutſchland geſchrieben! A. L.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Anſicht von Verſailles.

2) Zwei Lieder von Herrn Silcher.

August Lewald.

Anzeige.

Während einer längern Abweſenheit von Stuttgart, erſuche ich, Alles für Europa und Atlas beſtimmte, nicht mit meiner Adreſſe verſehen, ſondern **„an die Redaction jener Zeitſchriften"** gefälligſt einzuſenden. Dieß iſt nothwendig zu beachten, wenn nicht die Schreiben bis zu meiner Rückkehr unberückſichtigt liegen bleiben ſollen.

Alles an mich perſönlich zu richtende, erſuche ich einſtweilen aufzuſchieben, bis daß ich auf dieſem Wege eine weitere Anzeige habe folgen laſſen.

Stuttgart, 10. Auguſt 1838.

Auguſt Lewald.

Eine Merveilleuse aus dem Jahre VII der französischen Republik.

Männer, die schön gewesen sind, leisten selten auf die Jugend Verzicht; sie verbergen so viel als möglich das unverbesserliche Datum, das auf ihren Geburtsbrief geschrieben ist. Einer von diesen Männern ist Herr Camaillon; kein Mensch weiß sein Alter genau, kein Geheimniß ist besser bewahrt worden. Camaillon ist groß und schlank; seine Züge sind regelmäßig; seiner Haltung gebricht es nicht an einer gewissen Eleganz. Bei dem ersten Blicke erkennt man in ihm den Mann, der nicht seine Entlassung von der Stelle genommen hat, die er sonst bei der Regierung der Mode und des Glückes behauptete, einen Philosophen, der die Vergangenheit wie einen leeren Traum behandelt, und von der Zeit sagt: „Man muß weder auf sie, noch mit ihr zählen."

Herr Camaillon hängt an dem Costume seiner schönen Jahre mit einer Treue, die seinen Jünglings-Ansprüchen Eintrag thut. Er trägt in der Regel beinahe anliegende Beinkleider, eine hohe, weiße Cravate, einen Hut mit kleiner, aufgeschlagener Krämpe, eine gestreifte Weste, zwei Uhren und eine große Camee an seinem Jabot. Er ist im Verdacht, sich zu schminken und seine Haare zu färben. Stets ist er stark parfumirt, weßhalb man von ihm sagte, er sey ein in Eau de Portugal aufbewahrter Incroyable des Directoriums.

Man muß Herrn Camaillon gegen die jungen Leute unserer Zeit zu Felde ziehen hören! Er hat eine ganz besondere Art, verächtlich

die Worte auszusprechen: „Euere Dandies! Eine tüchtige Jugend!“ „Wir,“ fügt er hinzu, „waren anders gebaut, Cavalliere; meiner Treue, man muß gestehen, daß das gegenwärtige Geschlecht sehr entartet ist! Euere Fashionables beschäftigen sich sehr viel damit, die Racen der Hunde zu verbessern, während die menschliche Race, deren hinfällige Repräsentanten sie sind, täglich mehr sich verschlimmert und elender wird.“

So oft ich Herrn Camaillon begegne, halte ich an, um mit ihm zu plaudern. Nichts ist ergötzlicher, als seine mit Anekdoten aus der Vergangenheit durchsäete Unterhaltung. Da ich immer seiner Meinung bin, seine Bewunderung, sein Bedauern, seine Verachtung mit ihm theile, so ist er bei mir sehr gesprächig, ja sogar zuweilen ziemlich indiscret. Kürzlich traf ich ihn bei einer Vorstellung der Ambassadrice; zu meiner Freude hatten wir zufällig unsere Plätze nebeneinander. Herr Camaillon sprach viel von Daleyrac, von Della Maria und von Gretry. Im ersten Acte stand er auf, und sagte zu mir, nachdem er, bewaffnet mit einem Lorgnon, das aus Barras Zeiten herstammte, und mit allem Recht in einer Sammlung von Alterthümern figuriren könnte, die ganze Versammlung gemustert hatte.

„Sehen Sie die Dame in der dritten Loge rechts?“

„Sehr gut.“

„Wie finden Sie sie?“

„Aber Sie ist fünfzig Jahre alt.“

„Glauben Sie?“

„Vielleicht sechzig.“

„Es ist möglich. Nun, diese Frau, die Ihnen alt scheint, und die Sie mit Gleichgültigkeit betrachten, kann ich meines Theils nicht sehen, ohne eine sanfte Bewegung zu empfinden.“

„Ah! das ist also eine von Ihren alten Leidenschaften?“

„Ja, mein Freund, und eine unglückliche Leidenschaft; diese allein bringen das Blut noch in Wallung, wenn die Zeit über sie hingegangen ist.“

„Sie verleumden das Glück. Ich hätte Sie nicht für so undankbar gehalten.“

„Ich spreche mit Ihnen ohne Umstände und mit der Philosophie der Erfahrung. Das erste Mal sah ich diese Frau in der Opera-comique. Viele Jahre sind seit damals hingegangen; denn der Tag, von dem ich spreche, geht zum Monat Nivose des Jahres VII. zurück.“

Herr Camaillon mußte seltsam aufgeregt seyn und viel Vertrauen zu mir haben, daß er mir so leichthin ein Datum nannte, das das Geheimniß seines Alters und den Credit seiner Ansprüche so sehr gefährdete. Er fuhr fort:

„Man gab an diesem Tage, ich werde es nie vergessen, die erste Vorstellung von Elisca, von Farières und Gretry. Madame Saint-Aubin trat zuerst im Rollenfach der jungen Mütter auf. Das Stück und die Schauspielerin fanden einen wahrhaft grandiosen Beifall. Welche Musik, welche Dichter, welche Sänger besaßen wir in jener Zeit! Mitten im Schauspiele öffnete sich die Thüre einer Loge mit Geräusch, und ich sah eine Frau von hinreißender Schönheit, gefolgt von einem zahlreichen, eifrigen Cortege eintreten. Ich war kurz zuvor erst in Paris angekommen, und kannte die Gottheiten der Mode noch nicht; dieser gebührte der erste Rang unter den Wundern des Tages; ich befragte einen meiner Freunde, der die Güte hatte, mir als Führer in dem Labyrinthe der Pariser Welt zu dienen."

„Wie," entgegnete er, „Sie kennen Madame N.... noch nicht, die göttliche Cornelie, diese Königin unserer Feste?... Kommen Sie mit mir, ich will Sie vorstellen."

„Mich im Schauspiele vorstellen? Das scheint mir ein wenig **sans façon.**"

„Die Sitte gestattet es."

Ich ließ ihn gewähren, und ging ganz zitternd in die Loge, um Madame N.... zu begrüßen, die mich eines reizenden Lächelns und einiger anmuthreichen Worte würdigte. Ich theilte meinem Freunde mit, ich sey beinahe überzeugt, daß ich eine große und plötzliche Leidenschaft für die anbetungswürdige Cornelia empfinde.

„Wenn es nicht eine vorübergehende Einbildung, sondern eine große Leidenschaft ist," sprach er, „so müssen wir das Abenteuer wagen und ein Mittel suchen, Sie in nähere Berührung mit Madame N.... zu bringen. Das ist weniger schwierig als gefährlich. Sie haben mir von einem Ihrer Verwandten gesprochen, von dem Chevalier von L., der emigrirt ist, und gerne nach Frankreich zurückkehren möchte? Madame N.... hat volle Gewalt; einer der einflußreichsten Männer des Staates schlägt ihr nichts ab. Sie ist sehr gefällig, und wird sich eine Freude daraus machen, Ihnen in dieser Angelegenheit dienen zu können. Mein Vetter, der Oberst, der bei ihrer vertrautesten Gesellschaft Zutritt hat, wird Ihnen einen Empfehlungsbrief mitgeben; das reicht hin, um Sie als Sollicitant bei dem Lever der Göttin vorzustellen."

Am zweiten Tage trat ich am frühen Morgen, das heißt, gegen Mittag, in ein elegantes Hotel der Straße Chantereine ein. Man hieß mich in einem kleinen Salon des Erdgeschoßes warten, wo ich mich mit einem großen Herrn befand, der eine Schachtel in rothem Maroquin unter dem Arme hielt. Nach Verlauf von zehn Minuten führte man uns in das Zimmer von Madame N.... Vermöchte ich Ihnen dieses Zimmer, das Asyl der Grazien des Directoriums, zu schildern! Es war nach der Mode der Zeit in halb römischem, halb ägyptischem Style ausgestattet. Die Tapete von gelber Seide, mit Lanzen und Waffentrophäen ausgeschmückt, vereinigte am Plafond ihre zahlreichen Falten unter den Flügeln eines Amor, der einen Pfeil nach dem Bette richtete; von Sphinxen getragene Consoles waren ganz mit etruskischen Vasen bedeckt; das Bett, reich drapirt, von Vergoldung glänzend, und auf einer Art von Estrade ruhend, hatte die Form eines Schiffes. In allen Ornamenten, auf allen Möbeln vermengten sich die Bilder von Mars, Venus und Iris; der Olymp des Capitols reichte den bizarren Göttern der Pharaonen die Hand; überall Gefäße von Vermeil, kostbare Porzellane, Vasen, Räucherpfannen und künstliche Blumen; nichts glich dem Luxus dieses kleinen Tempels.

Die Göttin lag im Bette; als uns die Kammerfrau angemeldet hatte, den großen Herrn nämlich mit der Maroquinschachtel und mich, ließ sich eine zarte Flötenstimme hinter den hermetisch verschlossenen Vorhängen vernehmen.

„Ah, Herr Lancelot," sprach sie, „Sie sind ein trefflicher Mann! Sie bringen mir meine Ringe? Das ist eine sehr lobenswerthe Pünktlichkeit! Sie probiren sie mir an, nicht wahr?"

Herr Lancelot zieht aus seinem Kästchen vier prachtvolle Ringe hervor, und zu meinem großen Erstaunen sehe ich einen kleinen Fuß durch die Vorhänge schlüpfen. Welcher Fuß! Ein Fuß von einer Feinheit, von einer Weiße und Zartheit ohne gleichen. Die Ringe waren für diesen winzigen Fuß und ich beneidete das Glück des Herrn Lancelot, der sie anprobirte. Dieser ehrliche Juwelier hätte sich, nachdem er den bewundernswürdigen Fuß der Madame N.... in der Hand gehabt hatte, für bezahlt halten sollen, aber er wagte es, eine zweideutige Phrase auszusprechen, in welche das Wort Rechnung eingeflochten war.

„Gut," antwortete die Merveilleuse, „wir werden wieder davon sprechen, mein lieber Herr Lancelot. Ihre Rechnung beträgt, glaube ich, dreitausend Thaler? Bagatelle! Vor Allem will ich meine Diamanten in einem neuen Geschmack fassen lassen. Wir wollen in dieser

Hinsicht eine Conferenz mit einem jungen Maler von großem Verdienst halten, der mir Originalzeichnungen für ein Diadem und für Bracelets versprochen hat. Dann werden wir die Sache in Ordnung bringen. Adieu, Herr Lancelot, auf baldiges Wiedersehen.

Als sich der Juwelier entfernt hatte, ließ mir Madame N.... keine Zeit, mich zu erklären.

„Mein Herr," sprach sie, „ich bitte um Vergebung, daß ich mich dieses Kaufmanns entledigt habe, ehe ich mich mit Ihnen beschäftigte. Ich habe das Vergnügen, mit Herrn Camaillon zu sprechen, nicht wahr? Sie sind derjenige, von welchem mir der Oberst zwei Worte gesagt hat? Gut. Er hat Ihnen ein Empfehlungsschreiben an mich gegeben. Dessen bedurfte es nicht. Es handelt sich, so viel ich weiß, von einem Ihrer Verwandten, von einem Ausgewanderten?"

„Ja, Madame, der Chevalier von L., der nach Frankreich zurückzukehren wünscht, und diese Gnade leicht erlangen wird, wenn Sie sich für *ihn* interessiren würden."

„Und dieser Chevalier, was für ein Mann ist er?"

„Ein anständiger Mann, würdig dessen, was Sie für ihn thun werden."

„Wie alt ist er?"

„Zwei und dreißig Jahre. Er hat sich einst unter den glänzendsten Cavalieren des Hofes von Versailles ausgezeichnet."

„Dann muß man ihm nothwendig die Rückkehr nach Paris gestatten. Es mangelt uns sehr an liebenswürdigen Männern; die pariser Gesellschaft ist mit Parvenus überhäuft; man trifft in den Salons nur Lieferanten und Advocaten, die sich sehr wenig auf feine Manieren verstehen. Wir müssen Leute vom alten Regime haben, welche die guten Traditionen der französischen Eleganz und Galanterie wieder aufblühen lassen."

Nach diesen wohlwollenden Worten entließ mich Madame N.... und ich entfernte mich, ohne etwas Anderes, als den hübschen kleinen Fuß gesehen zu haben; aber das war mehr, als es bedurfte, um mir den Kopf vollends zu verdrehen. Die folgende Woche hatte ich auf einem Balle die Ehre, diesen wundervollen Fuß mit Sandalen und den Ringen des Herrn Lancelot geschmückt wiederzusehen. Madame N.... war **à la grecque** frisirt; auf ihrem Gazekleide hing eine leichte Tunika; ihr Costume war ungefähr das, welches man der Diana bei den antiken Statuen gibt. Es war ein wunderhübscher Anzug! Welche Reize bewunderte ich! Leider

hatte ich nicht genug Talent, um sie zum Tanze aufzufordern. In jener Zeit war es nicht, wie heut zu Tage. Ihr Leute geht jetzt den Contretanz und lauft den Galopp; das genügt für die Aufforderungen dieser Epoche; und wenn man nur nicht gichtbrüchig ist, so kann man sich mit Ehre aus der Sache ziehen. Damals war es ganz anders. Der Tanz in den Salons war eine Kunst; man mußte eine gewisse Geschicklichkeit errungen haben, um es zu wagen, in einer Quadrille zu figuriren; deßwegen konnte ich, der ich erst ein Dutzend Lectionen von Vestris erhalten hatte, mir nicht erlauben, mit Madame N.... zu tanzen. Hätte ich es gethan, so würde mich die Kritik der ganzen Versammlung für meine Verwegenheit bestraft, ich würde mich sehr lächerlich gemacht haben. Hätten Sie sie doch bei diesem Balle gesehen, sie war eine Nymphe, sie war Terpsychore. Als sie mit Trenis tanzte, stieg man auf die Bänke, und bei jeder Figur klatschte man Beifall, wie in der Oper. Welch schöne Triumphe erhielten damals die Frauen, die in jener Zeit ihre Anmuth und ihre Schönheit in ihrem ganzen Glanze leuchten ließen!

Als Madame N.... einige Tage nach dem Ball einen Schritt für meinen Verwandten gethan hatte, machte ich ihr einen Danksagungsbesuch. Es war zwei Uhr Nachmittags, als ich mich bei ihr einfand; die Merveilleuse setzte sich eben im Morgen-Negligé an den Tisch, um zu frühstücken. Ich nahm an diesem Male Antheil. Man servirte Madame N.... Cotelettes, eine Pastete, ein Huhn und einen Salmen; alle diese Gerichte wurden geehrt und mit Bordeaur-Wein befeuchtet. Euere Petites-maitresses, Euere Zieraffen, die wie die Hänflinge essen, würden sich dagegen sträuben. Welche Frauen habt Ihr auch? Eure eleganten Damen vermöchten schwerlich im Costüme Dianens, der Jägerin, zu glänzen! Sie würden die Moden des Alterthums nicht wieder aufnehmen. Wenn man sich unter dem Directorium nach der Kleidung, die eine Merveilleuse auf einem Balle oder in einem Concerte getragen hatte, erkundigte, so sagte man: „Wie war Madame... déshabillé?" Dieses Wort umfaßte die Mode, die so weise war, sich mit Wenigem zu begnügen, und die Mäßigkeit des weiblichen Costüms bis zum Uebermaß trieb. Welche Figur, ich bitte, Sie hätten in jener Zeit Euere Pariserinnen von heute gemacht, die fast alle so zerbrechlich, so blaß und so zart sind..." Sprechen Sie mir nicht davon! Um der Mode zu folgen, um sich in durchsichtige Gaze und antike Tunikas zu kleiden, mußten unsere Merveilleusen wohlgenährt seyn, und sie bedurften einer festen Gesundheit, um so leicht gekleidet zu gehen und den Einflüssen

der Temperatur zu trotzen. Staunen sie deßhalb nicht über das Frühstück der Madame N...

„In der That, Herr Camaillon," sagte mir die liebenswürdige Göttin, „man sieht Sie nirgends. Valmon, mit dem ich das Vergnügen gehabt habe, Sie zu treffen, und der einer von unsern am besten stylisirten Incroyables ist, hat sie demnach nicht in die Welt gebracht?"

„Im Gegentheil, Madame; ich gehe überall hin. Wenige Tage vergehen, ohne daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen; aber wie sollten Sie mich durch die Menge der Bewunderer, die sie unablässig umlagern, erblicken?"

„Waren Sie gestern in Tivoli? Es war Niemand dort; ich langweilte mich zum Sterben; Paris fängt an öde zu werden, und ich habe die Absicht, mich auf das Land zu begeben, sehr ferne von hier, bei Auteuil, um einige Monate die Reize der Einsamkeit und die Süßigkeiten des Landlebens zu genießen. Will man es machen wie Andere, und dem Gange der Mode folgen, so ist es nicht auszuhalten, einige Wochen der Ruhe sind nothwendig. Sie müssen es mir am Gesichte ansehen, ich bin sehr leidend; man müßte von Eisen seyn, um das Leben auszuhalten, das wir hier führen. Keinen Augenblick Erholung! Ich bin so eben aufgestanden, bin krank; ich möchte gerne zu Hause bleiben; nein, ich muß in den Wagen steigen, zu Ronelagh gehen, um den Spielen beizuwohnen, wo ganz Paris seyn wird. Dann habe ich hundert Gänge zu den Kaufleuten zu thun. Diesen Abend ist der schöne Tag der Franzosen, wie könnte ich mich da entziehen? Wie soll ich es denn machen, um nicht zu Frascati zu gehen? Morgen gibt es etwas Anderes, wir haben eine Sitzung im Lyceum und ich muß Verse vorlesen."

Die Literatur war bei der Merveilleuse des Directoriums sehr in der Mode. Madame N.... theilte mir mit, sie sey im Begriffe, einen Roman, betitelt: „la Fiancée du spectre" (die Braut des Gespenstes) herauszugeben, der alle Producte von Anna Radcliffe verdunkeln müsse. Später erfuhr ich, dieser von ihr angefangene Roman sey von einem jungen, sehr geistreichen und liebenswürdigen Dichter vollendet worden, der jetzt zu den vierzig sogenannten Unsterblichen der französischen Academie gehört.

Ich war ernstlich in Madame N.... verliebt, aber obgleich Schüchternheit unter solchen Umständen weder in meinem Charakter, noch in meinen Gewohnheiten lag, so wagte ich es doch nicht, mich zu erklären. Ich weiß nicht, welcher sonderbare Unstern mich stets ge-

hindert hat, dieser reizenden Frau meine Leidenschaft zu gestehen, und vielleicht hat sie nie die Liebe errathen, die sie mir einflößte. Einige Tage nach der Erscheinung der **Fiancée du spectre**, die in der literarischen Welt Aufsehen machte, ging ich in ihre Wohnung auf dem Lande, um ihr meine Glückwünsche zu bringen.

Es waren mehre Personen gegenwärtig; der junge Dichter, der das Werk vollendet hatte, der Oberst, der mir die Empfehlung gegeben, und der einflußreiche Mann, der der Göttin nichts verweigerte; ferner drei oder vier Incroyables und fünf bis sechs Damen, Freundinnen von Madame N.... Die Gesellschaft war reizend, und die liebenswürdigste Heiterkeit herrschte ohne Unterlaß in unserer Unterhaltung, als, ich weiß nicht, aus welcher Veranlassung, der einflußreiche Mann, der vielleicht das Recht und die Gelegenheit hatte, eifersüchtig zu seyn, die Herrin des Hauses bei Seite zog und ganz leise einige Worte an sie richtete, die offenbar von einem schlecht verhehlten Zorne herrührten; da nahm Madame N...., ohne Zweifel, um sich der Verlegenheit einer Antwort zu entziehen, zu einem Nervenanfalle ihre Zuflucht.

Die Nervenanfälle nahmen unter dem Directorium die Stelle der Vapeurs, der Migränen und der Ohnmachten ein. Es war ein Vortheil, den die starken Frauen unserer Zeit aus ihrer reichen und mächtigen Organisation zogen. Ihre ganze Superiorität enthüllte sich in dem Nervenanfalle; für die schwachen, zarten Frauen geziemen sich die Vapeurs, bei denen man eine kränkliche Rolle spielen muß, für die stolzen, glänzenden Schönheiten des Directoriums die Nervenanfälle, die dem Teint seine lebhaften Farben lassen, und die Leidenschaft des Wortes und der Bewegung nicht hemmen. Begreifen Sie, was ein schönes Weib bei den klugen Evolutionen eines wohl ausgeführten Nervenanfalles gewinnen konnte, und wie günstig ein solches Manöver der Coketterie war?

Kurz gesagt, nachdem ich Madame N.... in diesem Zustande gesehen hatte, war meine Liebe für sie glühender als je.

Eines Morgens überraschte ich die Göttin, wie sie das Orakel eines Kartenspiels um Rath fragte; sie gestand mir, daß sie das Vorurtheil aller Modedamen jener Zeit theile. Die Karten spielten eine große Rolle im Leben der Merveilleusen des Directoriums. Am Abend desselben Tages fand ich Madame N.... abermals, die Karten in der Hand, vor einer Bouillotte-Tafel, und sah sie dreihundert Louis auf Ehrenwort an einen der reichsten Finanzmänner dieser Epoche verlieren. Da war wohl Grund vorhanden, die eifersüchtige Empfindlichkeit des einflußreichen Mannes zu erregen. Das war noch nicht Alles, und

Madame N. hatte noch viele andere, minder leicht zu bezahlende Schulden. Ihre Gläubiger wurden dringend. Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, erhielt sie eine Lieferung von Waffen und Militärequipirung, und sie zog große Summen aus dieser Speculation.

Da ich es nicht wagte, Madame N.... eine mündliche Erklärung zu machen, so schrieb ich ihr, und gab ihrer Kammerfrau zehn Louis, mit der Bitte, ihrer Herrin mein Billet zuzustellen. Diese Unklugheit hatte traurige Folgen. Während ich die Antwort der schönen Cornelie erwartete, kam ein Commissär mit vier Dienern zu mir; man verhaftete mich, und brachte mich in ein Gefängniß; ich erfuhr, man habe mich als den Verfasser einer aufreizenden Broschüre angeklagt; es handelte sich um Deportation. Aber ich war noch so glücklich, die Wachsamkeit meiner Kerkermeister zu hintergehen; ich ergriff die Flucht und ging nach England.

Unter dem Kaiserreich kehrte ich nach Frankreich zurück; ich fand Madame N.... immer noch schön und an einen General verheirathet. Sie war damals dreißig Jahre alt, und nannte sich Baronin von *.... Ich wurde so verliebt in die Baronin des Kaiserreichs, als ich in die Schöne des Directoriums gewesen war; aber der General erhielt ein Commando in einem fremden Lande und nahm seine Gattin mit. Ich sah die Baronin erst zehn Jahre später, unter der Restauration wieder; als Wittwe des Generals hatte sie einen Edelmann des alten Hofes geheirathet, und nannte sich Marquise von *... Diesen Namen führt sie noch jetzt in ihrem zweiten Wittwenthum; denn sie ist frei und ich könnte vielleicht um ihre Hand bitten; sie würde ohne Zweifel gerührt werden, erführe sie, wie alt meine Liebe für sie ist, und welche Verfolgung sie mich gekostet hat; aber die Zeit der Illusionen ist vorüber, und die Schönheit der Marquise ebenfalls. Ueberdieß hänge ich an meinem Cölibat, wie an allen meinen Gewohnheiten, und die Schöne des Directoriums ist für mich nur noch eine süße Erinnerung aus meiner Jugendzeit.

Bilder aus Holland.

von **Dr. Ghillany.**

III. Delft.

Der Landstrich, welcher sich die Nordküste entlang von Rotterdam nach Amsterdam hinzieht, hat wegen seiner eigenthümlichen Reize fast europäischen Ruf. Es sind nicht großartige Naturscenen, wie sie die Heimath des Rheins darbietet, was hier das Auge des Reisenden fesselt, nicht jene Firnen mit ihren weithin leuchtenden Häuptern, nicht jene wild-romantischen Thäler mit ihren Wasserfällen und dunkelgrünen Seen: was hier die Blicke auf sich zieht und der Gegend eine seltene Anmuth verleiht, ist allein durch den Fleiß und Wohlstand der Bewohner geschaffen, ja selbst der Boden mußte dem Meere erst mühsam abgedrungen werden. Man kann wohl sagen; die ganze Ebene zwischen Rotterdam und Amsterdam, in einer Länge von etwa achtzehn Stunden, ist ein einziger großer Garten, und in demselben liegen, wie freundliche Landhäuser, die gesegneten Städte Delft, Haag, Leyden und Harlem.

Von den Seeschiffen und dem Treiben des Handels in Rotterdam führte mich jetzt mein Weg nach Amsterdam in diese reizende Ebene. Es bot sich eine doppelte Fahrgelegenheit dar, entweder mit einem jener kleinen Schiffe, welche man hier zu Lande Treckschuit nennt, oder

mit der Diligence. Gegen sechstausend solcher Treckschuits sind auf den vielen Kanälen des Landes in Bewegung und noch außerdem fünfzehntausend Boote. Ich hatte die Wasserfahrten die lange Rheinstrecke herab so ziemlich satt bekommen und zog es vor, mit der Diligence zu gehen. Hier zu Lande gibt es keine königlichen Postwägen; diese Eilwägen, welche, wie in Belgien, den Namen Diligence führen, sind Eigenthum privilegirter Gesellschaften, die dem Staate dafür eine jährliche Abgabe bezahlen. Sie rollen mit einer Schnelligkeit über die ebene Landstraße hin, wie nirgends in Deutschland, haben aber gleichwohl ihre großen Unannehmlichkeiten, theils in ihrer Bauart, theils und ganz besonders in dem Umstande, daß sie in ein und derselben Stadt nicht von einem einzigen Posthause, sondern nach den verschiedenen Routen und Tageszeiten an verschiedenen Plätzen abgehen. So kommt es denn, daß der Reisende, der sich in einer Stadt nicht aufhalten will, oft mehre Straßen durchwandern und sich sein Gepäcke um theures Geld nachtragen lassen muß, um zu dem Eilwagen zu gelangen, der ihn weiter bringen soll. Bei schönem Wetter wird diese holländische und belgische Fürsorge für den Reisenden, die ihm je nach längerem Sitzen wieder etwas Bewegung verschafft, gerade nicht lästig; könnte jedoch nur auch der Koffer auf eigenen Füßen zur zweiten oder dritten Diligence wandern! Da nun aber der menschliche Erfindungsgeist noch nicht auf Dampfkoffer gekommen ist, welche im Stande wären, ihrem Herrn durch eigene Kraft nachzufolgen; so sieht man sich gezwungen, bei jedem Diligencenwechsel für das nothwendige Uebel auf Reisen einen besonderen Träger zu Hilfe zu nehmen, und zwar, wie natürlich, einen holländischen Träger, der sich von einem deutschen dadurch unterscheidet, daß er den Miethpreis für eine batavische Schulter, nebst dergleichen Beinen eben so hoch ansetzt, als in Deutschland ein Kutscher den eines Wagens mit zwei Pferden für eine halbe Stunde Weges. Die Preise der Plätze im Eilwagen sind nicht theurer, als in Deutschland; in diesem einzigen Stücke, und etwa noch in dem Preise des Tabaks, fühlt sich die deutsche Geldbörse hier heimisch; aber diese verschiedenen Transporte des Koffers vom Gasthof an den Eilwagen und so fort erfordern allein täglich eine halbe Posttaxe.

Stündlich geht von Rotterdam eine Diligence nach Haag und Amsterdam ab. Ich setzte mich mit meinem Träger um ein Uhr in Bewegung, um in Delft ein Paar Stunden verweilen zu können, und des Abends noch bei guter Zeit in Haag anzukommen. Der Mann führte mich durch mehre Straßen und hielt vor einer Branntweinbrennerei. Hier war dießmal der Abgangsplatz des Eilwagens. Ich

trat in ein geräumiges Zimmer, wo ein freundlicher junger Mann, der ziemlich gut deutsch sprach, meinen Namen in ein Buch eintrug. Im Hintergrunde des Zimmers war ein Heer von Flaschen aller Farben an den Wänden aufgestellt. Gleich den Folianten standen auf den untersten Brettern die mächtigsten Formen, dann folgten sie immer kleiner bis an die Decke — eine wahre Matrosenbibliothek! 700,000 Eimer werden jährlich in Holland an Branntwein fabricirt, und davon im Lande selbst 280,000 Eimer getrunken; die größte Quantität liefert Schiedam; dort sind 200 Brennereien! So schön diese vielfarbigen Schnäpschen in den verschiedenen Flaschen aussehen, so übel lassen sie auf den Gesichtern der Holländer. Man könnte versucht seyn, das bleiche, großentheils abgemagerte Aussehen dieser Leute dem Clima zuzuschreiben; die Ausdünstung der Canäle, das nasse Land, die nebelichte Luft, möchte man urtheilen, läßt keine gesunde Farbe auf diese Gesichter kommen; allein das weibliche Geschlecht widerlegt diese Meinung. So sehr sich so mancher Fremde täuscht, der in den weit gepriesenen Schweizerinnen einen schöneren oder kräftigeren Menschenschlag erwartet, als in Deutschland; so angenehm findet er sich in Holland durch die kräftigen Frauengestalten des Bürger- und Bauernstandes überrascht. Fast durchgängig zeigen sich hier wohlgewachsene, hohe Figuren mit einer proportionirten Fülle, mit zarter, weißer Haut und einer lebhaften Röthe auf den Wangen. Die Gesichtsbildungen haben sämmtlich etwas Aehnliches; der Grundcharakter, der aus ihnen spricht, ist Häuslichkeit, Gutherzigkeit und Laune. — Warum ist nun das männliche Geschlecht so herabgekommen? Es kann nichts anderes die Schuld tragen, als die unendlichen Schnäpschen und das unaufhörliche Tabakrauchen. Mein freundlicher Branntweinhändler und Postbeamte zugleich gab Stoff genug zu dergleichen Betrachtungen. Er legte die Cigarre keine Minute ab, und jeder eintretende Reisende brachte eine solche schon glimmend mit herein. Wie er selbst, so war auch der größere Theil meiner Reisegefährten blaß und mager. Im Hintergrunde, unter den zahllosen Flaschen, war seine junge Frau geschäftig, ein schlankes, rothwangiges Geschöpf, von angenehmer Gesichtsbildung. Wenn gleich, wie die ganze Einrichtung zeigte, aus dem bemittelten Bürgerstande, hatte sie doch das einfache, weiße Häubchen, das die unteren Stände tragen, nicht abgelegt; und sie that wohl daran, es stand ihr recht artig.

Der Eilwagen fuhr vor. Es war der erste, den ich in Holland sah, und schon sein erster Anblick versprach mir für alle künftigen, derartigen Fuhrwerke in diesem Lande keine besondere Bequemlichkeit. Seine Form war nicht die unserer Eilwagen, sondern das, was wir Stuhl-

wagen nennen, mit vier bis fünf Sitzen hintereinander; eine Einrichtung, die bekanntlich sämmtlichen Reisenden, mit Ausnahme der ersten Reihe, die Annehmlichkeit darbietet, über die Rückseite ihrer Vormänner Betrachtungen anstellen zu können. Darüber hin breitete sich ein ziemlich massives Dach, auf welches mittelst einer Leiter das sämmtliche Gepäck gebracht wurde. Höchst beschwerlich wird in diesen Kästen das Ein- und Aussteigen. Zwar haben sie auch zwei Thüren, wie gewöhnliche Chaisen; aber bei ihren fünf, ja sechs Reihen Sitzen bedürften sie wenigstens einer gleichen Zahl von Eingängen. Unglückliche Schöne, die du hier einen Rückplatz einzunehmen hast, wenn du dich etwas spät bei dem Wagen einfindest! Wer wird dir über diese Verschanzung von Männern hinüberhelfen, die sämmtlich mit glühenden Cigarren bewaffnet sind? Steht auch der Mittelmann auf, schlägt seinen Drittelsitz in die Höhe, biegt die Lehne nach der Seite, drängt sich auf seinen Nachbar; thut auch sein Hintermann ebenso, damit er dir so viel Platz erpresse, um deinen zarten Körper hindurchzudrängen: wehe, gleichwohl wehe deinem Schleier, deinem Shawl, deinem seidenen Gewand! Der Holländer läßt eher sein Leben als seine Cigarre; der Holländer thut Nichts umsonst! Du mußt als Tribut die Asche von den Glimmstängeln streifen, und hast dafür das Vergnügen, während der Fahrzeit in einem überseeischen Wolkenhimmel die Seligkeiten deines cölnischen Riechfläschchens zu genießen!

Wir waren geordnet, ungefähr fünfzehn Personen in den Wagen gepreßt, und zwei Pferde zogen uns nun in scharfem Trabe über das ebene Pflaster hin, auf dessen Gleichheit man bei der spärlichen Polsterung der Sitze zu rechnen scheint. Der Conducteur setzte seine Klappentrompete in Athem, um durch Stückchen aus Freischütz und Fra Diavolo, die er ziemlich fertig, wenn auch mit einigen Variationen, blies, den Bewohnern Rotterdams unsere Abfahrt zu verkündigen. Wie wenig seine Töne mit denen des Orpheus gemein hatten, mag der günstige Leser daraus schließen, daß er, trotz aller Anstrengung, nur drei bis vier Fenster bewog, sich aufzuthun: immer freilich noch eine göttliche Musik, im Vergleich mit jener unserer deutschen Postillons, bei der man sich eher beeilt, die Fenster zu schließen, als sie zu öffnen. So ging es lustig die Straßen entlang, und bald hatten wir unvermerkt das Freie erreicht. Von einem Thore konnte ich nichts ausfindig machen; Rotterdam scheint also, wenn auch nicht in Betreff des Verbotes der Gold- und Silbermünzen, doch was den Mangel der Mauern und Thore anbelangt, mit dem alten Sparta einige Aehnlichkeit zu haben.

Eine junge Pappel-Allee nahm uns auf, links an der Straße lief der Canal hin, auf welchem die Treckschuits ihren Weg machen. Nichts wird einem Holländer leichter, als einen Canal mit Waſſer zu verſehen; man führt nur einen Graben, und das Waſſer dringt im Ueberfluſſe von ſelbſt allenthalben hervor. Sonderbarerweiſe lag der Canal auf unſerer Seite fünf bis ſechs Fuß höher, als die Straße und war nur durch einen ſchmalen Damm von dieſer getrennt. Die Chauſſee ſelbſt iſt mit aufgeſtellten Ziegelſteinen geflaſtert, über welche die leichten Fuhrwerke ſchnell dahinrollen. Schweres Fuhrwerk freilich müßte dieſes zerbrechliche Material bald zermalmen; allein ein ſolches kennt man in Holland nicht; größere Laſten werden ſämmtlich auf den Canälen transportirt. — Links und rechts erſtreckten ſich weithin ſaftige Wieſen, nur hier und da von einem Landhauſe und dem angrenzenden Garten unterbrochen. Die einzelnen Wieſenſtrecken ſind alle von Gräben durchſchnitten, wohl aus dem doppelten Grunde der Wäſſerung und Abgrenzung des Eigenthums. Auf dieſen abgegrenzten Gebieten bewegen ſich die Kühe frei und ohne Aufſicht eines Hirten; ſie ſcheinen aus Gewohnheit ihre Markung nicht zu überſchreiten. Ein ſchönes, kräftiges Hornvieh, nur dem ſchweizer vergleichbar; auch hier und wohl in ganz Holland von derſelben Farbe, weiß und ſchwarz gefleckt. Die Kühe wurden auf den Wieſen gemolken, und bildeten auf dem grünen Grunde ſchöne Gruppen um ihre wohlgenährten, rothbackigen Gönnerinnen, mit den artigen, blendend weißen Häubchen. Zuweilen eilten wir an einem der Treckſchuits vorüber, die ſchweigend auf dem Canal dahingleiteten, von einem Pferde gezogen, das ein darauf ſitzender Junge in mäßigem Trabe erhielt.

Nach einer guten Stunde hatte unſer eilendes Fuhrwerk die vielen tauſend Ziegelſteine hinter ſich, womit die Straße von Rotterdam bis hieher gepflaſtert iſt, und wir hielten in Delft. Mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit näherte ich mich dieſer Stadt. Delft hat ein im ganzen Lande berühmtes Glockenſpiel, aus mehr als fünfhundert Glocken beſtehend: und dieſes eben war der Gegenſtand, der mir ſchon zum voraus bange machte. Die Holländer thun ſich auf ihre Glockenſpiele auf den Thürmen etwas zu Gute; ſie finden in denſelben eine nationale Eigenthümlichkeit, und es gereicht einer Stadt zum Ruhme, deren viele zu beſitzen; aber es gehört ein holländiſcher Geſchmack dazu, um an dieſem unaufhörlichen Geklingel irgend eine Annehmlichkeit zu finden. So oft eine Viertelſtunde vorüber iſt, thut es von den Thürmen ein und denſelben Klingklang, etwa wie wenn man eine Panspfeife am Munde vorüberzieht; iſt die Stunde voll, dann dauert auch das Ge-

klingel länger, und die Glocken ſpielen ein förmliches Stückchen; ja zu gewiſſen Tagszeiten ſind noch dazu beſondere Männer da, welche von den Thürmen verſchiedene Muſikſtücke auf dieſen Glocken ſtundenlang der Stadt zum Beſten geben. Man kann wohl denken, daß dieſe Art der Muſik etwas ſehr Unbeholfenes, Hartes und Eintöniges hat; ſelbſt die geübteſten Glockenſchläger bringen viele falſche Töne hervor und können nur wenige kurze Stückchen aufführen, die dem Zuhörer bald zum Ueberdruß werden; beſonders hat man mich in allen Städten mit dem Jägerchor aus dem Freiſchütz verfolgt. Und nun denke man ſich eine große Stadt, etwa wie Rotterdam und Amſterdam, wo es ſolcher Glockenſpiele, ich weiß nicht, wie viele gibt, deren Klingklang einander ablöst. Bis alle Thürme durchgeſpielt haben, iſt die Viertelſtunde vorüber, und der erſte fängt wieder von vorne an: ſo hört das Geklingel den ganzen Tag gar nicht auf. Iſt es ein Wunder, wenn dieſe Glockenſpiele einem deutſchen Ohre unausſtehlich werden? Einen Italiener müſſen ſie wohl zur Verzweiflung bringen! Auch der Holländer könnte ihnen unmöglich für die Dauer Geſchmack abgewinnen; aber, wie es bei dergleichen Dingen zu gehen pflegt, er wächst unter dieſen Tönen auf, und hört ſie aus Gewohnheit gar nicht mehr. Iſt er eine Zeitlang in der Fremde geweſen und er kehrt nach Hauſe, ſo glaubt er gleichwohl liebliche Muſik zu hören; denn ſie klingen ja heimathlich! —

Auch hier in Delft wieder die Ziegelſteinhäuſer mit den weißen Rändchen um jeden Stein, die friſch grünen Fenſterläden und Thüren, die Canäle durch die Straßen und die ſchönen Alleen an denſelben hin. Eine holländiſche Stadt ſieht der andern ganz ähnlich; die Häuſer waren jedoch hier minder hoch, als in Rotterdam. Delft iſt das Perſepolis Hollands, es ſchließt die Gräber der Könige in ſich und wird alſo an Ruhm wachſen, je größer die Fürſten ſeyn werden, die es in der Folge in ſeinem Schooße beherbergt. Ich ließ mich nach der neuen Kirche führen, dem großen Glockenſpiel entgegen, um das Grabmahl des Prinzen Wilhelm I. von Oranien zu ſehen. Jede holländiſche Stadt hat ihre geſchichtlichen Erinnerungen; ſo auch Delft. Die Niederlande erfreuen ſich einer thatenreichen Vergangenheit, und zahlreiche Denkmäler erinnern das Volk an die Thaten der Vorfahren, den Fremden an den ehrwürdigen Boden, den er betreten hat. Es ſind nicht immer Kunſtwerke, womit man hier das Andenken großer Männer verherrlicht, oft beſteht das ganze Denkmal in einer einfachen Platte, in einem halberhabenen Bruſtbilde, das man an der Kirchenwand befeſtigt hat: aber es reicht hin; dem Volke zu ſagen: Auch dieſer war ein

Mann der Freiheit, ein Mann der Wissenschaft, und trug zum Ruhme Deines Volkes bei: strebe ihm nach! —

Das Grabmahl des Prinzen Wilhelm besteht in einer Statue von Marmor, welche unter einem Thronhimmel ruht. Mit eigenen Empfindungen verweilte ich an dieser Stelle. Der junge Burgunder Balthasar Gerard war von zwei Mönchen durch das Versprechen der ewigen Seligkeit veranlaßt worden, den Prinzen zu ermorden. Schon vorher hatte König Philipp II. von Spanien Jedem Verzeihung aller Verbrechen, den Adelsstand für sich und seine Nachkommen und 250,000 Thaler als Belohnung zugesichert, der es unternehmen würde, den Gründer der niederländischen Freiheit, diese „Pest der menschlichen Gesellschaft", aus der Welt zu schaffen. Ein Spanier suchte in Antwerpen den Preis zu verdienen; aber seine Kugel, die dem Prinzen unter dem rechten Ohre durch den Kopf ging, tödtete nicht. Nun wurde dieser Gerard von den Mönchen durch ein noch höheres Versprechen zu dem Morde bestimmt, dem einer augenblicklichen Seligkeit, sobald er hingerichtet seyn würde. Er kam nach Delft, unter dem Vorgeben, daß man ihn wegen seines reformirten Bekenntnisses aus Besançon vertrieben habe; Wilhelm nahm sich seiner an, und behielt ihn um sich — und der Fanatiker, weder durch diese theilnehmende Aufnahme noch durch das Zutrauen des Prinzen in seinem Vorsatze wankend gemacht, erschoß den großen Oranien bei hellem Tage, als er eben vom Mittagstisch aufstand, mitten im Kreise seiner Familie, den 10. Juli 1584. Kaltblütig ging der Mörder dem Tode entgegen, bis auf den letzten Augenblick der verheißenen Belohnung gewiß. — Ein merkwürdiges Beispiel, wohin ein religiöses System den Menschen führen kann, welches die Vernunft für verfinstert erklärt und als höchstes Gebot einen blinden Glauben hinstellt an das, was die Lehrer als Wahrheit verkündigen. Ist die Vernunft einmal unterdrückt, muß der Mensch es für Sünde halten, sie in Sachen der Religion zur Richtschnur zu nehmen; dann ist er für die Annahme jeder, auch der gräßlichsten Thorheit fähig gemacht; dann hat er selbst nichts mehr, wodurch er wahr von falsch unterscheiden kann und ist ganz in den Händen derer, die sich ihm als Verkündiger jener höheren Wahrheit darstellen. Je verkehrter und abstoßender seiner Vernunft Etwas erscheint, für desto göttlicher muß er es halten, weil ja der Teufel in seinem Denkvermögen wirken, dasselbe durch und durch verdorben und von dem Göttlichen abgewandt haben soll! Glücklicherweise ist die Beschränktheit der Menschen zu keiner Zeit so groß gewesen, daß nicht mindestens einige Wenige für das höchste Menschengut, für die gesunde

Vernunft und ihre Rechte, in die Schranken getreten wären; aber gleichwohl bietet die Geschichte nur zu viel des Gräßlichen dar, was allein auf Rechnung dieser finsteren Lehre gesetzt werden muß! —

Auch Hugo Grotius liegt in dieser Kirche begraben, so bekannt durch seine Begründung des Natur- und Völkerrechts in der berühmten Schrift: „de jure belli et pacis," als durch seine Flucht aus dem Gefängnisse mittelst eines Bücherkastens, den ihm seine Frau zugeschickt hatte. Er war als schwedischer Staatsrath und Gesandter in Frankreich abgetreten, um seine übrige Lebenszeit in seinem Vaterlande hinzubringen, das ihn früher als einen Anhänger der Remonstranten zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, diese Verurtheilung unter dem Prinzen Friedrich Heinrich in ewige Verbannung gemildert, jetzt aber den berühmten Landsmann besser schätzen gelernt und ihn zur Rückkehr eingeladen hatte. Van Groot jedoch erkrankte auf der Reise und starb zu Rostock am 28. August 1645. Sein Leichnam wurde hieher in seine Vaterstadt Delft gebracht und in der Hauptkirche beigesetzt.

Man wollte mich nun noch in die alte Kirche führen, wo die Grabmäler der Admirale Tromp und Peter Hein zu sehen sind; allein, wie ich bereits oben bemerkt habe, von großem Kunstwerthe sind diese zahlreichen Denkmäler in Holland selten, und ich zog es daher vor, mich wieder nach der Diligence zu wenden, um noch bei guter Zeit in Haag einzutreffen. Der Fremde hat sich in eigentlichem Sinne zu hüten, um nicht in jeder Stadt bei allen unbedeutenden Merkwürdigkeiten herumgeführt zu werden, und dabei Geld und Zeit aufzuwenden, ohne irgend einen Genuß oder wissenschaftlichen Gewinn zu haben. Man kommt dadurch zwar manchmal in den Fall, auf die Frage: „Haben Sie hier oder dort Dieses oder Jenes gesehen?" mit Nein antworten zu müssen; allein fragt man dann den Frager wieder: „Was haben Sie denn an diesen Dingen gesehen?" so kann er selten etwas Anderes, als „Nicht viel" antworten.

Die neue Diligence hatte ganz dieselbe Einrichtung, wie diejenige, welche ich vor ein paar Stunden verlassen hatte. Es wiederfuhr mir die Ehre, einen Platz zwischen zwei holländischen Patrioten einnehmen zu dürfen. Glücklicher Weise hatte ich mich über die Kleidung meiner beiden Herren Nachbaren schon am vorigen Tage belehren lassen; sonst wäre ich auf die Meinung gekommen, hier zwischen zwei Geistlichen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu sitzen; und das will gar mancherlei sagen. So aber wurde es mir etwas heimlicher zu Muthe; denn, daß ich es nur aufrichtig gestehe, zwischen zwei solchen Herren aus der Vergangenheit wäre es mir etwas unheimlich geworden.

Schon dieſe Schwärze der Kleidung will mir nicht recht zuſagen; warum denn ſo ſchwarz? Soll dieſe Farbe etwa Gott beſſer gefallen? Dann hätte er ja wohl auch den blauen Himmel ſchwarz gefärbt, und die grüne Erde auch ſchwarz! — Ob es wohl wahr iſt, daß die ſchwarze Kleidung deßhalb bei der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit herrſchend geworden ſey, weil Luther von ſeinem Churfürſten eine Quantität ſchwarzes Tuch geſchenkt bekommen habe, daher gewöhnlich ſchwarz gegangen ſey, worin ihm die proteſtantiſchen Geiſtlichen nachahmten? *) — Doch die ſchwarze Kleidung ſollte noch hingehen; aber dieſe dunklen Herren möchten den Himmel und die Erde wirklich ſchwarz haben. Statt daß wir uns jetzt an der funkelnden Sternenpracht, an der blumigten Wieſenflur erfreuten, ſollte uns allenthalben nur ein ſchwarzer Satanas mit einem glühenden Sündenregiſter von Adam her entgegengrinſen. Dagegen aber habe ich meiner Lebtage feierlich proteſtirt; ich habe Nichts von dem Apfel der Eva gegeſſen, verlange auch nichts davon, und verwahre mich daher auch vor dem Sündenregiſter des Adams.

Meine freundlichen holländiſchen Nachbarn hatten jedoch für ihre alte Tracht einen anderen Grund, einen Grund, ganz ähnlich dem, welcher die Deutſchen vor einigen Jahrzehnten die altdeutſche Kleidung hervorſuchen hieß.

Man erinnert ſich, als es in Deutſchland mit dem Beſiegen der Franzoſen durchaus nicht gehen wollte, kamen einige kluge Leute auf den Gedanken, daß der Feind wohl bald über den Rhein zurückgeſchlagen ſeyn würde, wenn man das Mittelalter wieder hervorzaubern könnte. Man begnügte ſich alſo nicht damit, den Deutſchen, der für Alles eher fähig iſt, als für einen Funken von Nationalgefühl, in hundert Liedern vorzuſingen, daß er zu einer großen Nation gehöre, und ſo der altersſchwachen, vielgliederigen Germania, die am liebſten plaudernd im Kreiſe der Familie am warmen Ofen ſitzt, unbekümmert um das, was außen vorgeht, wieder etwas auf die Beine zu helfen: ſondern man ſuchte auch die Tracht des Mittelalters wieder einzuführen; die Jugend ergriff ſtatt des Hutes das Barett, ſtatt des Frackes den deutſchen Rock. Ich ſelbſt habe einſt einen ſolchen Rock getragen, und muß geſtehen, daß er mir in Wind und Wetter recht gut zu Statten kam; indeß jetzt alle Chemiſſettes, Gilets und Fräcke die Bruſt offen laſſen

*) Ich führe meinen Gewährsmann an, den Conſiſtorialrath Dr. Kaiſer zu Erlangen in ſeiner Schrift: Bibliſche Theologie II. B. S. 84. Er ſagt, die ſchwarze Farbe ſey ſächſiſche Hoffarbe geweſen, woher es kam, daß der Churfürſt gerade ſchwarzes Tuch an Luther ſchenkte.

und dem Regen freien Eingang gestatten. Ja, wir jungen Leute gingen noch weiter. War schon das ungeschliffene Mittelalter so herrlich: um wie viel größer noch der rohe Naturzustand von Herrmann's Germanen! Also statt des Bettes eine Decke auf den Fußboden, statt des ritterlichen Pocales ein mächtiges Ochsenhorn, das auf einen Zug geleert werden mußte. In letzterer Beziehung hätten wir es den Urahnen bald gleichgethan; aber das harte Lager mußten die Knochen gleichwohl ziemlich schmerzlich empfinden, und man war herzlich froh, durch die halbe auf dem Fußboden des Zimmers hingebrachte Nacht den einstweiligen Anforderungen an einen würdigen Sohn Herrmann's Genüge geleistet zu haben.

So wenig diese Bestrebungen, Gott sey es gedankt, das Mittelalter in Wahrheit wieder hervorgerufen haben, so wenig werden die kurzen, schwarzen Hosen, die langen, schwarzen Strümpfe, die Schnallenschuhe und weißen Halsbinden, das goldene Zeitalter Hollands wiederbringen. Eine Anzahl holländischer Kaufleute, darunter auch viele junge Männer, ist dieser Tracht der Vorfahren treu geblieben, und ich wunderte mich sehr, hier lebende Originale zu einem über den Buchstaben in meinem Kinderbilderbuche dargestellten Holländer zu finden. Nur die Perücke fehlte, zum Zeichen, daß die Leute der neuesten Zeit angehören.

Der eine dieser Herren sprach sehr geläufig deutsch. Mir schien es interessant, seine Ansichten über die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen Belgien und Holland zu vernehmen. Ein Anknüpfungspunkt war bald gefunden.

„Wir sind dem Auslande gegenüber," begann mein alterthümlicher Freund, „gegenwärtig in einer eigenen Lage. — Doch, wünschen Sie nicht eine Cigarre anzustecken?" — Hiermit reichte er mir sein Cigarrentäschchen. Ich dankte ihm höflich, denn ich hatte vor diesen holländischen Cigarren einen geheimen Respect. Gewiß sind sie sehr stark, um Leuten zu genügen, die so viel rauchen, und können demnach einem sogenannten Quartalraucher nach einigen Zügen angst und bange machen.

„Man hält uns in Deutschland," fuhr er fort, „für Sclavenseelen, Belgien dagegen gilt für das Land der Freiheit. Dem Fremden, der beide Länder ohne vorgefaßte Meinung bereist, können wir getrost über die Zustände derselben und über die Gesinnungen ihrer Bewohner urtheilen lassen; sein Urtheil wird und muß, wenn er aufmerksam beobachtet hat, zu unserem Vortheil ausfallen. Sie sind in Rotterdam gewesen: haben Sie hier einen sclavischen Sinn bemerkt? Sie werden nach Haag, Leiden und Amsterdam kommen, beobachten Sie das Volk,

und Sie werden überall Freisinnigkeit und jenes heitere Wesen finden, das die Frucht der Freiheit und des Wohlstandes ist. Die großen Thaten unserer Vorfahren für die niederländische Republik sind noch zu fest im Gedächtnisse unseres Volkes, unsere sämmtlichen Einrichtungen zu sehr auf jene republikanische Zeit gegründet, als daß der Sinn für bürgerliche Freiheit unter uns ersterben seyn könnte. Kommen Sie dagegen nach Belgien, so finden Sie zwar viel Gerede von Freiheit, viel hochklingende Worte, aber keinen festen Grund. Der kommende Tag stößt um, was der vorhergehende geschaffen hat. Wo es an Volksbildung und Aufklärung fehlt, wie in Belgien, da kann die Freiheit keine bleibende Stätte finden."

„Sehr wahr!" erwiderte ich.

„Diese bigotten Brabanter und Wallonen," fuhr er mit erwachendem Feuer fort, „sind in den Händen ihrer Pfaffen. Ganz widerstrebende Elemente haben sich in diesem Lande vereinigt, um eine Revolution zu Stande zu bringen; den exaltirten Liberalen reichte die ultramontanische Geistlichkeit die Hand, um eine Regierung zu stürzen, deren Protestantismus ihr zu aufgeklärt war."

Gewiß der Mann hatte nicht Unrecht.

„Aber warum wollen denn die Holländer Belgien durchaus wieder haben," entgegnete ich, „wenn doch der Charakter beider Völker so wenig zusammenstimmt? Ich sollte glauben, beide Theile müßten sich wohl befinden, einander ledig zu seyn."

„Von allen Holländern," erwiederte der Patriot, „wünscht nur Einer, Belgien wieder mit Holland vereinigt zu sehen, nur Einer, dem es Niemand verdenken wird, daß er nicht gerne die Hälfte seines Reiches aufgibt. Wir selbst bedürfen der Belgier nicht; die Colonien sind unser, der Handel, die Marine sind unser. Was haben uns diese Belgier genützt? Sie haben viele Fabriken, sie erzeugen viele Gegenstände der Industrie; wir haben ihnen unseren Bedarf um unser Geld abgekauft; um dasselbe Geld beziehen wir diese Dinge jetzt aus Deutschland und England. Sie werden es schmerzlich genug empfinden, den bedeutenden Absatz, welchen ihnen die Verbindung mit Holland verschaffte, eingebüßt zu haben."

„Aber wenn es nun wirklich noch zum Kriege käme: wie würde es Ihrer Marine und Ihren Colonieen ergehen? Sie hätten die größten Seemächte, England und Frankreich, gegen sich!"

„Schwere Zeiten gebären große Thaten. Auch Rußland hat eine bedeutende Flotte. Unsere Seemacht hat der englischen schon öfter das

Gleichgewicht gehalten, und im Angeſicht von London auf der Themſe die brittiſchen Schiffe verbrannt."

„Sie lächeln?"

„Ich geſtehe, an einem günſtigen Erfolg für Ihre Seite zu zweifeln."

„Sie ſcheinen unſerer Seemacht wenig zuzutrauen. Iſt es Ihnen bekannt, daß unſere Marine gegenwärtig aus 174 Kriegsfahrzeugen beſteht?" — Und nun fing er an, die größeren Schiffe nach der Zahl ihrer Kanonen namentlich aufzuzählen.

„Ich bewundere eben ſo ſehr Ihr theilnehmendes Gedächtniß," erwiderte ich, „als die Anſtrengungen von dritthalb Millionen Menſchen. Nur ein reiches und patriotiſches Volk vermag Solches zu leiſten. Aber was iſt dieſe Flotte gegen die engliſche?"

„Allerdings! Jedoch blicken Sie um ſich! Dieſe ſchönen Landhäuſer, an denen wir hier vorüber fahren, dieſer prächtige Park, der ſich nach Haag zieht, ſind nicht die einzigen in Holland. Von Haag nach Leyden, von Leyden nach Harlem, von Harlem nach Amſterdam fahren Sie von frühe bis Abend in zuſammenhängenden Luſtgärten voll kleiner Paläſte; eben ſo von Amſterdam nach Utrecht; und ſelbſt die lange Heide, welche Sie auf Ihrem Wege nach Deutſchland zwiſchen Utrecht und Arnheim durchwandern müſſen, zeigt Ihnen zierliche Landhäuſer, deren wüſte Umgebungen bemittelte Eigenthümer in engliſche Anlagen verwandelt haben. Wenn ein Volk blos für ländliche Vergnügungen einen ſolchen Koſtenaufwand machen kann, ſollte es nicht auch die Mittel haben, eine zweite Armada auszurüſten? Der Handel iſt unſer Leben, das Meer unſer Element. Für unſeren Handel und unſere Colonien ſind wir zu jedem Opfer bereit. Strebt man uns nach dem Leben, ſo zwingt man uns zu dem Aeußerſten: und die Welt ſollte ſehen, was Holland zu leiſten vermag." —

„Ihr Patriotismus iſt mir ſehr ehrenwerth," erwiderte ich, „und ich würde mein Vaterland glücklich preiſen, hätte jeder Deutſche auch nur den zehnten Theil einer ſolchen aufopfernden Liebe für die Größe und das Glück ſeines Volkes. Auch zweifle ich nicht, daß Holland im nöthigen Fall Außerordentliches leiſten würde. Wo nicht bloß ein Regent für ſeinen Vortheil, ſondern ein ganzes Volk für ſeine Exiſtenz zu den Waffen greift, da müſſen große Thaten geſchehen, da wird auch mit geringen Kräften Großes ausgeführt. Aber warum ſollte es denn dahin kommen müſſen? Holland willige in die Trennung Belgiens ein, ſo hören die außerordentlichen Kriegslaſten auf, und das freundſchaftliche Verhältniß mit England und Frankreich iſt hergeſtellt."

„Dieß wird wohl auch demnächſt geſchehen!"

„Ja ich glaube ſogar," fuhr ich fort, „es würde für Holland am vortheilhafteſten ſeyn, wenn es nicht bloß mit Luxemburg, ſondern nach ſeinem ganzen Umfang ſich an den deutſchen Bund anſchlöße, anſtatt eine Verbindung mit dem franzöſiſchen Belgien erzwingen zu wollen. Ihr Charakter, ihre Sitten ſind den deutſchen verwandt; ihre Sprache iſt die deutſche, ſie ſelbſt nennen ſie die niederländiſche; ſie bedürfen eines großen Nachbarſtaates, an den ſie ſich halten; denn was würde aus Holland werden, wenn Deutſchland, Belgien und England ſich vereinigten, die Getreidezufuhr zu ſperren?"

„Und welche Vortheile haben ſie für Deutſchland im Hinterhalt?" entgegnete mein patriotiſcher Nachbar.

„Allerdings auch einige nicht unbedeutende. Deutſchland ſollte durch Holland eine Seemacht werden, und zwar eine Seemacht erſten Ranges, um ſeinen Arm auch über den Ocean zu ſtrecken, wie es ſchon längſt Länder mit weit geringeren Hilfsquellen thun. Ob es gerade ein großes Glück für die deutſche Nation wäre, koſtſpielige Flotten auf die Meere zu ſenden, will ich nicht entſcheiden; aber die Ehre des deutſchen Volkes ſcheint es mir zu erfordern, an der Lenkung der Schickſale überſeeiſcher Erdtheile denſelben Antheil zu nehmen, wie England und Frankreich. Auch hätte ich die Hoffnung, daß der Handel Deutſchlands durch dieſe Verbindung eine größere Ausdehnung und Lebhaftigkeit erhalten, und die holländiſchen Colonien uns von Nutzen ſeyn würden."

„Aber dem holländiſchen Patriotismus," entgegnete der Mann des ſiebenzehnten Jahrhunderts, „wäre durch ſolch eine Verbindung der Garaus gemacht. Nein, bleiben wir Holländer. So lange wir bezahlen können, wird es uns weder an Holz, noch an Getreide mangeln, wenn ſich auch alle Regierungen gegen uns verbinden würden."

Es war ein Glück, daß ich zu dieſem meinen Vorſchlag von dem deutſchen Bunde nicht beauftragt und mein Nachbar eben ſo wenig holländiſcher Staatsminiſter war, ſonſt wäre es ohne Zweifel zwiſchen Deutſchland und Holland zum Kriege gekommen. Ich für meinen Theil jedoch war entſchloſſen, meinem Nachbar den Frieden aufzukündigen, und hatte mir in der Schnelligkeit ſchon meinen Angriffsplan gemacht. Das Vorpoſtengefecht ſollte die alte abgenützte Heerabtheilung der „deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit" führen, die ſchon ſeit mehren Jahrhunderten gegen das Ausland in das Treffen geführt wird, ſo oft politiſche Blößen zu decken ſind. Auf den linken Flügel hatte ich die unerhörte Schuldenlaſt Hollands geſtellt, auf den rechten die geringe Bedeutung, zu welcher dieſe Macht in der neueſten Zeit herabgeſunken iſt. Die größte Hoffnung ſetzte ich auf mein Centrum, welches die geſammte

preußiſche Armee bildete, indem es ja doch vornämlich Preußen, dieſer einzelne deutſche Staat iſt, auf welchen ſich Holland bei ſeinem Kriege mit Belgien ſtützte und noch ſtützt.

Jedoch, indem ich ſo meinen Angriff ordnete, hatten wir Haag erreicht. Die Armeen traten vom Kampfplatz ab und trennten ſich vor dem Poſthauſe ohne Blutvergießen.

Skizzen aus dem Französischen.

Von Baronesse Sidonie von Seefried.

Der St. Simonismus.

Ein Mensch glaubt seit seiner Kindheit an eine besondere Vorherbestimmung; er sucht eine ruhmwürdige Rolle, geht über den Ocean, kämpft für die Freiheit Amerika's, und immer voll Glauben an seine Sterne, zerbricht er seinen Degen, verfolgt stillschweigend seine Träume durch ein Leben der Thaten und unter dem blutigen Drama eines empörten Volkes.

Mitten unter dem Rauch der Kanonen, dem Geschrei des Krieges hört er die Gelehrten, unterrichtet sich, denkt, bückt sich, um in den Sand den Plan einer neuen Stadt zu zeichnen; dann eines Tages überfällt ihn der Zweifel und drückt den Tod auf seine Stirne; er fühlt, daß ein Gott seinen poetischen Ideen fehlt! Er ruft die Religion zu Hilfe, und wie seine Stunde kommt, läßt er die Fenster öffnen, verlangt nach Luft des Himmels und stirbt! Einige Schüler sammeln seine letzten Worte und fassen vor seinem Sarge die Hoffnung einer religiösen Revolution.

Saint-Simon beschäftigte sich zuerst mit der materiellen Organisation der Gesellschaft und in diesem folgte er der Tradition, dem Ideal des achtzehnten Jahrhunderts, das Schaffen und Vertheilen irdischer Genüsse wollte. Nun aber ist es die Arbeit allein, die schafft,

also ist in diesem Sinne Arbeit die Bestimmung des Volkes, wie des Einzelnen. Man muß sogleich die leitende Verwaltung dem zerstörenden oder müssigen Agenten entreißen, und sie dem schaffenden Agenten der Industrie zurückgeben, mit einem Worte: die Basis des Eigenthums und der politischen Constitution ändern, die industrielle That dem Kampfe entziehen, der Mitwerbung, der individuellen Laune, um sie der Ordnung, der Wissenschaft, der Eintracht wiederzugeben, und kein anderes Recht der Zulassung zu Reichthümern anerkennen, als Arbeit und Verdienst. Dieß war die ursprüngliche Idee des St. Simonismus, das religiöse Element wurde erst später hinzugefügt.

Als die Juli-Revolution losbrach, trat der St. Simonismus plötzlich aus seinen Gängelbändern hervor, und mischte sich in den rauhen Lärm. Keine Epoche war jemals Neuerungen günstiger. Unbestimmte Hoffnungen schwankten durch die Lüfte, wie der Rauch der drei Tage. Nach diesem Thron, der so unerwartet stürzte, nach diesem unverhofften Sieg, plötzlich eine unermeßliche Leere, die nun der alte Glaube gelassen, der wieder bestimmt war, an den Grenzen der Königreiche umherzuirren, und als hätte man die letzten Schranken des Unmöglichen erreicht, schien die Welt auf einmal in das goldene Zeitalter zurückgeworfen, an den Rand jener magischen Quellen, welchen göttliche Versprechungen in unendlichen Melodien entströmen.

Eine neue Religion wurde angekündigt. Stadt und Welt hörten den Namen einer neuen Offenbarung. Aber man muß nicht denken, daß der St. Simonistische Glaube an das Licht und zur Oeffentlichkeit kam, ohne frühere Organisation und nur durch die Ergebnisse hervorgedrängt. Er hatte bereits seine Hierarchie, sein Lehrgebäude, seine Dogmen, ein systematisches Ganze. Er kündete vor allem eine fortwährende und allmählige Offenbarung der göttlichen Idee in der Menschheit an, die alle historischen Thaten herbeiführt und ihnen zuvorkommt, stets nach dem Bedürfniß der Erziehung des Menschengeschlechts, die zu diesem Zwecke unvollständige Formen schafft und wieder zerstört, die in bestimmter Zeit Nationen von ihren Ufern drängt, und ihnen, den Arbeitern einiger Jahrhunderte, eine gewisse Aufgabe zeichnete, dann auf ihr Grab den Staub ihrer Werke streut, um ihnen wieder neue Thaten und einen andern göttlichen Willen vorzuschreiben. Und das Ziel aller dieser fortschreitenden Bewegung wäre das endliche Gelangen der menschlichen Gesellschaft zu einem Gesetz der Gerechtigkeit, zu wahrer Erkenntniß des unendlichen Gottes, der Uebergang von dem Symbol zu der Idee, von der willkürlichen That zu dem ewigen Recht

und Hilfsweiſe, von der Brauchbarkeit des Einzelnen zu der Nutzbarkeit der ganzen Welt durch die Aſſociationen der Menſchen.

Alſo Abſchaffung des Erbgutes, das einige leben läßt, ohne wieder hervorzubringen, Umwandlung des individuellen Eigenthums in ein geſellſchaftliches, und nur dem Fähigen anvertraut; Wahl der Abgeordneten durch den Obern; denn das Vertheilen der Arbeit wie die Arbeit gehört dem Geſchickteſten und richtet ſich nach gleichen Fähigkeiten in den Wiſſenſchaften wie im Urtheil.

Daher iſt hier die Macht alles, umfaßt alles, unterrichtet, ordnet, theilt ein. Das Geſetz eines Einzigen ſteigt herab von Stufe zu Stufe, wie der göttliche Wille, ergreift Alles, durchdringt Alles, beſchränkt Alles, und die Menge, in fortwährender Kniebeugung, betet an und gehorcht! — Dieß iſt die politiſche Idee; gehen wir nun zu der religiöſen über.

Es war wieder mit Hilfe der Geſchichte, daß ſich die St. Simoniſten einen Gott errichteten. Der Menſch, ſagten ſie, hat zuerſt die äußern Dinge vergöttert, die Formen der Natur, die Sonne, die ihn erwärmte, die ihn tränkte, die Wieſe, Wald und Ocean, den Ocean, der die Felſen mit ſeiner feierlichen Klage ermüdet; weniger noch als dieß: die Luft, das Feuer, den Wind, das flüchtige Echo. Dann wurde die Seele vergöttlicht, die Ideen, außer der Form und der materiellen Welt. Da aber die Menſchheit die Exiſtenz rein geiſtiger Weſen im Weltraum, dieſem leuchtenden Mantel mit Sternen durchſäet, nicht begreifen kann, ſo hat ſie jene zweite, unvollkommene durch eine geſchickte Theologie wieder an den früheren Glauben geknüpft. Daher muß ſie die Induſtrie als Cultus nehmen, die Wiſſenſchaft als Dogma, die Kunſt als Prieſterthum, und wie, nach dieſen neuen Apoſteln, die Religion nur die Idee der Aſſociation wäre und eines gemeinſchaftlichen Ritus, ſo blieb jetzt nichts mehr übrig, als im Univerſum zu predigen, zu bekehren, zu organiſiren.

Von nun an gehen alſo die St. Simoniſten von einer dumpfen und ſchleichenden Doktrine zum Leben der That über, ſchaffen Mittelpunkte für ihre Propagande, Journale, eine Hierarchie.

Sie ſenden nach dem Orient und Occident, nach Nord und Süd begeiſterte Miſſionäre, die Lehre einer neuen Humanität zu verbreiten. Die erſten Schüler St. Simons, beſcheidener oder ſkeptiſcher, mehr nach rationellen Gewohnheiten gebildet, in ihrem Meiſter nur den Philoſophen erkennend, aber weder einen Propheten, noch den Meſſias, enthielten ſich aller religiöſen Tendenzen und nahmen jeder ſeinen eigenen Weg. Carrel zu demokratiſchen Anwendungen, Blanqui zu dem

Rednerstuhl des Oeconomen, Auguste Comte zu den Wissenschaften. Später, als man seinen Gott erklären mußte, als die pantheistischen Formeln angenommen wurden; trat Berchez zurück und gründete für sich die neuchristliche Schule. Aber indem man den alten Glauben verließ, rekrutirte der neue schon seine Apostel, die bereit waren, einem unbekannten Gott zu dienen.

Bazard und Enfantin erhielten von den Händen Olin Rodrigue's die Weihe der höchsten Macht, das Papstthum. Der Globe, von den Doktrinärs verlassen, trat in die Dienste der St. Simonisten. Leroux und Lerminier leiten den allmähligen Uebergang von den früheren Meinungen des Blattes zu den neuen Ideen, die es vom Tode auferwecken und populär machen sollten. Man muß gestehen, Alles begünstigte Versuche der Reform, Alles bewegte sich dahin oder wurde unwillkürlich mit fortgezogen durch die unaufhaltsame Walze der Revolution, die, was man auch sagte, nicht drei Tage, sondern drei Jahre währte. Von Hoffnungen, fieberhaften, sich widersprechenden Ideen gejagt, versuchte und durchwühlte die Welt das Unerforschliche, das Unmögliche. Nichts erstaunte mehr, Keiner zweifelte an seinen Träumen, Männer, deren Glauben tief gewurzelt ist, schwören ab, und der Zweifel stammelt das Evangelium. Der St. Simonismus eroberte also leicht eine Stellung, da er Partei für die Proletairs, für die arbeitende Classe nahm, nach einem uneigennützigen Siege sich an das Gefühl der Barmherzigkeit wendete, das die christliche Religion schon in die Tiefe der Gewissen gelegt hat, und so die Aufmerksamkeit, die Sympathien anzog. Die Ereignisse selbst schienen ihm Rechte zu verleihen, die Industrie war kraftlos, man sah es durch die Straßen wie Leichenschein ziehen, und hörte Schreckensdrohungen, die kaum der Galopp der Patrouillen zurückdrängte. Dem Elend, dem Kampfe des Menschen gegen den Menschen versprach der St. Simonismus ein unfehlbares Hilfsmittel, und in gleicher Zeit badete sich Lyon in Blut, Manchester stand in Flammen und projectirte über die angekündigten Wahrheiten im schreckenden Wiederschein seiner Feuerpracht! —

Es ist also nicht erstaunend, daß ungeachtet der Antipathien, der Erziehung, der Ideen der Wirklichkeit und den vielen Lächerlichkeiten des neuen Dogma, dieses manche Bekehrung bewirkte, selbst bei den ernsten Talenten. Glücksgüter, Hoffnungen des Ruhms oder schon erlangte Ruhe legten selbst starke Geister zu den Füßen Bazards und Enfantins, wie Besiegte ihre Waffen. Der Einfluß der Theorien der Secte auf jene Epoche ist unbestreitbar. Der Globe manövrirte geschickt in Mitte der Parteien und der Spötter. Die enthusiastischen

Predigten erweckten den Enthusiasmus durch den Wohllaut ihrer Cadenzen, ihren religiösen Schwung. Nach Barrant, dem berühmten Redner, erhob sich Reynaud, der strenge Logiker, mit der von Republikanismus aufwallenden Ueberzeugung, und nach ihnen kam das Gebet des Moïse Retouret, des Kindes mit dem blondgelockten Haare, der biblischen Seele, erblüht wie Duft der Aloe an einer Sandküste Africa's! —

Damals war der St. Simonismus in voller Blüthe; er hatte keine Feste, seine Adepten, ungeachtet seiner unhaltbaren Absurditäten. Liszt, Madame Malibran, Saint-Beuve, Heine hörten einen Augenblick auf die Begeisterung der Rue Monsigny; aber diese Zeit war kurz, der St. Simonismus sollte sterben und er starb! —

Schon längst war es nicht mehr zweifelhaft, das zwischen Bazard und Enfantin eine vollkommene Trennung ein Mal stattfinden würde. Man gab diese Spannung einer Liebes-Rivalität schuld, aber sie hatte wahrscheinlich eine bewährtere Ursache. Die äußerste Ungleichheit der Charaktere, das frühere Leben, das praktische Ziel.

Bazard, der den Carbonarismus in Frankreich organisirte, bedurfte logischer, möglich anwendbarer Ideen. Enfantin liebte die Visionen, die Theater-Coups. Bazard, der Prediger der Straße Taronne, der zuerst das Publikum angeredet hatte mit den Versprechungen des St. Simonismus, wollte den gegebenen Glauben verdrehen, ihn geschickt wenden und die Gegner entwaffnen, durch Bewilligungen und Einschränkungen. Enfantin zweifelte nicht, glaubte sich der Erwählte Gottes und bereitete schon seine Einsetzung in den Tuilerien vor, eine doppelte Tiara auf dem Haupte.

In dem Augenblicke aber, wo die Moral der Secte constituirt werden sollte (die jedoch immer wieder für die politische Propaganda verlassen wurde), in dieser Zeit der Entscheidung vergiftete sich die neue Lehre selbst. Die zweischneidige Theologie Enfantin's traf tödtlich, indem sie ihn logisch dahinführte, eine Moral zu proklamiren, von der sich Bazard, Rodrigue, Lerona, Reynaud, Chevalier augenblicklich zurückzogen.

Nach dem Glauben der St. Simonisten hatte man gleich anfangs die gleichen Rechte beider Geschlechter anerkannt, das heißt gleiche Rechte an der Arbeit, an der Hierarchie, an der Belohnung: aber wie sich das Verhältniß von Individuum zu Individuum gestalten solle, diese Frage war noch nicht entschieden. Bazard, schon verheirathet, verlangte die Erhaltung der Ehe, Rodrigue auch; Enfantin wollte vollkommene Freiheit der Neigung, und indem er aus der Welt zwei

Theile machte, gab er den einen der dauernden und rechtmäßigen Liebe, den andern aber der augenblicklichen und wechselnden Laune, und um das Gleichgewicht der gesellschaftlichen Ordnung zu erhalten, ertheilte er dem Priester vollkommene Macht über die Gemüther, um Leidenschaften zu bekämpfen oder zu gestatten.

Nach der Bekanntmachung dieser anstößigen Moral, wurde das Journal in Beschlag genommen, die Predigersäle geschlossen und nur ein Theil des Personals folgte Enfantin. Der Globe verließ die rationelle Demonstration für den poetischen Aufschwung in das Unendliche. Man baute an einem ewigen Feengebäude, an einem Traum von Liebe und industrieller Vervollkommnung, man rief die Völker auf, sich über Ströme und Gebirge die Hände zu reichen, man überschritt jeden Raum mit Hilfe des Dampfes.

Alle geographischen Gestaltungen, alle die aufgebauten und wieder eingestürzten Mauern, unter den Schritten der großen Armee, alle die bizarren Linien, die über die Weltkarte wogen und fluthen, werden gestrichen durch Decrete der Straße Monsigny. An ihrer Stelle war über Europa ein Netz von Eisenbahnen geworfen; Asien vorzüglich sollte Theil nehmen an dem jubelnden Bankett und mit vollen Zügen aus dem neuen Becher trinken! Michael Chevalier führte die Morgenlande wie eine junge Braut, in Myrrhen und Cimamet gebadet, auf dem Südmeer, seinem Brautbett, dem Occident entgegen.

Unglücklicherweise, mitten unter diesen Beschwörungen des Orients, des Opiums, der Parfüms, der goldenen Drapperien, gab die neue Religion ihren letzten Sous aus und wurde gezwungen, da sie die Druckkosten des Journals nicht mehr bestreiten konnte, zu schweigen. Enfantin nahm vierzig Erwählte und schloß sich mit ihnen in seinem Hause in Menilmontant ein. Dieses Exil wurde von ihnen „Weihe zum arbeitenden Leben" genannt, und wirklich jeder von ihnen hackte, säete, pflanzte, sang von Morgen bis zum Abend, um die Bewohner der Barrière zu erbauen. Man nahm ein neues Costum an, man errichtete eine Flagge auf der Terrasse und inzwischen arbeiteten die starken Geister der Doktrine in der Stille der Nächte an einem neuen Buche, ein weiter Entwurf aller literarischen und wissenschaftlichen Fragen. — Nun kam der Prozeß. Angeklagt des Attentates an der Moral, kamen die St. Simonisten in Prozession, den Père Enfantin an der Spitze, um sich vor den Assisen zu vertheidigen. Die Vertheidigung war geschickt und beredt. Ihre unstreitbare Ueberlegenheit in Wissenschaft und historischen Studien benützend, persiflirten Michael Chevalier und Duverguier in prachtvoller Beredsamkeit und Begeisterung

ihre Richter und Ankläger. Unglücklicherweise verstanden die Geschworenen, achtbare Bürger und Kaufleute ihres Quartiers, nicht sehr viel von dieser poetischen Gelehrsamkeit der Apostel, und gelangweilt durch die unmoralischen Aeußerungen über die Ehe, handelten sie als brave Ehemänner und Hausväter und sprachen das Urtheil über die neue Secte. Hierauf wurde das hierarchische Band der Gesellschaft zerrissen; sie lebte nicht länger, sie währte noch einige Augenblicke und trat dann in die Dunkelheit zurück. Einige zerstreuten sich in alle Gegenden, und sich unter die Arbeiter der Ateliers mischend, suchten sie noch in letzter Anstrengung der Propaganda, Bekehrung durch Beispiel zu wirken. Dieses Mittel glückte nur wenig. Enfantin erhielt nach einigen Monaten Gefängniß seine Freiheit wieder und reiste mit mehren Ingenieurs, Aerzten, Oeconomen nach Aegypten. Hier sollte er unermeßliche, industrielle Arbeiten ausführen, den Nil sperren, die Landenge von Suez durchschneiden. Barrant irrte von Constantinopel nach Smyrna, die nicht findbare Frau zu suchen, die zugleich mit dem höchsten Vater die neue Moral gründen sollte. Michael Chevalier reiste nach Amerika, mit einer Sendung des Gouvernements beauftragt. So waren die letzten Tage des St. Simonismus. Die Arbeit in Aegypten ging schleichend und wurde endlich eingestellt. Der Pest fielen noch einige der letzten Apostel zum Opfer. Der große Einfluß des Clorinde Rogé nahm ab und mit ihm die Macht des höchsten Vaters. Sein Lager von Arbeitern in der Wüste brach die Zelte ab, nur einige St. Simonisten, Ingenieurs, nahmen eine feste Stellung in Cairo und gründeten dort Schulen.

Seit einiger Zeit ist Enfantin nach Frankreich zurückgekehrt und lebt eingezogen, auf einem Landgute, ohne Jemand zu sehen. Seine früheren Schüler zahlen ihm eine Civilliste. Nachdem er über den Gräbern zu Jerusalem und Medina geträumt hat, widmete er sich jetzt den Arbeiten des Landbaues. Es sind noch jetzt in Paris einige Trümmer der Secte, aber ohne Gemeingeist, ohne Vereinigungspunkt. Die Exaltirtesten, wir müssen sie aufrichtig beklagen, haben mit ihrem Leben den Verlust ihrer Illusionen bezahlt. Was noch vom St. Simonismus bleibt, ist jetzt enttäuscht, zerstreut, resignirt in weltlichen Beschäftigungen. Vergangenen Sommer indeß hatte noch eine Vereinigung der Gläubigen statt, um einem berühmten Mann ein Fest zu geben, der sich auszeichnete in der Geschichte socialer Reformen, der die Meere durchschiffte, um einer fremden Bevölkerung ein neues industrielles Leben zu geben. Der Sektirer Owen. Einige Pairs und Deputirte wohnten dem Gast-

mahle bei, zu Ehren des Mannes, der die Gemeinschaft des Eigenthums in den Wäldern Amerika's constituirte.

Was wollte dieser Rob-Owen in Frankreich? Will er die niedergebeugten Hoffnungen erheben, oder versuchen, die durchdringenden Ueberzeugungen zu erschüttern? Arme Simonisten! Eure Götter gehen und kommen nicht wieder! Ihr Alle, in denen das Bedürfniß, zu glauben und zu hoffen, arbeitet, die Ihr Euch auf Ruinen und geöffnete Gräber setzt und immer wieder auf Eueren Lippen die Frage fühlt, die ewige und melancholische Frage über die Bestimmung des Menschen, seht hier den leichten Glauben, der Eure Stirne zur Erde beugt, der Euch alle materiellen Genüsse zeigt, geht, betet an, leert den Freudenbecher solcher Existenz! Das wäre also das letzte Wort göttlicher Weisheit, das man auf dem letzten Blatte unseres Evangeliums findet? Wir wollen uns auf den Tod des nächsten Tages vorbereiten, aber jene haben andere Freuden erkannt, in einem Winkel unermeßlicher Welten, für den allein sie sich nur bestimmt glauben! und dieß Alles nur, um Langeweile und Sättigung zu retten! Und doch geht die Welt ihren Gang. Wie, sie hat keinen Glauben an diese großen Versprechungen? sie betet noch? sie glaubt, sie hofft, sie unterwirft sich den Gesetzen noch wie früher? Die göttlichen Apostel sind darüber bestürzt! Sie haben nur die Augen zu erheben und sie sehen ihren Irrthum mit goldenen Lettern in das Himmelsgewölbe geschrieben. Es bleibt von keiner Reform, als was bleiben soll. Hier vielleicht die Idee der Associationen. Die Zeit mit ihrem ewigen Sieb läutert jede Neuerung! Im Sterben lassen solche todtgeborene Philosophien noch einen Datum, einen Punkt in der Welt der Intelligenzen. Alle Ideen treten aus den Stunden der Ewigkeit heraus. Wenn sie ausgeschlagen haben, trägt der Wind sie wieder fort; aber der Wanderer, der sie von der Bergeshöhe hört, mißt auch die Zeit, und versteht durch sie das Gesetz der Welt! Eure Götter gehen und kommen nicht wieder, doch wo wird man noch in unserer Zeit das Reich Gottes suchen? in welchen Wüsten des Lebens den Quell aller Religion entdecken wollen? So fragten auch einst die Pharisäer: „Wenn wird aber das Reich Gottes kommen?“ Der göttliche Ausspruch aber war: „Man wird nicht sagen, hier ist es, oder da ist es, denn sehet, das Reich Gottes ist ja inwendig, in Euch!“

Die ungeheuern Schiffe des Alterthums.

Wie geräumig und prächtig auch die Dampfschiffe in unseren Tagen, wie gerechtfertigt auch ihre Ansprüche auf Luxus und Bequemlichkeit seyn mögen, so stehen sie doch offenbar an Reichthum und Größe den Schiffen nach, welche einst von den Königen von Aegypten und denen von Sicilien erbaut worden sind. Wir geben hier eine, einem älteren Werke entlehnte Beschreibung:

Ptolomäus Philopater ließ ein Schiff erbauen, das 420 Fuß Länge, 56 Fuß Breite, 72 Fuß Höhe vom Kiel zum Vordertheil, und 80 Fuß vom Kiel zum Hintertheil hatte. Dieses schwimmende Ungeheuer hatte vier Steuer von 60 Fuß; seine längsten Ruder (denn es waren drei Stockwerke oder Reihen) waren 56 Fuß lang, und hatten, um von den Ruderern leichter gehandhabt zu werden, mit Blei verzierte Griffe. Das Schiff hatte zwei Vordertheile und zwei Hintertheile mit sieben Schnäbeln, von denen jeder über den unteren Schnabel so hervorragte, daß der höchste der längste war. Vorne und hinten waren als Zierrath Figuren von Thieren von nicht weniger als 18 Fuß Höhe angebracht. Das Innere war mit zarten Malereien, meistens grau in Grau ausgeschmückt. Die Schiffsmannschaft bestand aus viertausend Ruderern, vierhundert Sklaven oder Dienern, und zweitausend achthundert und zwanzig Seeleuten zum Manövriren, folglich aus siebenmal so viel Menschen, als auf einem unserer Kriegsschiffe.

Derſelbe Ptolomäus ließ noch ein anderes Schiff, genannt der Thalomegos, oder das Schlafgemach, bauen. Die Dimenſionen deſſelben waren nicht ſo ungeheuer, als die des erſteren, das es nur an verſchwenderiſcher Pracht übertraf. Es hatte nur 320 Fuß Länge und 45 Fuß Breite, aber ſeine Höhe, den auf dem Verdecke erbauten Pavillon oder kleinen Palaſt mit eingerechnet, betrug 90 Fuß. Es war ein rieſiges, plattes Schiff, beſonders dazu gemacht, um auf den Untiefen des Nil zu ſchwimmen. Das Ganze bot einen majeſtätiſchen, wahrhaft königlichen Anblick dar. Die Hintertheile waren mit Zierrathen von höchſter Schönheit geſchmückt und ſehr hoch. Mitten im Zimmer befanden ſich Speiſeſäle und Zimmer, ausgeſtattet mit Allem, was der Reichthum erfinden kann, um die Launen eines wollüſtigen Hofes zu befriedigen. Die Seiten entlang und hinten war eine Gallerie von zwei Stockwerken angebracht, daß man ungefähr einen Raum von fünf Morgen zum Spazierengehen hatte. Die untere Gallerie war ein offener Säulengang; die obere Etage war wie eine indiſche Veranda mit Fenſtern. In die erſte trat man durch eine Flur von Elfenbein und koſtbarem Holz, die an dem Hintertheile lag. Der große, ganz mit Säulen umgebene Saal, war mit purpurnen Betten geſchmückt, auf denen ſich die Alten lagerten, um zu ſpeiſen. *) Dieſes Zimmer war durchaus mit Cedern- und Cypreſſenholz getäfelt. Die zwanzig Thüren, durch die man eintrat, waren von Thyaholz mit Elfenbein incruſtirt. Die Angeln, die Ringe, die Riegel waren von polirtem Kupfer, das dem Golde ähnlich ſah. Die Schäfte der Cypreſſenſäulen waren an ihren Capitälern prächtig mit Gold und Elfenbein geſchmückt. Die Epiſtyle oder Querbalken, die von einem Capital zum andern laufen, waren von Gold oder wenigſtens vergoldet, und das Architrav darüber war mit Basreliefs von der bewunderungswürdigſten Arbeit bedeckt. Der Plafond, ebenfalls von Cypreſſenholz, war in Gevierte getheilt und durch goldene Ornamente erhöht.

In der Nähe des Saales ſah man ein Zimmer mit drei Betten; etwas entfernter das Frauengemach, das aus einem eben ſo prächtig, wie der große Saal, ausgeſtatteten Speiſeſaal mit neun Lagern, und einem Schlafzimmer mit fünf Betten beſtand, von wo eine Wendeltreppe in ein anderes großes Zimmer mit fünf Betten und zu einer

*) Dieſe Bemerkung ſcheint auf einem Irrthum zu beruhen. Die Sitte iſt ausſchließlich römiſch und konnte nicht von Philopater befolgt werden.

Capelle oder einem Tempel der Venus führte, wo man eine schöne Marmorstatue der Göttin bewunderte. Gegenüber war der Bankettsaal; von Pfeilern von dem feinsten indischen Marmor getragen, übertraf er an Schönheit Alles, was wir beschrieben haben, und war selbst nur von dem Bacchussaale übertroffen, dessen Reichthum der glänzendsten Beschreibung spotten würde. In letzterem Zimmer bemerkte man, auf der rechten Seite, trefflich nachgeahmte Felsgrotten, welche die Statuen der ganzen königlichen Familie in Marmor von Paros enthielten.

Ueber dem großen Saale und folglich auf dem Verdecke hatte man einen prächtigen Pavillon in Form eines Zeltes errichtet. An diesem Pavillon waren purpurne Segel befestigt, die dazu dienten, den Wind aufzufassen, wenn man den Nil aufwärts fahren mußte. Von dem kleinen Hofe gegenüber führte eine kleine Treppe zu der bedeckten Gallerie, und in ein anderes, ganz in ägyptischem Geschmacke ausgestattetes, d. h. mit abwechselnd weißen und schwarzen Säulen umgebenes Gemach; hier waren die Capitäler mit offenen Rosen, Cocusblumen, Blüthen und Früchten des Palmbaumes und mit Blüthen ägyptischer Bohnen geschmückt, denn diese Ornamente liebte man im alten Aegypten am meisten.

Endlich war eine zahllose Menge kleinerer, aber nicht minder eleganter Zimmer vorhanden. Nicht allein die Segel, sondern auch die Taue waren von Purpur; der Mast hatte hundert und zwanzig Fuß Höhe. So war der Thalamegos, ein, wie man sieht, des Landes der Pyramiden würdiges Schiff.

Wenn Hiero von Syrakus auch nicht gerade Großes verrichtete, so hatte er doch wenigstens eine Leidenschaft für große Dinge. Die Pracht, die er bei der Erbauung von Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden entwickelte, wird noch von ihren gigantischen Trümmern bezeugt.

Er hegte einen besonderen Geschmack für die Schiffsbaukunst, und wußte wirklich das Nützliche mit dem Großartigen zu verbinden, denn die Mehrzahl seiner Riesenschiffe wurde zum Getreidetransport verwendet. Er besaß unter andern eines das unter Archimed's Leitung erbaut wurde. Der Berg Aetna lieferte das Holz, und es war hinreichend vorhanden, um sechzig lange Galeeren zu erbauen. Während das Holz gefällt wurde, beschäftigte sich Hiero damit, das erforderliche Eisen schmieden, Hanf, Theer, Segeltuch aus beinahe allen Häfen Europa's und Afrika's herbeikommen zu lassen.

Archias, der Korinthier, war unter Archimed Aufseher bei den

Arbeiten. Archimed war selbst von Korinth, von dieser Stadt, die das Vorrecht hatte, der Welt Schiffsbaumeister zu liefern. Der König besuchte die Werften selbst sehr häufig. Als das Schiff fertig war, mußte es vom Stapel gelassen werden; Archimed erfand eine eigene Maschine dazu.

Dieses Meerungeheuer hatte drei Stockwerke. Die Böden bildeten in ihren Gevierten von winzigen Ziegeln in verschiedenen Farben Mosaike von der schönsten Arbeit, welche das Leben Homers und mehre Scenen seiner Iliade darstellten. Das Uebrige war nach Verhältniß. Wir werden hier nicht alle Säle, Tempel und Zinnen beschreiben, in denen der griechische Schriftsteller umherirrt, dem wir diese Notizen entnehmen. Um einen Begriff davon zu geben, führen wir nur an, daß ein Gymnasium oder eine gymnastische Schule, umgeben von Gärten, vorhanden war, deren Pflanzen von Süßwasserbrunnen besprengt wurden. *) die Gänge waren mit Lauben von Epheu und Weinreben bedeckt. Der Saal der Venus war mit Agath gepflastert; die Thüren waren von Elfenbein, und Alles war mit Statuen, Vasen und dergleichen geschmückt. Die Bibliothek war von Buchsbaumholz, mit einem Gewölbe, das alle sichtbaren Gestirne und den Stand im Augenblick der Abfahrt darstellte. Im Bodengeschoß standen zehn Pferde in einem weiten, luftigen Stall. Wozu diese Pferde dienten, ist nicht angegeben. Die Cisterne war bei dem Vordertheile, und konnte 60,000 Eimer Süßwasser fassen; dann war ein Fischteich mit Seewasser vorhanden, um lebendige Fische aufzubewahren. Auf jeder Seite des Schiffes ragten über dem Meere Thürmchen hervor, welche Küchen, Oefen, Holzkammern, Bäckereien u. s. w. enthielten. Das obere Verdeck wurde von zwei Reihen Cariathiden getragen. Alles war von acht festen Thürmen bekränzt; zwei auf jedem Castell, zwei am Steuerbord, zwei am Backbord. Diese Thürme waren überragt von Balisten, Catapulten und enormen Krahnen und wurden stets von vier jungen Soldaten, zwei Bogenschützen und einem Ingenieur bewacht. In der Mitte des Schiffes erhob sich endlich Archimeds furchtbare Maschine, womit man einen drei Centner

*) Caligula machte mit einer doppelten Reihe von Schiffen ein Verdeck von Baiä bis Puteoli. Dieses Verdeck war mit einer Straße bedeckt. Man sah darauf Gasthäuser und Süßwasserbrunnen. Der Kaiser zog wie im Triumphe darüber und bestieg dann einen Thron, von wo er sich für den Besieger Neptuns erklärte. Um das Fest zu beschließen, ließ er einige Menschen in das Wasser werfen, deren Gesichter ihm mißfielen. Während alle Vassallen der Republik mit der Besiegung Neptuns beschäftigt waren, fehlte es in Rom an Getreide.

ſchweren Stein eine Stadie weit ſchleudern konnte. Auf allen Plattbor-den ragten Maſchinen hervor, um Steine, Wurfſpieße, Enterhacken zu werfen, die Krahnen auf den hohen Thürmen waren ſo ſtark, daß ſie eine gewöhnliche Galeere faſſen und in die Höhe heben konnten, um ſie wieder in den Abgrund fallen zu laſſen. Das Schiff hatte acht Anker, wovon vier von Holz und vier von Eiſen. Man brauchte drei Maſten; den Beſanmaſt und den Fockmaſt fand man in den Wäldern des Aetna, aber man ſuchte lange Material, wovon man den großen Maſt machen ſollte. Endlich fand ein britiſcher Schweinhirt einen hinreichend großen Baum in den Wäldern von Albion. Ein Vorzeichen von Englands Seeherrſchaft!

Dieſe ſchwimmende Stadt nannte man anfangs die Syracuſanerin; ſpäter aber nahm ſie den Namen Alexandrina an. Eine ſchöne Barke, die für ein gewöhnliches Schiff gelten konnte, diente als Schaluppe für die Alexandrine; eine Menge kleiner Fahrzeuge und Fiſcherkähne bildeten ihr Gefolge und führten eine Mannſchaft, die zuſammengerechnet der des obenerwähnten Schiffsungeheuers gleichkam. Dieſe ganze ſchwimmende Bevölkerung war der Jurisdiction des Schiffs-Hauptmanns unterworfen, der nach den Geſetzen von Syrakus Recht ſprach. Die Hauptladung beſtand aus ſechzigtauſend Maaß Getreide, ohne eine große Quantität Fiſche, eingeſalzenes Fleiſch, Oel und andere Waaren zu rechnen.

Hiero hatte ſich über die Tiefe der verſchiedenen Häfen des mittelländiſchen Meeres belehren laſſen, und da er beinahe keinen fand, der die Alexandrine aufnehmen konnte, ſo ſchickte er ſie nach Aegypten und ſchenkte ſie Ptolemäus, deſſen Unterthanen damals von einer furchtbaren Hungersnoth heimgeſucht waren. Die Alexandrine wurde unter dem Jubel des Volkes in den Hafen bugſirt, deſſen Namen ſie geehrt hatte.

Der Athenienſer Arthimelos machte ein Gedicht auf dieſes Ereigniß. Hiero ſchickte ihm zur Belohnung tauſend Maaß Weizen in den Hafen des Pyräus.

Feuilleton.

I.

Literatur.

Götter, Helden, Don Quixote.

Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche.

Von

Carl Gutzkow.

Hamburg. 1838.

Ein bengalisches Titelfeuer auf zusammengelesenen Journalartikeln. Das Buch ist ein Nachtrag zu den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur", von demselben Verfasser. Es ist allerdings Niemandem zu verargen, wenn er sich vor dem traurigen Loose zu bewahren sucht, sein Talent in den fliegenden Tagsblättern zu zerbröckeln, und dagegen die in einzelnen Momenten gegebenen Aeußerungen in einem einheitsvollen Ganzen zusammenzufassen strebte; dieses ergibt sich aber nur, wenn die literarischen und politischen Tageserscheinungen umfassender, als die Tagesdebatte gegeben ist, erörtert werden. Gutzkow hat dieß nicht nöthig zu haben geglaubt, und ich mag keine weitläufige Critik über ein Buch der Critiken schreiben. Unter der Aufschrift Götter finden wir Shelley, Georg Buchner und Grabbe. Unter die Helden sind rangirt: W. Schadow, F. v. Raumer, J. v. Rehfues, Immermann, Varnhagen v. Ense, Leo und Diesterweg, Heine, Mundt, Laube und endlich G. Schlesier. Zu Don Quixote werden gerechnet: J. Minkwitz, J. Jacoby, F. Löffler und Henrik Steffens. Gutzkow hat, außer etwa Buchner, fast keinen dieser Schriftsteller in seiner Totalität gefaßt, es ist

faſt immer nur ein ſo eben erſchienenes Buch, an das er ſeine Bemerkungen anknüpft. Ueber die literariſche Epoche (wenn man es ſo nennen kann) hat Gutzkow nicht abgeſtimmt, ſonſt hätte er Rückert, Börne und viele Andere nicht vergeſſen dürfen.

Trotz aller Subjectivität des Urtheils und des Standpunktes bei Gutzkow, kann man in dieſen zuſammengedruckten Critiken dennoch den Fortſchritt bemerken, daß Gutzkow nicht mehr räſonnirt: N. N. arbeitet bei kaltem Caffee, und daher das Abgeſtandene, Süßliche ꝛc. ſeiner Gedanken ſo wie ſeiner Diction; er beſpricht nun doch mehr das Buch, als die zufällige Erſcheinung des Autors.

Es wäre unerquicklich, wenn die bändereiche Critik noch mehr anſchwellen ſollte; was ſollen ſolche Bücher, die faſt nur für Literaten Intereſſe haben? Wir hoffen Gutzkow bald wieder auf einem freien, ſchöpferiſchen Gebiete begegnen zu können, wo wir erwarten dürfen, auf dauernde Reſultate hindeuten zu können.

A.

Miscellen.

Dr. J. H. Wolff in München beſchäftigt ſich mit einer Regentengeſchichte Bayerns aus Urkunden; das erſte Heft enthält die Biographien der ſechszehn erſten Herzoge von Bayern, von Garibald I. bis auf Ludwig das Kind.

— Auf dem Titel eines türkiſchen, in Conſtantinopel gedruckten Werkes iſt der Datum in folgender Weiſe angegeben: „Die Feder ruhte von ihrer Reiſe in den wichtigen Geſchäften des Schreibens, um die ſechste Stunde des Tages, der der achtzehnte des dritten Drittels, des erſten Sechstels, der zweiten Hälfte des Zehntels, des dritten Knotens iſt, wodurch die prophetiſche Wanderung angezeigt wird.

— Die Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Alterthumskunde beabſichtigt die Herausgabe einer Sammlung der Sagen, an denen Pommern bekanntlich ſehr reich iſt, in derſelben Art, wie der Landrath von Tettau mit gründlichem Eifer die preußiſchen ſammelte.

— In den erſten ſieben Monaten des Jahres 1838 ſind aus franzöſiſchen Preſſen 3762 Arbeiten hervorgegangen.

— Alexander Dumas hat ſchon wieder einen neuen Roman, „le capitaine Paul“, vollendet.

— Mundt arbeitet, wie die Zeitung für die elegante Welt berichtet, an einem Luſtſpiel in vier Acten und in Verſen, das im nächſten Jahrgang ſeines Delphins erſcheinen ſoll.

— Halms Griſeldis iſt in's Schwediſche überſetzt worden.

— Oehlenſchläger ſoll beſchäftigt ſeyn, Tieck's Werke in's Däniſche zu übertragen.

— Von Ludolph Wienbarg ſind geſchichtliche Vorträge über altdeutſche Sprache und Literatur erſchienen. Wir werden vielleicht darauf zurückkommen.

— Jacob und Wilhelm Grimm arbeiten an einem ſehr ausführlichen deutſchen Wörterbuche; es wird erſt in einigen Jahren erſcheinen können, da dieſe beiden Gelehrten nur mit ganz Vollendetem und Gediegenem hervorzutreten gewohnt ſind.

— Von Carl von Rotteck's allgemeiner Weltgeſchichte iſt eine dreizehnte Originalauflage nöthig geworden, obgleich ſie in ungeheuern Maſſen nachgedruckt worden iſt.

— Sonderbarer Weiſe führt die ſonſt ſehr umſichtig redigirte „Allgemeine Bibliographie für Deutſchland“, die bei Brockhaus in Leipzig erſcheint, unter ihrem Artikel „Belgiſche Literatur“ auch die franzöſiſchen Werke an, die aus den berüchtigten Nachdruckereien Brüſſels hervorgehen.

— Heine's Schrift über die neue ſchöne Literatur in Deutſchland, iſt in's Schwediſche übertragen worden.

II.

Bildende Kunst.

Neue deutsche Kupferstiche und Lithographieen

von

L. v. J.

II.

Zu München ist eine artistische Sammlung im Entstehen, welche zu sehr schönen Hoffnungen berechtigt, und es läßt sich beinahe erwarten, daß dieselbe eine noch größere Theilnahme, als die Hefte mit Copien aus der Schleisheimer und Dresdner Gallerie, erhalten wird. Es erwacht gerade jetzt im größern Publikum eine seit lange nicht gekannte Vorliebe für die Erzeugnisse künstlerischer Zeitgenossen, und in diesen Bereich fällt das Unternehmen, betitelt:

> Neue Malerwerke aus München, Auswahl von achtundvierzig neuen Gemälden vorzüglicher Künstler in München, in lithographirten Nachbildungen, von Friedrich Hohe und Andern, mit einer Einleitung über Entwicklung und Gang der neuen Malerei in München und lithographischen Skizzen einzelner Künstler. 1838.

Es ist in der That auch an der Zeit, daß die Leistungen der modernen Kunst selbstständig erkannt und gewürdigt werden. Leute, die sich von den kanzelrednerischen Phrasen der Stimmführer der sogenannten classischen, altdeutschen und altitalienischen Schule frei zu erhalten wußten, haben niemals Anstand genommen, auch den Blüten des Tages ihre vollste Aufmerksamkeit zu widmen, wenn sie die reichen Herbarien der Vorzeit gemustert hatten. Ehre wem Ehre gebühret; wenn man aber den Geist und die Technik eines Dürer, Cranach und Schornal durchdrungen hat, so wird es nicht nur nicht frivol, sondern eine heilige Schuld seyn, daß man auf die herrlichen Erfindungen eines Cornelius, Heß, Lessing, Bendemann u. a. eingeht.

Die Lithographien des vorliegenden ersten Heftes sind vom größten Formate, so daß manche Copie die wahren Verhältnisse des Originals wieder zu geben vermögen wird. Die drei Blätter sind folgende:

1) Barbarossa's Fest zu Mainz, Wandgemälde in der neuen Residenz zu München, nach einem Carton von Schnorr, gezeichnet durch D. Heintz, gedruckt bei Hanfstängl. — Diese historische Composition ist so lebensvoll gruppirt, und geschickt angeordnet, daß man dem Meister eine aufrichtige Bewunderung nicht versagen konn. In der Mitte sitzt Barbarossa mit seiner Gemahlin auf dem reichgeschmückten Throne. In dem Ausdrucke des Herrschers erkennt man, daß dieser Mann über seiner Zeit steht, voll Energie ist, und weiß, was er will. Sein Blick ist auf einen Sängerchor zu seiner Linken gerichtet, während rechts die Theologen und Gelehrten ihn umlagern. Eine Jungfrau neben ihm weist er durch seine Gebärden an, einen Eichenkranz, den sie, zur Spannung Aller, emporschwingt, den Barden zu geben, welchen er mithin auch den Preis vor den Schriftgelehrten zuerkannt. Dieß erregt die Eifersucht der Letztern, und sie geben nicht undeutlich zu erkennen, daß sie wünschen, der Gesang möge verstummen. Die Barden sind schon von andern Mädchen umgeben

welche, an ihren ſüßen Klängen ſich erfreuend, ihnen Kränze entgegen halten; jene ſind aber ſo ſehr in ihren Gegenſtand vertieft, daß ſie ihre freundlichen Nachbarinnen gar nicht bemerken. Ueberhaupt ſtehen dieſe Meiſter ſo frei und kräftig da, daß ſie auch einen äußern Contraſt gegen die ſitzenden und gebückten Theologen darbieten. Der Anachronismus, daß das Portrait eines unſerer fruchtbarſten und innigſten Dichter Friedrich Rückert's in dieſes Chor aufgenommen wurde, mag verzeihlich ſeyn, wenn man darin bloß einen Reflex von der Gegenwart auf die Ideale des Alterthums finden ſoll. Den Hintergrund zur Linken des Königs bildet die Rheingegend bei Mainz, und zur Rechten ein Turnier, als weitere Abtheilung des Feſtes; es ſind alſo Kunſt, Weisheit und Tapferkeit, ohne irgend den Raum zu beengen, in dem Bilde auf das Schönſte vereinigt. Es kann nicht genug gerühmt werden, wie ſehr es dem Erfinder gelang, ſeine Idee klar, und fern von aller Zweideutigkeit, und doch ſcheinbar ganz abſichtslos darzulegen. Ein hiſtoriſches Bild, welches für ſich ſelbſt redet, hat ſchon im Voraus den Beifall der Critik für ſich. Unter den Einzelnheiten verdient wohl Nichts ſo ſehr hervorgehoben zu werden, als die Gruppe der Jungfrauen neben den Sängern. Sie umſchlingen ſich nach Grazienart, jedoch ohne den leiſeſten Anklang an etwas Bekanntes; die vorderſte ſinkt gleichfalls unwillkührlich in die Kniee, als wolle ſie ſo ihre ſchwärmeriſche Verehrung ausdrücken. Durch das Hinzukommen der Kränze erhalten die zierlichen Figuren ſelbſt das Anſehen eines Blumengewindes. Gut gedacht iſt ferner, daß die vom Kaiſer angewieſene Jungfrau eine Bewegung macht, welche errathen läßt, daß ſie eher der Weisheit und dem Glauben den Preis vergönnen möchte, den ſie nicht nach ihrem Wunſche zollen darf. An die Gruppe der Gelehrten und Geiſtlichen ſchließen ſich einige Kinder, von denen das Eine ſich an Früchten und das Andere mit einem Papagei erfreut, wodurch der leere Raum in der Mitte vor des Kaiſers Füßen ſehr anziehend ausgefüllt iſt, und es dürfte dem Künſtler der Gedanke dabei nicht fremd geblieben ſeyn, daß die kindliche Einfalt die Heiterkeit des Geſanges mit der Gläubigkeit und Frömmigkeit zu vereinigen weiß. Die Lithographie darf in ſo weit hier gelungen genannt werden, als der Charakter eines Frescobildes treu wiedergegeben iſt; aber doch iſt das Ganze zu ſkizzenartig gehalten.

2) Rückkehr einer athenienſiſchen Familie nach geendigtem Freiheitskampfe in ihre Heimath, Genregemälde von Peter Heß.

Da unter dieſem Bilde nur zu leſen iſt: herausgegeben von Fr. Hahn, ſo muß man annehmen, daß dieſer treffliche Künſtler ſelbſt ſich der Arbeit unterzogen habe. Uebrigens iſt doch die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß die Figuren in zu tiefe Schatten gelegt ſind, während im Uebrigen der Vordergrund eine zu matte Haltung hat. Der Inhalt des Bildes iſt der: ein Grieche in beſten Jahren, mit einem etwa vierjährigen Kinde auf dem linken Arme, ſteht in einer Ruhe, die auf den erſten Anblick als Trauer und Zerknirſchung erſcheint, neben einem aufgethürmten Haufen Bauſteine, die auf eine ehemalige Wohnung ſchließen laſſen. Er blickt ſtarr in dieſe Trümmer hinein, und ſein wildes Auge deutet an, daß Nachegluth den erſten Schmerz bald verdrängen wird. Neben ihm zur Linken, und zwar etwas tiefer, befindet ſich ſeine Frau, welche, an jeder Wiederauflebung ihres Glückes verzweifelnd, geradezu gegen den Boden herabblickt. Sie trägt zwar ein Thränentuch in der Hand, läßt es aber herabhängen, weil ihr Schmerz zu ernſt iſt, als daß ſie weinen könnte. Unweit derſelben ſitzt eine Magd mit Gartengeräthſchaften am Bo-

den. Diese Nebenfigur steigert die Wahrheit des Ausdruckes sehr; man fühlt mit ihr, wie schrecklich es sey, das Ergebniß mehrjährigen Fleißes, die Felder und Gärten, zerstört zu sehen. Am wenigsten nimmt an dieser Stimmung Theil ein Jüngling, welcher wohl der älteste Sohn ist, und eben seinen Mantel von dem mitgebrachten Pferde herabnehmen will. Für ihn steht die Welt noch offen; seine Lebensträume sind erst im Erwachen; er begreift es noch nicht, was Verhängniß und Enttäuschung sey. Im Hintergrunde ist ein Theil der Akropolis angebracht, was sehr sinnig erscheint, wenn man den Gedanken einer zweimaligen Zerstörung des edeln Hellas damit verbindet, und zugleich wahrnimmt, wie sich die Zeiten geändert haben, indem nun die Bewohner nur um ihre ärmlichen Hütten bekümmert sind, den grandiosen Ruinen der perikleischen Vorzeit aber gleichgültig den Rücken kehren. Man muß übrigens solche Deutungen zu Hilfe nehmen, um dem Bilde ein tieferes Interesse abzugewinnen: denn an und für sich ist die beschriebene Familie doch zu monoton hingestellt, als daß man aus diesem Mittelpunkte des Bildes eine große Idee entwickeln könnte. Der geniale Heß scheint von der Modesucht, die jetzt in München nur Griechen und Tyroler haben will, nicht ganz frei zu seyn, und er würde wohl besser thun, wenn er sich von dem untergeordneten Genre ganz abwenden, und bloß Historisches erzeugen wollte, worin er es zur höchsten Auszeichnung gebracht hat.

3) Sikyon, mit der Aussicht nach Korinth und dem Isthmus, Landschaft von Karl Rottmann. — Die Auffassung dieses von allen Reisenden angestaunten Punktes ist außerordentlich glücklich. Ein breiter Vordergrund von niedrigen Steingeschieben und Häuser-Ruinen nimmt die Hälfte der Höhe ein; er wird durch einen lichten Wasserstreif von der Gebirgsferne getrennt. Ungemein schwierig ist die Aufgabe, welche der Maler sich hier gestellt hat; ohne von den gewöhnlichen Effectmitteln, von hervorragenden Bäumen, Viehheerden, Segelschiffen u. dergl. Gebrauch zu machen, entfaltete er bloß breite Massen, in welchen der wahre Charakter der Gegend sich kund geben muß. Begreiflicherweise mangelt es zwar der Nachbildung im Schwarzen an Mannigfaltigkeit, aber es ist doch hinlänglich durch die Tonabstufungen angedeutet, wie mächtig hier der Zauber der Farben wirken muß. Der Zeichner Hahn hat sich besonders durch die zierlichen Details des Vordergrundes in Gesträuchen mit kleinen Reflexlichtern verdient gemacht. Der Hintergrund scheint wohl etwas zu stark gefärbt zu seyn; aber dieß ist sicher dem Umstande zuzuschreiben, daß der Maler die Berge in jenes italische Tiefblau gehüllt hat, welches den Nordländern stets so räthselhaft vorkommt. Als ein sehr bedeutender Fortschritt der Steinzeichnung ist die linearmäßige, der Kupferstichmanier abgeborgte Behandlung des Himmels anzuerkennen. Es entsteht dadurch eine Durchsichtigkeit, die man der Lithographie gar nicht hätte zutrauen können.

L. v. I.

Miscellen.

Aus Rom wird berichtet, daß Thorwaldsen in den letzten Tagen des Juli eine neue Statue, den Vulcan, vollendet habe; sie soll ein würdiges Seitenstück seines Jason seyn.

— Thomas Allona, Maler der Königin von England, hat eine Reihe von sehr gelungenen Ansichten von Constantinopel herausgegeben.

— In Sevilla ist eine Subscription eröffnet worden, um Spaniens größtem Maler, Bartholomeo Murillo, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen.

III.

Theater.

Lindpaintner's Macht des Liedes in Berlin.

Am 3. Auguſt wurde zur Feier des Geburtsfeſtes Sr. Maj. des Königs von Preußen im Opernhauſe zu Berlin Lindpaintner's „Macht des Liedes" gegeben. Ludwig Rellſtab, der gründliche muſikaliſche Critiker, hat dieſe neue Aufführung in einem Berliner Blatte ausführlich beſprochen, und hier möge Einiges aus ſeiner Recenſion eine Stelle finden. Rellſtab findet das Gedicht von Caſtelli von ſehr geringer dramatiſcher Kraft, doch einzelne ſcherzhafte Situationen und Charaktere darbietend. Lindpaintner's Partitur gehöre einer frühern Schule, der Schule an, in der auch Weber gebildet worden ſey. „Rein muſikaliſch, abgeſehen von dem jetzt vorherrſchenden Zeitgeſchmack", heißt es weiter, „iſt die Arbeit durchweg lobenswerth. Es bleibt die ſichere Fattura, um einen Kunſtausdruck zu gebrauchen, die klare und feine Führung, die Sonderung des Einzelnen und der Maſſen, die verſtändige Benutzung der Mittel, kurz das ganze dauernde Gerüſt des Könnens und Wiſſens, an dem der Blumenſchmuck der Phantaſie ſich emporrankt. So iſt uns denn bei Anhörung dieſer Muſik durchweg wohl zu Muthe geweſen; nur müſſen wir einige Längen ausnehmen, die ſich weniger muſikaliſch als dramatiſch fühlbar machen, und beſonders mit dem Gedicht zuſammenhängen. Noch würden wir dem Componiſten einwerfen, daß die Oper im Ganzen den Fehler hat, zu wenig Frauenſtimmen zu beſchäftigen, nur eine Sängerin gegen fünf Sänger tritt auf. Ferner führt er uns (dieß ſcheint den neuern Italienern nachgeahmt zu ſeyn) bloße Vocalſätze nur zur Feſthaltung des Tons im Orcheſter begleitet, zu häufig vor; endlich ſucht er zu oft einen beſondern Effect darin, die ganze Harmonie ſehr hoch zu legen, lange Accordfolgen bloß in der Sopranlage ohne Baß anzubringen. Dagegen iſt der Componiſt reich an pikanten Thematen, geſchickten Wendungen, rythmiſchen Ueberraſchungen, und beſonders glücklich weiß er die melodiſche Verkettung zu handhaben. Die Melodien haben bei den vielfältigſten Wendungen ſtets einen natürlichen Fluß, und das Orcheſter nimmt der Singſtimme, und umgekehrt dieſe dem Orcheſter den Faden immer ſehr geſchickt ab." „Wir heben noch Einiges heraus, das uns und auch dem Publikum beſonders zugeſagt hat. Die Romanze Selims im erſten Act: „an Delias Treue glaub ich", die von Herrn Mantius auch ſchön geſungen wurde. Die Ariette in E moll mit Harfenbegleitung, welche Delia (Fräulein von Faßmann) hinter der Scene ſingt, das folgende Duett zwiſchen ihr und dem Sclavenhändler Harun (Herr Zſchieſche), worin beſonders der Satz des Letzteren: „das wird ſich ſchon finden" ein wahres Meiſterſtück leichter und doch origineller Verknüpfung der Melodie iſt. Sehr ſchön ſind ferner die Stimmen in den gleichzeitigen Sätzen: „höre meinen Schwur", und: „Nein, das kann ich nicht glauben", gegen einander geführt. Das Enſemblestück, Nro. 5., erfreute ſich des allgemeinſten Beifalls; hier gebührt auch dem Dichter ein Antheil. Es iſt ein artiger Gedanke, daß er Nadir (von Herrn Eichberger ſehr genügend dargeſtellt) als ein

muſikaliſches Genie erſcheinen, und als ſolches die Hörer in Erſtaunen ſetzen läßt, indem er den Spielleuten, die der Sclavenhändler für den Nabob gekauft hat, einem nach dem andern das Inſtrument abnimmt, und ſich gleich nacheinander auf der Flöte, Oboe, dem Horn, Fagott, der Clarinette und endlich auch mit der Zither als Sänger die höchſte Virtuoſität zeigt. Dieß konnte dem Componiſten allerdings zu einem Muſikſtück von gefälliger Vielſeitigkeit Anlaß geben, und er hat dieſe Gelegenheit vortrefflich benützt." Im zweiten Acte rühmt der Berliner Referent beſonders einen ſehr originellen Chor in türkiſcher Weiſe, und das Finale, während ihn die große Arie Akors, von anderer Seite für eine der ſchönſten Geſangsſtücke der Oper gehalten, nicht anſprach; über die Einzelnheiten des dritten Actes hält er ſein Urtheil noch zurück.

Miscellen.

Eine junge Pariſer Schauſpielerin, die mit dem Director eines Provincialtheaters, an dem ſie früher engagirt war, wieder in Unterhandlung ſtand, ſchrieb in einem ihrer Briefe: „Zuerſt ſagen Sie mir, ob Sie einen guten Helden und einen hübſchen erſten Liebhaber haben, damit man nicht im Parterre murmelt, wenn ich im Thurm von Neſſle zu ſagen habe: „ich liebe nur dich allein, ich werde dich ewig lieben." Ich muß dieſe Frage an Sie richten, weil einſt, als ich dieſes Stück ſpielte, mein Gautier d'Aulnoy ſo häßlich war, daß man immer, wenn ich mit ihm von Liebe ſprach, im Publikum meinte: er verdient eine ſo heiße Leidenſchaft nicht."

— Alle Städte des lombardiſch-veneſianiſchen Königreichs treffen großartige Vorbereitungen, um die nahe Krönung des Kaiſers von Oeſterreich würdig zu feiern. Auch die Theater werden Außerordentliches bringen, vor allen ſtrebt Mailand darnach, ſich auszuzeichnen; das Theater della Scala iſt ſeit einem Monate geſchloſſen, da es ganz neu gemalt werden ſoll. Am 15. Auguſt findet wieder die Eröffnung ſtatt, und Alles verſpricht ſich eine Reihe glänzender Opern und Ballete. Unter dem Sängerperſonal befinden ſich Donzelli, Morini Winter, und die Primadonna Schoberlechner, Namen, die den italieniſchen Dilettantis theuer ſind; unter den Tänzern und Tänzerinnen werden Bretin, ein ſehr geſchickter Künſtler, Mademoiſelle St. Romain und Madame Griſi-Perrot genannt; zuerſt wird Roſſini's „Fräulein am See", und ein neues Ballet von Corteſi: „die Söhne Eduards" gegeben werden. Später ſoll eine andere Oper von Roſſini: „Torvaldo und Dorliska", und ein italieniſcher „Poſtillon von Longjumeau," mit Muſik von Coppola, in die Scene gehen.

— Kürzlich iſt in London ein neuer Mechanismus erfunden, um Decorationsveränderungen leichter zu bewerkſtelligen, und die Wirkſamkeit der Flugmaſchinen u. ſ. w. minder gefährlich als bisher zu machen. Die pecuniären Kräfte des Theaters werden ſehr dabei gewinnen, da man 70 pCt. Koſten bei der neuen Einrichtung erſparen wird, und die Auslagen der erſten Anſchaffung des Apparats binnen drei Jahren gedeckt ſeyn ſollen. Aller Lärm und alle Verwirrung, die bei dem jetzigen Maſchinenweſen unvermeidlich ſind, ſoll bei der neuen Einrichtung nicht mehr ſtatt finden. Da ſie auch alle Vorrichtungen enthält, das Ausbrechen von Feuer auf der Bühne zu verhindern, ſo hat die ſtädtiſche Behörde von Paris, die in dieſer Beziehung im Laufe eines Jahres ſehr unangenehme Erfahrungen machen mußte, eine Commiſſion niedergeſetzt, um zu unterſuchen, ob es nicht möglich ſey, dieſe neue Erfindung auch auf Pariſer Theatern anzuwenden.

IV.

Gesellschaft.

Moden.

Es ist in diesen Tagen sehr schwierig, genau den Stand der Mode anzugeben. Winter und Sommer kämpfen hartnäckig mit einander, und so ist eine Art Zwischenreich in Winter- und Sommerkleidung eingetreten, das nicht ohne Reiz ist. So hat man für Soireen ein sehr hübsches Spitzenhäubchen erfunden, es heißt **à la sylphide**, und ist mit fünf amerikanischen Rosen garnirt, die alle Abstufungen der Farben von der blassen Theerose bis zum dunklen Roth der Königsrose haben.

Die Turbans von Spitzentülle und von Tülle mit Gold durchwirkt, sind elegant, und werden sehr viel getragen. Zu goldgestreiften Mousselinkleidern paßt dieser Kopfputz trefflich. Alle Welt trägt jetzt Mousselinkleider; man trägt sie zum Negligée mit schwarzen Handschuhen und einem einfachen Fichu, und als Ballkleider mit Blumen und Diamanten. Man kann nichts schöneres sehen, als ein Ballkleid, welches die Baronin von A. kürzlich auf einem Morgenballe der Lady S. trug. Es war von indischem Mousselin, reich mit grünen und gelben Aehren und Feldrosen garnirt, das Unterkleid gleichfalls von Mousselin. Frau von A. trug in den Haaren eine Aehrenkrone, die nachläßig ihre blonden Locken bedeckte, als habe sie eine Schnitterin sich eben nach der Tagesarbeit aufgesetzt. Man glaubte einen jener schönen englischen Kupferstiche, wo die Zeichner alle ihre Kunst an ein liebliches, unschuldiges Mädchengesicht gewendet haben, oder eine geschmückte Schäferin, wie sie einst Watteau, malte zu sehen.

Bei dem Rococogeschmack, der jetzt herrscht, sollte sich die junge Dame so mit einem bebänderten Lamme oder einem Taubenpaar in einem Blumenkorbe malen lassen.

An Kostbarkeiten trägt man jetzt vorzüglich neben den Mousselinkleidern eine Reihe großer Perlen, ob sie ächt oder falsch sind, darüber kümmert sich niemand mehr. Wir schreiten vorwärts. Noch nicht so weit ist es mit den Steinen gediehen; an einen Schmuck macht man noch immer den Anspruch, er müsse ächt seyn, ein falscher Smaragd ist eine Lüge. Oft verbindet man auch in einem Schmuck Perlen und Steine, zwischen jeden größern Stein werden Blätter von Brillanten und kleinen Perlen angebracht. Die Opalen, lange Zeit vernachläßigt, werden wieder gern getragen.

Die Herrenmoden wechseln zur Verzweiflung der Schneider wenig. Die blauen, grünen, maronenförmigen Fracks, vor allem aber die schwarzen, werden Abends noch immer zu weißen, schwarzen oder Nankingbeinkleidern getragen; zur Halbtoillette sieht man hier und da auch graue Pantalons. Die Nankingbeinkleider sehen zu einem grünen Frack sehr gut aus.

Das Wunder aller Wunder sind Verdiers neue Jagdreitpeitschen. Ein Rhinoceroskopf sitzt als Hacken oben auf dem Griffe, der aus massiv goldenen und silbernen Ringen besteht. Die ziemlich

lange Peitſche bildet eine runde Schnur und iſt ſehr zierlich geflochten. Die Peitſchen ſind noch außerdem ſehr billig, ihr Preis iſt zwei- bis dreihundert Franken, und da ſie deßhalb nicht allzubald gewöhnlich werden können, werden ſie ſich wohl ziemlich lange modern erhalten.

Schreiben an Paganini.

Wir haben in einem früheren Feuilleton einen Brief mit einer Rechnung mitgetheilt, welche Paganini an Herrn Loveday in Paris, wegen einiger Lectionen ſandte, die er der Tochter des letztern gegeben hatte. Hier folgt die Antwort des Herrn Loveday, deren Authenticität franzöſiſche Blätter verſichern:

P. den 17. Juni 38.

Mein Herr Baron,

Ich verharre bei den Grundſätzen, die ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu detailliren, als Sie mich wegen Ihrer letzten Mißlichkeit vor neun Tagen um Rath fragten, nämlich, ob Sie die Rechnung des Doctor Groſenio, eines berühmten Arztes, bezahlen ſollten, den Sie zu Ihrer Pflege angenommen hatten, ſeitdem ſich Doctor Magendie zurückgezogen, der bis zu dieſer Zeit Ihr Arzt geweſen war. Die Wahrheit iſt ein Weſen, an dem ſich nichts ändern läßt. Sie bleibt immer dieſelbe.

Sie und Ihr Sohn haben 99 Tage bei mir gewohnt. Ich bin ſtolz darauf, ſagen zu können, daß ich und meine Familie ſich alle Mühe gegeben haben, Ihnen gefällig zu ſeyn. Als Arzt bin ich innerlich überzeugt, daß ich wiederholt das Glück gehabt habe, Ihnen das Leben zu retten. Da ich aber die Medicin nicht als Gewerbe treibe, ſo fordere ich für meine Dienſte in dieſer Beziehung nichts; als Ihr Secretär fordere ich ebenfalls nichts. Aber in meiner Eigenſchaft als Rechtsgelehrter und Advocat bilden die zahlreichen Conſultationen, die ich mit Ihnen wegen der unſeligen Schritte gepflogen, welche ſie beabſichtigten, und von denen ich Sie durch meine Rathſchläge abgebracht habe, eine Ihrer Aufmerkſamkeit ziemlich würdige Forderung. In Englaud hätte ich meine Anſprüche bis zu einer Summe treiben können, die ihrem Vermögen, ſo coloſſal es auch ſeyn mag, einen tüchtigen Stoß gegeben haben würde. Hier werde ich mich begnügen, an Honoraren, die mäßige Summe von 18,000 Franken zu fordern, aber ich könnte zur Noth beweiſen, daß Sie mit 25,000 Franken nicht die Hälfte der Dienſte bezahlen werden, die ich Ihnen geleiſtet habe. Wenn ich allein die Verbindlichkeiten anſchlagen laſſen wollte, die Sie gegen mich in Beziehung auf das Caſino Paganini haben, ſo könnte ich beweiſen, daß meine Rathſchläge Ihnen mehr als 140,000 Franken genützt haben. Und dann noch ihre projectirte Reiſe nach St. Petersburg, ſo wie die nach New-York: und ferner die ärgerliche Correſpondenz, die ich für Sie geführt habe. Ich weiß kaum, wie Sie mich belohnen könnten.

Ich ſetze ſtets die Rathſchläge mediciniſcher Natur bei Seite, die ich Ihnen gegeben habe, ſogar diejenigen, wo es mir, nach ermüdenden Debatten gelungen iſt, Sie abzuhalten, der Vorſchrift einer ſchönen Somnambule zu folgen, die Sie von der Epidermis des Unterleibs — unter die Erde gebracht haben würde.

Aber Medicin iſt, wie geſagt, nicht mein Gewerbe. Ich liebe die Muſik, und ſchätze ihr bewunderungswürdiges Talent. Mein Beruf iſt der eines Rechtsgelehrten und Advocaten. Ich habe Ihnen in dieſer Hinſicht treu, ehrenhaft und gewiſſenhaft gedient; deſſenungeachtet haben Sie bis jetzt nicht daran gedacht, mir zur Belohnung mehr als

eine Prise Tabak zu geben, die ich Ihnen stets mit Wucher zurückbezahlt habe, mit Vorbehalt einer hölzernen Tabaksdose, die Sie mir versprochen, und noch nicht zugesandt haben.

Habe ich, was ihren Herrn Sohn betrifft, je daran gedacht, einen Sou für den Unterricht zu verlangen, den ich täglich an ihn verschwendete? Das Alphabet, die französische, englische und italienische Grammatik, Geschichte, Naturgeschichte, Allgemeine Geschichte, Geographie, Medicin, Homöopathie, Philosophie, Buchhaltung, Haltung bei Tische, Haltung in Gesellschaft, kurz Alles, was ihn in den Stand setzte, nicht allein vor seinem Lehrer, sondern sogar vor seinem gelehrten Vater ehrenvoll zu bestehen.

Etwas ganz Anderes ist es mit den Clavierlectionen, die meine Tochter dem kostbaren Sprößling der Paganini gegeben hat. Ich schätze die Lectionen, die Miß Clara Loveday dem Erben der Reichthümer, des Namens, des Genies, des Talentes von Paganini gegeben hat, je zu 200 Franken, denn Sie waren in der That die köstliche Frucht des bewunderungswürdigen Rathes, den Sie von Ihnen, Paganini, dem eigenen Vater des liebenswürdigen Sohnes, empfangen hatte. Die meiner Tochter auferlegte, glorreiche Verpflichtung war für Sie nur noch ein Beweggrund mehr, mit allem Fleiß und allem möglichen Scharfsinn in die tiefen Kenntnisse des Vaters Paganini einzudringen, um sie, verschönert, auf die liebliche Seele dieses reizenden Kindes, Paganinis Sohn, zu übertragen... **Omnes omnia bona dicere et laudare fortunas meas.** Die Citation ist ein wenig veraltet; aber Sie erinnern sich derselben, sie ist aus Terenz: **Tui gnatum haberem tali ingenio praeditum.**

Sie haben die Güte gehabt, mein Herr Baron, dieser unaussprechlichen, strahlenden Transfusion Ihrer Lichter während 99 Tagen beizuwohnen; oft verlangten Sie sogar zwei Stunden täglich.

Aber auf diesem Punkte bestehe ich nicht. 99 Lectionen zu 200 Fr. täglich betragen 19,800 Fr.

Wir sind nun also im Stande, unsere gegenseitige Rechnung abzuschließen. Warum also einen Proceß! Und vollends den Scandal, der daraus hervorgehen würde. Der Gerichtshof müßte natürlich seine Incompetenz erklären, und die Sache Schiedsrichtern zuschreiben.

Wollen Sie deßhalb diesen Schritt **de principio** thun. Die Person, welche die Ehre hat, Ihnen dieses Schreiben zu überbringen, wird einen Schiedsrichter für mich ernennen, Sie ernennen den Ihrigen, und diese zwei ernennen einen dritten, in dem möglichen Falle des Nichtübereinstimmens, und dann können wir unter uns eine völlige Uebereinkunft treffen, um das schiedsrichterliche Urtheil peremptorisch und executorisch zu machen. Ich habe (und es ist nicht mehr als billig, dieses Ihnen zu gestehen) die Vermehrung, um ein Viertel zu meinen Gunsten, und mehre Siebentel Nachlaß an Ihrer Forderung im Auge. Nach meiner Ansicht ist dieser Schritt jeden Falls der vernünftigste, indem er zugleich der wenigst feindselige ist. Mich meines Theils würde es sehr schmerzen, die harmonischen Bande zu zerreißen, die bis heute unter uns bestanden haben.

Salute e Pace.

(Folgen einige ziemlich deutliche Anspielungen auf den schlechten französischen Styl in Paganinis Brief, und dann heißt es weiter:)

Doch zu unserem Geschäfte zurück. Ich stelle hier unten meine kleine Rechnung:

Für meine Honorare, in Beziehung auf Consultationen u. s. w. 18,000 Fr.
Für 89 Tage Lectionen, welche meine Tochter Miß Clara Loveday, an Herrn Achill Paganini, Sohn des Herrn Baron Nicolo Paganini, gegeben hat . . . . . 19,000 Fr.
Summe 37,800 Fr.
mit Vorbehalt von anderweitigen Aufträgen.

Ich habe die Ehre zu seyn, Ihr gehorsamer Diener

Douglas Loveday.

Gegen gefällige Empfangsbescheinigung.

Paganini zögerte nicht lange, diesen Brief, der im Original doch etwas anders gelautet haben muß, als Loveday für gut fand, ihn abdrucken zu lassen, zu beantworten, und übergab auch ihn der Oeffentlichkeit. „Mein Herr," schrieb er ihm, „es hat Ihnen gefallen, vor einiger Zeit einen Brief bekannt machen zu lassen, den Sie ernst nahmen, und den ich lediglich in der Absicht an Sie richtete, um Ihnen zu beweisen, wie leicht es ist Jemand zu chicaniren, wenn es uns einfällt. Mein Brief war nur eine scherzhafte Vergeltung der Rechnung, die Sie zu Gunsten Ihres Freundes, des berühmten Arztes, Herrn C . . o, aufgesetzt hatten. In der That, entschlossen ihn um jeden Preis Geld gewinnen zu lassen, besitzen Sie Geschicklichkeit genug, um einige Fragen: „wie geht es Ihnen?" die ihr Freund, der berühmte Arzt, an mich mit seinem Gruße gerichtet hatte, als ich noch bei Ihnen wohnte, in Besuche zu zehn Franken zu verwandeln; doch beeilte ich mich, diese Höflichkeiten aufhören zu lassen, und verbot dem berühmten Arzte die Thür meiner Wohnung, sobald ich sah, daß seine Begrüßungen ernsthaft wurden, und er sich vorbereitete, sie mit Vorschriften zu vermehren, deren Wirksamkeit ich für das Wohl meines Körpers fürchtete.

Was that ich also, um Ihnen zu antworten? Ich verlangte meines Theils die Summe von 27,000 Franken für Stunden, musikalische Rathschläge und dergleichen, welche ich ihrer Demoiselle Tochter gegeben hatte. Es war eine Apothekerrechnung für eine Doctorrechnung. Wir hätten also quitt seyn sollen. Sie erschracken, Sie träumten vielleicht von Gerichtsdienern und ihren Klauen, und liefen schnell hin, sich unter den Schutz der öffentlichen Meinung zu stellen, indem Sie meinen Brief den Blättern mittheilten und für einen Hauptstreich von meiner Seite, für ein Meisterstück der Habsucht darstellten."

Darauf geht Paganini in das Detail der Gegenforderungen des Herrn Loveday ein, beweist mit bitterem Spotte deren Unhaltbarkeit, und schließt so: „Wollte ich noch eine letzte Bemerkung über Ihren Brief machen, so würde ich sagen, daß Sie darin eine Bitterkeit vorherrschen lassen, deren Ursache zu errathen mir nicht schwer ist, denn Sie kommen zuletzt auf meine Weigerung zurück, mit Ihrer Demoiselle Tochter in dem Concerte zu spielen, das sie am letzten 26. April im Saale Ventadour gab; vielleicht deßhalb vergessen Sie sich am Schlusse Ihres Briefes bis zu dem Ausdrucke: „Ich genieße des Vorzugs nicht, Herr Paganini zu seyn." Was mich betrifft, so werde ich vernünftiger und höflicher seyn, als Sie, mein lieber Herr; ich bestreite Ihnen durchaus nicht die Ehre, Herr Douglas Loveday zu seyn, und begnüge mich zu seyn

Nicolo Paganini.

Miscellen.

Die Einwohner von Scherneß haben dem Marschall Soult bei seiner Durchreise ein Geschenk mit einer schön gearbeiteten Tabaksdose gemacht. Das Holz dieser Dose ist ein Stück, aus einem Pfeiler der alten Londoner Brücke, der

ſiebenhundertundſechzig Jahre unter dem Waſſer gelegen hat.

— Aus Neapel laſſen ſich franz. Blätter ſchreiben „Zampa," nicht der Heroldſche Seeräuber, ſondern ein wirklich lebender, italieniſcher Bandit, der vor zehn Jahren das Land mit Schrecken erfüllte, endlich gefangen, und zu lebenslänglicher Kettenſtrafe verurtheilt wurde, ſey aus ſeinem Gefängniſſe entflohen. Man glaubt, er wolle nach Paris gehen, um von der Wittwe Herolds und von Scribe ſeinen Antheil an dem Ertrage jener Oper einzufordern.

— Zu dem Vorſteher eines Mäßigkeitsvereins, deſſen vortreffliche Thätigkeit wir übrigens durch dieſe Anecdote nicht herabwürdigen wollen, berichten die oldenburger humoriſtiſchen Blätter, kam vor einiger Zeit eine Bauersfrau, und rief: „Sie haben meinen Mann in ſeinem Katzenjammer für ihre neue Geſellſchaft geworben. Geben Sie ihn doch wieder los, ſonſt gehen wir zu Grunde; denn die Mäßigkeit koſtet ihn zu viel."

„Wie das, liebe Frau?"

Er ruft den ganzen Tag: „Gott ſey Dank, daß ich den Schnapps haſſen gelernt habe! Es iſt doch ein ſüßes Ding um die Mäßigkeit." Aber hinter jedem Ausruf trinkt er ein Glas Málaga.

— Man vermuthet gar nicht, ſagt ein belgiſches Blatt, wie viel geheime Kriegsmittel in den Arſenalen der britiſchen Admiralität für den Fall eines Krieges aufgehäuft ſind. Dort liegen Fahrzeuge, die unter der Oberfläche des Waſſers gelenkt werden können, Spritzen, die einen Regen von Feuer auf die feindlichen Segel werfen, ohne daß das Geſchütz der Gegner auf ſie wirken kann, congreviſche Raketen aller Art, um das feindliche Verdeck in Brand zu ſtecken, und eine Menge anderer mörderiſchen Entdeckungen, die die engliſche Regierung in aller Stille von Zeit zu Zeit ankauft, und ſich dabei durch die größten Summen des unverbrüchlichſten Stillſchweigens der Erfinder verſichert.

— In Stolpe in Pommern iſt, wie ein norddeutſches Blatt berichtet, ein junger Menſch von ungefähr ſechzehn Jahren, durch den Schmerz über den Tod ſeiner Mutter, und vielleicht durch andere phyſiſche Eindrücke, hellſehend geworden; der Zuſtand zeigte ſich beſonders in den Abendſtunden. Die Mittel zu ſeiner Heilung: Gebrauch der Seebäder, hat er ſich in ſeinem Somnambulismus ſelbſt verordnet.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Ein Kellner in einer Porter-Taverne.

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Drei Tage in Straßburg.

Von

M. Honek.

Der Weg von Carlsruhe nach Straßburg gewährt keine schöne Aussichten, er ist eben und flach, nur weit in der Ferne begränzen die Berge des Schwarzwaldes die eine Seite des Horizontes. Meine Reisegesellschaft im Postwagen bestand aus drei Franzosen, die von einer größeren Reise in Deutschland zurückkehrten; zwei von ihnen waren noch junge Männer, der dritte dem Anscheine nach ungefähr ein Sechsziger, hatte etwas Achtunggebietendes in seinem ganzen Wesen, er war offenbar ein alter Soldat; seine Stirne zierten zwei tiefe Narben und sein linker Arm schien durch eine Wunde gelähmt zu seyn, man durfte überzeugt seyn, er hatte den Orden der Ehrenlegion, den er im Knopfloch trug, in ernsten Gefechten erworben, nicht aus bloßer Gunst zum Geschenk erhalten; seine Begleiter nannten ihn Colonel, und behandelten ihn mit vieler Aufmerksamkeit. Ihr Gespräch war lebhaft und ließ sie als sehr unterrichtet erkennen, es drehte sich fast immer um Deutschland und die Deutschen, von denen sie eine gute Meinung mit in ihr Vaterland zurückzunehmen schienen. Der Colonel wußte viel von seinen früheren Feldzügen in Deutschland, Rußland und Spanien zu erzählen und theilte manches Interessante mit. Als

wir jenseits Kehl waren, wo man schon den Münsterthurm weit über die höchsten Bäume hinausragen sieht, und den Rhein, Deutschlands Hort, nicht Deutschlands Gränze, wie ihn einst Arndt nannte, erblickt, erzählte er Folgendes: „Vielleicht, meine Herren, habt Ihr einmal von Schill gehört, er war ein preußischer Husaren-Major, ein deutscher Murat, dem sie nicht Zeit ließen, Marschall zu werden; als 1809 Oesterreich glaubte, es sey jetzt schon günstige Zeit, loszubrechen und gegen Napoleon alte Scharten auszuwetzen, da hielt es ihn auch nicht länger in der ruhigen Garnison zu Berlin. Er commandirte ein schmuckes Husarenregiment, das ließ er eines Morgens aufsitzen und zum Thore hinausreiten; zu den Husaren stießen noch Jäger und Artillerie, und Schill glaubte, es bedürfe nur eines muthigen Anfanges und das Königreich Westphalen, ganz Norddeutschland werde sich erheben und die Franzosen verjagen, denn man liebte weder uns, die wir im Lande hausten, noch den König Jerôme, der durch unsere Bajonette auf einen leicht gebauten Thron gehoben war, und ich habe das den guten Deutschen eigentlich nie verdenken können. Aber Schill täuschte sich in seinen Hoffnungen, unsere Adler drückten damals noch die Ueberwundenen zu fest zu Boden; nirgends wollte es zu einer rechten Erhebung des Volkes kommen, Schill irrte ohne Ziel umher, bald auf der Flucht vor der Uebermacht, die ihn vernichten wollte, bald sich durch zahlreiche Schaaren den Weg bahnend. Endlich erreichte er ein kleines Städtchen am Meere, dort lieferte ihm eine holländische Division eine letzte entscheidende Schlacht, er selbst fiel, nachdem er sich wie ein Löwe gewehrt haben soll, seine Schaar unterlag. Napoleon hatte ihn und die Seinen für Brigands erklären lassen, die auf den Schutz des Völkerrechts keinen Anspruch hätten; es waren nach Schills Tode Gefangene, fast nur Verwundete, gemacht worden, viele von ihnen stellte man vor westphälische und französische Kriegsgerichte und sie wurden als Brigands zum Tode verurtheilt und erschossen; ich glaube aber, sie waren keine Brigands, sie waren Männer, die ihr Vaterland liebten und tapfere Soldaten. Viele von ihnen sollten auch in's Innere von Frankreich geführt werden, um dort ihr Urtheil zu empfangen; ich erhielt den Auftrag, von Magdeburg aus einen Transport dieser Gefangenen nach Frankreich zu begleiten, sie waren alle ernst und still und sprachen nur wenig. Kam unser Zug durch eine Stadt oder ein Dorf, so standen die Bewohner auf den Straßen und begrüßten einsilbig und ohne viel Worte die Gefangenen, schüttelten ihnen herzlich die Hand, wie man von alten Bekannten Abschied für immer nimmt, versahen sie mit Speise und Trank und eilten dann wieder still in ihre

Häuſer. Unter den Gefangenen war ein junger Mann, der mehr als alle übrigen meine Theilnahme erweckte; er konnte höchſtens neunzehn bis zwanzig Jahre alt ſeyn; ſein Geſicht war bleich und edel, ſein Wuchs ſchön, faſt zu zart für einen Soldaten; er ſah ſehr leidend aus, obgleich eine tiefe Kopfwunde, deren Narbe man noch ſah, ſchon lange geheilt war. Die anderen Soldaten ſangen doch zuweilen, oder ſprachen von der Heimath, von den Bräuten, die ſie nie wieder ſehen ſollten, der junge Menſch aber ſtimmte nie mit in ihre Lieder ein, nahm nie mit Theil an dem Geſpräche und ging immer ſchweigend einher. Als wir an die Rheinbrücke kamen, die dort nicht fern von uns liegt, verließ er plötzlich den Zug, drängte ſich durch unſere Soldaten, die die Gefangenen umgaben und ſtürzte ſich in die Wogen des Fluſſes. Zwei, drei Voltigeurs ſprangen ihm gleich nach, es gelang ihnen auch, nach langer Anſtrengung, ihn aus dem Waſſer zu ziehen, aber nur als Leiche. Da entdeckten wir, daß der Schill'ſche Soldat ein Mädchen ſey, eine deutſche Patriotin, vielleicht in der Art unſerer Vendeerinnen oder der Jeanne d'Arc, vielleicht die Geliebte eines Mannes, den franzöſiſche Kugeln durchbohrt hatten, die nun auch den Tod von Feindes Hand wollte und dann ein Grab im heimathlichen Fluſſe langer Gefangenſchaft in einem Lande vorzog, das ſie haſſen mußte. Wir begruben ſie am Ufer des Fluſſes, und ich ließ drei Gewehrſalven geben, als wir ihre Leiche mit Erde bedeckten, denn ſie war ein tapfrer Soldat geweſen und verdiente wohl die kriegeriſchen Ehren. Damals aber dachte ich gleich, unſere Herrſchaft in einem Lande, das viele ſolcher Mädchen, viele ſolcher Männer noch, wie Schill und ſeine Genoſſen, beſitzt, würde nicht mehr von ſehr langer Dauer ſeyn, und früher oder ſpäter würden unſere Schaaren wieder über den Rhein, über die Vogeſen zurückweichen müſſen. Nun, das Elſaß iſt uns geblieben, und wir wollen es behalten! Seht, Ihr Herren, jenſeits des Rheins wehen unſere franzöſiſchen Farben" — und ſo war es, am rechten Rheinufer lagen einige Kähne, der Wind ſpielte mit den dreifarbigen Flaggen auf ihren Maſten, und über den Strom herüber glänzten die Bajonette der franzöſiſchen Wachen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, wo Deutſchland entnervt, zerriſſen und dem Auslande ein Spott war, wurde das Elſaß der Krone Frankreich hingegeben. Lange ſträubte man ſich von Seiten der deutſchen Reichsſtände gegen eine ſolche ſchimpfliche Aufgebung eines Theiles des Reichsgebietes; Churfürſt Max von Bayern unterſtützte beſonders die Forderungen Frankreichs, die es dann zuletzt auch durchſetzte. Der bisherige Beſitzer des Elſaß, Erzherzog Franz Karl von

Oesterreich wurde mit drei Millionen Lire entschädigt, und Frankreich übernahm zwei Drittheile seiner Ensißheim'schen Kammerschulden. Doch war in dem Abtretungsvertrage ausdrücklich vorgesehen, Frankreich solle Elsaß nur wie das Haus Oestreich besitzen, also die Rechte der vielen dort gelegenen Reichsstädte anerkennen, namentlich solle Straßburg auch ferner zu Deutschland gehören. Aber die Rechte der Reichsstädte wurden von den französischen Beamten mißachtet; **1681** wurde auch Straßburg von Ludwig **XIV.**, ohne den geringsten Schein von Recht, überfallen, und die Bürger gezwungen, ihm zu huldigen, und Kaiser und Reich duldeten die Schmach, die der übermüthige Nachbar ihm anzuthun wagte. Im Jahre **1815** hätte das Elsaß mit Deutschland wieder vereinigt werden sollen und können, man hat die günstige Gelegenheit dazu unbenutzt vorübergehen lassen. Doch ist das Elsaß, welche Versuche Frankreich auch gemacht hat, es mit dem neuen Lande zu verbinden, in seinem innersten Marke noch deutsch geblieben; der ganze kräftige Bauernstand, die niedere städtische Bevölkerung redet und versteht nur deutsch; historische Erinnerungen und das so mächtige Band der materiellen Interessen zieht die Bevölkerung zu Deutschland hin. Wie vieles auch in unserem Vaterlande noch zu tadeln ist, gewiß bleibt es doch Deutschland, geht einer schönen und rühmlichen Zukunft entgegen; täglich erstarkt mehr und mehr das Edelste, was ein Volk besitzen kann, das Nationalbewußtseyn, und dieses Bewußtseyn, das allgemeine Ehrgefühl, wird nicht lange mehr Fremdherrschaft in einem ursprünglich deutschen Lande zu dulden vermögen.

Der erste Anblick Straßburgs läßt gleich erkennen, daß es eine sehr alte Stadt ist; ein schöner, mit Bäumen bepflanzter Weg führt, ohne daß man von Außen eben viele Befestigungswerke sieht, vom Ufer des Rheins durch ein gewölbtes Thor in ein Gewirr enger, krummer Straßen mit hohen Häusern, ein buntes Gemisch von städtisch Gekleideten, von Bauern der Umgegend in ihrer bekannten Tracht mit den rothen Westen und dreieckigen Hüten, und ihren Frauen und Töchtern, deren Anzug fast in jedem Dorfe ein anderer, aber plumper und nicht kleidsamer ist, und von Soldaten in sonderbaren rothen Beinkleidern, belebt sie.

Zum Straßburger Münster, **le monstre de Strasbourg**, wie ihn hin und wieder Engländer, die in der Geographie wohl erfahren sind, nennen, eilt wohl jeder Fremde zuerst. Bei seinem Anblick kann man mehr Geschichte des deutschen Mittelalters lernen, als aus vielen dicken Folianten, da kann man ermessen, welcher fromme Glaube, welche Kunstliebe in den Jahrhunderten herrschen mußte, wo es möglich war,

ein solches Werk zur Verherrlichung der Kirche zu vollbringen. Der Platz, auf dem der Münster steht, ist rings umher durch Häuser beengt, und es fehlt so an einem Standpunkte, von dem aus man das ganze ungeheure Gebäude betrachten könnte. Die schönste Ansicht gewähren die Hauptportale, die reich mit Bildnereien geschmückt sind, und über deren mittelstem sich die berühmte Rosette befindet, ein Fenster in zierlich runder Form, das von der Tochter Erwins von Steinbach, des Erbauers des Münsters, herrühren soll. Aber welchen Theil des ganzen Gebäudes man auch betrachten mag, überall herrscht, bis auf die geringsten Einzelnheiten herab, dieselbe Kraft, dasselbe Ebenmaaß und dieselbe Zierlichkeit in allen Verhältnissen. Sein Inneres erhält durch die herrlichen Glasmalereien, mit denen alle die vielen Fenster bedeckt sind, ein eigenthümliches Halbdunkel, auf das die äußere Beleuchtung, Sonnenschein, oder trübes, fahles Licht, wie man es an Regentagen hat, die mannigfaltigste Wirkung hervorbringt. Die Glasgemälde sollen aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen, und Johann von Kirchheim wird für den Maler der meisten gehalten; fast alle stellen Erzählungen aus dem neuen Testamente und Märtyrerscenen dar, und auf einigen sind Bildnisse alter deutscher Kaiser. Sie haben einen blendenden Farbenglanz, so daß man, ganz von der Pracht des Colorits hingerissen, gar nicht auf Zeichnung und anderes achten kann; nur die Gesichter sind etwas matter als das Uebrige gehalten, und ihnen fehlt das Charakteristische und der geistige Ausdruck nicht, der ein besonderer Vorzug der altdeutschen Schule ist. Eines dieser Glasgemälde stellt Widerhold, Bischof von Straßburg, umgeben von Mäusen und Ratten, vor; in der Legende von der heiligen Attala wird erzählt, die Mäuse und Ratten hätten den Bischof verzehrt, weil er die Reliquien dieser heiligen Abtissin aus der St. Stephanskirche habe fortnehmen lassen. Achtzehn gothische Säulen stützen das Gewölbe des Münsters und scheiden das Schiff von den beiden Seitengängen; die Kirchenwände sind fast ganz schmucklos. Der Chor der Kirche ist in neuerem Style und paßt wenig zu der großartigen Einfachheit des Schiffes; doch hat ein Architect Friedrichs den Behörden einen ausführlichen Plan vorgelegt, nach dem er ganz verändert und in gothischem Style neu eingerichtet werden soll. Es scheint jetzt überhaupt manches für die Ausschmückung des Münsters zu geschehen, und viel wieder hergestellt werden zu sollen, was früher zerstört worden ist. Einige Bilder im Chor und in den Capellen St. Laurentius und St. Catharina, von neueren französischen Malern, sind besonders den Glasmalereien gegenüber ungemein nüchtern und farblos. In der Nähe des Chors und in den beiden Capellen sind viele Tafeln, Begräbnißmonumente

von Bürgermeistern, Rathsherren und sonst um die Stadt wohlverdienten Männern; sie enthalten fast alle nur Namen und Stand der Entschlafenen, und die einfachen Worte, „betet für ihn," eine Inschrift, wohl schöner und würdiger, als die vielen pomphaften Sprüche, die an neueren Denkmälern nur der Eitelkeit der Ueberlebenden fröhnen. In der Capelle St. Laurentius erinnert eine lange Inschrift auf einer schwarzen Marmortafel an Charles St. André, Grafen von Berceil, den ersten französischen Militärgouverneur von Straßburg, der 1718 starb. Die Kanzel, ungemein reich mit Statuetten verziert, wurde 1487 von J. Hammerer erbaut; sie bestieg zuerst Luthers Vorläufer, der kühne Streiter wider die Verderbtheit der Geistlichen, Johann Geiler von Kaisersberg; eine lateinische Inschrift an einem nahen Pfeiler erinnert an diesen ehrwürdigen Mann, der, so heißt es darin, hier sechs Lustren hindurch fruchtbringende Worte. redete. Unter dem Chor ist eine weite unterirdische Capelle, in der vor Zeiten am Osterfeste Gottesdienst gehalten wurde; dort stehen merkwürdige, schön in Stein gearbeitete Gruppen, Jesus und die Jünger im Oelgarten, wie sie von den römischen Kriegern gefangen werden. Hinter diesen Gruppen ist eine kleine Thür; der Kirchenschweitzer, mit einem Lichte versehen, öffnete sie und stieg mir voran, eine kleine Treppe hinab; wir waren tief im Boden des Münsters zwischen ungeheuren, feuchten Steinmassen, wo eine dumpfe, unheimliche Luft herrschte; man glaubte früher, der Münster sey auf Pfählen erbaut, aber angestellte Untersuchungen haben dargethan, daß dem nicht so sey. In zwei andern unterirdischen Gewölben sind viele Grabstätten von Bischöfen, Inschriften in alten, schwer zu entziffernden Charakteren bezeichnen sie; in einem kleinen Hofe, wo die Steinhauer arbeiten, soll auch eine Tafel den Ort andeuten, wo Erwin von Steinbach, seine Frau und sein Sohn ruhen. Eine steinerne Bildsäule, ausgestreckt auf einem Sarge liegend, stellt Conrad II., Bischof von Lichtenberg dar, der den Thurm des Münsters erbaute. Vor der Revolution von 1789 sey, so erzählt man, die ganze Statue mit Gold bedeckt gewesen, die Revolutionsmänner aber nahmen es fort; überhaupt litten der Münster und die übrigen Kirchen Straßburgs viel von den Barbaren, welche die Revolution entehrten, und die Jakobiner unter Eulogius Schneiders Führung wütheten in der alten Reichsstadt fast eben so arg, als in Paris und Lyon.

Den Münster sollten drei Thürme überragen, nur einer jedoch wurde ganz vollendet; den beiden andern fehlen die Gipfel, und sie sind oben platt. Die Thürme sind in eben so schönen zierlichen und reichen Verhältnissen gebaut, wie die Kirche selbst, besonders gefällig ist die

vollendete Spitze des einen Thurmes, wie aus Laubwerk gebaut und doch fest und sicher. Ihn umgeben fast ganz oben an seiner Spitze vier Thürme, die durch eine Gallerie mit ihm verbunden sind; bis zu ihnen kann man auf einer nicht allzusteilen Wendeltreppe kommen; um höher bis in den Gipfel hinaufzusteigen, bedarf man einer besondern Erlaubniß des Maires, da das Weiterklettern nicht ohne Gefahr ist; so soll einst ein französischer Rekrut bis hoch oben an die Spitze gekommen seyn, als ihn der Muth verließ, und er es nicht wagte, wieder hinunter zu klimmen; nur mit Mühe holten ihn einige entschlossene Männer wieder herab. Die Aussicht von dem Thurm ist sehr weit, aber nicht sehr malerisch; man übersieht eine große Strecke flachen Landes, auf der einen Seite von den fernen Vogesen, auf der andern vom Schwarzwalde eingeschlossen und von dem breiten Rheine durchschnitten. Auf der Plattform des Münsters, an dem Eingange, der zu dem dritten, ausgebauten Thurme führt, ist eine schwarze Marmorplatte angebracht, zum Gedächtniß an ein Erdbeben, das am 3. August 1728 Straßburg und die Umgegend erschütterte. Dort sind auch eine Masse Namen eingeschnitten; die ältesten derselben rühren aus dem siebenzehnten Jahrhundert her, die neuesten reichen bis auf das Jahr 1834, wo die Behörde den Reisenden verbot, sich dort zu verewigen. Göthe's Name dort eingegraben, hat bekanntlich Uhland zu einem herrlichen Gedichte begeistert, nicht fern von ihm steht Lavater, sonderbar, statt des v mit einem f geschrieben, und Lenz, der geniale dramatische Dichter, den später Wahnsinn befiel. Auch der tapfere polnische General Dwernitzki schrieb seinen glänzenden Namen in die Mauern des Münsters; um ihn stehen die Namen noch mehrer Polen, wohl seine Gefährten im Kampf und in der Verbannung, darunter steht die Jahreszahl 1832. Von einem merkwürdigen Unglücksfalle auf der Plattform des Münsters wissen die Wächter zu berichten: 1522 machte sich der Pfarrer der St. Stephanskirche das sonderbare Vergnügen, auf der steinernen Gallerie, die sie umgibt, umherzugehen; erst nach zwei Jahrhunderten fand sich Jemand, der Uebermuth oder Lebensverachtung genug hatte, das Wagestück nachzuahmen; er wettete, dreimal um die Gallerien zu gehen; zweimal gelang es ihm, beim drittenmal ergriff ihn Schwindel, und er fiel die furchtbare Höhe hinab zerschmettert vor dem Portale nieder; als ein Hund, den er bei sich hatte, seinen Herrn fallen sah, stürzte er ihm nach, und zum Angedenken dieser Treue ist noch auf der Plattform ein Hund in Stein ausgehauen. An der den Thürmen entgegengesetzten Seite, auf der Wölbung über dem Chor der Kirche, macht der Telegraph, der letzte von Paris aus, seine sonderbaren Zeichen; gegenüber

im bischöflichen Palast wohnt ein höherer Beamter der Telegraphen, der die Depeschen übersetzt.

In der sehr einfachen protestantischen St. Thomaskirche ist das berühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen. Es gibt in der Welt viele Dinge, die man übereingekommen ist, schön zu nennen. Zu diesen ein für allemal schönen Dingen gehören nun auch Marmordenkmäler, und für geschmacklos und barbarisch gilt, wer so unglücklich ist, diese Meinung nicht theilen zu können. **Cette magnifique composition**, wie es in einer recht guten und ausführlichen Beschreibung von Straßburg heißt, stellt den Marschall dar, wie er sehr theatralisch, was im Buche **avec l'expression de l'intrépidité** heißt, in seinen Sarg steigt; ihn umgeben die Wappenthiere der Nationen, die er im Felde schlug, der Genius des Krieges und eine weibliche Figur Frankreich, die den Tod, der neben dem Sarge steht, abwehren will; dem Tode gegenüber steht ein Herkules. Die lateinische Inschrift, die das Grabmal trägt, sagt: Ludwig **XV.**, Veranlasser seiner Siege, selbst auch Sieger, habe dem überall Siegreichen dieses Monument errichten lassen. Leider weiß nur die Geschichte von den Siegen Ludwigs **XV.** wenig zu berichten. Ich mußte bei Betrachtung des Denkmals unwillkührlich an die Monumentomanie denken, die jetzt in Deutschland eingerissen ist; möge uns Gott bald davon befreien; sonst wartet man nicht erst bis der Tod uns ausgezeichnete Männer entreißt, nein, man erschlägt sie, oder läßt sie wenigstens verhungern, um ihnen Denkmäler errichten zu können. In derselben Kirche befinden sich auch die bescheidenen Grabsteine zweier ausgezeichneten Straßburger Gelehrten, Schöpflins und Oberlins. Im Jahre **1802** wurden bei Ausbesserungen am Altare zwei ganz wohlerhaltene Leichen entdeckt; es sollen die eines Grafen von Nassau-Sarwerden und seiner Tochter seyn. Wenn auch die Leichen, die noch zum Theil fast ganz in der Kleidung aus ihrer Zeit daliegen, nicht ohne Interesse sind, so ist es doch unzart, sie neugierigen Blicken bloßzustellen, und es wäre Pflicht, sie der Ruhe im Schooße der Erde wiederzugeben, der der Zufall sie entzogen hat. Noch wird in der Kirche der steinerne Sarg eines Grafen von Rantzow, aus einem alten, in Holstein und Dänemark weit verbreiteten Geschlechte, gezeigt, der in Straßburg als Student starb; die Kirche enthielt noch dreißig solcher Särge, aber in der Revolution zerschlugen die Jacobiner sie alle in ihrer wahnwitzigen Wuth, und nur dieser eine entging der Zerstörung. Auch dem Denkmal des Marschalls von Sachsen hatten sie den Untergang geschworen, und nur der Muth und die List eines Magazinbeamten retteten es; überhaupt haßten sie nichts grimmiger als Alles, was an eine nicht ganz

ruhmlose Vorzeit erinnerte; auch der Münster sollte abgetragen werden, nichts über die Erde hervorragen, die frei und gleich sein sollte — für sie und ihre Anhänger. In ihrer fürchterlichen Einseitigkeit, in ihrer Verleugnung aller historischen Erinnerungen, bieten diese Jacobiner eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Männern dar, die in unsern Tagen das absolutistische Prinzip bis auf die äußerste Spitze treiben; auch diese wollen nichts von Geschichte und jedem wissenschaftlichen Streben wissen, und wie jene die Freiheit nur für sich und ihre Gleichgesinnten in Anspruch nahmen, so trachten diese darnach, alle freie Bewegung einer geringen Anzahl von Menschen zum ewigen Eigenthum zu geben, die andern aber in einer Abhängigkeit und Rechtlosigkeit zu erhalten, die, dem Himmel sey Dank, nur in der Theorie möglich ist.

Die Straßburger Bibliothek, in den schönen, weiten Sälen des **Temple neuf** aufgestellt, ist sehr reich; sie wurde **1631** gegründet, hatte oft Gelegenheit, aus Klöstern bedeutende Erwerbungen zu machen, und wurde durch viele Legate sehr vermehrt; unter andern vermachte Schöpflin seine sehr reiche Bibliothek und Handschriftensammlung der Stadt, in der er so lange und rühmlich gewirkt hatte. Auch jetzt wird die Bibliothek gehörig vermehrt, da die städtische Behörde die Summe von **3000** Franken jährlich zum Ankauf von Büchern bestimmt hat, und das französische Ministerium des öffentlichen Unterrichts, das auf die Bereicherung der Bibliotheken viel verwendet, ihr sehr häufige und reiche Geschenke macht. Straßburg, wenn man will, die Wiege der Buchdruckerkunst, oder wenigstens der Ort, wo die segensreiche Erfindung zuerst angewendet wurde, besitzt eine sehr reiche Sammlung von Incunabeln, darunter eine sehr schön gedruckte deutsche Bibel von Mentelin, dem berühmten Buchdrucker, dessen Grabmal im Münster ist, wahrscheinlich vom Jahre **1476**. Unter den Handschriften der Bibliothek befindet sich eine sehr schöne, ganz vollständige, und nicht eben schwer zu lesende Handschrift von Konrad von Straßburgs Trojanerkrieg, die unlängst ein deutscher Gelehrter benutzte, um sie herauszugeben, dann ein Fragment aus den Nibelungen, römische und griechische Schriftsteller, ein **Corpus juris** mit einem Glossarium, Psalter und Meßbücher mit sehr schönen Initialen, und eine Sammlung von Briefen berühmter Theologen aus der Reformationszeit; Luthers Briefe zeichnen sich darin durch deutliche, feste Züge aus, während Melanchthons Handschrift eben nicht sehr leserlich ist; Bezas kräftige Züge erinnern an den festen und energischen Charakter des französischen Reformators und Geschichtsschreibers, der, von Franz I. gehaßt und verfolgt, bei seiner Schwester Margarethe von Navarra freundschaftlichen Schutz und Hilfe fand.

Gewöhnlich wird auch angegeben, die Bibliothek bewahre einen Brief Königs Franz I. von Frankreich an die deutschen Reichsstände; er ist aber dort nicht vorhanden, sondern soll in dem städtischen Archiv liegen. Noch besitzt die Bibliothek eine Sammlung von Glasgemälden, die aus dem alten Kloster von Moßheim stammen; sie stehen denen im Münster im Glanz des Colorites sehr nach, und sind durch die breiten Bleistreifen, die sie in allen Richtungen durchschneiden, sehr entstellt, aber größtentheils schön gezeichnet; namentlich stellt eine Reihe dieser Malereien Mönche in Einsiedeleien vor, auf denen die Köpfe sehr ausdrucksvoll und schön gehalten sind. Auch die alte Stadtfahne der Stadt Straßburg, mit dem Bildnisse der Jungfrau Maria, wird auf der Bibliothek aufbewahrt; ebenso besitzt sie einige, in der Umgegend aufgefundene, römische Alterthümer, ein von dem berühmten Specklin herrührendes Modell der Stadt Straßburg, und mehre recht charakteristische Oelgemälde, darunter ein Bild des blinden Dichters Pfeffel, das gewiß sehr ähnlich ist und ganz den Ausdruck der Sanftmuth und Anspruchlosigkeit trägt, die allem, was er schrieb, ein so unverkennbares, schönes Gepräge gab.

Die Hauptstadt des Departements du Bas-Rhin darf auf zwei politische Blätter stolz seyn, und außerdem erscheinen dort noch eine belletristische, eine medicinische Zeitschrift, und ein protestantisches und ein israelitisches, kirchliches Blatt. Liest man den Courrier du Bas-Rhin, so herrscht in Frankreich eine Tyrannei, die nicht eine Stunde länger zu ertragen ist; das unglückliche Ministerium mag thun, was es will, nie wird es ihm gelingen, den Beifall des gestrengen Courrier du Bas-Rhin zu erhalten; er gehört übrigens zu den Oppositionsblättern, die es gerade machen, wie die alten Onkel und Vormünder in unseren Comödien von ehemals, die den ganzen Tag zanken und toben, und am Ende doch kein Wasser trüben. Das Journal du Hautet du Bas-Rhin dagegen sieht Alles im schönsten Lichte, alle Beamten sind ihm trefflich, Alles, was in Frankreich geschieht, ist musterhaft, mit höchster Weisheit ersonnen und der großen Nation würdig durchgeführt; Frankreich würde überhaupt das Paradies der Erde seyn, wenn es keine Opposition darin gäbe. Beide Blätter geben ihren Text zum Nutzen und Frommen derer, die es in der „Civilisation" noch nicht so weit gebracht haben, französisch zu verstehen, auch deutsch; aber welch ein schrecklich gemißhandeltes Deutsch! Eine heillose Sprache und Orthographie herrscht auch in den deutschen obrigkeitlichen Erlassen; der Maire von Straßburg, Herr Schützenberger, scheint, wenigstens seinem Namen nach, ein Deutscher zu seyn, ihm mußte selbst daran liegen,

seinen Namen nicht unter Bekanntmachungen zu setzen, über die jeder Fremde spotten muß.

Straßburg war, wie alle deutschen Reichsstädte, wie alle größeren Städte des Mittelalters, von den ältesten Zeiten seiner Erbauung her mit Festungswerken umgeben, die im Laufe der Zeit immer erweitert und vervollständigt wurden; besonders wurden **1552** unter Specklins Leitung umfassende Neubauten unternommen, und sein Relief gibt ein sehr deutliches Bild der damaligen Stadt, und ihrer Wälle und Gräben. Als sich Ludwig **XIV.** Straßburgs bemächtigte, konnte er, wie sehr er auch Deutschlands Schwäche und Uneinigkeit kennen und verachten mochte, doch nicht glauben, man werde ihn im ruhigen Besitz seiner Eroberung lassen, wie es freilich geschah, und seine erste Sorge war, die Stadt mit neuen, fast uneinnehmbaren Werken zu umgeben. Marschall Vauban, der erste Ingenieur seiner Zeit, ist der Erbauer dieser neuen Werke; überall erheben sich jetzt Schanzen und Bastionen, Redouten und bedeckte Wege, die hohen Wälle sind von Gräben umzogen, die die Ill, welche die Stadt durchfließt, und der nahe Rhein mit Wasser versehen; vierhundert Geschütze sind erforderlich, um die Stadt und Citadelle gegen eine Belagerung zu vertheidigen. Diese Geschütze liegen in langen Reihen auf den großen Höfen des Arsenals, und sind fast alle von dem schwersten Caliber; außer ihnen werden im Straßburger Arsenal noch neunhundert und fünfzig Kanonen aufbewahrt, und aus einer Gießerei, die nicht weit von Münster entfernt ist, gehen immer neue hervor. Das Arsenal besteht aus drei sehr geräumigen Gebäuden, worin die Waffensäle sich befinden, aus Wagenschoppen zur Aufbewahrung der Artilleriefuhrwerke, aus sehr großen Werkstätten und Schmieden. Ein alter Artillerist, der, seit zwanzig Jahren in Straßburg lebend, es noch nicht zur geringsten Kenntniß unserer Sprache gebracht hatte, führte mich in den Waffensälen umher; die Waffen sind sehr geschmackvoll geordnet; zwischen den langen Reihen von Infanteriegewehren mit Bajonetten und Lanzen für die Lanciers, liegen in großen Massen die schweren, mit tüchtigen Körben versehenen, und fast alle leicht gekrümmten Cavalleriesäbel, und die kleinen, geraden Seitengewehre der Voltigeurs, Grenadiers und Fußartillerie, die Marschall Soult bei der Armee eingeführt hat, und die man spöttisch **coupe Soult** nennt, da der erlauchte Krieger berühmter wegen seiner Thaten auf dem Schlachtfelde, als wegen der uneigennützigen Verwaltung der Staatsgelder, bei ihrer Lieferung mit den Fabrikanten in sehr vortheilhafter Verbindung gestanden haben soll. Rund umher stehen Panzer der Küraſſiere und Karabiniers; die Panzer für die Küraſſiere, deren

Frankreich zehn Regimenter hat, sind sehr einfach und schmucklos; die für die beiden Karabinier-Regimenter, die aus den größten Männern der ganzen Armee bestehen, mit goldenem Stern verziert und sehr elegant. Merkwürdig sind auch große gezogene Wallflinten, mit Percussionsschlössern versehen, die auf eigenthümliche Weise geladen werden. In dem einen der Säle steht die Büste Ludwig Philipps, mit Waffen und Fahnen umgeben; dort hat man auch historischer Erinnerung ihr Recht wiederfahren lassen; zur rechten Seite der Büste des Königs ist aus Gewehrschrauben sehr zierlich der Stern der Ehrenlegion, wie er unter Napoleon getragen wurde, angebracht, links der heilige Geistesorden der Restauration; in demselben Saale sind auch junge Trophäen, viele schwere, den Arabern abgenommene Flinten; sie haben weite, oben trichterförmige Läufe, und müssen mit mehren Kugeln geladen werden; dann wird noch ein ganz kleines, schön gearbeitetes Miniaturgeschütz gezeigt, das die Jahreszahl **1704** trägt, und früher auf der Plattform des Münsters gestanden haben soll.

Straßburg besitzt zwei Spaziergänge in der Stadt und in ihrer nächsten Umgebung; der Contades, von einem ehemaligen Gouverneur des Elsaßes so genannt, liegt unmittelbar vor dem Judenthore, der Broglie, der nach dem Marschalle gleiches Namens heißt, noch innerhalb der Wälle; die Ruprechtsau, ein großer, zu Volksbelustigungen bestimmter Platz, ist ungefähr eine Viertelstunde von Straßburg entfernt, und zeichnet sich eben nicht durch schöne Anlagen aus; auch der Contades genügt nur sehr bescheidenen Ansprüchen, und ist bei weitem nicht so schön, als die Blumengeschmückten Anlagen, mit denen in Deutschland, jenseits des Rheins, oft die Umgebungen der kleinsten Städte geschmückt sind. Am Contades liegt der Jardin Lips, ein sehr zierliches öffentliches Gärtchen, mit Tempelchen, kleiner Fontaine, einem Apoll auf sechs Fuß hohen Felsen, Alles so klein, als habe es der Canditor gebacken; der Jardin Lips ist ein Lieblingsort der Straßburger, und der Wirth scheint auch die Gunst seiner Mitbürger zu verdienen, namentlich ist er in der Kunst, guten Caffee zu bereiten, sehr erfahren. Der Broglie ist ein mit vier Lindenreihen besetzter Platz, an dessen Ende das Theater steht. Nachmittags und Abends ist er sehr belebt; Offiziere, Kaufleute, Handwerker, elegante Damen und einfach gekleidete Bürgermädchen gehen schwatzend und lachend auf und ab. Die Elsäßerinnen sind, was namentlich von den Bürgermädchen, der dienenden Classe und den Bäuerinnen gilt, recht hübsch; fast alle haben sehr helles, blondes Haar, feingeschnittene, sehr häufig blaue Augen, Stumpfnäschen und einen kleinen Mund, so daß man kaum begreift, wie sie

die breiten, gequetſchten Laute des elſäßiſchen Dialectes über die Lippen bringen können. In Straßburg leben auch ſehr viele Franzöſinnen, die auf den erſten Blick an ihrem lebhaften, determinirten Gange, dem dunklen Teint und der zierlichen Haltung zu erkennen ſind, es ſind Frauen und Töchter höherer Beamten, da die Regierung gezwungen iſt, fortwährend darauf bedacht zu ſeyn, das Elſaß ſeinem Stammlande mehr und mehr zu entfremden und dem franzöſiſchen Reiche zu nähern, ein Zweck, den ſie dadurch zu erreichen glaubt, daß ſie die Elſäßer, die ſich dem Staatsdienſte oder Militär widmen, in's Innere von Frankreich verſetzt, in's Elſaß aber ſo viel Franzoſen, als nur möglich, ſendet. Auffallend iſt es, daß man gar nichts von Studenten ſieht und hört, und doch iſt Straßburg eine vielbeſuchte Univerſitätsſtadt; welch fröhliches, burſchikoſes Treiben herrſchte dagegen früher auf deutſchen Univerſitätsſtädten; jetzt freilich werden wir bald dahin kommen, keine Studierenden mehr zu haben, keine jungen Männer, die aus freiem Antrieb lernen, ſondern Primaer erſter Claſſe, hübſch ordentlich geſchult, und ſehr weit davon entfernt, „Exceſſe" zu begehen. Es wird dann auch mehr gelernt werden, die jungen Leute werden alleſammt weit mehr wiſſen, es wird weniger Unglückliche geben, die im Examen durchfallen, die zärtlichen Mütter werden nicht mehr in Angſt und Sorge ſchweben müſſen, daß die lieben Söhne mit entſtellenden Narben oder abgehauenen Naſenzipfeln zurückkehren, ganz unfähig, in einer Theegeſellſchaft zu erſcheinen; ob aber die Wiſſenſchaft bei all dieſen endloſen Schulmeiſtereien gewinne, ob der Staat in Zeiten der Gefahr ſich auf Männer verlaſſen könne, denen jede freie Bewegung geraubt wurde, die, noch bis in ein reiferes Alter unter knabenhafter Zucht ſtehend, nie ihre Kraft gebrauchen lernten, ſind Fragen, mit deren Beantwortung diejenigen, welche ewig von Reformation der Univerſitäten im Sinne der größten Beſchränkung reden, freilich ſchnell fertig geworden ſind, die man aber doch wohl noch nicht als gelöst betrachten kann.

Es war mir intereſſant, eine franzöſiſche Gerichtsverhandlung mit anzuhören, und es traf ſich gerade, daß am erſten Tage meines Aufenthalts in Straßburg das **Tribunal correctionel** ſeine Sitzung hielt. Das Zimmer, in dem Gericht gehalten wurde, war nicht ſehr groß; auf erhöhten Stühlen ſaßen die fünf Richter in ſchwarzen, alterthümlichen Roben, links von ihnen ein junger Mann, wohl der **procureur du roi**, rechts zwei Advokaten, gleichfalls in Roben; zwei Gendarmen mit den dreieckigen Hüten und in der bekannten Uniform ihres Corps, das namentlich im Norden von Deutſchland noch aus den Kriegsjahren

her, gleich den Douanen, einen weit schlechtern Ruf hinterlassen hat, als das eigentliche Militär, hielten Wache; das Publikum, welches zuhörte, bestand aus Landleuten, Taglöhnern und Soldaten. Es schien an dem Fall, der vorlag, sehr vielen Antheil zu nehmen; es handelte sich nämlich um einen Holzdiebstahl, der in einer Gemeindewaldung unweit Schlettstadt begangen seyn sollte; als ich kam, wurden gerade einige Zeugen verhört, und die Angeklagten waren abgetreten; die Aussagen der Zeugen waren alle zu Gunsten der Angeklagten, und liefen darauf hinaus, das Holz, welches die Gemeindebeamten und Forstwächter für gestohlen erklärten, sey früher gekauft worden; das Verhör der Zeugen wurde deutsch geführt. Als es beendet war, wurden die Angeklagten, wie es schien ein altes Ehepaar, wieder hereingeführt; sie zeigten durchaus keine Aufregung oder Spannung, und schienen ganz ruhig den Verlauf der Sache abwarten zu wollen. Nun erhob sich der Procureur und wies in einer kurzen Rede nach, daß der Anklage jede Begründung fehle, daß die Ortsbehörden keine Beweise für ihre Klage zu liefern vermöchten, und sich durch einen übertriebenen Amtseifer hätten hinreißen lassen; er sprach ruhig und eindringlich, und ohne alle Declamation. Die beiden Advocaten, die ihm folgten und Vertheidigungsreden für ihre Clienten hielten, erinnerten dagegen in ihrem Pathos und ihren vielen declamatorischen Bewegungen an die Liebhaber und Helden auf den herumziehenden Theatern in unseren kleinen Landstädtchen; von Rechtsgründen und Thatsachen, die zu Gunsten ihrer Partei sprachen, enthielten ihre Reden wenig, sie bestanden nur in Klagen über das Verfahren der Ortsbehörden, die Freiheit und Hausrecht der Bürger verletzten, ohne Fug und Recht ihre Ruhe störten, und sie ohne Grund in kostspielige und zeitraubende Processe verwickelten; besonderes Gewicht aber legten sie auf den sehr bedenklichen Umstand, daß die Adjuncten des Maires, die das gestohlene Holz aufgefunden haben wollten, und die Klage einleiteten, erklärt hatten, sie würden ihre Entlassung nehmen, wenn der Diebstahl nicht bestraft würde, und durch diese Drohung ein leidenschaftliches Vorurtheil an den Tag legten. Es war nur Schade, daß von den Zuhörern, außer den Huissiers und den Gendarmen, gewiß Niemand all diese schönen, französisch gehaltenen Reden verstand, und die Angeklagten schauten dabei so gleichgültig darein, als würde über Dinge entschieden, die sie nicht im Geringsten berührten. Nachdem die Vertheidigungsreden der Advocaten zu Ende waren, entfernten sich die Richter, um in einem Nebenzimmer zu berathen; nach ungefähr fünf Minuten kehrten sie zurück; alle Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen, und der Vorsitzer des Gerichts

erklärte, die Angeklagten seyen freigesprochen. Sie sind frei, lief ein freudiges Gemurmel durch's Zimmer; die Angeklagten aber entfernten sich ruhig, ohne daß ein Zug von Freude oder Beruhigung in ihrem Gesichte zu lesen war; sie schienen es gar nicht anders erwartet zu haben, und hatten die hitzigen Adjuncten ihres Herrn Maire wohl schon lange vorher ausgelacht.

Der zweite Tag meiner Ankunft war der 28. Juli; der Tag, an dem sich vor acht Jahren Paris gegen die Willkühr erhoben hatte, wurde durch Gottesdienst und Gebete für die gefallenen Julikämpfer in allen Kirchen und in der Synagoge gefeiert. Früh Morgens schon ertönte das festliche Geläut der Glocken, und Militärabtheilungen, Tambours und Musik an der Spitze, zogen in die verschiedenen Kirchen. Im Münster wurde ein feierliches Hochamt gehalten; das Chor der Kirche war mit schwarzen Drapperien behängt, auf denen geschmacklos genug Todtenköpfe angebracht waren; dort saßen viele Beamte in gestickten Hofkleidern, Richter und Magistrate in rothen Roben, und das sehr zahlreiche Officiers-Corps der Besatzung. Im Schiff der Kirche waren in langen Reihen Artillerie, Grenadiere und Voltigeure mit den Fahnen der Regimenter aufgestellt; die beiden Seitengänge waren frei geblieben, und in ihnen drängte sich die Menge. Fast alle schien entweder Dienst oder Schaulust herbeigeführt zu haben; auf keinem Gesichte lag der Ausdruck ernster Trauer um die Tapferen, die mit ihrem Blute die Volksrechte gewahrt hatten, niemand betete zu Ihm heiße Dankgebete, der ein Gott des Rechtes und der Freiheit ihr immer den endlichen Sieg verschafft über Gewalt und schlechte Leidenschaften. Man sah deutlich, die Staatsgewalt hatte eine kirchliche Feier befohlen, und so wurde sie pflichtschuldigst abgehalten. Nur in der Seitencapelle sah ich Betende, alte Frauen fast alle, Landleute und einige junge Mädchen; sie kümmerte die officielle Feier nichts, vielleicht wußten sie gar nicht, weßhalb sie statt fand, vor acht Jahren war die Neuigkeit von einer großen Schlacht in Paris wohl zu ihnen gedrungen; Freiheit hieß es überall, statt der weißen Cocarde wurde die dreifarbige aufgesteckt, das war alles, was sie davon berührte, der Kreis ihrer Leiden, der ihnen karg zugemessenen Freuden blieb derselbe, das Interesse der Armen, ihr Wohl, ihre Freiheit, wen kümmerte das in der Hauptstadt, wem gab das wohl Stoff zu schönen Phrasen? Es ist eine müßige Frage nach den Folgen der Juli-Revolution, sie können noch nicht vorurtheilsfrei gewürdigt werden, und in Bezug auf Frankreich kenne ich auch außerdem Land und Volk zu wenig, um irgend ein

Urtheil darüber zu haben. Auch in Deutschland hat die Bewegung, welche der Juli-Revolution folgte, manichfache Wirkungen gehabt; es ist jetzt Mode geworden, über die Bestrebungen derer zu spotten, die in den ersten Jahren nach 1830 im Sinne eines sehr raschen Fortschreitens, besonders in den damaligen Ständeversammlungen, zu wirken sich bestrebten; mir hat dieser Spott immer sehr wehe gethan, schon deßhalb, weil er größtentheils gegen sehr ehrenwerthe und würdige Persönlichkeiten gerichtet wird, weil er oft gegen Männer gerichtet wird, denen jede Vertheidigung fast uumöglich gemacht ist. Wir sind jetzt in Deutschland von dieser lediglich auf den Staat gerichteten Bestrebung zurückgekommen, aber es ist in Folge jenes Ereignisses eine erhöhte Theilnahme an vaterländischen Zuständen, eine freiere Ansicht vom Leben, eine Schaam über Manches, was anders seyn sollte und anders werden muß, ein Ringen nach Vervollkommnung und Verbesserung der geistigen Volksschätze, nach Vermehrung des Nationalvermögens bei uns, wenn auch noch nicht heimisch, doch mehr verbreitet worden, und so dürfen wir wohl noch der Julikämpfe gedenken, wenn die Franzosen und der von uns gewaltsam getrennte deutsche Volksstamm sie längst vergessen haben, wozu sie auf dem besten Wege zu seyn scheinen.

Kaum war die kirchliche Feier zu Ende, so gewann Alles wieder sein alltägliches Ansehen; Arbeiter nahmen die Drapperien herunter und räumten das Gerüste weg, auf dem die Musik placirt gewesen war, die Soldaten gingen in ihre Kasernen zurück, und die neugierige Menge zerstreute sich. Abends wurden auf den Wällen einige Kanonenschüsse abgefeuert, um die Feier des andern Tages einzuleiten. Der 29. Juli war ein Sonntag, es fiel mir unangenehm auf, daß man es so wenig merkte; die meisten Läden waren geöffnet, hier und da sah man Taglöhner, die zur Arbeit zu gehen, oder von ihr zurückzukehren schienen; eine Abtheilung Soldaten, in sehr nachläßigem Negligé, marschirte, mit Säcken versehen, um Brod oder Fourrage zu holen, vorüber. Man hat im Namen der Freiheit die Abschaffung der Sabbathgesetze gefordert, man hat sie eine Beschränkung der individuellen Freiheit, ja selbst der Gewissensfreiheit genannt; es ist wohl richtig, daß die Staatsgewalt sich so wenig als möglich in Religionsangelegenheiten aller anerkannten Glaubensparteien mischen, daß sie Vergehen gegen religiöse Sitten und Glauben, so wenig als möglich in das Gebiet ihrer Rüge ziehen sollte, aber diese Eiferer für Freiheit haben nicht bedacht, daß es nur durch Sabbathsgesetze dem Staate möglich ist,

auf gesetzlichem Wege den dienenden, oder auch den auf täglichen, karg zugemessenen Erwerb angewiesenen Classen Ruhe und Erholung und einigen Schutz gegen zu viel geforderte Anstrengungen von Seiten ihrer Herrschaft und Vorgesetzten zu gewähren, und gerade diese Classen verdienen doch wohl der kräftigsten Theilnahme des Staates um so eher, als leider nur zu viel Befehlende geneigt sind, ihre Gewalt zu mißbrauchen, und dem Rücken des Beladenen oft übergroße Lasten aufgebürdet werden.

Die Feier des Tages bestand hauptsächlich in einer großen Parade. Auf dem Place d'armes, einem ziemlich großen, gepflasterten Platze mitten in der Stadt, an dem die Hauptwache und die Gebäude der Commandandur liegen, wo später das in den Zeitungen so viel besprochene Denkmal des Marschall Kleber, eines geborenen Straßburgers, aufgerichtet werden soll, waren in einem weiten Viereck die Truppen aufgestellt. Es mochten dreitausend bis dreitausend fünfhundert Mann seyn, sonst soll die Straßburger Garnison stärker seyn, doch war ein Theil derselben zu dem Beobachtungs-Corps an die belgische Gränze gesandt worden. Die Trommeln wirbelten und von seinem Stabe begleitet, kam der Divisionsgeneral, der sein Hauptquartier in Straßburg hat, in die Mitte des Vierecks; an seiner Seite ging ein kleiner, klug aussehender Mann, in blauem, silbergesticktem Kleide, es war der Präfect des Departements des Niederrheins. Der General ging, während eine sehr unmelodische Musik ertönte, durch die Reihen und dann defilirten die Truppen. Zuerst kam eine starke Abtheilung Artillerie zu Fuß, schöne, schlanke Männer, fast alle mit klugen, entschlossenen Gesichtern; die Artillerie soll bei weitem das schönste Corps in der französischen Armee seyn, wenigstens ist die Mannschaft schöner, die Uniformirung geschmackvoller und von besseren Stoffen als bei der Infanterie; die Officiere sind fast alle aus der berühmten politechnischen Schule hervorgegangen; auffallend für einen Deutschen ist es, daß auch die Artillerie Fahnen hat. Ihr folgte ein Bataillon leichte Infanterie, mit gelben Aufschlägen an den Röcken und rothen Beinkleidern; die Infanterie besteht fast nur aus kleinen, schmächtigen Leuten, deren Anzug eben nicht geeignet ist, ihre unscheinbare Gestalten zu heben, doch sieht man unter ihnen auch kräftige, dunkle Gesichter neben vielen ausdruckslosen Physiognomien, die lebhaft an die pariser Carricaturen der Conscrits erinnern, die mit offenem Munde die Wunder der Hauptstadt betrachten, oder den Erzählungen eines prahlerischen Grognards zuhören. Aeltere und schönere Männer scheinen meistentheils den Vol-

tigeur- und Grenadier-Compagnien zugetheilt zu werden, die ſich von den compagnies du centre durch gelbe oder rothe wollene Epaulettes und durch Seitengewehre unterſcheiden. Dem Bataillon der leichten Infanterie folgte ein Bataillon Linie; drauf zwei Regimenter, je zu zwei Bataillonen, ihnen voraus gingen ſechs oder acht Sapeurs, mit großen Schnurr- und Backenbärten, glänzend blank geſchliffenem Beile auf der Schulter und weißem Schurzfelle; ſtatt des kleinen franzöſiſchen Tſchakos tragen ſie ungeheure Bärenmützen; dann kam der Tambour-Major, ein ungewöhnlich langer Mann, mit Federn und Troddeln geſchmacklos aufgeputzt, ihm folgten die kleinen Tambours und die Muſik, „gute Leute und ſchlechte Muſikanten", wie es bei Shakeſpeare heißt. Die Soldaten marſchirten nicht ſehr regelmäßig, die ganze Haltung war etwas nachläßig und ſorglos, doch darf man daraus und aus dem freien, ungezwungenen Benehmen gegen ihre Vorgeſetzten, nicht etwa auf ſchlaffe Disciplin ſchließen, im Gegentheile, es herrſchen in Frankreich ſtrengere Militärſtrafgeſetze, als in den meiſten deutſchen Staaten. Nur der die Truppen commandirende General und ein Obriſt waren zu Pferde, und die Adjudanten des Generals gingen neben ihm her, die Stabsoffiziere waren zu Fuß an der Spitze ihrer Bataillone. Man ſah in den Reihen viele Offiziere und Unteroffiziere, zum Theil noch ſehr junge Leute, mit dem Orden der Ehrenlegion. Nachdem die Artillerie und Infanterie an dem General vorbeimarſchirt waren, defilirten noch zwei Batterien, die bis dahin in einer an den Paradeplatz gränzenden Straße gehalten hatten. Jede Batterie beſtand aus ſechs ſpiegelblank geputzten Geſchützen, die auf leichten, ſchwarz bemalten Laffetten ruhten. Es waren Sechspfünder, jeder mit ſechs Pferden beſpannt, und von einem, gleichfalls mit ſechs Pferden beſpannten Munitionswagen gefolgt. Offiziere und Sergeanten und die Mannſchaft der erſten Batterie war beritten, bei der zweiten ſaßen die Kanoniere auf den Geſchützen und Munitionskäſten; ſie ſchienen ſehr zweckmäßig bewaffnet zu ſeyn, die auf den Geſchützen ſitzenden mit kurzem Seitengewehr und einem zierlichen Carabiner auf dem Rücken, die reitenden mit Säbel und Piſtolen. Faſt alles in Straßburg garniſonirende Militär beſteht aus Franzoſen, was, außer den politiſchen Gründen auch daher kömmt, daß man die Elſäßer vorzugsweiſe zur Cavallerie nimmt.

Nachmittags waren draußen auf der Ruprechtsau viele Menſchen verſammelt, die ſich unter Buden gütlich thaten, aber auch hier hatte alles eher den Charakter eines Jahrmarktes, als eines Volksfeſtes von höherer Bedeutung; am Abend ſollte noch ein Feuerwerk abgebrannt

werden. In der Stadt waren die öffentlichen Gebäude erleuchtet, die Spitze des Münsters wurde von Zeit zu Zeit in bengalischem Feuer erleuchtet, was einen herrlichen Anblick gewährte und in den Straßen trieb die liebe Jugend ihr Wesen mit Schwärmern und Duodez-Raketen. In einem Gasthause meinten einige ehrsame Bürger: früher seyen die Julitage begeisterter gefeiert worden. Die Zeit vergeht. —

Das zweite Gesicht der Schottländer.

I.

Vorbemerkung. Deutsche Mystiker und Physiologen haben sich in Anführung von Phänomenen erschöpft, die mit dem zweiten Gesichte der Schottländer verwandt sind. Es ist nun gewiß nicht uninteressant, auch eine Stimme zu vernehmen, auf welche unser Mysticismus keinen Einfluß äußern konnte, und das hauptsächlich auf den Hebriden vorkommende zweite Gesicht weitläufiger erörtert und mit einer Menge von Phänomenen ähnlicher Art in Verbindung gebracht zu sehen, die, den Traditionen aller Länder und Nationen Europas entnommen, zur Vervollständigung eines Systems dienen mögen, dessen Gründung man jetzt von so vielen Seiten versucht. Ohne uns für oder gegen die Ansichten Delrieu's, des Verfassers dieser Abhandlung, auszusprechen, geben wir seinen Artikel mit allen von ihm aus der Wissenschaft oder dem bloßen Glauben entnommenen Belegen, und enthalten uns jedes Commentars. Der Leser mag selbst glauben oder verwerfen. Das Gegebene bilde blos einen Beitrag zur Möglichkeit der Prüfung des ganzen Wesens der Phänomene, um die es sich hier handelt.

Ein ehemaliger Beamter der indischen Compagnie auf Ile de France und Bourbon, Herr Bottineau, übergab im April 1785 der Regierung Ludwig XVI. eine Denkschrift, in der er ein physisches

Mittel entdeckt zu haben behauptete, wodurch man die Ankunft von Schiffen auf eine Entfernung von 250 Lieues auf der See erkennen könne. Trotz wiederholter Erfahrungen, hatte man auf der Colonie Bottineau's Entdeckungen wenig Glauben geschenkt; aber eines Tages kündigte er plötzlich die Gegenwart einer englischen Flotte an; er erregte in solchem Grade durch die Energie und Beharrlichkeit seiner Aussagen das Erstaunen des Herrn von La-Motte-Picquet, des Commandanten der französischen Station, daß man eine Fregatte und eine Corvette in der von Bottineau angegebenen Richtung absandte. Man sah in der That ein britisches Geschwader unter Segel. Diese sonderbare Fähigkeit beschäftigte in hohem Grade die speculativen Geister in einer Zeit, wo die Experimental- und sogar die Conjectural-Physik in der Mode war; sie stand außerdem mit der Katoptrik in Verbindung, die die Gelehrten des fünfzehnten Jahrhunderts zur Grundlage ihrer natürlichen Magie gemacht hatten. In unseren Tagen sind die Erscheinungen des Lichtes der Gegenstand so tiefer Forschungen gewesen, daß dieses Wunder bald sehr einfach erscheinen wird, selbst wenn man voraussetzt, daß noch keine genügende Erklärung in den Gesetzen der Luftspiegelung, in den Theorien der Reflexion und Refraction, combinirt mit den Untersuchungen über die Eigenschaften der Wolken, gefunden worden sey. Monge hat mathematisch die physischen und optischen Gründe der Erscheinung dargelegt, die auf der Erde ein betrügliches Bild des Wassers, und umgekehrt, auf dem Wasser ein nicht minder täuschendes Bild der Erde hervorbringt. Die Fähigkeit, deren Dienste Bottineau seinem Vaterlande im Kriege in Indien widmen wollte, und die von der Hand gewiesen wurde, erscheint uns als eine Ausdehnung nicht allein der Luftspiegelung, sondern auch eines, ebenfalls den Küsten des mittelländischen Meeres sehr eigenthümlichen Phänomens, das die Araber al-beidhat, Lichter, nennen, und das in einer gleichzeitigen Erscheinung mehrer concentrischer Regenbogen besteht. Uebrigens ist hier nicht der Ort, eine solche Debatte zu eröffnen, und wir fügen uns den Sprüchen, die die Wissenschaft unfehlbar darüber geben wird.

Hieße es nun zuviel von der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit und den Mitteln unserer Organisation voraussetzen, oder einen unüberlegten Enthusiasmus an den Tag legen, wenn man untersuchen würde, ob die Seele nicht zuweilen unter gegebenen Umständen und bei seltsamen Eindrücken auf eine übernatürliche Weise von der dem Ge-

ſichte eigenthümlichen Gabe Gebrauch machen könne, und ob unſere Intelligenz nie an dem außerordentlichen Sinne Theil nehme, welchen unſere Augen beſitzen?

Dieſe Vorherſehung, welche Herr Bottineau beſcheidener Weiſe auf einen Rayon von zweihundert und fünfzig Stunden und auf ein Volk von Fiſchern beſchränkt hat, das gleichſam außerhalb der Gränzen europäiſcher Civiliſation lebte, hat die geheimnißvolle Macht ſeit mehren Jahrhunderten ſo weit geführt, daß es nicht mehr in den Mitteln unſerer modernen Kenntniſſe liegt, ihre Wirkungen zu erklären, ohne das Beſtehen geheimer Fähigkeiten im Menſchen anzuerkennen.

Die hebridiſchen Inſeln, von den engliſchen Geographen **Western-Islands** genannt, liegen im Ocean, weſtlich von Schottland, zwiſchen dem 35 und 39° nördlicher Breite. Es ſind deren dreihundert. Man nennt ihre Gruppe auch den weſtlichen Archipel; ſechsundachtzig ſind bewohnt und ziemlich gut angebaut; ſie gränzen an Schottland, von dem ſie einen Theil ausmachen, von der Halbinſel Cantyre bis zum Cap Wrath. Ihr Clima iſt kalt und beſonders feucht; die Bäume fehlen gänzlich: dieſes iſt ein charakteriſtiſcher Zug des Bodens, den man nicht vergeſſen darf. Die Hauptinſeln dieſes Archipels ſind Staffa, wo ſich mehre Trümmer aus der Oſſian'ſchen Zeit und die Fingalshöhle vorfinden; Sky, die größte, welche Ueberreſte däniſcher Feſtungswerke bietet; und Saint-Kylda, berühmt in den Annalen der phyſiologiſchen Wiſſenſchaften durch eine ſeltſame Thatſache, welche unläugbar den Einfluß eines, allen belebten Körpern gemeinſamen, Fluidums, die allgemeine, beſonders von den Magnetiſeurs zugeſtandene, Ausſtrömung, beweiſen müßte, könnte dieſer Einfluß noch Gegenſtand eines Streites ſeyn. Jedesmal, wenn ein Fremder an der Inſel Saint-Kylda landet, ergreift die Bewohner eine locale Krankheit, genannt das Uebel des Gouverneurs. Mac-Aulay, ein Miſſionär der anglicaniſchen Kirche, gab zuerſt im Jahre 1758 Mittheilungen über dieſe Erſcheinung. Gänzlich gegen die Wahrheit eines Umſtandes eingenommen, den er für einen Volksaberglauben hielt, begab ſich dieſer Geiſtliche, mit den genaueſten und vernünftigſten Inſtructionen verſehen, nach den Hebriden, um die Täuſchung nachzuweiſen.

Den dritten Tag nach ſeiner Ankunft zeigten einige Einwohner unzweideutige Symptome der anſteckenden Krankheit, als da ſind: außerordentliches Frieren, Heiſerkeit, Huſten u. ſ. w., und im Verlaufe von

acht Tagen war die ganze kleine Gemeinde von dieſer Epidemie befallen. Um die Ehre ſeines Skepticismus zu retten, ſtellte Mac-Aulay Nachforſchungen bei einigen Perſonen an, die, nicht auf St. Kylda geboren, nur ſeit langer Zeit auf der Inſel lebten; ihr Zeugniß beruhte auf der Erfahrung ihrer eigenen Sinne. Alle hatten ſich endlich nach mehr oder minder langer Zeit auf der Inſel acclimatiſirt, das heißt, das Uebel des Gouverneurs bekommen, wenn der Zufall einen Fremden nach Saint-Kylda führte.

Mehr noch: der Geruch der Häuſer und der Kleider der Kyldaer, wie ihr Athem, waren zur Zeit des Miſſionärs, dem wir dieſe Bemerkungen entnehmen, für Fremde ſehr ſchädlich. Die Annäherung, die Gegenwart eines Bewohners der Inſel erregten in ihrer ganzen Organiſation ein unerhörtes Uebelbefinden; eine Zeit lang athmeten ſie eine dicke, ungeſunde Luft ein. Die Kyldaer ſagen, die Geſellſchaft eines Ankömmlings ſey im Lande eben ſo ſchwer zu ertragen, als die ihrige es für den unbequemen Gaſt ſeyn könne. *)

So hätte nach der von Mac-Aulay mitgetheilten Thatſache wirklich eine ganze Bevölkerung beſtanden, deren Individuen ſo beſchaffen waren, daß die Ausſtrömung aus dem Körper eines oder mehrer Fremden bei einfacher Annäherung mächtig genug wirkte, um die Oeconomie ihres Temperaments und ihrer Geſundheit zu ſtören, während umgekehrt die Ausſtrömung aus dem Körper dieſer Individuen die Fremden, die ihr Territorium betraten, auf eine peinigende, wenn auch weniger empfindliche Weiſe ergriff, bis nach Wiederherſtellung des Gleichgewichts durch die Fortdauer des Aufenthalts der Inſelbewohner und der Fremde keine weſentliche Veränderung in ihrer Organiſation mehr fühlten.

Es iſt uns nicht bekannt, ob das Uebel des Gouverneurs noch auf der Inſel herrſcht, bei Anführung eines weniger bekannten hiſtoriſchen Umſtandes

---

*) Das Seltſame hierbei iſt nur die Reciprocität; denn daß die Luft auf Saint-Kylda für einen Fremden unerträglich iſt, läßt ſich leicht erklären. Die Kyldaer leben beinahe einzig von Eiern, die zu Tauſenden auf ihrer Inſel verfaulen; ſie wohnen in engen Hütten, in denen zugleich Vogelmiſt getrocknet wird. Auf dieſem Miſte ſchlafen ſie auch in einer Art von Mulden, und wenn ſie zur Arbeit, d. h. auf den Vogelfang ausgehen, ſo ſehen ſie ſelbſt aus wie die Vögel, da ſie ſich nicht die Mühe geben, ſich von den Federn und andern Anhängſeln zu reinigen.

Anm. d. Ueberſ.

war unſere Abſicht, auch Erſcheinungen unerklärlicher Art, die ebenſo auf denſelben Inſeln einheimiſch ſind, mitzutheilen, welche einen neuen Beweis für das den Bewohnern von Kylda eigenthümliche Temperament enthalten, und deren Mittheilung den Hauptſtoff unſeres Artikels bildet.

Samuel Johnſon ſchrieb in einem Berichte, den er von ſeiner Reiſe nach den Hebriden gegeben hat, welche er im Jahre 1773 beſuchte, folgende Zeilen, die wir wortgetreu mittheilen:

„Ich müßte ſehr wenig wißbegierig geſchienen haben (Johnſon war damals in Oſtig), wenn ich nicht mit ſtrenger Sorgfalt die Frage von second-sight *) oder zweitem Geſicht unterſucht hätte. Das zweite Geſicht iſt ein von dem Geiſte auf die Augen, oder von den Augen auf den Geiſt übertragener Eindruck, mittelſt deſſen entfernte oder zukünftige Gegenſtände geſehen werden, als wären ſie gegenwärtig. Ferne von ſeiner Heimath fällt ein Mann vom Pferde; ein Anderer, der bei dem Hauſe des erſteren arbeitet, ſieht ihn blutig, gequetſcht, ſterbend, und ſtellt ſich ſelbſt die Gegend und die Stelle vor, welche Zeugen des Unfalls geweſen ſind. Oft wird er, ſeine Heerde weidend, müßig einherſchlendernd, oder in der Sonne ſitzend, plötzlich die innere Offenbarung des Ereigniſſes haben, und es wird ihm die überraſchende Erſcheinung einer luſtigen Hochzeit oder eines traurigen Leichenbegängniſſes vor Augen getreten ſeyn. Er wird die Perſonen des Feſtes oder der Leichenbegleitung zählen; er wird ihre Namen nennen, ihre Kleidung beſchreiben. Kurz, durch dieſe Fähigkeit erhält der Menſch das Vermögen, abweſende Dinge und Perſonen in dem Augenblicke zu ſehen, da ſie an einem ſehr entfernten Orte vorgehen oder ſich zeigen. Aber dieſes Vermögen iſt in gewiſſer Art paſſiv; dieſe Fähigkeit iſt weder beſtändig, noch willkürlich; die Erſcheinungen kommen nicht nach Belieben. Man vermöchte ſie weder zu befehlen, noch ſie zurückzuhalten, noch ſie zurückzurufen. Der Eindruck iſt plötzlich, die Wirkung oft ſehr peinigend...."

„Mit dem Ausdrucke „zweites Geſicht" will man, wie es ſcheint, ein Mittel zu ſehen bezeichnen, das zu dem hinzutritt, welches wir bereits von der Natur haben. Uebrigens finde ich die allgemeine Behauptung, daß das zweite Geſicht nur Eindrücke von düſteren Erſcheinungen aufnehme, nicht beſtätigt. Das Glück nimmt ebenfalls Theil an ſeinen Viſionen, und zwar in demſelben Maaße, wie man es im wirklichen Leben findet. Beinahe alle merkwürdigen Ereigniſſe haben das Uebel zur Grundlage und ſind Unglücksfälle, die man erleidet oder vermeidet. Unſere Sinne werden unendlich mehr von unſern Leiden, als von unſern Freuden ergriffen; woraus hervorgeht, daß in der Mehrzahl der Geiſter die düſteren Ideen vorherrſchen. Es läßt

*) Second-sight wird ſehr häufig mit Geiſterſeherei überſetzt. Dieſer Begriff, auf die Schottländer angewendet, iſt zu eng; wenn das second-sight zuweilen auch als Gabe, Geiſter zu ſehen, erſcheint, ſo iſt es zugleich und hauptſächlich die Fähigkeit, abweſende und künftige Dinge als gegenwärtig zu ſehen, die Gabe der Wahrſagung, Prophezeiung.

ſich erwarten, daß der Tod häufig der Gegenſtand dieſer Viſionen ſeyn muß, da dieß ein oft vorkommendes und wichtiges Ereigniß iſt."

„Dieſe Fähigkeit, Ereigniſſe außerhalb des Geſichtskreiſes zu ſehen, iſt local und in der Regel unnütz. Sie bildet einen Angriff auf die Ordnung der Dinge, ohne daß ſich ein vernünftiger Grund und ein merklicher Vortheil davon angeben ließe. Sie iſt nur einem ſehr wenig erleuchteten Volke, und häufig ſelbſt dem ärmſten und unwiſſendſten Theile dieſes Volkes gegeben. Darin liegen die Zweifel, die das Vermögen des zweiten Geſichtes erregt...."

„Auf die Einwürfe, die man mit Beſtimmtheit entgegenſetzt, kann man antworten, es gezieme ſich nicht für ein ſo beſchränktes, ſo ſehr in ſeinen Speculationen das Syſtem des Univerſums aufzufaſſen unfähiges Weſen, wie der Menſch iſt, auszuſprechen, ob eine Sache dienlich ſey, ob ſie in den urſprünglichen Plan und in die allgemeine Harmonie hätte aufgenommen werden ſollen oder nicht; die Fähigkeit des zweiten Geſichts iſt nur durch ihre Seltenheit wunderbar; an und für ſich betrachtet, enthält ſie nicht mehr Schwierigkeit, als das Träumen, ſogar ſelbſt als die regelmäßige Uebung des Denkvermögens. Bei allen Nationen und in allen Jahrhunderten war man der Anſicht, es können Eindrücke beſtehen, die ſich mittheilen und auf eine unbekannte Weiſe die Einbildungskraft ergreifen. Man hat Beiſpiele von ſolcher Evidenz angeführt, daß weder Bacon noch Bayle die Kraft zu widerſtehen beſaßen..."

„Man kann ſich nicht leicht mit einem Sehenden beſprechen. Es lebt einer in Skye, mit dem ich ein Geſpräch anknüpfen wollte; aber er iſt roh und unwiſſend, und verſteht kein Wort Engliſch. Es gebrach mir an Zeit, um eine hinreichende Anzahl von Beweiſen zu ſammeln, damit die Ueberzeugung des Publicums und meine eigene zu erhellen. Gegen das zweite Geſicht gibt es eine ſcheinbare Analogie in confus beurtheilten Thatſachen, für daſſelbe ſpricht die laute Behauptung einer ganzen Nation, die von dem Beſtande dieſer Fähigkeit überzeugt iſt. Die Ueberzeugung der Bewohner der Inſeln möchte ſich vielleicht eines Tages auf irgend ein, auf der Ueberlieferung beruhendes, Vorurtheil beſchränken. Ich bin nie dahin gelangt, überzeugt zu ſeyn, aber ich bin nahe daran geweſen, es zu werden...."

In dieſen trockenen, ſtrengen Zeilen Johnſons ſieht man die Intelligenz eines Philoſophen gegen die Aechtheit eines Reſultates ankämpfen, das ſeiner Vernunft widerſtrebt. Die Ungewißheit des engliſchen Reiſenden macht die ſeltſame Erſcheinung nur noch anziehender.

Thomſon hatte die geheimnißvollen Phänomene von Saint-Kylda und Oſtig nicht vergeſſen, da er in einem Gedichte ſagt:

As when a shepherd of the Hebrid isles,
Placed far amid the melancholy main,
(Wether it be lone fancy him beguiles,
Or that aerial beings sometimes deign
To stand embodied to our senses plain,)

Sees on the naked hill, or valley low
The whilst in ocean Phoebus dips his wain,
A vaste assembly moving to and fro;
Then all at once in air dissolves the wondrous show *).

In Montroſe bringt Walter Scott auf eine ſehr dramatiſche Weiſe den Seher Mac-Aulay in die Scene, aber er ſpricht ſich nicht als Philoſoph über die Fähigkeit aus, der er ſich als Romantiker bedient.

Uebrigens iſt ſchon die Achtung, welche Johnſon für die Sehenden von Saint-Kylda hegt, ein Beweis für die phyſiologiſche Wichtigkeit der Wunder des zweiten Geſichts. Johnſon war in der von ihm zugeſtandenen Abſicht nach den Hebriden gegangen, den Aberglauben der Schottländer, und beſonders die heroiſchen Fictionen von Macpherſon, **) lächerlich zu machen. Aber als Mann von Geiſt und wiſſenſchaftlicher Bildung trieb er keinen Scherz mit den volksthümlichen Traditionen und natürlichen Erſcheinungen; er kündigte nur den Erfindungen der Dichter, den Poltergeiſtern und Großprahlern der erſiſchen Literatur den Krieg an. Alles was Glaube oder Phänomen war, rief ſeine aufrichtige Begeiſterung hervor; aber Alles, was nach Nachahmung und Fälſchung roch, erregte ſeine Verachtung und ſeine Galle. Hätte ihm ein Lehnsmann vom Clan Mac-Lean oder vom Clan Mac-Gregor feierlich zugerufen: „Ich glaube an Oſſian den Blinden, wie ich an Oran, den Wiedererweckten glaube; ich glaube an die Harfe von Malvina, wie ich an die Zauberin von Corry Vreckan glaube," ſo würde ſich der Doctor zu Selma's Stimme und zu Cuchullins Wagen bekehrt haben. Aber, da er nur einen einzigen Schulmeiſter fand, der die

*) Wie wenn ein Hirt in der Hebriden Gruppe,
Weit draußen an des ernſten Meers Geſtade
(Ob nur ihn täuſcht der Phantaſie Gebilde,
Ob Weſen aus den Lüften niederſchweben
Und ſteh'n verkörpert vor der Einfalt Auge);
Am nackten Hügel und im tiefen Thale,
Derweil den Wagen Phöbus birgt im Ocean,
Sieht Weſenſchaaren durcheinander wallen,
Dann plötzlich aufgelöst zerfließen in die Lüfte.

**) Oſſian's Heldenſagen.

Aechtheit von Fingals Gesängen vertheidigte, so forderte er Macpherson heraus, die Originaltexte zu zeigen. Die Debatten über das second sight sind ernsterer Natur, denn es handelt sich um einen Dichter, dessen Werke man nicht so leicht nachahmt, um die souveraine Intelligenz, die bei den verborgensten Geheimnisse unserer Organisation thätig war.

Einige Forscher, die gläubiger waren, als die Mehrzahl der englischen Physiker, vereinigten sich im Jahre 1819 in Glasgow, und ließen unter dem Titel Treatises on second sight, eine Sammlung verschiedener, in Schottland veröffentlichter Schriften, über das Wunder des zweiten Gesichts erscheinen; aber ihre Compilation erklärt noch nicht auf eine natürliche Weise alle die seltsamen Thatsachen von Saint-Kylda. Das bei Chapman in Glasgow herausgegebene Werk, oder besser gesagt, das Bekenntniß des Teophilus Insulanus, der ehrenwerthen Frazer und Martin, und John Aubry Esq. ist ein wahrhaftes Teufelsbuch, das im vierzehnten Jahrhundert von Henkers Hand verbrannt worden wäre. Die Arcana des second sight sind darin ganz ernsthaft unter den Auspicien folgender Verse von Horaz behandelt, die den Skeptikern den Mund schließen.

. . . . . Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; sinon, his utere mecum. *)

Und folgender Verse von Cato, die zugleich die philosophische Prätension eines Epigramms und einer Sentenz enthalten:

Hoc quicumque velis scriptum cognoscere lector,
Quum praecepta ferat, quae sunt gratissima vitae,
Commoda multa feres. Sin autem spreveris illud,
Non me scriptorem, sed te neglexeris ipse. **)

In dem Treatises on second sight ist unläugbar das Interessanteste das seltsame Buch von Theophilus Insulanus, das schon im

*) . . . . . Kennst du Besseres, so theile
Redlich es mit, wenn nicht, so gebrauche mit mir, was uns vorliegt.

**) Leser, wer du auch seyst, willst diese Worte du kennen,
Siehe, sie tragen in sich des Lebens theuerste Lehren,
Bringen dir hohen Gewinn. Doch, wenn du stolz sie verhöhnest,
Hältst du nicht den, der sie sprach, du hältst nur dich selber gering.

Jahre 1763 in Edinburgh erschienen ist; am Eingange dieser Ausgabe findet sich ein Widmungsschreiben an Sir Harry-Monro von Foulis, Baronet, gerichtet, von dem wir nicht sprechen würden, wenn nicht der Seher mit einem Systeme devoter und boshafter Parteilichkeit auf eine burleske Weise den frommen Aberglauben Schottlands dem Unglauben Frankreichs unter Ludwig XV. gegenüberstellen würde. Der Haß, den der sieben Jahre lang dauernde Krieg bei den Engländern gegen Frankreich anregte, hat kein originelleres Denkmal aufzuweisen, als diese Dedication, in der die Erleuchteten der Hebriden der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Vorwande, daß das zweite Gesicht eine göttliche Fähigkeit sey, den Prozeß machen. Aus den Pressen von Morocco's Close hervorgegangen, mitten unter der Finsterniß von Lawn-Market hervorgegeben, fiel das Buch von Theophilus Insulanus mit seiner ganzen Schwere in die Einfassung seiner Wiege zurück, als der Friede kurz nach der Erscheinung des Werkes geschlossen wurde; und dieser Umstand war der Verbreitung des Gegenstandes nachtheilig, den es zum ersten Male mit einem Interesse und einem Schrecken einjagenden Töne behandelte, welchem die Wunder des second sight offenbar einigermaßen ihr Glück zu verdanken hatten.

Mag das zweite Gesicht ein gewöhnliches Resultat eines, gebirgigen Ländern eigenthümlichen, Phänomens *) seyn, oder zeugt dieses Vermögen auf übernatürliche Weise von Fähigkeiten, die an dem Menschen noch nicht bekannt sind, so bilden doch stets die besonderen Temperaments- und Organisations-Abweichungen, durch die sich die Seher der Hebriden auszeichnen, eine Reihe anziehender Beobachtungspunkte. Die fata morgana in Sicilien, die Luftspiegelung in den Wüsten Arabiens, und das Gespenst des Brocken sind wunderbare Erscheinungen, die derselben Familie angehören. Im Jahre 1743 bemerkte man auch auf dem Souter-Fell, einem Berge von Cumberland, eine überraschende Wirkung, welche die beinahe genaue Wiederholung des Gespenstes vom Brocken ist; der Souter-Fell ist ein ungefähr eine halbe Meile hoher Berg, nördlich und westlich von spitzigen Felsen umgeben, aber gegen Osten etwas eingeschnitten, und hier leichter zugänglich. Eine halbe Meile vom Berge entfernt, in Wilton Hall, bemerkten an einem Som-

*) Die Erscheinungen bei den Camisarden in den Cevennen wollte man auf diese Weise erklären.

merabend des Jahres 1743 ein Pächter und sein Knecht, die vor ihrer Thüre saßen, das Bild eines Mannes und eines Hundes, welche an den Seiten des Souter-Fell Pferde verfolgten; der Ort war so abschüssig, daß die Rosse kaum das Gleichgewicht halten konnten. Sie schienen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit zu laufen, bis Alles vor den Augen des Pächters und seines Knechtes an den unteren Windungen des Berges verschwand. Am andern Morgen erstiegen die zwei Bauern von Wilton Hall den Pic von Souter-Fell, in der festen Ueberzeugung, die Schnelligkeit, mit der der Mensch Tags zuvor lief, müsse ihm Unheil gebracht haben, und in der Voraussetzung, bald seinen Leichnam zu finden; überdieß glaubten sie einige Hufeisen sammeln zu können, welche die Pferde, so wüthend über die Felsen springend, nothwendig verlieren mußten. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie weder Spuren eines Menschen, noch Fährten von Hufen auf dem Boden des Berges entdeckten.

Am 23. Juni des folgenden Jahres befand sich derselbe Knecht, der damals in Blakehills in gleicher Entfernung von dem Berge wohnte, Abends sieben und ein halb Uhr auf einer Wiese vor der Maierei und sah auf der Spitze des Pic von Souter-Fell einen Trupp Reiter in guter Ordnung und starkem Schritte reiten. Nachdem er sie eine Zeitlang betrachtet hatte, rief der Knecht seinen Herrn, der ebenfalls die luftige Schwadron bemerkte, und die Erscheinung ward bald für alle Knechte des Pachthofes sichtbar. Die Reiter schienen vom unteren Theile des Souter-Fell zu kommen, und zeigten sich nun auf der Stelle, die man Knolt nennt; sie kletterten sofort mit regelmäßiger Bewegung den Rücken des Fell entlang, bis sie den Blakehills gegenüber waren, wo sie dann quer über den Berg ritten, und beschrieben so gleichsam eine Spirallinie, wobei der erste wie der letzte Augenblick ihrer Erscheinung den Fuß des Pics zum Schauplatz hatte. Das Ganze glich einem Spazierritt und dauerte seit zwei Stunden, als die Nacht eintrat. Mehre Schwadronen waren erschienen, und oft galoppirte die letzte, die im Marsche zurück war, vorwärts, um ihre Reihe in dem Defilé einzunehmen, und schloß sich den vorhergehenden an. Diese Manövers waren für alle Anwesenden sichtbar, und der Gesichtspunkt, weit entfernt, sich mit dem Horizont zu schließen, bot sich den Bewohnern aller benachbarten Hütten im Umkreise einer Meile dar. Diese außerordentliche Erscheinung wurde von der Behörde der Grafschaft von den zwei oben erwähnten Personen zu Protokoll gegeben. Sechsundzwanzig Personen

erſchienen als Zeugen, und erklärten ebenfalls, ſie haben die luftigen Reiſenden geſehen.

Die Wunder des Souter-Fell ſind neuerdings im Dublin Quarterly Review angeführt worden, aber auf eine eklektiſche Weiſe, die den Gelehrten Irlands keine beſondere Ehre macht. Die ſkeptiſchen Zeiten ſind vorüber, und überdieß iſt das einfache Bezweifeln ein gar zu leichtes Ding, als daß es ſich nur für unſere Epoche geziemen ſollte. Die ſeltſamen Erſcheinungen von Saint-Brandon, dieſer berühmten Inſel, die alle Welt geſehen und Niemand berührt hat, unferne von Teneriffa, ſind ebenfalls von dem Dublin Quarterly Review mit derſelben Ironie und der mehr luſtigen als vernünftigen Hypotheſe behandelt, daß uns unſere Sinne täuſchen, und die Natur ihr Spiel mit uns treibe. Warum nicht lieber zugeben, ihre letzten Geheimniſſe bleiben uns unenthüllt? Die Wunder des Brocken, des Souter-Fell, und die Erſcheinung, welche oft für die Bewohner von Suſſex die Küſten von Frankreich näher an Englands Geſtade bringt, das ſo wechſelvolle und allgemeine Phänomen der Luftſpiegelung, deren vorhergehende optiſche Täuſchungen eine ſehr logiſche Reihenfolge zu bilden ſcheinen, die fata morgana in Sicilien, die nichts anderes ſind, als das Bild der Stadt Reggio an gewiſſen Tagen durch den Waſſerſpiegel des Golfs von Meſſina wieder gegeben, dann alle Spiele des zweiten Geſichts laden, der Berechnungen unſerer Wiſſenſchaft ſpottend, uns ein, ſie von einer höheren Sphäre, als von den menſchlichen Regionen der modernen Phyſik zu betrachten*).

Das Geſchwader des Souter-Fell gleicht, wie man ſieht, dem Kelpie, oder dem dämoniſchen Pferde, das früher ſeine anmuthigen Sprünge an nebeligen Abenden auf den Seen Schottlands machte, das aber unter die Wellen oder nach den Bergen entflohen iſt, ſeit die Dampfbote den Neugierigen eine indiscrete Unterſuchung der atmoſphäriſchen Natur dieſer Viſion geſtatten. Man weiß, daß der Kelpie des Loch-Tay im Jahre 1809 vier ſchöne Knaben entführte, die ganz ſtolz

*) Es iſt am Ende daſſelbe wie mit den Phänomenen, die ſich auf den Gehörſinn beziehen. Errathen laſſen ſich die Urſachen der Sterbetöne, die man in Spanien vernimmt, der Glockenklänge im Purisvan Haff. Zur Gewißheit werden wir nie, oder nur durch Zufall gelangen.

darauf waren, einen ſolchen wilden Bucephalus bezähmt zu haben. Das war ſein letztes Erſcheinen. Die Legenden von Saint Aran, aus denen Walter Scott ſo großen Nutzen gezogen hat, ermangelten nie, des zweiten Geſichts zu erwähnen, und die Dame vom See, die weiße Dame, die ſtets an das Ufer eines ſchottiſchen Loch geſetzt werden, nehmen ein wenig an dem Amte Antheil, das die Waſſer und Nebel geheimnißvoller Weiſe in den caledoniſchen Phänomenen anſprechen. Die Chroniken der Stadt Edinburgh, bei der die gebirgige Lage und die Nähe des Ocean nicht außer Augen zu laſſen ſind, ſprechen ebenfalls von den luftigen Schlachten, welche ſichtbar von Heeren geſchlagen wurden, die in der Atmoſphäre ritten; aber neben einer phyſiologiſch wahrſcheinlichen Begebenheit haben die Volkstraditionen den Lärmen der Trompeten und das Geſchrei der Sterbenden von Außen beigeſetzt, wodurch die Wißbegierde der Männer von Geiſt wieder erkaltete. Es iſt nicht daſſelbe bei den Wundern des second sight auf den Hebriden der Fall. Ihre naivere und jungfräulichere Natur nähert ſich mehr der Wiſſenſchaft.

Es iſt nun anerkannt, daß das zweite Geſicht beſteht, und daß ſeine materiellen Wirkungen phyſiſch erklärbar ſind, oder wenigſtens auf eine Bahn zurückkehren, auf der wir uns bewegen. Aber die moraliſchen Wirkungen, die Vorſtellungen des Geiſtes und Gemüthes, deren Vermittlerin es ſo oft, und zwar unter ſo vielfachen Formen iſt, wer wird dieſe erklären? Es laſſen ſich hier wohl die ſonderbaren Meinungen anführen, welche alle Schottländer und Hebridier über die Todten haben: „die Seele," ſagen ſie, „verläßt das Zimmer, in dem ſie ſich vom Körper getrennt hat, erſt, wenn das Leichenbegängniß vorüber iſt. Sie ſchwebt um das Todtenbett, und wenn man ihr gewiſſe Beſchwörungsformeln zuruft, kann ſie in ihre ſterbliche Hülle zurücktreten, dieſe für einen Augenblick wieder beleben, und auf die Fragen antworten, die man hinſichtlich ihres Hinſcheidens an ſie richtet. Die Seele iſt nicht allein in der Stube, alle Seelen ihrer Bekanntſchaft kommen, um ihr während des Zwiſchenraums zwiſchen dem Tode und dem Leichenbegängniß Geſellſchaft zu leiſten. Unſichtbar für alle Augen haben die Todten doch die Fähigkeit, ihre Gegenwart kund zu geben, wenn ſie durch Unvorſichtigkeiten herausgefordert werden. Es iſt gebräuchlich, das Gemach eines Todten gänzlich offen oder gänzlich verſchloſſen zu halten. Läßt man es halb offen, ſo würde die erſte eintretende Perſon," ſagt man auf den Hebriden, „den Körper unfehlbar auf dem Bette ſitzen ſehen."

Gehen wir nicht weiter; es ist mit dem Aberglauben, wie mit den Frauen; ihre geistreichste, ihre reichste Natur verliert sich unter der Coketterie der Einzelnheiten; die Meinungen der Schottländer über die Todten verfallen am Ende in Weibergeschwätz; aber es ist darum nicht minder sonderbar, daß die luftigen Schatten, das reizende Volk der trefflichen Theogonie von Fourier, sich in den Gefährten wiederfinden, deren Gegenwart uns die Uferbewohner der Clyde in unseren letzten Augenblicken verschaffen. So groß ist die Unbeständigkeit der Fortschritte unseres Geistes, daß er heute skeptisch, sich morgen genöthigt sehen wird, zu glauben, und zwar durch den unwiderstehlichen Zusammenhang derselben Traditionen zu Zeiten, an Orten und bei Personen, welche der Durchmesser der Erde, der Intelligenz und der Personen, wenn ich mich so ausdrücken darf, getrennt hatte. Glauben Sie, offen gestanden — alle Religion bei Seite gesetzt, daß die Vorurtheile des Volks, daß die Erbtheile der Erinnerung, in gewisser Art, — daß eine durch die Zeitalter unabänderlich fortlaufende Kette nicht in sich selbst die Kraft besitze, den Späßen der Materialisten zu widerstehen? Den Alten bangte wie uns, wenn sie Salz auf dem Tische ausgeschüttet sahen; wer versichert uns, daß die Chemie und die Physiologie im Vereine nicht eines Tages hinreichende Verwandtschaften auffinden werden, um diesen verjährten Widerwillen wissenschaftlich zu erklären? Der Freitag ist die verpönte Zeit der Woche; es gibt sehr spöttische und sehr starke Geister, die sich nicht von dieser geheimnißvollen Furcht befreien können. Vielleicht hat Jesus, als er auf Golgotha mit einem Gefolge irdischer Phänomene verschied, die seinem Tode eine anhaltendere Wirkung verliehen, unter den Zeugen dieser erhabenen Scene einen Schrecken verbreitet, dessen Echo in einem ansteckenden Fieber und durch einen magnetischen Strom bis zu uns gelangte. Diese Meinung ist nicht alberner als tausend Leichtgläubigkeiten, die wir täglich auf das Wort eines Professors oder eines Buches annehmen. Der Beweis fehlt allerdings, aber die Thatsache ist vorhanden. Man glaubt an die Fatalität des Freitags; das ist positiv; warum glaubt man nun daran, und warum sollte man nicht daran glauben? Die starken Geister antworten: „Es ist ein Vorurtheil!“ — „Wohl, aber woher kommt dieses Vorurtheil?“ darauf antwortet man nicht mehr.

Woher kommt es, daß wir die Todten grüßen, wenn die Leichenwagen an uns vorüberziehen, und daß eine instinctartige Bewegung, die stärker ist, als jede Reflexion, einen Kopf entblößt, der vor dem

lebenden Menschen bedeckt geblieben wäre! Woher kommt es, daß die Hunde auf eine schauerliche Weise heulen, wenn ein Kranker in ihrer Nähe verscheidet. Wie wenige setzen sich lustig zu Tische, wenn dreizehn Gäste versammelt sind, und wer weiß, ob die Zahlen nicht sympathetisch sind, wie die Erscheinungen und die Personen? *) Der Glaube erhebt sich nie unnützer Weise, wie eine einsame Flamme, im Grunde unserer Herzen, und der Irrthum selbst ist eine Prädisposition zur Wahrheit. In unserer Zeit leben wir, wie der griechische Philosoph Archesilaus, welcher von der Furcht durchdrungen, mit der wir uns ferne von den zu verworrenen Erscheinungen der Natur halten, halb abergläubisch, halb als Spötter lebte, zufrieden in den menschlichen Mysterien die Akatalepsie, das heißt, die Unmöglichkeit, den Schleier zu heben, dargethan zu haben.

Man muß das zweite Gesicht als eines von den bevorzugten Wundern betrachten, bei denen der Vorhang schon an einer Ecke in die Höhe geht; die Bresche ist noch nicht beträchtlich, aber sie ist doch geöffnet. Schreitet man durch die Analyse fort, und wendet man bei der Untersuchung der Phänomene nicht ausschließlich die Weise des rigorosen Mathematikers an, so wird man Resultate erhalten, die noch lange der strengen Wissenschaft entgehen würden; viele natürliche Begebenheiten wollen eher gefühlt, als berechnet seyn. Wenn nun eine außerordentliche Offenbarung in der physischen Ordnung besteht, so muß sich die Unzulänglichkeit der Methoden und die Folgerung in Beziehung auf sie zu Gunsten geheimer Kräfte der Seele erklären. Nehmen wir als Beispiel die Erscheinungen von Cumberland, wo sich alle Umstände gegen uns verbinden, weil sie einzig und allein materiell scheinen.

Der Herausgeber des Theophilus Insulanus, der die so interessanten Einzelnheiten dieser Visionen in der Vorrede der Glasgower Ausgabe erzählt, sagt in einer Note, die Erscheinung auf dem Souter-Fell habe am Vorabend eines Aufruhrs in einem Augenblicke stattgehabt, da bewaffnete Reiter die Manövers geheim zu halten glaubten, durch die sie sich zum Kampfe am andern Tage vorbereiteten; und wie das

*) Die verpönte Zahl dreizehn fällt wohl mit dem Unstern zusammen, der auf dem Freitag ruht, mit der Leidensgeschichte nämlich, wenn man von der allgemeinen Ansicht ausgehen will. Die dreizehn beziehen sich auf das Abendmahl des Herrn, der Freitag auf seine Kreuzigung.

imitative oder reflective Vermögen des Gespenstes vom Brocken beweist, daß die verborgensten Handlungen des Menschen zuweilen durch den unbegreiflichen Spiegel der Wolken verrathen werden, so ist, nach allen Umständen der auf dem Berge von Cumberland beobachteten Erscheinung, anzunehmen, daß zur Stunde des Phänomens sehr feine Dünste den Pic umgaben, und daß in diesem Falle gewisse Schatteneffecte, durch ein besonderes Spiel der Sonnenstrahlen hervorgebracht, verbunden mit anderen refractiven Combinationen und uns noch unbekannten atmosphärischen Umständen, der Wolkengruppirung das genaue Bild menschlicher Formen mit ihren Linien und Farben eingedrückt hatten. Eine solche Erklärung scheint anfangs, indem sie uns auf die natürlichen Gesetze der Luftspiegelung führt, das Mysterium auf eine vernünftige Weise zu beleuchten; aber die uns noch unbekannten atmosphärischen Umstände, deren Vorhandenseyn den wesentlichen Theil des Phänomens von Cumberland bildet, stehen vielleicht in Verbindung mit der Existenz besonderer Eigenschaften, die wir in der physiologischen Organisation des Menschen zu erkennen versucht sind, und wenn selbst der wunderbare Rapport, der sich unter diesen Wundern und den Wundern der Gabe der Prophezeihung, der Träume, des magnetischen Somnambulismus, der Extase und beinahe aller dieser bis jetzt unerklärlichen Anomalien kund gibt, wenn dieser Rapport uns nicht schon einen Gegenstand ernsten Nachdenkens bieten würde, so müßte man darum nicht weniger nur voreiliges Urtheil über die Wunder des zweiten Gesichts zurückhalten, hauptsächlich, weil die den hebridischen Inseln eigenthümliche Fähigkeit, bei den Individuen, welche sie besitzen, besondere organische Eigenschaften erfordert. Wäre das zweite Gesicht das Resultat einer gewöhnlichen atmosphärischen Erscheinung, eines rein und einfach physischen Gesetzes, so müßten alle Netzhäute in einem gegebenen Punkte und mit besonderen Umständen nothwendig dessen fähig seyn. Eine solche Verschwendung der Natur hat aber nie stattgefunden. Dieses führt uns wieder zu den Bewohnern von Saint Kylda und Ostig zurück.

Das zweite Gesicht ergreift in diesen Orten in der Regel nur Personen von schwermüthigem Charakter mit schwachen Augen, mit empfindlichem Blicke, von schüchternem Wesen, und beweglichen Eindrücken. Die Fenella Walter Scotts, alle kränklichen, nach Belieben und zuweilen zur Uebersättigung von den Romantikern unserer Zeit hervorgebrachten Wesen ließen sich leicht in dieselbe Categorie einreihen; aber diese nervöse Empfindlichkeit schließt die Muskelkraft, die gedrängten

Schultern, bäurische Sitten und eine ungehobelte Erziehung nicht aus; und wenn Macpherson, wie wir zu glauben veranlaßt sind, da wo er von den Chören der Bardenkrieger spricht, die in den Wolken singen, nur den aus den Wundern des **second sight** geschöpften Volksüberlieferungen folgte, so sieht man, daß in den fabelhaften Jahrhunderten die Eigenschaften der Seele und die körperlichen Fähigkeiten des Menschen harmonisch verschmolzen waren. Die Barden, deren Gesang so erhaben, deren Erscheinung so himmlisch war, wußten kräftig die Lanze zu führen. Die Temperaments-Empfänglichkeiten endlich, die sich auf den Hebriden bei den Eingeborenen und bei den Fremden äußern, wenn sie die Gastlichkeit näher bringt, wie soll man sie erklären? wie soll man erklären, daß örtliche Ursachen hier die Organisationen dergestalt verändern können, daß ihr ausschließliches System geeignet, fähig, sympathetisch für die geheimnißvollen und unbekannten Ursachen der Erscheinung des **second sight** wird?

Dieses ist so wahr, daß man auf den Hebriden die Krankheiten nicht trifft, die unter andern Climaten zur Entzückung prädisponiren. Die Sehenden sind schwermüthig, schüchtern, aber verständig und nüchtern; auf Saint Kylda würde sich der Taumel nicht entwickeln, der die Teriaki von Constantinopel in das Paradies hebt, mag auch der ganz besondere Rausch der Opiumtrinker eine Ohnmacht seyn, die ihre Lage mit der Entzückung in Verbindung setzt. Der Hysterismus, der Selbstmord, die Verrücktheit sind in dem Meere von Schottland völlig unbekannt. Man hat gesehen, wie Johnson die Unmöglichkeit eines frommen Betrugs anerkannte, da er von der Naivetät und Ungeschliffenheit der Mehrzahl der Seher sprach. Oft sind die Ereignisse auf eine zufällige Art combinirt, woraus zu völliger Evidenz erhellt, daß jene Wahrsagungen nicht auf einer Berechnung beruhen. In einem Wirthshause in Killin, einer Stadt der Grafschaft Perth, saß ein Seher bei Tische, als ein Unbekannter hereintrat, und eben daselbst Platz nahm. Beim Anblicke dieses Menschen zitterte der Seher und entfernte sich eilig. Man verfolgt ihn und holt ihn ein; er erklärt, der Neuangekommene werde in zwei Tagen auf dem Blutgerüste sterben, und mit dieser Entdeckung habe sich bei ihm ein unwiderstehlicher, instinctartiger Schrecken verknüpft. Der Fremde entrüstet sich über diese Weissagung, als über eine schwere Beleidigung, zieht seine Claymore und stößt sie dem Seher in das Herz. Der Mörder wird ergriffen, sogleich verurtheilt, und stirbt zwei Tage nachher auf die ihm vorhergesagte Weise.

Es iſt überdieß erwieſen, daß die Eigenſchaften des zweiten Geſichts, mit wenigen Ausnahmen, in einigen Familien, aus denen die Clans der Hebriden beſtehen, erblich ſind. Das Buch von Theophilus Inſulanus enthält die Liſte der auf das second sight bezüglichen Abenteuer von zwölf Mitgliedern der Familie Mac-Leod; und man findet dabei bezeichnende Namen, wie den von Mac-Pherſon. Wir werden nicht alle Geſchichten vom second sight mittheilen, von denen dieſe Abhandlung ſpricht; wenn auch im Grunde wunderbar und ſchauerlich, ſo bewegen ſie ſich doch beinahe immer in der Form auf denſelben Epiſoden. Dieſe Einförmigkeit ſchmeichelt der Einbildungskraft nicht, aber ſie gibt einen äußeren Beweis für den poſitiven Urſprung des Phänomens; um in vielen von ihren Umſtänden übereinzuſtimmen, müſſen die verſchiedenen Begebenheiten wohl einen unſichtbaren, aber reellen Knoten haben. Die Hauptorte der hebridiſchen Inſeln, Saint Kylda, Sky, Oſtig, Strontian, Tiree, Coll, Miſſiniſh, Lewis, Isla, Bay, Eansay, Dranſay, South-Uiſt ſind die Zeugen dieſer Begebenheiten, die ſich ſelten über die Grafſchaft Inverneſs hinaus erſtrecken, ſich jedoch zuweilen im Meere von Schottland auf der Inſel Man, wie auf den Orcaden zeigen. Die Mehrzahl der Helden des Theophilus Inſulanus beſteht aus devoten Knechten und eifrigen Eccleſiaſtikern; dieſe Vorliebe erklärt ſich aus dem Myſticismus des Verfaſſers, der in dem second sight eine Abart der Gabe der Weiſſagung ſieht. Eben ſo iſt es mit dem Aufwande ſeines Styles, wenn ſich die Anecdoten unmittelbar auf die Mac-Leod von Lewis beziehen. Theophilus Inſulanus erſchöpft die furchtbaren Formen und beſchreibenden Bilder, um das Vorrecht zu ſchildern, das die Natur ſo freigebig dieſen ſtolzen Abkömmlingen der Könige von Norwegen, wahrſcheinlich zur Entſchädigung für den nördlichen Thron zugeſtand, den ſie verloren haben.

Unter den Anecdoten des Theophilus Inſulanus iſt eine, die uns nicht gerade als die ſeltſamſte erſcheint, die wir aber ihrer beſonderen Umſtände wegen in näherer Verbindung mit andern Erſcheinungen derſelben Art ſetzen können, welche indeſſen die Hebriden nicht zum Schauplatze haben. Ihr Charakter beweist, daß, wenn das second sight auf den Inſeln des ſchottiſchen Meeres, häufig, ſo zu ſagen, endemiſch iſt, dieſes furchtbare Vermögen der Einbildungskraft oder der Empfindlichkeit ſich nichts deſto weniger in allen Gegenden der Erde, ſo wie in allen Zeiten der Geſchichte äußern kann. Die örtlichen Urſachen reichen demnach nicht zur Enthüllung des Urſprungs hin.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ritt der Lieutenant Armſtrong, Offizier eines ſchottiſchen Regiments, um ſich zu einem Mac-Leod in Port-Ree (Hebriden) zu begeben, auf dem Berge Horniewal jenſeits Loun-a-Cleriſh, als er unten im Thale einen Soldaten ſeiner Compagnie gewahrte. Der Offizier fragte ſogleich ſeinen Diener, ob er den Soldaten auch ſehe, aber dieſer antwortete verneinend. Und doch verfolgten beide denſelben Weg, und ritten beide neben einander. Der Lieutenant Armſtrong bemerkte ſehr gut, daß die Viſion nicht ſogleich, ſondern nach und nach verſchwand, wie ein Wanderer, der fortmarſchirt, und, immer kleiner werdend, ſich aus unſern Blicken entfernt. Als der Offizier und ſein Bedienter in das Thal hinabgeſtiegen waren, ſuchten ſie ſorgfältig den Menſchen, den Armſtrong vom Gipfel des Berges geſehen hatte; aber vergebens, es war Niemand da. Nach der Erzählung des Lieutenants ſchien dieſe Erſcheinung keine optiſche Täuſchung, die einen Gegenſtand für einen andern nehmen läßt; es war wirklich ein Geſicht der Imagination. Am andern Tage erfuhr er in Port-Ree durch einen Eilboten den Tod ſeines Sergeanten, der Abends zuvor in demſelben Augenblick geſtorben war, wo er ihn jenſeits Loun-a-Cleriſh geſehen hatte. „Das iſt nun gewiß," ſagt Theophilus Inſulanus, „ein wacher Traum, das iſt die beſte Definition, die man vom **second sight** geben kann."

Man wird ſich hier einer von Thomas Moore in ſeinen Memoiren über Lord Byron mitgetheilten Begebenheit erinnern. Sie beweist, daß das zweite Geſicht, mit einer ſonderbaren Identität in den Erſcheinungen, an die Theorie der Träume ſich anſchließt. So wäre das unerklärbare Prinzip, das auf den Hebriden conſtatirt iſt, nur ein Zweig der großen Familie der Entzückungen, und würde ſich mit der geheimen Fähigkeit vermiſchen, deren Urſprung ſich vielleicht den Gelehrten einer ſpäteren Zeit erſt offenbaren wird.

Als Lord Byron auf einem Handelsſchiffe über den Kanal fuhr, wußte er das Vertrauen des Capitäns zu gewinnen, der dem Dichter erzählte, wie ihm einer ſeiner Brüder im Augenblicke ſeines Todes erſchienen ſey. Der Capitän war in ſeiner Cajüte und ſchlief. Plötzlich ſah er im Traume ſeinen Bruder blaß und triefend, wie den Körper eines Ertrunkenen, den man aus dem Waſſer zieht; und zu gleicher Zeit, ſey es, daß er erwachte, oder daß der Traum fortdauerte, öffnete er die Augen mit einer Bewegung des Schreckens, und erblickte im Halbdunkel des Schiffszimmers quer über ſeinem Bette einen angekleideten Leichnam, der mit ſeinem Gewichte ſchwer auf ſeine Beine drückte.

Der Schrecken ſchloß dem Seemann anfangs den Mund und machte ihn regungslos; da er aber nicht abergläubiſch war, ſo ſtreckte er den Arm aus, um ſich von der Wirklichkeit der Erſcheinung zu überzeugen; ſeine Finger berührten naſſe Kleider. Schauder ergriff ihn, aber er wagte es nicht, ſich in ſeinem Bette zu bewegen; er drückte gewaltſam die Augenlider zuſammen, um ſo viel als möglich das gräßliche Bild zu vermeiden. Als er ſeine Augen wieder öffnete, war Alles verſchwunden. Bei ſeiner Ankunft am Lande erfuhr er wirklich, einer ſeiner Brüder, ein Seemann, wie er, ſey bei einem Schiffbruche an den Küſten von Holland umgekommen.

Feuilleton.

II.

Literatur.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur.

Verlag von Alexander Dunker.
Berlin. 1838.

Sehr mit Recht bemerkt der Herausgeber, Herr Dr. Dorow in Berlin, der rühmlich bekannte Authographensammler, welchen großen Werth briefliche Mittheilungen, die um so offener sind, je weniger sie auf einen großen Kreis von Lesern rechnen, für die Geschichte haben, und es ist gewiß die Bekanntmachung von Briefen lange Verstorbener, wenn sie nicht noch in bestehende Verhältnisse eingreifen, wohl zu rechtfertigen. Herr Dr. Dorow hält sich aber auch für berechtigt, Briefe noch Lebender, die er für baares Geld erkaufte, zu veröffentlichen, unterläßt es aber, da er die Discretion höher achtet als das Vergnügen des Publikums. Ludwig Rellstab hat sich vor einigen Wochen veranlaßt gefunden, diese Meinung in einem Berliner Blatte sehr gründlich zu widersprechen, und es bedarf wohl auch keiner Auseinandersetzung, wie rücksichtslos und verletzend solche Veröffentlichungen wären, am wenigsten aber kann ein Ankauf derartiger Briefe, der doch wohl immer ohne Wissen und Zustimmung des Schreibers erfolgt ist, in irgend einer Weise zur Bekanntmachung ein Recht geben. Sehr delicat ist der Herr Herausgeber wenigstens gegen einen nahmhaften Gelehrten (dessen Wirksamkeit übrigens hier durchaus nicht in Schutz genommen werden soll), nicht

verfahren, denn wenn es heißt: „Novellenschreibende Philosophen tragen naturphilosophisches Urlutherthum vor, und schließen mit Bitte um Geldvorschuß, so ist damit jedem mit der neuern Literatur nur einigermaßen Bekannten, ein sehr deutlicher Fingerzeig gegeben.

Die Sammlung der Briefe eröffnet sehr würdig ein Schreiben des Fürsten Hardenberg, dann folgen einige ungemein charakteristische Briefe Blüchers; einer davon, den der Fürst an seine Gemahlin kurz vor der glorreichen Einnahme von Paris schrieb, ist besonders interessant, mehre Zeitschriften haben ihn schon mitgetheilt. Ein anderer, an den jetzigen General-Major Herrn von Eisenhart gerichteter, möge hier eine Stelle finden.

Stargard, den 14. Juni 1810.
Liber Eisenhard.

„Ich danke ihnen hertzlich vor Ihre beide Brieve wollte gott daß der Inhald des letzsten in erfüllung ginge. Hardenberg seine anstellung gefeld mich, ich weiß auch, daß Wittgenstein vihll anteil daran hat. Waß ihre Frau Schwester Ihre angelegenheit betrift so müssen sie sich nuhr noch etwaß Zeit lassen bis der Minister erst im Sattell sitzt dan will ich gerne zu erfüllung ihrer wünsche nach meine kräfte beitragen, obgleich ich daß gütterverspühlen nuhr vor eine unreiffe Frucht halte. Wenn es nur in unsrem Militär so eine verordnung gebe, wie im Civill, so käme noch einmahl hoffnung bei mich. denn die militärsche harlekins, die es bey euch gibt, müssen auch kühlgehollt werden.

daß sie nach Freien Walde komen wollen, ist mich lib, Empfehlen sie mich der hüpschen Frau und küssen meinen kleinen Paten.

Schreiben sie ia gleich wider.

a pro po wie stet es mit die Tugend Ritter.

ich bin und bleibe der ufrichtige Freund

Blücher.

gehn sie nuhr grade zu Hardenberg und Empfehlen mich, sie werden guht ufgenommen werden, auch Wittgenstein grüssen sie vihlmahl.“

Ein ausführliches Schreiben Friedrich Carl von Moser's an Nicolai, gibt ein sehr schönes Bild des edeln Joseph II. und seiner Umgebung. Ein Aufsatz von Kant für die von Biester in Berlin herausgegebene Monatschrift fand nach einem Briefe des Philosophen Anstand bei den Berliner Censoren. Ludwig Robert läßt sich ganz in der gespreizten Weise vernehmen, die in einigen Berliner Kreisen gewöhnlich war, gibt es wohl etwas, dem man die schwere Mühe, geistreich seyn zu wollen, mehr ansieht, als jene Verse:

Augenlust voll Seelenschätze,
Munter, trüb', und spitz und lind;
Ausgelassen im Gesetze;
Liebevoll und streng gesinnt
Ist dieß mütterliche Kind
Ausbund aller Gegensätze.

Doch ist einer, der von ihm mitgetheilten Briefe aus Paris, im Jahre 1826 wo Deutschland gespannt darauf war, welchen Eindruck eine Berliner Sängerin in Paris machen würde, interessant, da er unbefangene Urtheile über Pariser Notabilitäten enthält; Cousin erscheint darin eben nicht von der liebenswürdigsten Seite.

Höchst merkwürdig sind einige Briefe zweier edeln Polen, des Grafen Ignaz Potocki und Abbé Piatoli, die an der Revolution von 1793 thätigen Antheil genommen hatten. Graf Potocki, ein entschiedener, ehrenwerther Charakter, der aus der Gefangenschaft seiner Tochter die einfach-schönen Worte schrieb: „Möge auch Hoffnung sich in deine Befürchtungen mischen, mögest du bedenken, daß ich zu leiden weiß, und für die beste Sache leiden werde“; ein Mann also, dessen Urtheil wohl nicht leicht durch persönliche Gründe motivirt wurde, sagt von Kaiser Paul I. kurz nach dessen Regierungsantritt: „Niemand hat je diesen Fürsten

in der geringsten Sache verpflichtet, ohne in seiner Erinnerung ein unauslöschliches Andenken hinterlassen zu haben; in der That, er hat nur frühere Beleidigungen und Thorheiten vergessen."

Drei Briefe von dem General Grafen von Gneisenau, wahre Muster in Feinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und einige Briefe des feurigen Patrioten Arndt, von Petersburg aus, wo er gegen die Franzosenherrschaft in Deutschland anzukämpfen sich bemühte, schließen die höchst werthvolle Sammlung der Briefe, die außer den flüchtig angeführten noch viele, besonders von namhaften Literaten des vorigen Jahrhunderts, enthält. Eine Denkschrift über das Benehmen des preußischen Generals Grafen von Tauenzien, in den Jahren 1813 und 1814, die wie es scheint, von einem hochstehenden Officier herrührt, ist klar und anschaulich geschrieben, und ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte jener denkwürdigen Feldzüge, besonders merkwürdig durch manches noch Unbekannte, was über die Handlungsweise des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs, von Schweden darin mitgetheilt wird; sehr unbedeutend dagegen ist der Bericht eines französischen Officiers, aus dem Jahre 1814, an den Kriegsminister Herzog von Feltre, doch ist er auch nur abgedruckt, um zu zeigen, welche oberflächliche Nachrichten über die Lage seiner Gegner dem Kaiser Napoleon zuweilen mitgetheilt werden mochten. H . . . k.

Miscellen.

Uns sind die ersten Nummern einer „Leipziger allgemeinen Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde" zur Anzeige zugesandt. Es ist bemerkenswerth, wie seit einigen Jahren neue, fast speciell dem Interesse des Buchhandels gewidmete Blätter entstehen; noch vor nicht langer Zeit bestand nur ein einziges, derartiges Blatt, jetzt gibt es deren vier oder fünf, und es muß also im Buchhandel eine Nothwendigkeit öffentlicher Besprechung und Bekanntmachung gefühlt werden, welcher der alte, kostspielige Weg der Mittheilung durch Circulare nicht mehr genügt, und auch im Publikum rege Theilnahme an dem Gange des Buchhandels erwacht seyn. Das neue Unternehmen soll ein Centralblatt für Gelehrte, Buchhändler und Freunde der Literatur werden, und Alles mittheilen, was auf die Interessen der Literatur im weitesten Sinne Bezug hat. Ein sehr gut geschriebenes Vorwort spricht sich über das Streben der Redaction aus; das Blatt erscheint unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung J. J. Weber in Leipzig. Möge eine Stelle desselben immer mehr „eine Wahrheit" werden. „Der deutsche Buchhändler ist nicht mehr ein bloßer Kaufmann; die Anforderungen, die unsere Zeit an ihn macht, haben ihm im Allgemeinen einen hohen Grad von Bildung verliehen, daß er den Beruf, den er sich erwählte, auf das Würdigste verwaltet. Dieß hat ihn vor Allem dem Gelehrten genähert, dessen Interesse an Unternehmungen, deren nächster Zweck die Beförderung und Ausbreitung geistiger Bestrebungen bleibt, in stetem Wachsen begriffen ist. Das Wohl der Wissenschaft hängt in nicht geringem Maße von dem Gedeihen des Buchhandels ab; Beide bedingen sich gegenseitig, und beruhen auf einander." Dann folgen neben Correspondenzen, Bücheranzeigen, buchhändlerischen Notizen u. dgl., einige größere Aufsätze, worunter besonders einer: „Französische Gesetzgebung über literarisches Eigenthum", von gründlichem Studium zeigt.

— Von A. Wichmann, Artillerieofficier in der englisch-spanischen Legion, ist ein Tagebuch dieses Corps während des Jahres 1837, unter dem Titel: „Bilder aus dem spanischen Bürgerkriege", erschienen.

I.

Bildende Kunst.

Neue deutsche Kupferstiche und Lithographieen

von

L. v. J.

III.

Der römische Gefangene, von Theodor Wöllen, in Schabmanier nachgebildet von G. R. Ward (einem englischen Künstler), herausgegeben von Artaria et Fontaine zu Mannheim (1838) ist eine Erscheinung, welche die Aufmerksamkeit des ästhetischen Publikums in hohem Grade verdient. Dieses Bild wurde nämlich von dem rühmlichst bekannten Meister zuerst für den Mannheimer Kunstverein gemalt, welcher es für seine Mitglieder auf Stein copiren ließ; da aber solche Blätter nicht in den Handel zu kommen pflegen, so wurde die Nachfrage bald so vielfach und dringend, daß die erwähnte Kunsthandlung durch dieses Unternehmen einem wahren Bedürfniß abgeholfen hat. Gewiß kann Niemand der edeln Composition seine Theilnahme versagen. — Im Vordergrunde links zieht sich die äußere Mauer eines Kerkers hin, hinter dessen großem, wie von Cyclopen geschmiedeten Gitter, ein Mann in den besten Jahren, mit schwermüthigen Blicken hervorschaut; die Milde und Frömmigkeit seines Ausdruckes verscheucht jeden Gedanken an eine schwarze Unthat; er kann kein Mörder, kein Giftmischer und kein Brandstifter seyn; was er gethan hat, scheint aus überspannter Liebe für seine Familie geschehen zu seyn; er hat vielleicht den Beleidiger seines Weibes im Kampfe niedergestreckt, oder einem Wucherer die Nahrung für seine Kleinen entrissen. Da die Lichtöffnung zu ebener Erde ist, so hat seine Frau noch den Trost, mit ihm zu sprechen; sie steht, an das Gitter gelehnt, als Hauptfigur im Vordergrunde; die erste Begrüßung ist schon vorüber, und die Freude des Wiedersehens durch den schweren Kummer der Trennung ausgelöscht. Wortlos starrt sie vor sich hin, als wenn sie ein Mittel der Befreiung ersinnen wollte. Nun naht aber aus dem Hintergrunde rechts eine Patrouille, welche zum Glück noch von dem, etwa zehnjährigen Töchterchen der Frau bemerkt wird, ehe sie ganz herankommt. Das Mädchen berührt leise und ängstlich den Arm der Mutter, und es liegt eine anziehende Spannung darin, das man nicht vorhersieht, ob die Gramgebeugte sich noch zu rechter Zeit aus ihrem trüben Gedankenmeere aufraffen wird, um der Strafe oder Verhaftung zu entgehen. — Das Licht ist auf der Büste des schönen Weibes concentrirt, und die einzige Abweichung, welche der Copist sich von dem Originale erlaubt hat, ist die, daß er aus dem Nachmittage einen Abend machte, welches vielleicht eine nicht beabsichtigte Wirkung der dunkeln Schabmanier ist; die ganze Behandlung zeugt übrigens von Gewandtheit und Delicatesse.

L. v. I.

Miscellen.

Se. Maj. der Kaiser von Rußland kaufte bei seinem Besuche im Münchner Kunstverein ein sehr schönes Bildniß einer Italienerin. Der Maler desselben, Ferdinand Schimon, ist Hofsänger am Münchner Theater, und einer der belieb-

testen Portraitmaler in seinem Wohnorte; doch haben Arbeiten von ihm wohl nie die Rundreise auf Kunstausstellungen gemacht, und so ist er nicht so bekannt geworden, als er es verdient; einige seiner gelungensten Bildnisse sind die Spohrs, Webers und Eßlairs; ein sehr ansprechendes Genrebild von ihm, ein deutsches Mädchen, traurig sinnend, mit einem Briefe in der Hand, der wohl vom fernen Geliebten kömmt, und eine italienische Lautenspielerin, die halbironisch auf sie herabsieht, wurde vor einiger Zeit von Frau von Krüdner angekauft, und ist gleichfalls im Schlosse von St. Petersburg.

— Am 3. August hielt die königliche Academie der Künste zu Berlin, zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs, eine öffentliche, sehr zahlreich besuchte Sitzung. In einer gehaltreichen Rede wies der Professor und Director Dr. Tölken darauf hin, wie viele Wohlthaten die Academie der königlichen Gnade verdanke, und verweilte besonders bei dem meisterhaften Gesetze zum Schutze des Eigenthums, an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck, und unbefugte Nachbildung. Dann fand die Vertheilung des Preises in der Geschichtsmalerei statt. Als Hauptaufgabe war Jakobs Trauer um seinen Sohn Joseph, nach der Erzählung in der Bibel aufgegeben worden. Der Preis wurde dem Historien-Maler Franz Constantin Cretius aus Breslau, Schüler des Professors Wach, zuerkannt, und er erhält auf drei Jahre eine bedeutende Unterstützung zu Reisen in Italien.

— Ein Bild des Münchner Malers Folz des älteren, „des Sängers Fluch," nach Uhlands herrlicher Ballade, erregt in Rom, wo der Künstler seit längerer Zeit verweilt, durch seine eigenthümliche Auffassung, wie durch treffliche Malerei, allgemeine Bewunderung.

— Ein junger französischer Maler Chatillon, dessen Portraits sehr gerühmt werden, hat sich kürzlich auch als Bildhauer in einer Statuette versucht, und dieser Versuch soll ihm sehr gelungen seyn. Er hat Fleurette, die schöne Geliebte Heinrichs IV., dargestellt; sie erwartete ihren Freund lange am Ufer des Flusses, er kam nicht, in ihrer Verzweiflung glaubte sie, er würde niemals zu ihr zurückkehren, und stürzte sich in die Wellen. Der Künstler hat den Moment gewählt, wo der entseelte Körper eben aus dem Wasser gezogen ist, er ruht auf einem blumenbedeckten Rasen, neben ihr liegt der Blumenstrauß, den sie ihrem Geliebten zum Geschenk darbringen wollte. Ihre langen, schönen Haare hängen aufgelöst und naß um ihre Wangen, der Ausdruck des Gesichts ist sehr lieblich, diese edeln, unschuldigen Züge mußten noch manch anderes Herz, als das des Königs höher schlagen lassen.

— Nachgrabungen, die unter der Oberleitung eines Herrn A. Devillo in Rouen angestellt wurden, haben zu einem archeologischen Funde von größter Wichtigkeit geführt. Man hat unter dem Pflaster des Sanctuariums der Cathedrale die Bildsäule wieder aufgefunden, welche einst das Grabmal Richard Löwenherz, dessen Herz in Rouen begraben wurde, schmückten, und das Gefäß selbst, welches dieses Herz enthielt. Die Bildsäule ist noch sehr gut erhalten, und sechs und einen halben Fuß lang. Sie stellt den König auf seinem Grabe ausgestreckt dar, seine Füße ruhen auf einem Löwen. Sie wurde zur Linken des Altars gefunden, genau auf derselben Stelle, wo einst sein Grabmal stand. Wenn man der normännischen Chronik glaubt, war das Grabmal mit einem silbernen Gitter umgeben, welches in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verkauft wurde, um den Ertrag desselben, als Beitrag zum Lösegelde Ludwigs beizusteuern. Das Grabmal des alten Königs soll jetzt wieder in der Capelle der heiligen Jungfrau hergestellt werden.

III.

Theater.

Miscellen.

Lesueur, einer der berühmtesten französischen Componisten des achtzehnten Jahrhunderts, war der wohlwollende Freund und Beschützer eines jungen Künstlers, ohne Ruf und gesellschaftliche Stellung. Der junge Marc wollte eine Oper schreiben, Lesueur verschaffte ihm einen Text dazu, das war auch eben nicht schwierig, zu einer Zeit, wo Abbe's und Hofleute darin wetteiferten, Verse zu machen, aber wie das Werk eines Neulings zu bringen? Schon damals waren die Richter, die über die Annahme einer neuen Oper zu entscheiden hatten, nicht minder geneigt, junge Talente zurückzustoßen, als in unsern Tagen, und es ist bekannt, daß Saint Just, der sehr reich war, und den edelsten Gebrauch von seinem Vermögen machte, sich gegen die Unternehmer der Opera-comique erbieten mußte, im Falle Boieldieus erste Arbeit durchfiele, alle Kosten der Mise en Scene zu tragen. Lesueur, nicht so reich, aber eben so edel wie Saint Just, that noch mehr für seinen jungen Schützling, er lieh ihm seinen Namen, und setzte seinen Ruhm auf's Spiel. Denn er brachte das Gerücht in Umlauf, von ihm sey die Musik der neuen Oper; alle Hindernisse der Aufführung schwanden natürlich vor dem Namen des Componisten der beliebtesten Opern, und kaum war die Partitur vollendet, so beeilte man sich, die Oper einzustudiren. Sie führte den Titel Arabella und Vascos und erhielt bei der ersten Aufführung den lebhaftesten Beifall, den vollständigsten Erfolg, den man nur wünschen konnte. Fünfmal war sie bei vollem Hause gegeben worden, da glaubte Lesueur, jetzt könne der wahre Componist nur noch Lorbeeren ärndten, und gesteht seine List ein. Sollte man es glauben? dieselben Künstler, die Tages vorher noch die Composition bis in die Wolken erhoben, fanden sie jetzt, erbittert darüber, daß man ihren Scharfsinn hatte täuschern können, abscheulich, und die Oper verschwand bald vom Repertoire. Marc, von dem Hasse Aller verfolgt, die sein ausgezeichnetes Talent zu täuschen vermocht hatte, konnte nie wieder Gelegenheit finden, das Publikum über seine Leistungen entscheiden zu lassen, und starb unbekannt und in Dürftigkeit.

— Immermanns „Opfer des Schweizers" ist kürzlich in Weimar zur Aufführung gekommen, und hat, trotz der nicht sehr günstigen Besetzung, sehr gefallen.

— Eduard von Schenk hat der Intendanz des Münchner Hoftheaters ein neues Trauerspiel „die Kaiserswahl" zur Aufführung übergeben.

— Madmoiselle Mars ist von Paris abgereist, und begibt sich nach Mailand, wo sie während der Krönungsfestlichkeiten im Theater Scala einige Vorstellungen geben wird.

— Viktor Hugo las kürzlich den Directoren des Theaters de la Renaissance das Drama vor, womit es eröffnet werden soll. Der Stoff ist der spanischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts entnommen. Die Arbeit soll reich an Schönheiten seyn, und der Dichter das Colorit seiner Zeit besonders treu wiedergeben haben.

IV.

Musik.

Miscellen.

In Paris wird eine Truppe Sänger aus den Pyrenäen erwartet; sie besteht aus vierzig jungen und älteren Männern. Fast alle sind Hirten oder Ackerbauer, die zum ersten Male die Heimath verlassen. Ein Herr Roland hat sie in Bagneres angeworben, und sich mehre Jahre hindurch mit lobenswerther Geduld bemüht, sie musikalisch auszubilden. Er hatte die originellsten Gesänge der Pyrenäengegend gesammelt, und seine Truppe führt sie mit bewunderungswerther Fertigkeit aus. In einigen Städten Süd-Frankreichs traten diese Sänger schon mit vielem Beifall auf.

— Adolph Adam, der Componist des Postillons von Longjumeau, arbeitet an einer neuen Oper, Olivier Bossalin.

— Im Covent-Garden-Theater beschäftigt man sich damit, eine Oper in die Scene zu setzen, die den bizarren Titel: „des Teufels Oper" führt.

— Der König von Schweden hat dem norwegischen Virtuosen Ole Bull den Wasa-Orden mit Diamanten verliehen.

— Strauß hat eine Sammlung seiner neuesten Walzer Ihrer Majestät der Königin Viktoria von England zugeeignet.

— Thalberg, dessen Ruhm noch so jung ist, soll, so wird versichert, schon beabsichtigen, sich von der Künstlerlaufbahn zurückzuziehen. Er will nur noch zwei Kunstreisen nach London und St. Petersburg machen, und dann reich genug, nur seinen Freunden den Genuß bereiten, sein herrliches Spiel hören zu können.

— Lablache gibt der Königin von Großbritannien Singunterricht, und erhält für jede Stunde ein Honorar von sechzig Guineen.

— Nach dem Vertrage, welchen Döhler mit Bochsa abgeschlossen hat, um Concerte in den bedeutendsten Städten Englands zu geben, soll er wöchentlich sechzig Pfund Sterling erhalten.

— Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hat in der physikalischen Abtheilung folgende Preisfrage gestellt, die auf Musik eine sehr nahe Beziehung hat: „welches ist nach physiologischen und anatomischen Beobachtungen und acustischen Forschungen der Mechanismus der menschlichen Stimme?"

— Coppola, ein italienischer Componist, der sich mehr durch viele als durch gute Opern bemerklich gemacht hat, arbeitet gegenwärtig an einer Partitur: „**il postiglione di Longimeau,**" welche während der Krönungsfestlichkeiten im Theater della Scala in Mailand aufgeführt werden soll.

— Ein junger Musiker, der beim pariser Vaudeville-Theater angestellt ist, und bei dem Brande desselben mit Gefahr seines Lebens, aber vergeblich, seine Violine zu retten versuchte, hat von einem edeln Unbekannten, den diese Aufopferung des jungen Künstlers rührte, ein Instrument zum Geschenke erhalten, auf dem die kostbaren Worte stehen: **Antonius Amati Cremona fecit 1705.**

V.

Gesellschaft.

Die Rosen.

Zur Zeit, da der König Pereforet Großbritannien beherrschte, befand sich am Hofe ein muthiger Ritter, Namens Margon, den der König mit Zeichen seines Wohlwollens überhäufte. Der König bemerkte einst, daß der Ritter mit geheimnißvoller Verehrung ein Kästchen behandelte, das er stets bei sich trug, und zuweilen verstohlen untersuchte.

Er wollte eines Tages den Grund dieses Geheimnisses wissen, und wandte sich an Margon. Dieser antwortete offen und ohne Umschweife: „Gnädiger Herr König, als ich meine Frau verließ, um mich an Euren Hof zu begeben, schwuren wir uns tausendmal innige Liebe und unverbrüchliche Treue. „Mein lieber Herr," sprach sie, „nehmt dieses Kästchen, welches eine Fee von hoher Wissenschaft, die schöne Sibylle, mit magischer Kunst verfertigte; sie verlieh dieser hier eingeschlossenen Rose solche Eigenschaft, daß sie sich frisch und roth erhält, so lange die Dame, welche sie ihrem Gatten oder Geliebten gegeben hat, treu bleibt; dagegen vertrocknet und verwelkt, wenn sie aufhört, ihm die Treue zu bewahren." Solches sprechend, öffnete er das Kästchen, auf dessen Grund man eine Rose so frisch und roth erblickte, daß der König darob erstaunte, denn es war damals Ende Januars.

Die Geschichte der Rose, welche der König alsbald dem Hofe mittheilte, erweckte allgemeine Bewunderung; zwei Ritter, Naban und Melean, trieben besonders ihren Spott über Magon, und sprachen: „mag es ihm auch Freude machen, seine Rose zu betrachten, so gehen wir doch eine große Wette ein, daß ihn seine Gemahlin, die Dame Lysane, hintergeht." Man ging die Wette ein. Margon bot den Kampf für seine Gattin an, und setzte seine Freiheit für ihre Unschuld ein. Auf der andern Seite wetteten Naban und Melean, sie werden die Dame Lysane dazu bringen, daß sie vom rechten Wege der ehelichen Treue weiche, und im Falle des Mißlingens wollen sie Margon das Eigenthum aller ihrer Lehen überlassen.

Nachdem die Bedingungen und Sätze der Wette gesetzlich festgestellt, und vor Zeugen verhandelt waren, zogen die zwei Ritter Strohhälmchen, um zu wissen, wer zuerst sich zu Lysane begeben sollte; das Loos fiel auf Melean.

Er stellte sich im Schlosse als Freund und Waffengefährte Margons vor, und wurde mit zuvorkommender Artigkeit aufgenommen. Bald aber bemerkte Lysane die Absichten ihres Gastes, und besprach sich mit ihrer Kammerfrau Renardine, um seine schändlichen Pläne zu vereiteln.

Am andern Tage beklagte sich Melean bei Renardine über die Strenge ihrer Herrin, indem er sagte, er möchte gerne die vollkommene Liebe spinnen, aber er fange an seiner Bestrebungen müde zu werden. „Ach! Ihr wollt die vollkommene Liebe spinnen; nun wohl, diese Nacht, wenn der Hahn Mitternacht schreien wird, werde ich Euch in Euerer Wohnung abholen, und in ein Gemach führen, wo Ihr erfahren sollt, wie man in diesem Lande Liebe spinnt."

Der Hahn schrie Mitternacht. Melean war angekleidet wie an einem Fest-

tage. Renardine kommt, und führt ihn in ein großes Zimmer, über deſſen Einfachheit ſich Melean ſehr verwunderte. „Gut, gut," ſprach die Alte, „ein ſchönes Bild braucht keine prachtvolle Rahmen," zeigte ihm eine Strohmatte, und ſchloß den Ritter ein, den frohe Hoffnung erfüllte.

Es war heller Tag, und Melean hoffte noch, aber er hoffte nicht mehr, als das Pförtchen ſeines Kerkers ſich öffnete, und er die alte Renardine eintreten ſah, die ihm einen Rocken und vier Strähne Flachs zuwarf, und ſprach: „Nehmt, zarter Liebhaber, dieſen Flachs und dieſen Rocken. Raſch an das Werk, wollt Ihr dem Gegenſtand Euerer Wünſche gefallen. Spinnt, muthiger Ritter, ſpinnt die vollkommene Liebe." Als der Ritter die Alte mit ſtummem Staunen betrachtete, fuhr ſie fort: „Wollt Ihr Brod, Fleiſch und einen Trunk haben, ſo müßt Ihr jeden Tag vier Strähne ſpinnen, und ehe Ihr dieſe Aufgabe vollführt, werdet Ihr hungern und durſten müſſen." Vergebens wollte er ſich dagegen ſträuben; er war gezwungen, den Rocken zu ergreifen, ſollte er nicht Hungers ſterben, und begann nun emſig zu ſpinnen.

Einige Zeit hernach kam Raban ebenfalls in das Schloß; er meldete ſich, und that wie Melean, ward ebenfalls gut aufgenommen, und theilte ſchon am zweiten Tage das Gefängniß mit ihm.

Aber Renardine, die ſehr verſchmitzt war, hatte Raban gefragt, ob man am Hofe des Königs Parceforet die vollkommene Liebe ſpinne. „Oh, nein!" antwortete der Ritter; „dort ſpinnt man ſie nicht, ſondern haſpelt ſie ab, und es iſt nicht viel leichter ſie abzuhaſpeln, als zu ſpinnen." Dieſes Wort vergaß Renardine nicht, und als der Verräther eingeſchloſſen war, warf ſie ihm einen Haſpel zu, und ſprach: „Nehmt dieſen ſchönen Haſpel. Raſch an das Werk, helft Euerem Freunde. Macht den Hof, wie er. Schafft Nutzen dem Haushalte. Der Eine ſpinne, der Andere haſpele die vollkommene Liebe." Und wie Melean gezwungen worden war zu ſpinnen, ſo mußte Raban haſpeln.

Während dieſer Zeit war die für die Wette feſtgeſtellte Friſt abgelaufen; Raban und Melean hatten ſich noch nicht am Hofe blicken laſſen. Die Roſe war immer friſch und roth; aber Morgan blieb doch nicht ruhig, er wollte wiſſen, was ſeiner Gattin und den zwei Rittern begegnet ſey, und reiste mit vier Waffengefährten nach ſeinem Schloſſe ab.

Es ſcheint, der edle Ritter fürchtete zu viel gewagt zu haben, und begann ſo ſehr an dem Einfluß der Tugend ſeiner Gattin auf die Roſe zu zweifeln, daß er ihr, ungeachtet ſie ihn jubelnd empfing, eine böſe Mine zeigte, und als man bei der Tafel ſaß, ſtieß der gnädige Herr, wie die Chronik erzählt, voller Zorn jede Schüſſel zurück, welche Hirſchfleiſch, oder Ochſenfleiſch enthielt."

Als die Tafel aufgehoben war, ſprach Lyſane: „Mein Herr, wollt Ihr, daß ich Euern Freunden die Merkwürdigkeiten dieſes Schloſſes zeige!"

„Nun," verſetzte Margon „ich kenne hier keine Merkwürdigkeiten, wir haben nur Wälle, Zimmer, Thürme, wie jedes andere Schloß aufzuweiſen."

Alsbald folgten Alle Renardine bis zu einer gewiſſen Stelle, wo die Dame der Geſellſchaft ein Zeichen gab, ſie möchten ſtehen bleiben, und ſich ſtille verhalten. Renardine näherte ſich allein, und man vernahm Stimmen, die zu ihr ſprachen: „Nehmt, hier iſt unſere Aufgabe; gebt nur das Mittagsbrod, denn die Stunde iſt längſt vorüber. Die Alte öffnete die Pforte, Margon und ſeine Gefährten ſahen Melean und Raban ſpinnen und haſpeln. Lyſanne erzählte das Abenteuer und es wurde erkannt, die beiden Verräther haben die Wette verloren. Margon ſchenkte ihnen großmüthig ihre verlorenen Güter, und bot ihnen noch ſogar

ein Abendessen an. Aber sie nahmen nur die Erlaubniß an, entfliehen zu dürfen, und eilten ohne Abendessen fort.

Margon führte seine Dame an den Hof des Perceforet, der sie im Triumphe empfing. Lange sprachen die Damen zu ihren Dienern, die sich nicht in den Schranken hielten, „man wird sie spinnen lassen.“

Von dieser Epoche an wurden die mit Stroh ausgestopften Vögel, Windspiele und Eichhörnchen, welche bei den Turnieren und öffentlichen Versammlungen, bei dem Putze der Damen und Fräulein figurirten, nicht mehr getragen, und es schmücken sich seitdem Damen und Fräulein mit Rosen und Blumen zum Andenken an den Sieg einer ihrer Genossinnen.

Miscellen.

— In der am 25. Juli zu Goslar stattgefundenen Versammlung des naturforschenden Harzvereines, hielt unter anderem Herr Pastor Rimroth einen Vortrag über den Höhenrauch, oder Hehrrauch, wie man ihn im Volke nennt, einen trüben, übelriechenden Dampf, der sich oft in Norddeutschland über weite Ebenen legt, und dessen Entstehung noch nicht genügend erklärt ist. Seiner Meinung nach entsteht derselbe aus dem Innern der Erde, und ist vulkanischen Ursprungs.

— Die höhere Londoner Gesellschaft beschäftigt sich viel mit einem prachtvollen Tournier, das der junge Graf von Eplentoun in seinem Schlosse in Schottland zu geben beabsichtigt, und von dem man sich Außerordentliches verspricht.

— Kürzlich kam in Caen eine Kutsche an, um die sich bald eine Menge Neugieriger sammelte. Sie war mit drei Postpferden bespannt, und in ihr saßen ein Rennpferd mit seinem Jockei; es ist das erste Mal, daß man in Frankreich sich für die Pferde, die auf der Rennbahn glänzen sollen, eines solchen Transportmittels bedient.

— Se. Majestät der König der Franzosen hat durch ein Geschenk von dreihundert Franken die Bemühungen einer Gesellschaft ermuthigt, die sich unlängst gebildet hat, um freigesprochene Angeklagte zu unterstützen.

— Im Jahre 1831 wurden nur 51,440 Kisten mit Orangen aus Valencia nach Frankreich eingeführt, im Sommer 1838 stieg die Einfuhr auf 250,460 Kisten.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Der Auctions-Jäger.

2) Trinklied von Lindpaintner.

August Lewald.

Das Sängerfest zu Frankfurt a. M.

Von

Berthold Auerbach.

Der unbezwingliche Associationstrieb unserer Zeit ist von der Politik hinweg vornehmlich auf die sogenannten industriellen Vereine gelenkt worden; so materiell auch fast immer das Prinzip dieser Vereine war, sind sie doch dem Idealismus nicht entgangen, und haben sich oft in einen transscendentalen Schwindel verloren, aus dem nur die spekulative Vernunft sich heraushelfen konnte. Wissenschaft und Kunst bildeten ebenfalls Vereine, deren Actien aber minder den Wechselfällen des Börsenspiels unterworfen sind. Der Naturforscher-Verein mit seiner alljährlichen Versammlung steht in dieser Beziehung allein imposant da; die Philologen-, Pädagogen- und andere Vereine, die sich constituiren wollten, sind meist in sich zerfallen, oder haben sich bloß als Provinzialvereine erhalten; an einen allgemeineren Philosophen-Verein wäre gar nicht zu denken, geschweige denn an einen Juristen- oder Theologen-Verein mit jährlichen Zusammenkünften. Es ist daher sowohl für den Charakter unserer Zeit, als für den der Wissenschaften an sich bemerkenswerth, daß nur die Naturkunde einen allgemeinen deutschen Verein constituiren und erhalten konnte. Am gedeihlichsten wirkten aber die sogenannten Kunstvereine, die sich zur Förderung der bildenden Künste gestalteten:

iſt es auch zu bedauern, daß es dieſen Vereinen an einem beſtimmten Centralpunkt im deutſchen Vaterlande fehlt, ſo iſt ihre Wirkſamkeit doch von unverkennbarem Nutzen, und hat ſchon manches Treffliche zu Tage gefördert. Die charakteriſtiſche Erſcheinung unſerer Zeit ſind aber die vielen Geſangvereine, die namentlich in Süddeutſchland, der Wiege des deutſchen Geſanges, faſt in allen größeren und kleineren Städten in voller Kraft und Blüthe ſtehen. Der lange Friede hat keiner Kunſt ſo weite Kreiſe eröffnet, als der Muſik, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich die Verbreitung der Geſangvereine als ein culturhiſtoriſches Moment bezeichne, da hierdurch die reichen Blüthen deutſcher Geſangesdichtung aufhören, ein Monopol Einzelner zu ſeyn. Das lebendige Wort des Dichters wird erlöst aus ſeiner papierenen Hülle, und in freien, tauſendſtimmig ſich faſſenden Tönen hebt es die Bruſt des Sängers, braust mahnend und erhebend, jauchzend und zürnend über die zahlloſe Menge dahin, und ruft die ſchlummernden Echo's wach. Noch ein Jahrzehend, und wir haben der freien Bildung des claſſiſchen Alterthums eine andere entgegenzuſetzen, wie es ſie nie kannte, und wie ſie noch zu keiner Periode unſerer Nation zu Theil ward. Vielleicht wird man dieſe Hoffnungen ſanguiniſch nennen, und ich ſelbſt kann mich eines bangen Zweifels nicht erwehren; wer aber in den letzten Tagen des Juli dem hieſigen Sängerfeſte anwohnte, wird mir doch wenigſtens theilweiſe beiſtimmen müſſen, denn es war ein Feſt, das die Geſammtbevölkerung einer großen Stadt aufregte (verſteht ſich auf die loyalſte und wohlwollendſte Weiſe), ohne daß eine beſtimmte äußere Veranlaſſung, als die Muſik an ſich, dieſe Theilnahme erweckte.

Schon ſeit mehren Monaten hatte der hieſige Liederkranz und die demſelben beigetretenen Singvereine ein großartiges Sängerfeſt vorbereitet. Ein aus 44 Mitgliedern beſtehendes Comité, welches die Notabeln der hieſigen Stadt unter ſich zählte, traf alle Anſtalten, um dem Feſte die größtmögliche Ausdehnung und dauernde Bedeutung zu geben. Auswärtige Vereine beeiferten ſich, zu dieſem Behufe mitzuwirken, und der Plan, aus dem Ertrag des Feſtes ein Conſervatorium unter dem Namen „Mozartſtiftung" zu gründen, war geeignet, eine mehr als ephemere Erſcheinung in dem Feſte erkennen zu laſſen. Ein idealer Strebepunkt war hierdurch allerdings gewonnen; ob es ein allgemeiner, den weiteren Kreiſen erkennbarer war, werde ich im Verlaufe dieſer Darſtellung zu bemerken Gelegenheit haben.

Am Morgen des 28ſten verkündeten donnernde Böllerſalven die Ankunft der Sängervereine aus dem Oſten; Alles war nach dem Obermainthore geſtrömt, um die mit Blumenguirlanden geſchmückten Schiffe

der Hanauer und Offenbacher zu begrüßen, denen sich auch die übrigen Sänger aus jenen Gegenden angeschlossen hatten. Ein tausendstimmiges, sich vielfach erneuerndes Hoch! begrüßte die Gäste, welche dasselbe jubelnd, die Hüte schwenkend und die Fahnen entfaltend, erwiderten. Der Präsident des hiesigen Comité's (Schnyder von Wartensee) bewillkommte sie in herzlichen Worten, endete, von einem Regenschauer unterbrochen, mit einer glücklichen und leichten Wendung der Rede, und nun zogen die ersten fremden Sänger in Frankfurt ein, wo das Comité auf eine musterhafte Weise für deren Beherbergung ꝛc. gesorgt hatte. Es war ein merkwürdiges Leben in der Stadt. Die problematische Gunst des Wetters nahm fast alles Tages-Interesse in Anspruch; ein lustig und sorglos sich gehen lassendes Treiben wogte durch die Straßen, und wo ihrer zwei beisammen standen, konnte man gewiß sein, daß sie von der schwebenden Frage des Tages: „Regnen oder Nichtregnen" sich unterhielten. Selbst die Sachsenhäuser, die Repräsentanten des hiesigen niederen Volkslebens, suchten sich über diese überraschenden Bewegungen zu orientiren. Eine große Gruppe stand an dem Maingeländer, und betrachtete die angekommenen geschmückten Schiffe. Die Hanauer hatten auf dem Vorderkiele ihres Schiffes die mit Lorbeeren bekränzte Büste Mozarts aufgestellt. „Ei sag mir emol," fragte ein Sachsenhäuser aus der Gruppe, „weeßt du nit, wer is dann der Weißkopp do, uf dem Schiff von dene Hanauer?" „Das ist der Mozart," erwiderte stolz der Gefragte. „Wer ist denn der Mozart?" fragten Alle. „Das ist — der Erfinder von der Musik," war die Antwort.

Gibt es eine schönere Verklärung des hehren Genius als eine solche? Man spricht viel von der Unreifheit des Volkes für höhere Ideen und die Feier derselben durch Feste: gebt ihm einen bestimmten und leicht erkennbaren Gedanken, und ihr werdet es sich an ihm heraufbilden sehen zu freier und humaner Gesittung. — —

Glänzender und ungestörter, als der Empfang der östlichen Gäste, war der der westlichen. Um Mittag, zwischen **12** und **1** Uhr, kamen auf einem großen, prachtvoll geschmückten Schiffe, die Mainzer an. Das ganze Takelwerk war mit Kränzen umwunden, flatternde Fahnen und bunte Schildereien ringsum, und drinnen ein jubelnder Sängerchor mit einer zahlreichen und wohlbesetzten Musikbande. Abermals und abermals tönte ihnen vom Ufer dießseits und jenseits, wo die Menge in dichten Reihen stand, ein weithinschallendes Hoch entgegen; festlich geschmückte Matrosen ruderten die mit Kanonieren besetzten Nachen lustig hin und her, und Böllerknall, Jubelruf und Musikschall erfüllten die Lüfte. Der ganze Mainquai, die Brücke, die Fenster der umliegenden

Häuser, und selbst die Dächer derselben waren mit Menschen besetzt, welche Tücher wehen ließen und Hoch riefen. So glänzend und freudenvoll auch alles dieses war, ich muß es gestehen, ich konnte die rechte Freude nicht finden; es war kein Volksfest, das man hier feiern wollte, denn bei allen musikalischen Aufführungen war durch hohe Eintrittspreise der minder bemittelten Classe der Zugang versperrt, und — wie sollte man noch diejenigen feiern, die Großes für's Vaterland gethan haben, oder zu thun im Begriffe sind, wenn man auf diese Weise Sänger empfing? Eine Huldigung als Compliment verschwendet, rächt sich dadurch, daß sie hohl und unwahr wird, wo sie es nicht seyn sollte. Welch ein Gedanke durchzieht die Tausende, die hier stehen? Ist es bloß die Lust am Gaffen, das Gefallen am Spektakel? — „Solch ein Wesen habe ich weder bei der Kaiserkrönung gesehen, noch wie der Napoleon hier gewesen ist," sagte ein neben mir stehender alter Mann, schnupfte mit Behagen eine Prise und bot mir deßgleichen an. Ich weiß nicht mehr, ob ich sie nahm, aber ich bekam auf einmal ganz andere Gedanken.

Nachmittags war Generalprobe in der Catharinenkirche, wo man gegen einen Thaler Eintrittsgeld zugelassen wurde, und noch spät am Abend zogen die Mainzer mit ihrer Musikbande durch die Straßen. Im großen Saale des Gasthofes zum Weidenbusche und in dem nicht minder prachtvollen, neu restaurirten, zum Wolfsecke, waren die fremden und einheimischen Sänger versammelt; Ein Jubel und Eine Freude herrschte, Toast auf Toast wurden ausgebracht, und erst spät in der Nacht trennte man sich.

Sonntag früh war Quartettprobe im Theater, und Nachmittags die Aufführung der eigens für diesen Tag componirten Oratorien in der Catharinenkirche. Dieß war der eigentliche Mittelpunkt des Festes. Die Kirche war minder voll, als man erwarten konnte; der starke Besuch der gestrigen Probe mochte hieran schuld seyn; namentlich aber bemerkte man die Nichtanwesenheit der hiesigen Gesandtschaften, von denen außer der preußischen und der französischen keine zugegen war. Das Bach'sche Präludium und die Fuge für die Orgel, welche als Introduction vorgetragen wurde, zerstreute auf einmal alle exoterischen Gedanken. Klopstocks Paraphrase, das Vater Unser, von L. Spohr componirt, wurde sodann vorgetragen. Nahe an 800 Sänger standen auf dem Empor der Kirche, und mit erschütternder Gewalt brausten ihre Stimmen hernieder, und erregten alle Herzen zu heiliger, gotterfüllter Andacht. Das Ineinandergreifen der verschiedenen Chöre, die sich alle zu demselben Gedanken erwecken und ihn ohne

Ablaß wieder und wieder ausrufen, die scheinbare Getheiltheit und doch wieder innige Gebundenheit der mannigfachen Tonarten — alles dieses war von unendlicher Wirkung. Ein gewisses dramatisches Element, welches Spohr bisweilen vorklingen ließ, und welches Kenner an einem Oratorium tadeln wollten, schien mir gerade von dem richtigen Bewußtsein beigegeben, daß hiedurch eine gewisse Monotonie der sonstigen Oratorienmusik vermieden wurde. Ich muß überhaupt bei den musikalischen Ansichten, die ich hier abgebe, mich mit dem echt deutschen Worte „unmaßgeblich" panzern. Da ich über den innern Organismus der musikalischen Compositionen kein Urtheil fällen kann, so muß ich bloß den unmittelbaren Eindruck wiedergeben, den das Anhören auf mich machte, und ich bescheide mich gerne, wenn unparteiische Männer vom Fache andere Ansichten aufstellen sollten. Die Spohr'sche Composition hat bei allen mächtigen Erschütterungen des Momentes dennoch keinen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Ich meine nicht, daß keine bestimmte Melodie mir im Gedächtnisse geblieben ist, sondern ich fühlte, daß keine neue Saite des religiösen Bewußtseyns hier angeschlagen worden war, die nicht schon in den Oratorien von Haydn, Händel ꝛc. ihren gleichmäßigen Ton gefunden hatte. — Ein Choral von Bernhard Klein, und eine Motette von demselben sprachen durch ihre fromme und innige Einfachheit sehr an; das sind nicht jene gewohnten, langgezogenen und einschläfernden Töne, sondern kräftiger, herrlicher Aufschwung, der die Seele mit Freudigkeit erfüllt. Die zwischen den einzelnen Stücken ausgeführten Präludien und Fugen für die Orgel von Bach konnten minder ansprechen, weil sie, zu gut für bloße Lückenbüßer, dennoch die gebührende Aufmerksamkeit nicht finden konnten. Den Schluß, oder vielmehr die größere Hälfte der Gesammtproductionen bildete „Zeit und Ewigkeit, ein Oratorium für Männerstimmen, aus drei geistlichen Liedern von Klopstok zusammengestellt und componirt von X. Schnyder v. Wartensee." Gesunde, ungekünstelte Kraft, gepaart mit einer lichtvollen Klarheit des musikalischen Gedankens, sind der hervorstechende Charakter dieser Tondichtung. Mag man auch den rein abstracten und metaphysischen Anfangsgedanken des Gedichtes für ungeeignet zur musikalischen Composition erachten, mag der Hörer leicht einen anderen, bestimmteren dafür unterlegen können, mögen scharfe Kritiker in einzelnen Uebergängen eine entschiedene Originalität vermissen, so wird uns doch hier so viel Ausgezeichnetes geboten, daß man das Tonwerk Schnyder's unbedingt neben die besten deutschen Compositionen dieser Art stellen darf. Ich habe Männer gesprochen, denen man eine entscheidende Stimme hierin zuerkennen muß,

die ganz entzückt waren von der reichen Fülle, von der genialen Anordnung und Gruppirung dieſer Compoſition. Das

„Auferſteh'n, ja auferſteh'n wirſt du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh" ꝛc.

mußte die Bruſt aller Zuhörer durch den mächtigen, ſiegreichen Jubel der Accorde durchzittern. Als Glanzpunkt des Ganzen gilt aber das Baßſolo, das von vier kräftigen Baßſtimmen zugleich vorgetragen wurde; der ganze Riß, der durch das Herz der Menſchheit geht, und den die Dogmatik die Erbſünde nennt, alles Wehe des Erdenlebens und der Vergänglichkeit wird uns klarer, wenn wir jene ſchauerlich ernſten Worte vernehmen:

„Doch was ſie (die Erde) war, das iſt ſie nicht!
Sie trifft auch deines Fluchs Gericht" ꝛc.

Die wohlverdiente Anerkennung, die ſich Herr Schnyder durch dieſes Meiſterwerk erworben, wird ihm wohl bald die Freude verſchaffen, daſſelbe auch in andern deutſchen Städten mit Liebe aufgenommen zu ſehen.

Zur tüchtigen Ausführung der Oratorien trugen die Bemühungen des dirigirenden Kapellmeiſters Guhr das Hauptſächlichſte bei; die Präciſion, kräftige Haltung und Einheit, die ſich im Ganzen kundgab, waren das Werk ſeines ſeltenen Dirigenten-Talents und unermüdlichen Eifers.

Unter den Soli's verdient namentlich hervorgehoben zu werden der kernhafte Geſang und Vortrag des Baſſiſten Dettmar (vom hieſigen Theater); auch der Geſang des Muſiklehrers Hecht ſprach durch Lieblichkeit und Reinheit ſehr an; dagegen war zu bedauern, daß Haizinger aus Carlsruhe ſeinem Verſprechen, die Tenorpartien zu ſingen, nicht nachkommen konnte. Herr Niſſen (vom hieſigen Theater), dem ſie übertragen wurden, ließ alle Kraft der Urſprünglichkeit und allen Ausdruck des innern Seelenlebens in den Tönen vermiſſen. Im Allgemeinen wird man überhaupt nur ſelten finden, daß Opernſänger die ganze Tiefe und Innerlichkeit des religiöſen Gemüths bei den Oratorien erſchließen können; man wird ſelten fühlen, daß dieſer Ton aus den verborgenſten Tiefen des Menſchengeiſtes heraufgeklungen; Kunſtfertigkeit und Routine haben bei Vielen die menſchliche Stimme zum bloßen äußern Inſtrument umgeſtaltet, auf dem nur noch eine gewiſſe angelernte Virtuoſität ſich breit macht. Das Oratorium iſt aber das eigenthümliche Gebiet der ſogenannten Dilettanten im weiteſten Sinne. So

dogmatisch auch fast immer die Texte sind, sind sie doch noch in keinem Cultus aufgegangen; sie sind als Erscheinung der neuesten Zeit, die eine Aussöhnung des Zweifels mit dem positiven Glauben durch die Poesie versucht, vielleicht geeignet, diejenige Intelligenz, die nicht mehr in die Kirche geht, auf einer höheren Stufe wieder zu gewinnen. Zur Kunst- oder Kirchenanstalt umgewandelt, verlieren sie aber ihren nothwendigen Ausgangspunkt.

Bemerkenswerth ist, daß sowohl Spohr als Schnyder v. W. sich ihre Texte aus Klopstock gewählt. Gerade die von ihm geoffenbarte Poesie der Religion, welche den Gläubigen und Ungläubigen seiner Zeit nicht gefallen konnte, gerade diese ist es, welche mit einem ziemlich allgemeinen Charakter unserer Zeit zusammenfällt.

Die nach dem Oratorium aufgeführte Mozart'sche Oper (die Entführung aus dem Serail) führt uns wieder auf die sogenannten profanen Gebiete, auf welchen das hiesige Musikfest endete. Wiederum erfreute man sich bis in die späte Nacht hinein der freundlichen Zusammenkünfte im Weidenbusch und Wolfseck; besonders in dem neudekorirten und glänzend erleuchteten Saale des letztern herrschte bald die gemüthlichste Heiterkeit. Schnyder v. W. und Guhr wurden bei ihrem Eintritte mit freudigem Hoch begrüßt, in welches das Orchester jedesmal einfiel. Die beiden Gefeierten brachten heitere und ernste Toaste aus; Frohsinn und Freude sprach aus allen Mienen, und gab sich in vielen Toasten kund. Man vergaß der Kämpfe der Zeit und der gewichtigen Fragen, deren Entscheidung noch im Schoße der Zukunft ruht, und wo ein Wort sich zur Lippe drängen wollte, ging es unter in dem harmlosen Genusse des Augenblicks. Keine Dissonanz sollte ein Fest stören, über das der Genius der Musik seinen Frieden ausgebreitet hatte.

Der Montag war der heitern Musik, dem deutschen Liede in allen seinen Weisen gewidmet, und wo konnte es besser erschallen, als draußen in seiner Heimath, in den freien Räumen des Waldes? Wenige Städte haben ein so freundliches, nahes Wäldchen, als Frankfurt. Besonders am Himmelfahrtsfeste und am dritten Pfingsttage ist eine allgemeine Wallfahrt nach den frischen Schatten des „Wäldchens"; da tummelt sich ein lustiges, buntes Leben unter den Bäumen und im Forsthause. Göthe soll bei seiner Schilderung des Ostermittags den Frankfurter „Wäldchenstag" zur Folie genommen haben, sagte mir eine schöne Verehrerin Bettina's, und in der That sind die Züge so treffend, daß man dieser patriotischen Hypothese allen Glauben schenken möchte. Heute aber übertraf der Anblick des Mainufers noch bei weitem jene Schilderung Göthe's. Von der Brücke bis zu dem beinahe eine

halbe Stunde entfernten Sandhofe waren beide Ufer des Mains mit einer faſt ununterbrochenen Reihe von Zuſchauern beſetzt; in der Nähe der Brücke, dem Orte der Abfahrt, war Kopf an Kopf gedrängt. Die Sänger ließen lange auf ſich warten. In Betracht des bisherigen loyalen Verlaufs bei dem Feſte hatte ihnen der Senat geſtattet, einen ſolennen Zug durch die Stadt zu halten; endlich, nach langem, mißlichem Harren kamen ſie an. Es war eine weltliche Proceſſion; flatternde Fahnen, auf welchen die Bildniſſe Mozarts, der heiligen Cäcilie ꝛc. prangten, und Standarten, worauf die Ordnung nach Stimmen bezeichnet und wonach der Zug eingetheilt war, ragten über die Häupter der Menge empor; ein ſchallender Jubelruf begrüßte die Sänger, welche unter Muſik und Böllerknall die Feſtſchiffe beſtiegen. Mit Geſang ſchwammen ſie den Strom hinab; unzählige, reich beſetzte Boote, mit Fahnen geſchmückt, die der Abfahrt geharrt hatten, kreuzten luſtig um das Sängerſchiff hin und her; es war ein Anblick, wie ihn der Main noch ſelten geboten haben mag. Ein buntes, harmloſes Leben tummelte ſich auf ſeinen Wellen, gefolgt von den zahlloſen Blicken der Tauſende, die ſich am Ufer bewegten. So verdüſtert auch der Sinn Vieler durch das allzulange Harren geworden war, ſo gab man ſich doch gerne dem Genuſſe des Augenblicks hin, der uns mitten in die erſehnte Traumwelt eines Volksfeſtes, in die Lagunen Venedigs zu den Zeiten der Dogen verſetzen mochte. Plötzlich rief Alles Halt! man ſchrie wirr durcheinander: das Schiff der Sänger war auf einer Sandbank feſtgefahren. Nun erfreute man ſich doch auch eines Abenteuers, und ein Witzbold bemerkte, jetzt erſt habe die Bezeichnung Sängerfeſt eine höhere Bedeutung. Das Schiff wurde indeß bald wieder flott gemacht, und ſetzte ſeinen langſamen Gang fort.

Wir waren indeß vorausgeeilt und hatten unter ſchattigen Bäumen, vor welchen teraſſenförmig der Sitz der Sänger aufgeſchlagen war, einen Platz eingenommen. Alles war hier voll Unwillen über das lange Ausbleiben der Sänger, und als ſie endlich um ſechs Uhr, ſtatt verſprochenermaßen um drei Uhr, ankamen, wurden ſie nur flau begrüßt. Ein großer Theil der Zuhörer ſaß ſchon ſeit mehren Stunden da, und es iſt eine ausgemachte Thatſache, daß eine Geſellſchaft, die ſich bei ſonſtigem Zuſammenſeyn ſtets trefflich amüſirt, ſich von dem Dämon der Langeweile beſchlichen ſieht, wenn ſie in ſpannender Erwartung von Minute zu Minute durch mehre Stunden einem Kommenden entgegenſieht; die ſtete, wenn auch oft unbewußte Richtung des Geiſtes nach einem Entfernten hin läßt das Behagen an dem Augenblicke nicht aufkommen. Es war den Sängern ſchwer, dieſe Mißſtimmung

zu zerſtreuen, zumal da die nicht akuſtiſche Einrichtung des Ganzen den erwarteten impoſanten Eindruck eines von 800 Männerſtimmen geſungenen Liedes nur ſehr ſpärlich gewährte. Das Publikum ſaß unter den Bäumen, und die Sitze der Sänger reihten ſich amphitheatraliſch hinauf, ſo daß der unmittelbare Schall an dem Geäſte der dichtſtehenden Bäume anprallte, und die Zuhörer ſich nicht unmittelbar von den Tönen umfloſſen fühlten. Alles frug ſich, ob es denn in der That auch eine ſolche Maſſe von Sängern ſey, die hier mitwirke, da man von einer weit geringeren Zahl den gleichen Effekt erwarten durfte. Bei alle dem mußte man die feſte Haltung und die Kraft des Geſanges freudig anerkennen.

Es wurden hier nur vierſtimmig geſetzte Lieder geſungen. Hierin ſoll und muß eigentlich die wahre Wirkſamkeit der Geſangvereine und der Geſangfeſte beſtehen. Allerdings mögen auch Oratorien ausgeführt werden, aber das eigentliche Lied bleibt doch immer das herrlichſte Kleinod der deutſchen Nation. Mit Ausnahme mehrer unbedeutender Stücke, wie Nro. 3, „Aufruf zur Freude", Nro. 6., „Morgenlied", Nro. 7, „Aufruf zum Geſang", Nro. 13, „Höchſtes Gut" und Nro. 18, „Liedesfreiheit", waren die übrigen Lieder gut gewählt. Man muß hiebei allerdings bedenken, daß Alles, was nur entfernt einen Anſtoß bieten konnte, zu vermeiden war. Göthe's Soldatenlied aus dem Fauſt, von Juſt, dem Director des hieſigen Liederkranzes, componirt, erregte vielen Beifall, obgleich der Anfang der Melodie viel zu ſentimental und durchaus nicht im Charakter der Dichtung gehalten iſt. Erſt am Schluſſe tritt der ſoldatiſche Trotz und das marſchfertige Leben kräftig hervor. Den Ruhm des heutigen Tages erwarb ſich jedoch das Arndt'ſche Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?", componirt von Wilhelm Speyer, einem genialen hieſigen Dilettanten. Das ganze Lied iſt ein ächt deutſches, denn es iſt ächt deutſch, daß der Provinzialismus erſt katechetiſch überwunden, durch's Bewußtſeyn vermittelt werden muß, und dann erſt die tiefe Pietät für das Geſammtvaterland ſich erſchließt, jene fromme Hingebung, wie ſie die deutſche Nation in der Feuerprobe der Gefahr bewährt hat. Herr Speyer hat den ganzen Charakter des Liedes auf eine überraſchend glückliche Weiſe in Tönen wiedergegeben; dieſe Melodie verdient in allen Landen heimiſch zu werden, —

So weit die deutſche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder ſingt.

In dem in vielfachen Tonarten ſich wiederholenden Aufſchrei und Wechſel der verſchiedenen Stimmen bei dem „O nein! o nein!" und

in dem darauf folgenden Vereinigen derſelben hat Hr. Sp, die bunte Mannigfaltigkeit und den Widerſpruch einer Volksmenge trefflich dargeſtellt. Von den Mittelworten der fünften Strophe an, wo die achte Antwort beginnt, klingt es gebetähnlich und himmliſch beruhigend, bis es ſich am Schluſſe zu freudiger Zuverſicht und kräftiger Ermannung erhebt. Dieſer doppelte Charakter des Liedes, der aus der Dichtung und ſelbſt aus der alten Melodie ſo unverkennbar ſpricht, tritt in der Compoſition Speyers auf die ſinnigſte Weiſe hervor. Eine feierlich ernſte Stille herrſchte über den Verſammelten, während dieß Lied geſungen wurde, bis endlich ſtürmiſcher und immer ſtürmiſcher das Hoch! ertönte. Die Taſchentücher flatterten in der Luft, die Hüte wurden geſchwenkt, das Lied mußte wiederholt werden, und immer von Neuem ertönte das Hoch! Das war kein Theater-Applaus; es galt nicht nur den Sängern und dem Componiſten, ſondern dem Vaterlande, und das iſt ja der größte Triumph der Kunſt, daß ſie Anordnung und Ausführung als nothwendige Bedingungen gewiſſermaßen vergeſſen machen muß, ſo daß lebendig und bedeutungsvoll der Inhalt hervortritt.

Es war ſchon ſpät, als die Lieder geſungen waren und man ſich zur Heimkehr anſchickte. Dieſer zweite Tag hätte ein merkwürdiges Feſt werden können, wenn man es gewagt hätte, ein Volksfeſt daraus zu machen. Ich meine nicht, ein Feſt mit politiſchem Hintergrunde, auch mögen Oratorien immerhin vor einem gewählteren Publikum mit Eintrittspreiſen ausgeführt werden, da die Beſtreitung der Koſten dieß nöthig macht; aber wohl hätte man dieſen Tag der Lieder zu einem öffentlichen und allgemeinen geſtalten ſollen. Man hat den Straßenenthuſiasmus aufgeregt; man hat mit zahlloſen Böllerſchüſſen, mit flatternden Fahnen und ſchmetternden Fanfaren die Menge herbeigelockt; das ganze Bürgermilitär iſt mit klingendem Spiele hinausgezogen; — es war ein ſtädtiſches Feſt; man mußte Alles, was ſich am Liede erfreut, daran Theil nehmen laſſen. Draußen aber zogen ſie einen weiten Cordon um die Sänger, bis wohin ſich keine Tonwelle mehr verliert, und nur die 1500 mit ihren Billeten zu 1 fl. 45 oder 48 kr. wurden in den Hörerkreis gelaſſen. Das iſt kein Nationalfeſt; man darf dieſen Namen nicht entweihen, um den Genuß der auserwählten Begeiſterten damit zu bezeichnen. Die Mozartſtiftung konnte bei dem Feſte nicht allgemein als leuchtende Idee hervortreten; nur Wenige mögen von ihrer Bedeutſamkeit durchdrungen ſeyn; ſo blieb denn nichts, was den allgemeinen Jubel rechtfertigte.

Der Mangel eines nationalen Elements machte ſich beſonders auch bei der Rückkehr bemerklich. Lobenswerth iſt der Eifer und die Urba-

nität des Bürgermilitärs, das für Ordnung und Ruhe sorgte; nicht die mindeste Störung trat ein, reihenweise zogen die Sänger einher, voraus ein Musik-Corps, und ringsum eine zahllose Menge. Hier nun wäre ein Nationallied anzustimmen gewesen, das alle Anwesenden ohne Ausnahme hätten mitsingen können; aber wo ist das deutsche Nationallied, das in Städten und Dörfern, im Norden und Süden, gesungen würde? Aus den verhängnißvollen Jahren **1813** und **1814** ist uns nicht einmal ein Lied geblieben, um das wir uns, wie um eine Fahne, als Kinder desselben Vaterlandes schaaren könnten. Vielleicht ist das Lied vom „Prinz Eugen" das einzige, das nach Text und Melodie in allen deutschen Gauen bekannt ist; aber ist es ein deutsches Nationallied in der tiefern Bedeutung des Wortes? — —

Von fern her schimmerte die Mainlust in hellem Lichtglanze. Die Sänger, nebst den Theilnehmern an dem dort zu feiernden Bankett, wurden auf einer fliegenden Brücke rasch an das jenseitige Ufer gebracht. Man konnte sich bei dem Eintritte in die Traum- und Mährchenwelt versetzt glauben. Tausende von bunten Lampen flimmerten unter den Bäumen der schattigen Alleen; es war wie eine Decke aus lauter Licht gewoben, und darunter eine unübersehbare Reihe von reich besetzten Tafeln, in der Mitte eine mit Laub verzierte Tribüne, und dieser gegenüber der reichverzierte Tisch, an dem die Mitglieder des Senats und die Präsidenten des Comité's saßen. Jenseits des Maines alle Häuser hell erleuchtet, deren Lichter sich im Strome spiegelten, lustige Nachen, nur von Streiflichtern berührt, hin und hergleitend und in voller Nacht verschwindend, auf der nahen Maininsel in transparenten Lichtern der Name Mozarts prangend, Raketen in die Lüfte schnellend, Schwärmer und anderes Feuerwerk umherprasselnd. Man that sich gütlich mit Essen und Trinken, und war fröhlich und guter Dinge. Was sollte denn auch immer eine bestimmte Feier und höhere Richtung? Heiterkeit und Frohsinn sind auch Selbstzweck, und bietet ein Fest Solches, so muß es ein Jeder, dem noch Lebenslust durch die Adern rollt, willkommen heißen. Jener alte Mann, der bei dem Einzuge der Mainzer so welt-historische Bemerkungen gemacht hatte, saß wieder nicht weit von mir, und zu den Lichtern hinaufblickend, sagte er zu seinem Nachbar: „Wer die Gläser zu den vielen Lichtern geliefert hat, hat auch einen schönen Profit; gewiß hat ihn wieder so ein — Jude weggeschnappt." —

Wie bei allen Anordnungen des Comité's, herrschte auch hier wieder eine musterhafte Ordnung. **1300** Gedecke waren aufgelegt, die

Tiſche waren numerirt, worauf die Karten abgegeben worden waren, jeder Tiſch hatte ſeinen Präſidenten und ſeine beſtimmten Kellner, welche die Tiſchnummer an einer Armbinde trugen. Ein Trompetenſtoß erklang; überall herrſchte Stille. Dr. Cretzſchmar, einer der geachtetſten hieſigen Aerzte, hatte die Tribüne beſtiegen und hielt eine kurze Rede, worin er dem Senate dankte, daß er die Mozart-Stiftung unter ſeinen Schutz genommen. Muſik und Böllerknall miſchte ſich jedesmal in das tauſendſtimmige Hoch! Hierauf ſprach Schnyder von Wartenſee (als erſter Präſident) einen kräftigen Toaſt. Pfarrer Sprüngli aus Zürich ſprach ſodann in treuherzigen Worten von dem idealen Bande, das die Stämme deutſcher Zunge dauerhafter zuſammenhalte, als Eiſenbahnen; oft von ſtürmiſchem Beifall unterbrochen, ward der Schluß ſeiner Worte mit lautem Jubel beſiegelt. Mehre andere Redner, worunter die DDr. Spieß und Weismann von hier, folgten. Es war keine Nacht, wo „das Mondlicht auf dem Hügel ſchläft.“ Wie während des ganzen Feſtes, ſo war auch heute Abend das Wetter zweifelhaft; plötzlich fielen ſchwere Regentropfen hernieder; aber man trotzte ungeſtört dem Wetter, und — es gab nach. Immer ungebundener, immer freier wurde die Heiterkeit, vom ſüßen Feuer des Weines angefacht, die Schranken der Alltäglichkeit ſanken, Alles grüßte ſich als Bruder, und ſelbſt mein Alter mit den welthiſtoriſchen Bemerkungen wollte mir um den Hals fallen, obgleich er wahrſcheinlich wußte, daß ich ein Jude bin.

Die Champagnerſtöpſel knallten, an den Tiſchen war keine Ordnung mehr, man verließ den angewieſenen Platz und geſellte ſich zu ſeinen Freunden; an den einzelnen Tiſchen wurden Toaſte gebracht, geſungen und getrunken, und als der Morgen die Augen aufſchlug, ſah er die frohen Zecher nach Hauſe wandern.

Es war doch ein ſchönes und ſeltenes Feſt!

Das Album.

Mit dem Titel: „Erinnerungen an das erſte Sängerfeſt der Mozartsſtiftung, gehalten zu Frankfurt a. M., 29. und 30. Juli 1838“ liegt ein ſchönes Album in groß Quart vor mir; es iſt den Sängern gewidmet vom Liederkranz, und der Ertrag für die Stiftung beſtimmt. Auf der einen Seite des Umſchlags iſt das Innere der Katharinen-

kirche, auf der andern eine Ansicht des Forsthauses dargestellt. Das erste Blatt ist eine Zeichnung von Ballenberger, die Kirchenmusik darstellend. Ein frommer Sänger sitzt am Fuße einer gewaltigen Eiche, in seiner Linken hält er die Zither, ein Lorbeerkranz ruht auf den Locken seines Hauptes, und in seliger Andacht hält er den Blick nach oben gerichtet. In den Zweigen des Baumes wiegen sich Engel und singen und beten und greifen in die goldenen Saiten, und eine Orgel, von himmlischen Lüften bewegt, ertönt darein. Des Baumes Wurzeln ruhen in einem fruchtreichen Thale; links sieht man eine fromme Gemeinde in Prozession den Berg hinanziehen, zu der Kirche, die oben steht; rechts prangt auf dem Felsengipfel eine feste Burg, und am Fuße des Berges sieht man Schnitter die reifen Aehren sammeln; im Hintergrunde wölbt sich ein Regenbogen über dem Thale. Fromme Einfalt und gläubige Gemüthlichkeit spricht aus dem ganzen Bilde, und eine gewisse hölzerne Steifheit, mit der es gehalten ist, beeinträchtigt keineswegs den günstigen Eindruck desselben, da es auch hierin den mittelalterlichen Charakter treu wiedergibt. Ein Gedicht von Dr. Weismann, „der Wunderbaum", dient als poetische Erläuterung dieses Blattes. Ein anderes, von demselben Verfasser, „das deutsche Lied" betitelt, ist sehr gelungen zu nennen.

Wenn sich der Geist auf Andachts Schwingen
Zum Himmel hebt;
Durch Erdenmacht zum Licht zu dringen
Die Seele strebt:
Dann fühlt die Brust ein heilig Drängen,
Das aufwärts zieht;
Und es ertönt in ernsten Klängen
Das deutsche Lied.

Erbleichen all' die kleinen Sterne
Der Kindheitnacht,
Und kündet Morgenroth von ferne
Der Sonne Pracht:
Dann fühlt die Brust ein selig Drängen,
Das Lied erblüht;
Und es ertönt in inn'gen Klängen
Das deutsche Lied.

Und lodern auf des Kampfes Flammen
In heißem Brand,
Wir schaaren muthig uns zusammen,
Für's Vaterland.

Dann fühlt die Bruſt ein mächtig Drängen,
Die Freiheit glüht;
Und es ertönt in Feuerklängen
Das deutſche Lied.

Das deutſche Lied, aus deutſchen Herzen
Quillt's ſtark und frei;
Beſchwingt die Freuden, heilt die Schmerzen,
Schafft Jugend neu.
Was nur die deutſche Bruſt mag drängen,
Es wird zum Lied:
Drum töne fort mit ew'gen Klängen,
Du deutſches Lied.

Das zweite Blatt enthält ein vierſtimmig geſetztes Lied, „Willkommen", Text von dem oben genannten Verfaſſer, Muſik von H. Neeb, dem Director der hieſigen Liedertafel, der ſich durch manche Lieder-Compoſitionen, beſonders durch das in mehrfachen Auflagen verbreitete: „die Zobeljagd", einen klangvollen Namen erworben hat. Sodann folgen die Statuten der Mozartsſtiftung. Ich erlaube mir hier nur die Bemerkung, daß es gerathener ſchiene, ſtatt ein Conſervatorium zu gründen, was ohnehin ſchwer zu erreichen iſt, von der erübrigten Summe jährlich eine Concurrenz zu eröffnen für ein Oratorium, eine Symphonie oder eine Oper, und dem tüchtigſten „den Mozartspreis" zu ertheilen. Hierdurch wird vielleicht ächte deutſche Muſik mehr gehoben, als durch eine Muſikſchule. Das beabſichtigte Conſervatorium wird als ein öffentliches Inſtitut ſich der journaliſtiſchen Debatte nicht entziehen können, und darum erlaube ich mir, hier dieſe Bemerkung anzufügen.

Das dritte Blatt enthält ein Lied, „Frankfurt am Main" betitelt; Gedicht von Auguſt Kopiſch, Muſik von Wilhelm Speyer. Gedicht und Muſik ſind gleich vortrefflich und originell, ſo wie die Randzeichnung zu demſelben, von Zwecker, ebenfalls ſehr anſprechend und im Drucke am meiſten gelungen iſt.

Das vierte Blatt enthält eine Zeichnung von Ruſtige, den man zu den beſten der neueren Genremaler rechnen darf, da er ſich beſonders durch geſunden Humor und treffliche charakteriſtiſche Haltung auszeichnet. Im Vordergrunde des vorliegenden Bildes ſitzt Frankofurtia, eine hehre und edle Geſtalt; ſinnend blickt ſie hinaus, das Haupt, auf deſſen reichen Locken die Mauerkrone ruht, auf die Linke geſtützt; in der Rechten hält ſie das Wappenſchild Frankfurts mit dem gekrönten

Adler. Rechts von der Hauptfigur sieht man einen reichen Kaufherrn auf einen großen Waarenballen gestemmt; trotzig und selbstbewußt blickt er darein; neben ihm steht ein geharnischter Ritter, die Rechte auf sein Schwert, den Blick sinnend zur Erde geheftet; links von der Hauptfigur sehen wir ein Liebespaar oder auch ein Ehepaar mit dem Familiensegen, das sich nach oben wendet; im Hintergrunde sieht man Frankfurt mit dem Hafen und dem Dome. Ueber dem Ganzen schwebt eine tolle, lustige Schaar von Sängern und Zechern; frei von des Gesanges Macht getragen, schweben sie auf Arabesken hoch in den Lüften und heben sich empor an den lustigen Weinranken. Es sind keine Genien aus Licht und Luft gewoben; es sind kernige, gesunde Gestalten, voll Uebermuth und Laune, und dennoch mögen sie hier oben freischweben, da sie als Genien des heitern Gesanges erscheinen, und die reine Weltfreude nicht minder als die Andacht hoch über allen Erdenplunder zu erheben vermag. Ueber dem ganzen tollen Treiben thront oben, gleichsam als Spitze und Mittelpunkt dieser bunten Mannigfaltigkeit, in majestätischer Ruhe der bekränzte Dirigent, den Stab emporhebend. Ob er die Herrschaft des Gesetzes in der Freiheit der Einzelnen und die Nothwendigkeit einer harmonischen Einigung, oder ob er etwas anderes vorstellen soll, wage ich nicht genau zu bestimmen, aber das Ganze erhält dadurch eine glückliche Abrundung. Es mag von Interesse seyn, das Bild Ballenbergers und das Rustige's mit einander zu vergleichen; hier, wie dort stellt sich eine Wahrheit dar, die nur, wenn sie sich zur intoleranten Alleinherrschaft erheben will, Lüge zu werden anfängt. Gesang im Freien und Freies im Gesang, ist die Aufschrift mehrer erläuternden Gedichte zu Rustige's Zeichnung, deren Verfasser, Dr. Heinrich Hoffmann dahier, eine schöne poetische Gabe bekundet. Im ersten Gedichte, „das Aufgebot" überschrieben, heißt es:

„Es kamen fernher Pilger aus Ost und West herbei;
Die kamen zwar zu singen, doch keine Litanei;
Der Becher war das Glöckchen, die Freude spielt das Amt,
Der Wald, der war die Kirche, der Rasen Altars Sammt.

Zum Schlusse setze ich hier noch das dritte Gedicht desselben Verfassers her, das eine weitere Verbreitung verdient.

Im Walde.

Vom Himmel kommt die Freude und jauchzt im Lied empor;
Es tönt darum im Freien so freudig auch der Chor.
Was tief im Herzen schlummert, es reißt sich mächtig los,
Du freier Sang im Freien, wie bist du stark und groß.

In ferner Aetherbläue wiegt ſich der Lerche Lied,
Der Klang, wie Licht der Sonne, weit durch die Wolken zieht.
Und wie die Lerche ſich hebet, erheb' ſich das Gemüth,
Dann tönt in freiem Lied auch, was nur das Herz durchglüht.

Es zogen fort die Sänger, hinaus zum Eichenwald.
Horch! wie vom Freudenrufe der Wipfel wiederhallt!
Das iſt ein ander Leben! Welch' friſches, freies Seyn!
Die alte Mährchenjugend kehrt jubelnd bei uns ein.

Bald braust es durch die Wölbung, wie ſturmbewegte Flut,
Wie ſtürzender Lawinen wild feſſelloſe Wuth!
Bald rieſelt's ſanft und flüſternd, wie leichter Wellenſchlag,
Und ſäuſelnd durch die Zweige verliert ſich's allgemach.

Es grüßt ihr Lied den Morgen, der Sonne gold'ne Pracht,
Singt, wie im Strom der Lüfte die Freiheit neu erwacht,
Wie in dem deutſchen Walde ſo ſtark die Eiche ſteht,
Und wie es liederähnlich uns wunderbar umweht.

Es jauchzen hoch die Klänge im Lied vom deutſchen Wein,
Von kräft'ger Jagdluſt tönt es wie Hörnerruf darein.
Es ſingt das Lied vom Sturme, wo wild die Woge ſchäumt,
Es ſingt vom Männerkampfe, wo ſich das Schlachtroß bäumt.

Dann tönt's vom Vaterlande in mächtigem Accord,
Gewaltig ſtarb die Weiſe, gewichtig ernſt das Wort;
Da blickt manch' Auge ringsum in heil'ger Luſt verklärt,
Auch manche Wimper ſenkt ſich, es klirrt wohl manches Schwert.

Fern liegt an ruh'gem Strome die alte Kaiſerſtadt;
Wohl mag ſie ſinnend hören, was man geſungen hat,
Und träumen von fernen Zeiten, von Pipins großem Sohn,
Von ritterlichen Helden, vom alten Kaiſerthron.

Jutta.

Auf dem Wege von Arras nach Lille trabte im Monat September des Jahres 1290 der Ritter Eſtaniang von Laſtic, ein Edelmann aus der Auvergne, der Sohn eines alten Hauſes, das unter ſeine Sprößlinge Großmeiſter von Malta zählte, und mit mehr als einem fürſtlichen Hauſe durch Verwandtſchaft verbunden war. Eſtaniang war ein tapferer Mann; er hatte den Krieg in Sicilien unter Karl von Anjou mitgemacht und ſich manches Mal auf dem Slachtfelde, wie in Turnieren ausgezeichnet. Er war noch nicht dreißig Jahre alt. Sein männliches Antlitz, von der italieniſchen Sonne gebräunt, verrieth, daß in ſeinem Herzen wilde Leidenſchaften tobten, ſeine funkelnden Augen waren der getreue Spiegel einer ſtolzen Seele, die keinen Widerſtand zu ertragen vermochte. Er ſtand, gleich allen Edelleuten, die in den blutigen und hartnäckigen Kämpfen von Italien gefochten hatten, in dem Rufe, in hohem Grade grauſam und übermüthig zu ſeyn. Doch beſaß er zu gleicher Zeit feine Sitten, und wußte ſich durch Gewandtheit und höfliche Rede leicht bei den Damen einzuſchmeicheln; lieben ja doch die Frauen dieſe ſtarren und eiſernen Charaktere, die ſie immer hoffen, ſanfter zu machen und zu beherrſchen, und die dann ſie in's Unglück ſtürzen.

Der Graf von Laſtic reiste mit dem üblichen Gefolge eines Ritters aus hohem Geſchlecht. Zur Linken ritt ihm auf einem kleinen Zelter ein Mann, der an ſeinem friedlichen Gewande und dem Dintenfaſſe in ſeinem Gürtel, hauptſächlich aber noch an ſeiner ängſtlichen, ungeſchickten Haltung zu Pferde, leicht als Schreiber und Zahlmeiſter des Ritters zu erkennen war; zu ſeiner Rechten tummelte mit vieler Gewandtheit ſein Stallmeiſter, ein muthiger Italiener voller Liſt und kluger Anſchläge, ein ſchönes Roß; er war dem Grafen ſehr ergeben und hatte ihm ſchon oft wichtige Dienſte geleiſtet. Ein Page nnd zehen Reiſige, von Kopf bis zu Fuß gepanzert und wohlbewaffnet, bildeten das übrige Gefolge. Der Graf von Laſtic ſelbſt ritt ein hohes, normanniſches Streitroß, eine mailändiſche Rüſtung, reich mit Gold verziert, deckte Bruſt und Rücken; er hatte den ſchweren Helm abgelegt und trug eine mit Pelz verbrämte Sammetmütze; ein weiter Mantel, auf dem ſein Wappen geſtickt war, ſchützte ihn gegen den Nordwind, der unfreundlich in den Bäumen der Straße rauſchte. Der junge Edelmann ließ gedankenlos ſeine Blicke über die weiten einförmigen Ebenen hingleiten, nach den großartigen Ruinen Siciliens; nach den maleriſchen Gebirgen ſeines Geburtslandes konnte ihm nichts unbedeutender und troſtloſer erſcheinen, als dieſe flachen Felder, nur kümmerlich mit Getreide und Feldfrucht bedeckt, als dieſer neblige, graue Himmel, dieſe bleiche Sonne, die nur wie verſtohlen hinter einem Vorhange dunkler Wolken hervorlugte, und ſo war er ſehr erfreut, als er in der Ferne die hohen Thürme von Ryſſel gewahrte.

Er ließ ſeine Leute ſcharf traben und bald wiederhallten die Hufe ihrer Roſſe auf dem Steinpflaſter der Straßen; der Graf ritt vor ſeinem Gefolge her; beim Umbiegen um eine Straße traf der Kopf ſeines Pferdes hart die Schulter eines Fußgängers, der ein feines, mit Pelzwerk beſetztes Wammes trug. Er wandte ſich um und rief dem Ritter ein drohendes Wort zu. Dieſer, zu ſtolz und hochmüthig, um ein ſolches Wort, ſelbſt wenn er Unrecht hatte, ſtillſchweigend hinzunehmen, rief zornig: „Schweig, plumper Bauer, oder Du ſollſt meine Reitpeitſche kennen lernen.“ Er hob ſie wirklich drohend; der Bürger wandte ſich um, und ſah ihn feſten Blickes an: „Haltet ein, Herr, oder Ihr ſeyd verloren! Ein Wort von mir, und die ganze Bürgerſchaft erhebt ſich. Die Gewalt des Grafen von Flandern ſelbſt könnte Euch dann nicht mehr retten.“

Es lag ſo viel Entſchloſſenheit in Wort und Blick des ſchlichten

Mannes, daß der Graf sein Pferd wandte und seine Peitsche sinken ließ. Einige Schritte weiter traf er auf seinen zweiten Stallmeister, den er vorausgeschickt hatte, um ihm eine Wohnung zu miethen.

Drei Minuten später ritt er in ein großes, halb aus Stein, halb aus Holz erbautes Haus, das am Hauptplatze der Stadt lag, und eilte, gefolgt von seinem Pagen und seinem vertrauten Stallmeister in das Prunkgemach des Hauses, wo Alles zu seinem Empfange bereit war. Er setzte sich unter den weiten Ueberhang des gothischen Camins, in dem ein tüchtiges Feuer angezündet war, ließ sich den Brustharnisch abschnallen, und kleidete sich dann um, um noch die Straßen zu durchwandern und sich in der Stadt umzusehen. Als sein Anzug vollendet war, betrachtete er sich wohlgefällig im Spiegel von venetianischem Glase, und lächelte, als er sah, wie sehr die zierliche Tracht sein gutes Aussehen hob. Ein enger, halb purpurner, halb violetter Oberrock umschloß seinen schlanken, kräftigen Wuchs; an seinem Gold- und Seidedurchwirkten Gürtel hing der Dolch und das breite Schwert; ein Barett mit schneeweißen Federn saß keck auf den langen schwarzen Locken. Sein erster Gedanke war, sich den gewählten Anzug gehörig zu Nutze zu machen, um einem edeln Fräulein den Kopf zu verdrehen.

Er trat an's Fenster und sah auf den Platz hinaus; es war gerade Sonntag. In dieser Zeit des einfachen und frommen Glaubens war der Sonntag ein Fest für Alle. Der Marktplatz bot einen bunten, belebten Anblick dar. Die Edelfrauen, gefolgt von ihren Knappen und Gesellschaftsdamen, eilten in die Messe; die ehrsamen Bürger, stolz auf ihre Festtagskleider, gingen Arm in Arm mit ihren Frauen und Töchtern, fröhlich plaudernd, desselben Weges. Alle schönen Mädchen der Stadt gingen so an dem jungen Grafen vorüber, der sich die schönsten von ihnen erwählte.

„Sieh, Giuseppe," sprach er zu seinem Stallmeister, „sieh diese Edeldame, deren Gefolge und Wappen ihre Herkunft beweist; wie schön ist sie, wie schlank ist ihr Wuchs! Und weiter dort jenes Fräulein, die ihre alte Mutter begleitet, welch herrliche, leuchtende Augen, welch schwarzes Haar."

„Gnädiger Herr," antwortete trocken der Stallmeister, „bedenkt wohl, daß der König, Gott erhalte ihn! Euch hierher sandte, um mit Grafen Veit von Flandern Unterhandlungen anzuknüpfen, nicht aber leichtfertige Liebeshändel anzuspinnen. Lasset ihn nicht bereuen, einem jungen Manne sein Zutrauen geschenkt zu haben..."

„Alſo, Giuſeppe, ſoll der Teufel Einſiedler werden? ich ſoll in dieſer Stadt den Grafen von Flandern erwarten, der erſt in acht Tagen hier ſeyn wird. Was in aller Welt willſt Du denn, daß ich ſo lange mit meiner Zeit mache. Uebrigens iſt es vielleicht gar nicht übel, ſich hier in Ryſſel Einverſtändniſſe zu verſchaffen... Sieh' jenes herrliche Mädchen, es macht alles, was du mir noch ſagen willſt, unnütz. Bei meiner Grafenkrone, nie war eine Fürſtin ſchöner. Sie iſt nur eines Bürgers Tochter, doch wahrlich, ein königliches Diadem ſollte ſie ſchmücken. Ehe acht Tage vergehen, muß ſie mein ſeyn, das ſchwöre ich."

Der Stallmeiſter kannte die eigenſinnige Laune ſeines Herrn zu gut, als daß er noch hätte verſuchen mögen, ihm zu widerſprechen.

Ein junges Mädchen, Jutta Leſeur, ging mit ihren Eltern gerade über den Platz, und rechtfertigte den bewundernden Ausruf Eſtaniang's wohl. Sie war wirklich eine blendende Schönheit; ihr Wuchs war ſchlank und edel, ihre blauen Augen ſchienen der Spiegel jenes dunkeln, azurnen Himmels von Italien. Das Oval ihres Geſichtes, ſeine blendende Weiße hätte Minneſängern die ſchönſten Vergleiche, die ſchönſten Stoffe zu endlos langen Liedern geben können. Die ganze Stadt kannte ſie unter dem Namen der ſchönen Jutta, und man wollte behaupten, wenn der Tuchladen ihres Vaters mit dem Schilde der gebenedeiten Jungfrau von jungen Männern ſehr beſucht werde, ſo verdanke das ihr Vater mehr den Reizen ſeiner Tochter, als der Güte ſeiner Waaren.

Eſtaniang folgte dem ſchönen Mädchen und ihren Eltern in einiger Entfernung; endlich traten die drei in die St. Mauritiuskirche. Während der ganzen Meſſe verwandte der Graf kein Auge von Jutta, auf deren Antlitz der Ausdruck der reinſten und rührendſten Frömmigkeit lag; ſie betete eifrig und bemerkte nichts von der Aufmerkſamkeit des fremden Ritters.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, ſtellte ſich Eſtaniang an die Ausgangsthüre und bot den Damen Weihwaſſer an. Auch Jutta reichte er es dar und drückte ihr dabei flüchtig die Hand. Sie ſchlug voll Zorn die Augen auf; aber kaum hatte ſie den jungen, ſchönen Mann angeſehen, ſo ſenkte ſie den Blick, und hohe Röthe übergoß ihr jungfräuliches Antlitz.

„Du biſt thöricht, Jutta, mit dem jungen Edelherrn zu ſchmählen, der ſo höflich iſt, Dir Weihwaſſer anzubieten. Achtet nicht darauf, gnädiger Herr, ſie iſt noch ein Kind und weiß wenig von artiger Sitte."

Lastic antwortete lächelnd, und versäumte nicht, die schöne Gelegenheit zu benutzen, um eine Unterhaltung mit dem würdigen Manne anzuspinnen. Das war nicht schwer; Dank der unaufhaltbaren Geschwätzigkeit und dem väterlichen Stolze auf seine schöne Tochter, kannte der Graf bald Gewerbe, Namen und Wohnung des alten Leseur; auch er gab sich den Schein großer Aufrichtigkeit, und redete viel von seinem Auftrage an den Grafen von Flandern, erzählte von seinem Adel und versicherte den Tuchhändler, er sey sehr erfreut, ihn kennen gelernt zu haben, da er einige Einkäufe machen müsse; vor Allem aber konnte er des Ruhmes seiner schönen Tochter kein Ende finden. Der Bürger, ungemein geschmeichelt durch alles Verbindliche, das ihm Lastic sagte, und stolz darauf, mit solch hohem Herrn, dem ein Stallmeister und zwei Pagen folgten, durch die Straßen gehen zu können, lud ihn ein, ihm in seine Wohnung zu folgen. Estaniang folgte dieser Einladung. Ermuthigt durch sein zutrauliches Benehmen, wagte der Tuchhändler auch, ihn zu einer Mahlzeit zu Gaste zu bitten, die er zur Feier des Jahrestages seiner Hochzeit seinen Verwandten gab. Der Edelherr hütete sich wohl, diese Einladung abzuschlagen. Leseur war entzückt darüber, und erschöpfte sich in Höflichkeiten gegen den Abgesandten des Königs von Frankreich.

Während des langen, trefflichen Mahles widmete Estaniang den Gästen und Verwandten seines Wirthes, die sich bemühten, ihm alle nur ersinnliche Ehre anzuthun, nur wenig Aufmerksamkeit, dafür plauderte er aber desto mehr mit seiner Nachbarin, der schönen Jutta. Voll jener Sicherheit eines Mannes, welcher sich seiner Ueberlegenheit über die, die ihm zuhört, sehr wohl bewußt ist, spann er ein unterhaltendes Gespräch mit ihr an, das sich um seine Reisen, seine Waffenthaten, seine Liebesabenteuer drehte. Die Jungfrau hörte ihm erstaunt und aufmerksam zu, und nach und nach verschwand eine unwillkührliche Abneigung, die ihr der Graf anfangs eingeflößt hatte. Sie ward lebhafter, gesprächiger, und jene eisige Zurückhaltung schwand, in die sich junge Mädchen fremden Männern gegenüber gern zu hüllen pflegen. Estaniang war mit dem Eindruck, den er auf sie machte, wohl zufrieden, und gewöhnt an Glück in seinen Abenteuern, hoffte er schon, auch dieses bald zum erwünschten Ziele zu führen. Gegen das Ende der Mahlzeit hatte er schon einige Worte gewagt, die über den Bereich achtungsvoller Höflichkeit hinausgingen; Jutta erröthete bis an die Stirne, aber sie war nicht böse darüber geworden. Trunken von Freude

nahm er Abschied vom Tuchhändler, seiner Frau und allen Verwandten und ging, gefolgt von seinem Stallmeister, in seine Wohnung zurück.

Als sie allein waren, sprach Estaniang zu ihm: „Nun, Giuseppe, hast Du meine Befehle befolgt, genau Alles untersucht? Können wir sie entführen?"

„Gnädiger Herr, das Unternehmen ist gefahrvoll und kann uns zu Grunde richten. Wir sind in einer Stadt, wo man den Fremden gar sehr mißtraut. Bei dem geringsten Schimpf, der einem Bürger angethan wird, verwandelt sich dieses Mißtrauen in Haß, und dieser Haß bricht schnell los. Diese flandrischen Bürger lieben langes Zögern nicht, und haben sie einmal ihre breiten Schwerter gezogen, so stoßen sie sie nicht eher wieder in die Scheide, als in dem Blute der Schuldigen gebadet. Die Botschaft, welche Euch der König, unser Herr, aufgetragen hat, erfordert kluge Vorsicht, und das Haus Leseurs liegt nicht weit vom St. Petersthurme, wo eine Wache ist.

„Was kümmert das mich, Giuseppe? Ich liebe sie. Nie hat eine der vornehmsten Damen unseres Hofes so sehr mein Herz bewegt, als dieses schöne, liebliche Bürgermädchen. Ich habe tausendmal mein Leben gewagt, in zwanzig Feldschlachten dem Tode in's Antlitz gesehen, oft schon ist mein Blut geflossen, sollte ich damit geizen, wenn es gilt, die Schönste zu gewinnen, die meine Augen jemals sahen. Deßhalb keine Gründe mehr, Giuseppe, hast Du mir gehorcht?"

„Alles ist erspäht, gnädiger Herr. Ich habe bemerkt, daß man leicht die Mauer hinter dem Hause erklettern kann, die Fenster des Fräuleins Jutta gehen auf den Garten; eine gewöhnliche Leiter genügt, in ihr Zimmer zu steigen. Das übrige ist unsere Sorge, wir nehmen fünf unserer Reisigen mit und entführen die Jungfrau, hört uns Niemand, so ist's um so besser. Wagt Jemand uns den Weg zu verrennen..."

„Das übernehme ich, es ist alles gut so, Giuseppe. Schon ist's Nacht, die Glocke schlägt die zehnte Stunde. Um Mitternacht wollen wir aufbrechen; Jutta wird mir gehören."

Um halb ein Uhr setzten sieben Männer vorsichtig eine Leiter an die Mauer des Tuchhändlers. Giuseppe kletterte sie zuerst mit Vorsicht und Gewandtheit hinan, die einem Landstreicher Ehre gemacht hätte, hob mit seinem Dolche die kleinen, bleigefaßten Dachscheiben aus und drang in Jutta's Schlafgemach, das durch eine Lampe erhellt war; Estaniang folgte ihm auf demselben Wege; außer sich vor Entzücken, blieb er vor dem Lager stehen, auf dem die Jungfrau schlummerte.

„Kommen wir zu Ende," sprach Giuseppe, „die Zeit flieht, rasch fort, oder ich stehe für nichts mehr."

„Du hast Recht, fort also."

Giuseppe nahte sich dem Lager, zog vorsichtig die Decke ab, die Jutta über sich geworfen hat, warf ihr einen Knebel, der schon zu ähnlichem Gebrauch gedient haben mochte, um den Kopf, und hatte ihr, ehe sie noch aus der Verwirrung erwachte, die ruhigem Schlafe folgt, schon Hände und Füße gebunden. Als sie ihrer Sinne wieder mächtig ward, wollte sie schreien, vom Lager aufspringen, sie vermochte es nicht, ohnmächtig und hilflos fiel sie zu Boden. Zwei Minuten später klimmten die beiden Räuber die Mauer hinab; durch einen glücklichen Zufall verschob sich der Knebel vor Jutta's Mund und sie konnte einen durchdringenden Hilferuf ausstoßen; der Ruf „zu den Waffen!" antwortete ihr von der Wache des St. Paulsthurms her.

„Verflucht," sprach Giuseppe; „rasch hinunter und schnell auf die Flucht, oder wir sind ohne Rettung verloren."

Kaum hatten sie den Fuß zu Boden gesetzt, so erschienen bewaffnete Männer am Eingang der Sackgasse und schnitten ihnen jeden Ausweg ab. „Die Klinge in die Faust," befahl Estaniang leise, „und zeigen wir diesen Lümmeln die Schärfe unserer guten Schwerter, ehe ihre Zahl sich noch mehrt. Tribert und Gervais, tragt Sorge für dieses liebe Kind, und wir andere fünf, gedenken wir des Tages von Benevent."

„Wer da?" riefen die Stadtknechte.

Der Kampf begann. Der Graf streckte die beiden ersten, die ihn fangen wollten, zu Boden; so wacker, wie er, schlugen sich auch seine Leute, aber einer von ihnen wurde schwer verwundet und verlor viel Blut. Giuseppe nahm ihn auf seine Schulter, und alle flohen durch abgelegene Straßen, um ihre Verfolger zu täuschen. Die Nacht war sehr dunkel, sie stießen auf kein Hinderniß in ihrer Flucht und erreichten glücklich des Grafen Wohnung. Jutta lag in tiefer Ohnmacht, die Diener trugen sie auf das Bett ihres Herrn, und Estaniang befahl ihnen, alle Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen.

Indessen war die Arme wieder aus ihrer Betäubung erwacht; ihre Blicke fielen auf den Grafen, der vor ihr auf den Knien lag und ihre kleine, weiße Hand mit Küssen bedeckte.

„Jesus! wo bin ich?“ rief sie aus; „mein Vater... meine Mutter... gnädiger Herr...“

Plötzlich erinnerte sie sich wieder alles dessen, was mit ihr vorgegangen war.

„Verrath und Ruchlosigkeit, Herr! Ihr habt mich durch schändlichen Raub meinem Vater entführt, ich bin jetzt...“

„In meinem Hause; Engel meines Lebens, meine geliebte Jutta, beruhige Dich. Ich bete Dich an, Alles hat sich meinem Willen ergeben, sey Du nicht allein taub für meine Bitten.“

„Herr, o Herr, erbarmt Euch meiner, ich bin ein armes Mädchen aus niederem Stande. Was kann ich Euch seyn, daß Ihr mich zu entehren trachtet? Bedenkt, gestern noch ward Ihr Gast in meines Vaters Hause, gestern noch aßt Ihr an seinem Tische; wollt Ihr ihm heute dafür seine Tochter rauben?“

„Besänftigt Euern Zorn, mein schönes Fräulein, ich liebe Euch. Ihr erinnert mich an gestern; gestern gestand ich sie Euch fast, und ich sah an dem Roth Eurer Wangen, meine Worte mißfielen Euch damals nicht...“

„Bedenkt die Folgen Eurer Gewaltthat. Was Ihr zu thun wagtet, verdient den Tod; oder wisset Ihr nicht, daß ich Bürgerin von Ryssel bin.“

„Ach, was kümmert mich der Zorn Eurer plumpen Lümmel, sie mögen nur kommen und mich angreifen, ich werde mich zu wehren wissen. Ich lasse mich lieber förmlich belagern, ehe ich mich ihnen ergebe. Uebrigens bin ich Graf Estaniang von Lastic, ein Edelmann aus dem ältesten Geschlecht in der Auvergne, und habe nichts mit Eurer Bürgerschaft zu schaffen.“

„Ach, gnädiger Herr, noch einmal flehe ich Euch, entlaßt mich ungekränkt, noch vielleicht ist es Zeit dazu. Ihr seyd nicht in einer Stadt, wo sich die Adeligen das Recht nehmen dürfen, jedweder Lust die Zügel schießen zu lassen. Ihr seyd inmitten der Flamänder, die ihre Weiber und Kinder kräftig zu schützen wissen, und in manchem Strauße Ritter und Edelknappen erschlugen. Mein Vater ist Bürger, und seine Rechte und Freiheiten kommen auch mir, als seine Tochter, zu Gute. Meine Sicherheit zu wahren, ist Pflicht der ganzen Bürgerschaft. Der Stadtvogt wacht für uns alle. Zittert, gnädiger Herr, Eure Reisigen können Euch nicht lange vertheidigen, wenn die ganze

Stadt auf den Ruf ihrer Schöppen ſich erhebt, wenn alle Bürger wohlgewappnet kommen, Euch zur Rechenſchaft zu ziehen."

„Ich trotze ihnen, und ihre Geſetze trete ich mit Füßen. Niemand hat mich überdieß geſehen, Niemand weiß, wer Dich entführt hat, wer kann Dir alſo zu Hilfe kommen? Du gehörſt mir an, Du mußt mein ſeyn..."

„Haltet inne, Herr, Eure Küſſe ſind Schmähungen und Flecken auf meiner jungfräulichen Ehre. Gott iſt mein Zeuge, nur meinem ehelichen Gemahl will ich angehören, haltet inne, ich beſchwöre Euch bei der Jungfrau und allen Heiligen, bei Eurer Mutter, bei Eurer Ritterehre."

„Du mußt mein ſeyn," ſchrie wild der Graf, „Du mußt, und wenn..."

„Ich flehe Euch nicht mehr an, es nahen mir Retter, hört Ihr wohl jenes Geläut, die Sturmglocke weckt die Männer von Ryſſel und Ihr ſeyd in der Gewalt der Bürgerſchaft."

Eſtaniang ließ ſie aus ſeinem Arm, den er um ſie geſchlungen hatte, unwillkürlich erbangte er. Er hörte das Geläut der Glocken, Lärm auf der Straße, der immer ſtärker ward und ſeiner Wohnung näher kam; Geräuſch von Waffen erklang, Fackeln erhellten den weiten Markt; man umſtellte ſein Haus.

Jutta trat an's Fenſter: „Sehet Ihr dieſe bewaffnete Menge, die jeden Augenblick anwächst und Euch eng einſchließt. Seht, in ihrer Mitte ſind die Schöppen, dort kömmt ſchon der Stadtvogt; wagt nicht, ihnen zu widerſtehen, wenn Euch Euer Leben lieb iſt."

„Gnädiger Herr," rief Giuſeppe, in's Gemach ſtürzend, „was ſollen wir beginnen? Die Blutſpur aus Gervais Wunde hat ſie hierher geführt. Jede Gegenwehr würde vergeblich ſeyn, es ſind ihrer mehr als zweitauſend, und ich hörte, wie ſie drohen, ſie wollen ihres Waldrechts gebrauchen, wenn wir uns nicht ergeben."

„Was ſoll das heißen, Jutta?"

„Sie wollen das Haus anzünden," antwortete ſie ruhig, „und wir müſſen in den Flammen umkommen."

„In welchem Lande ſind wir denn, daß dieſe Bauern es wagen, ihr Haupt zu erheben? So gibt es alſo keinen Herrn und Gewalthaber in dieſer vermaledeiten Gegend!"

„Was aber anfangen, gnädiger Herr," meinte Giuseppe. „Es wäre Wahnsinn, der ganzen Stadt widerstehen zu wollen. Seht, wie diese Wüthenden sich in geschlossene Glieder ordnen."

Bei dem Schalle der Sturmglocke und dem Rufe „zu den Waffen!" bei dem Glanze der Fackeln, die bald alle Straßen erhellten, ordneten sich die bewaffneten Bürger in Reihen, je nachdem sie herbeikamen, unter ihre Fähnlein. Die Schöppen standen in ihrer Mitte. Der ganze Haufe war voll jenes unnennbaren Gefühls, das ein blutiger Schimpf in kräftigen Seelen erweckt. Neben dem Stadtvogte stand Jutta's Vater, trotz seines Alters, gleich allen übrigen vollkommen gewappnet.

Der Stadtvogt ging bis nahe an die Thüre und rief mit tönender Stimme:

„Wir Stadtvogt von Ryssel, fordern im Namen unsers gnädigen Grafen von Flandern, im Namen der Schöppen und der Bürgerschaft der guten Stadt Ryssel, Euch Ritter Estaniang, Grafen von Lastic auf, rein und keusch, wie Ihr sie entführt, Jutta Leseur, Bürgerin unserer Stadt und Tochter des Bürgers und Meisters Leseur, zurückzugeben; falls Ihr Euch dessen weigert, werden wir sie, das Schwert in der Faust, wiederholen, oder Euch in den Flammen umkommen lassen, gemäß unseres guten Rechts."

„Kommt, Jungfrau Jutta," sprach Estaniang, „ich will Euch zurückgeben, wie ich Euch entführte. Es bleibt kein anderes Mittel, aus dieser schlimmen Falle zu entkommen, wären wir in freiem Felde, wir würden sehen... Aber hier, gegen diesen gemeinen Schwarm, ist wohl das Beste, sich zu ergeben."

Er stieg hinab, gefolgt von Jutta und Giuseppe, ließ die Thüre öffnen, welche seine Reisigen verrammelt hatten, und sprach, sich dem Stadtvogt stellend: „Mein Herr Stadtvogt, ich gebe Euch diese Jungfrau rein und keusch zurück, wie ich sie genommen habe."

„Es ist gut so, Herr. Ihr habt es gehört," rief er, zur Menge gewandt, „die Ehre der Bürgerin Jutta blieb unangetastet. Jetzt Herr, habt Ihr Euch der Schuld gegen Meister Leseur, ihren Vater, entledigt; aber Ihr bleibt noch der Bürgerschaft verhaftet, deren Gesammtheit Ihr in einer freien Jungfrau schwer beleidigt habt. So nehme ich Euch denn im Namen unserer Stadt gefangen. Entwaffnet ihn!"

„Aber ich bin adelig, Ritter, vom König von Frankreich hierher gesendet..."

„Ihr seyd nicht mit dem Titel eines Gesandten bekleidet; — Ihr seyd Ritter, meint Ihr; und wäret Ihr selbst der Sohn des Grafen von Flandern, Ihr habt einen Raub begangen und Gewalthat verübt, und nur unser bürgerliches Gericht kann Euch Gnade angedeihen lassen. — Thut, wie ich gesprochen, und entwaffnet ihn!"

Acht Tage darauf fiel auf dem Marktplatze das Haupt des Grafen Estaniang von Lastic von Henkers Hand.

Jutta starb als Nonne im Beguinenkloster.

Briefe aus Mailand.

I.

Ende Auguſt.

Es iſt hier, als ob Italiens alte Herrlichkeit wieder einmal in ihrem ganzen Umfange heraufbeſchworen worden wäre, und in einem, des ſchönſten Landes der Welt würdigen Punkte vereinigt werden ſollte. Mailand trachtet ſeit geraumer Zeit mit glücklichem Erfolge darnach, nicht nur der prachtvollſte Juwel der Lombardei, ſondern überhaupt der glänzendſte Schmuck der Reiche Italiens zu werden, gleichſam um dem, der die Alpen überſchreitet, und hier zuerſt ruht und beſchaut, einen großartigen Begriff von den Schönheiten zu geben, die ein Auge erblicken ſoll, wie in dem, der nach den Alpen zurückkehrt und hier zum letzten Male ruht, eine mächtige Erinnerung zurückzulaſſen. Jetzt aber umſchließt es vollends, was die Welt an Glänzendem zu bieten hat, und alle Pracht und aller Reichthum drängen ſich an dieſem Punkte zuſammen. Die Zurüſtungen, an denen nun bald ein Jahr gearbeitet wird, bringen allein ſchon einen gewaltigen Eindruck hervor; welche Wirkung werden die Feſte erſt machen, zumal bei Oertlichkeiten, wie ſie keine andere Krönung bietet! Stadt und Umgegend ſind gefüllt, theils von ſolchen, die von der Neugierde und Wißbegier hierher geführt werden, theils von den Repräſentanten der größten Häuſer Europa's, bei deren Ankunft man ſchon auf die

wetteifernde Pracht aufmerksam gemacht wird, die sie durchgängig entfalten zu wollen scheinen. Die Fürsten Italiens werden nicht hinter den Fürsten und Gesandten anderer Länder zurückbleiben. Mögen auch einzelne in ihrem Grundbesitze im Verlauf der Zeit bedeutend geschmälert worden seyn, so haben sie doch, einer unabänderlichen Sitte getreu, ihre Hausschätze mit ängstlicher Sorgfalt bewahrt, und diese werden sie bei der Krönung in hellem Lichte leuchten lassen. Des Kaisers Ankunft wird das Zeichen zur gänzlichen Enthüllung der Herrlichkeit geben, die schon in ihrer theilweisen Entwicklung unendlich viel Reizendes darstellt.

Die Ceremonien, welche bei der Krönung statthaben werden, erinnern in ihren meisten Einzelnheiten an ähnliche Feierlichkeiten in alten Zeiten. Ich nenne sie Ihnen nach der hiefür festgestellten Reihenfolge, und werde es dann in späteren Briefen unterlassen, Sie zu den Formen zurückzuführen, die des Sinnreichen so viel in sich schließen.

Mit Anbruch des Tages wird die Feierlichkeit mit **101** Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken verkündet, welche auch während der Dauer des Zuges ertönen. Auf dem Domplatze und seiner Umgebung werden die Truppen in Parade aufgestellt. Grenadiere stehen längs des ganzen Weges, auf welchem der Zug sich bewegt. In den innern Gemächern des Kaisers stehen die Arcieren- und die ungarische Leibgarde, wie auch die lombardisch-venetianische Nobelgarde, in den äußern Gemächern und auf der Treppe die Trabanten-Leibgarde. Sobald Alles geordnet ist, empfängt der Ober-Ceremonienmeister des lombardisch-venetianischen Königreichs durch den Oberstthofmeister den Befehl, die Feierlichkeiten zu beginnen. Sodann wird der Zug in folgender Ordnung eröffnet. Zu Fuß: eine Abtheilung Grenadiere. Zwei kaiserliche Vorgänger. Die kaiserliche Hofdienerschaft. Die Herolde der Städte, welche nicht „königlich" heißen, jedoch von einer Municipalversammlung abgeordnet, dann die der königlichen Städte, nach alphabetischer Ordnung, außer den Städten Mailand und Venedig, welche die letzten seyn werden. Die Ortsvorstände (Podestà), je mit einem Municipal-Assessor in gleicher Ordnung. Die Abgeordneten der Hochschulen von Padua und Pavia, die der Academien der schönen Künste von Mailand und Venedig und des Instituts der Wissenschaften und Künste. Die Abgeordneten der Provinzial-Versammlungen. Die k. k. Provinzial-Delegaten. Die Abgeordneten der Central-Vereine. Die Räthe der beiden Regierungen des lombardisch-venetianischen Königreichs (die von Venedig, vermittelst einer Abordnung.) Der Hofrath bei der Regierung von Mailand. Die zwei Statthalter. Die beiden k. k. Hoffouriere. Die Pagen. Die Kammerfouriere. Die Wappenträger. Die Kämmerer. Die Geheimen-

räthe. Der Herold des lombardisch-venetianischen Königreichs, den Stab hochtragend. Der Oberstthofmeister des lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem Stabe. Der Großwappenträger des lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem Schwert auf einem himmelblau und gelben Sammetkissen Der lombardisch-venetianische Obermundschenk mit dem Scepter auf einem ähnlichen Kissen. Der lombardisch-venetianische Großseneschall mit dem Reichsapfel auf einem ähnlichen Kissen. Der Großkämmerer des lombardisch-venetianischen Königreichs mit der Krone. Seine Hoheit, der Erzherzog Vicekönig, der seinen eigenen Oberstthofmeister zur Seite hat. Seine Majestät, der Kaiser, im reichen Krönungscostume, mit dem Kaisermantel, dessen Schleppe von Pagen getragen wird. Der Kaiser geht unter einem Baldachin, der von k. k. Kämmerern getragen wird, und ist von den Rittern des goldenen Vließes und den Großkreuzen der k. k. Orden umgeben. Die Capitäne der Leibgarde und der Generaladjutant des Kaisers gehen auf beiden Seiten ein wenig voran. Die Nobelgarde des lombardisch-venetianischen Königreichs und die k. k. Trabantengarde bilden die Begleitung zur Seite. Eine Abtheilung dieser Nobelgarde folgt unmittelbar auf den Baldachin. Dann kommt eine Abtheilung Grenadiere. Der Cortege geht von der Hauptpforte des k. k. Palastes bis zum Dome. Ihre Majestät die Kaiserin und die Erzherzöge und Erzherzoginnen, nebst den vornehmsten anwesenden Gästen, werden sich auf der Hauptloggia des kaiserlichen Palastes aufhalten, um den Zug vorübergehen zu sehen, und sich dann sogleich hinten durch das Erdgeschoß des erzbischöflichen Palastes nach dem Dome auf die ihnen bestimmten Tribünen begeben.

Sobald der Kaiser unter dem Baldachin in den Dom eingetreten ist, bietet ihm der Cardinal Erzbischof von Mailand das Weihwasser. Der ganze Clerus begibt sich in feierlicher Prozession zum Hochaltare. Dann schreiten die bürgerlichen Herolde, und die übrigen in der bei dem Krönungszuge befolgten Ordnung vor. Endlich geht der Kaiser, stets von demselben Cortege umgeben, aber mit zwei Bischöfen, als königlichen Assistenten zur Seite, gegen den Hochaltar. Hier kniet der Clerus nieder und verrichtet ein kurzes Gebet, wonach jeder den ihm angewiesenen Platz einnimmt. Der Kaiser, welcher ebenfalls kniend an seinem kleinen, dem Hochaltar gegenüber errichteten Throne gebetet hat, erhebt sich nach einigen Augenblicken, und begibt sich, von den zwei oben erwähnten Bischöfen begleitet, zum Hochaltar, wobei die k. k. Großwürdenträger vorangehen. Zur selben Zeit trägt man einen reichen Armstuhl auf die letzte Stufe des Altars, auf den sich der Kaiser nach der Präsentation mit einer Verbeugung gegen den functionirenden Car-

dinal Erzbiſchof niederläßt. Auf die Präſentation folgt die Ermahnung (ammonizione), welche der Kaiſer ſitzend anhört. Hierauf ſteht der Kaiſer auf, nähert ſich dem Altar, kniet auf ein reiches Kiſſen nieder, und der erſte Oberſthofmeiſter nimmt ihm die Hauskrone vom Haupte. Sofort ſpricht Se. Majeſtät den Krönungseid, berührt das Evangelienbuch und empfängt den Segen, den die Biſchöfe mit leiſer Stimme über ihn erflehen. Nach dieſem Gebete erhebt ſich der Kaiſer, ſteigt die Altarſtufen herab, kniet auf der letzten Stufe nieder, und wirft ſich mit dem Geſichte auf das vor ihm ausgebreitete Kiſſen; der Erzbiſchof, die Biſchöfe und Prälaten, ſammt dem übrigen Clerus, knien nieder und recitiren die Litaneien der Heiligen.

Nach den Litaneien erhebt ſich der Erzbiſchof allein, die Biſchöfe bleiben kniend, und ſprechen mit dem Erzbiſchof leiſe die vorgeſchriebenen Verſe und Gebete. Sobald die Gebete vorüber ſind, ſetzt ſich der Erzbiſchof, mit der Mitra auf dem Haupte, vor den Altar. Der Kaiſer erhebt ſich, ſteigt die Altarſtufen hinan und kniet auf ein reiches Kiſſen vor dem Erzbiſchofe nieder, während ſich die anderen Biſchöfe ihm nähern und einen Kreis um ihn bilden. Der lombardiſch-venetianiſche Großkämmerer und der kaiſerliche Großkämmerer nehmen ihm den Hausmantel ab; der Oberſthofmeiſter die Ordensbänder; der lombardiſch-venetianiſche Großkämmerer entblößt ihm die Schultern, und der kaiſerliche Großkämmerer den rechten Arm. Der Erzbiſchof taucht den Finger in das heilige Oel, das ihm in goldener Schale gereicht wird, und ſalbt betend in Form eines Kreuzes des Kaiſers rechten Arm vom Handgelenke bis zum Ellenbogen, und auf dem Rücken zwiſchen den Schultern.

Nach der Salbung wird der Kaiſer von zwei Biſchöfen, den Großwürdenträgern und Hofchargen in den königlichen Pavillon begleitet, wo man die Salbung trocknet. Die Großkämmerer ziehen ihm die Krönungskleidung wieder an. Der Kaiſer begibt ſich abermals zum Throne und wohnt der Meſſe an. Wenn Alles zugerichtet iſt, findet ſich der Kaiſer zum Niederknien ein; die Biſchöfe ſprechen paarweiſe die Confeſſion; daſſelbe thut am Altar der Erzbiſchof; die Meſſe wird mit dem Gebet für den König vollzogen. Die Biſchöfe, begleitet von dem Cardinalpatriarchen von Venedig, ſchreiten auf den Thron zu, verbeugen ſich tief vor dem Kaiſer und begleiten ihn vor den Altar. Seine Majeſtät wirft ſich auf einer höhern Stufe auf die Knie. Der lombardiſch-venetianiſche Großwappenträger reicht dem Cardinal-Erzbiſchof von Mailand das königliche Schwert, und es erfolgt eine Allocution. Der Kaiſer ſtellt das Schwert, das er zurückerhalten, dem königlichen Groß-

wappenträger zu, der es in die Scheide ſteckt, und es dem Erzbiſchof gibt, welcher Seine Majeſtät damit bekleidet. Damit umgürtet, wirft ſich der Kaiſer vor dem Altar nieder.

Der Cardinal-Erzbiſchof ſetzt dem Kaiſer die Krone mit Hülfe des Cardinal-Patriarchen von Venedig wieder auf, und beide ſprechen die für dieſe Feierlichkeit beſtimmten Worte.

In dieſem Augenblicke ertönen alle Glocken des Doms; die Glocken aller Kirchen der Stadt ſtimmen ein. Die Truppen auf allen Plätzen umher geben drei Salven; das Grobgeſchütz feuert vom Caſtell. Der Cardinal-Patriarch empfängt das Scepter und legt es mit der vorgeſchriebenen Anrede in die rechte Hand des Kaiſers. Endlich gibt der Erzbiſchof von Mailand in die Linke Seiner Majeſtät den Reichsapfel. Der Kaiſer und König erhebt ſich und begibt ſich zum Krönungsthrone, der Erzbiſchof von Mailand zu ſeiner Rechten, der Cardinal-Patriarch von Venedig zu ſeiner Linken; vor ihm her das Domcapitel, die Prälaten, Biſchöfe, der Herold und die Großwürdenträger des Reiches, unter dieſen der Großwappenträger mit entblößtem Schwerte unmittelbar vor dem Kaiſer, welchen die zwei Biſchöfe begleiten, während die Hofämter ihm folgen. Auf ein Zeichen läßt ſich der Kaiſer auf den Thronſtuhl nieder; der lombardiſch-venetianiſche Oberſthofmeiſter nähert ſich ihm, wendet ſich zum Volke um, und gibt mit den Worten: „**Viva Ferdinando Imperatore e Re Nostro**“ das Signal zum allgemeinen Freudenruf; hier wieder Glockenklang, Kanonendonner, Salven der Truppen. Der Cardinal-Erzbiſchof nimmt die Mitra ab, und ſtimmt den ambroſianiſchen Geſang: **Te Deum laudamus** an. Alle Geiſtlichen verbeugen ſich vor dem Kaiſer. Er übergibt das Scepter und den Reichsapfel den zwei aſſiſtirenden Biſchöfen. Die Meſſe wird fortgeſetzt, das Halleluja erklingt; Chor und Muſik ſtimmen ein. Der Archidiaconus ſingt das Evangelium. Sechs Pagen erſcheinen mit brennenden Wachskerzen. Der Kaiſer erhebt ſich und ergreift wieder Scepter und Reichsapfel, küßt das Evangelium, ſo wie den Kelch, und nimmt die große Goldmünze in Empfang, die auf dieſen Tag geſchlagen und von dem lombardiſch-venetianiſchen Großkämmerer ihm auf einer goldenen Schale dargeboten wird, gibt das Dargebotene dem functionirenden Erzbiſchof auf einer kleinen Schale, die er in der Hand hält, und kehrt zum Krönungsthrone zurück. Die Meſſe nimmt ihren Fortgang.

Wenn der Weihrauch auf den Altar gebracht wird, empfängt ihn der Kaiſer. Beim Beginnen der Präfation wird dem Kaiſer die Krone abgenommen und auf das Kiſſen gelegt. Beim Sanctus verbeugen ſich

alle Umstehenden außer den Trägern der Ehrenzeichen des Reiches. Sechs Pagen mit brennenden Kerzen treten zum Hochaltar; die Geistlichen kommen mit brennenden Lichtern herzu und bleiben bis zur Communion. Der Großwappenträger senkt die Spitze des Schwertes zur Erde, der Herold des Reichs und die Herolde der Stadt senken ihre Stäbe, alle verbeugen sich tief. Donner des Geschützes, Geläute der Glocken.

Auf ein Zeichen des Ceremonienmeisters der Priester erhebt sich der älteste Bischof mit dem Osculatorium des Friedens, empfängt von dem Erzbischof den Friedenskuß, begibt sich in Begleitung zum Throne, und reicht Sr. Majestät die Tafel, und eben so den Sprengel zum Küssen dar. Der Kaiser tritt zur Communion an den Altar unter Vortritt und Gefolge, und fällt auf die Knie. Die zwei Großwürdenträger des Reichs halten ihm unter Kniebeugung ein Tuch vor. Der Archidiacon singt das Confiteor, und der Erzbischof wendet sich, nach Empfang des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, gegen den Kaiser, reicht ihm das Abendmahl, und in einem eigenen Kelche die Purification. Der Kaiser kehrt auf den Thron zurück, um dem Schlusse der Messe anzuwohnen. Die Krone wird ihm aufgesetzt. Der Erzbischof gibt den Segen. Der Kaiser nimmt Scepter und Reichsapfel, empfängt die Glückwünsche der Großwürdenträger, und kehrt unter Trompeten- und Paukenschall in feierlichem Zuge, in gleicher Ordnung, wie bei dem Kommen, von der Kirche zum Palaste zurück.

Der Kaiser trägt die eiserne Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in den Händen, und ist mit dem lombardisch-venetianischen Mantel bekleidet. Der lombardisch-venetianische Großwappenträger trägt hoch emporgehoben das entblößte königliche Schwert unmittelbar vor dem Kaiser. Der lombardisch-venetianische Großkämmerer trägt das Kissen, auf welchem die Krone lag. Die Kroncaplane, der Clerus und die zwei königlichen Assistenten bleiben unter dem Eingange des Tempels zurück. Der Kaiser geht unter dem Baldachin. Während des ganzen Rückgangs Glockenschall und Geschützdonner.

Hiemit ist das Hauptwerk der Krönung vorüber, die wichtigste der darauf folgenden Feierlichkeiten ist der Besuch Ihrer Majestäten in der St. Ambrosiuskirche. Hiebei sind die Formen ebenfalls streng vorgeschrieben. Auszug aus dem Palaste. Reiterei. Vorgänger. Hoftrompeter zu Pferde; Lakaien zu Fuß in großer Livree, Hoffouriere in Galla, Pagen in Galla, sechsspännige Hofwägen mit dem Großmarschall, sechsspänniger Hofwagen mit dem Oberstthofmeister, sechsspännige Leibwägen, darin die Erzherzöge; auf jedem Kutschentritt ein Hoflakai, auf

der Rechten jedes Wagens ein Stallmeiſter in Galla, hinter denſelben die Oberſthofmeiſter zu Pferde; zwölf Kämmerer zu Pferde, hinter ihnen ein Stallmeiſter in Galla; der kaiſerliche Wagen ſechsſpännig, darin Ihre Majeſtäten; zur Linken, ein wenig weiter zurück, der Generaladjutant zu Pferde; zur Rechten der Inſpector der Hofequipagen; auf jedem Fußtritt zwei Lakaien; hinter dem Wagen zu Pferde der Großwappenträger; der Großkämmerer; der Oberſthofmeiſter der Kaiſerin; die Hauptleute der ungariſchen und der Trabantengarde; ein Stallmeiſter in Galla; Reitknechte, welche unter dem Arm die Schabracken tragen; die Trabanten-Leibwache auf den beiden Seiten der kaiſerlichen Wagen, eine Abtheilung der Arcieren-Garde zu Pferde, eine Abtheilung der ungariſchen Nobelgarde zu Pferde; ſechsſpännige Hofwägen mit der Oberſthofmeiſterin und den Palaſtdamen der Kaiſerin, eine Compagnie Grenadiere. Ihre Majeſtäten treten unter dem Baldachin in die Kirche ein. Der Cardinal-Erzbiſchof von Mailand mit dem Clerus reicht das Weihwaſſer. Sie begeben ſich auf den prachtvollen Thron. Der ambroſianiſche Geſang ertönt. Die Meſſe wird geleſen. Das Fußvolk gibt die Salven. Hierauf die feierliche Rückkehr.

Zu dieſen Krönungsceremonien denke man ſich als Relief das Volk der Italiener mit ſeinen ſprechenden Geſichtszügen, reizenden Geſtalten, und bunten, idealiſchen Coſtümen; man denke ſich Reihen von Paläſten, durch welche die Proceſſionen, mit Gold und Juwelen bedeckt, hinziehen, und am Ende die Glorie des Doms von Mailand, des würdigſten von allen, die Herrlichkeit in ſeinen unermeßlichen Räumen aufzunehmen und ſich über dem erhabenen Kaiſerfeſte zu wölben!

Feuilleton.

II.

Literatur.

Allgemeine Länder- u. Völkerkunde,
von
Dr. Heinrich Berghaus.
Dritter Band.
Hofmann'sche Verlagsbuchhandlung.
Stuttgart. 1838.

Der Verfasser dieses Buches ist schon lange als einer der gelehrtesten und fleissigsten Sammler im Gebiete der Geographie und Naturgeschichte rühmlichst bekannt; ihm pflegt keine neuere Entdeckung und Beobachtung zu entgehen, wie sehr auch das einzelne Brauchbare unter dem Wust von Alltäglichem und Ungenauem verborgen seyn mag, und aus den Reisebeschreibungen, Abhandlungen u. s. w. des In- und Auslandes mühsam hervorgesucht werden muß. Der dritte Band der Länder- und Völkerkunde von Berghaus enthält eine vollständige Uebersicht aller Erzeugnisse der sogenannten drei Naturreiche, sowohl in der eigenen Individualität, als in den Verhältnissen zum Ganzen, zu Nationen und Einzelnen. Das Werk bietet eine der ruhmwürdigsten Bestrebungen der Zeit in Hinsicht der Wissenschaft, neben der historischen, die genaue Erforschung der Natur nach bestimmten Thatsachen, und ist gleicher Weise von Conjecturen und einem unbestimmten philosophischen Geschwätz weit entfernt, welches bei beiden den Mangel an positiver Kenntniß oder genauer Beobachtung ersetzen soll. Das Werk kann somit Nichts von dem enthalten, welchem man durch den Namen

geistreicher Ideen ein großes Ansehen verschaffen will, es ist eine Zusammenstellung von Thatsachen in klarer Uebersicht und vollkommenster Ordnung, ausserdem in einer Darstellungsweise verfaßt, welche dem Styl aller gründlichen Naturforscher der neuesten Zeit entspricht, wir meinen Klarheit und Geläufigkeit des Ausdrucks, ohne alle pedantische Färbung, welche eine gelehrte Secte bezeichnen soll. — Das Werk enthält die Botanik, Zoologie und Mineralogie, in den besonderen, abgeschlossenen, wie in den durch Verkehr der Menschen bestimmten Verhältnissen; geographische und climatische Bedingungen sind bei Ersteren, historische bei Letzteren angegeben. Vom Alterthum an ist hier Vieles benützt, welches die historische Forschung geliefert hat, seitdem man das Wesen der Geschichte nicht allein in der äußeren Erscheinung, sondern im innern Zusammenhange der Thatsachen und Lebensverhältnisse sucht, von Boekh's Staatshaushalt der Athener bis auf Humboldt's und Anderer Berechnungen über den Metallwerth nach Ausbeutung der amerikanischen Bergwerke, und bis auf die Schriften Crawford's über den Welthandel. In dieser Hinsicht ist aber Einzelnes übergangen worden. Es gibt z. B. Berechnungen über den verschiedenen Werth der Metalle, und somit aller Gegenstände, zu den verschiedenen Zeiten der römischen Republik und des Imperatorenreiches, nach Verhältniß der einzelnen Eroberungen, Nachweisungen des Handelsverkehrs der Provinzen mit der Hauptstadt, ferner eine Darlegung der Werth- und Handelsverhältnisse Italiens im Mittelalter, und die damit verbundene Nachweisung des Reichthums anderer Länder. — Hinsichtlich des naturhistorischen Theiles ist das Buch in der Botanik ein gedrängter Auszug aus den Schriften Humboldt's, Decandolle's, Jussun's, Link's und Anderer; (die Veränderungen dieser Wissenschaft seit Linné sind regelmäßig nachgewiesen), in dem Thierreiche aus Oken's Naturgeschichte, aus Illinger's Abhandlung über die geographische Verbreitung der Säugethiere u. s. w. Das Ganze ist sogar so vollständig, daß Cuvier's Entdeckungen hinsichtlich der untergegangenen Amphibiengeschlechter angegeben sind, um in den Classen keine Lücke zu lassen. — Der letztere Abschnitt, über Mineralogie, scheint Referenten nicht in derselben Art abgefaßt zu seyn, wie das Uebrige. Für's Erste entsteht dadurch eine Lücke, daß die in den Verkehr gebrachten Mineralien, mit Ausnahme der edeln Metalle und Edelsteine, in ihren Verhältnissen zur Architectur, Oeconomie u. s. w., nicht berücksichtigt sind (wenn dieses nicht noch folgen soll), und daß die genannten Mineralien selbst in ihrer besonderen Benutzung, z. B. oxydirt als Medicamente u. s. w., nicht erwähnt wurden; zweitens daß die chemischen Verhältnisse der Mineralien durchaus nicht angeführt werden. So sieht der Verfasser den einzigen Unterschied der edeln und unedeln Metalle in dem relativen Werth hinsichtlich des Verkehrs, da bekanntlich eine innere Verschiedenheit sich aus dem Umstande ergibt, daß edle Metalle nichtoxydirt an Orten gefunden werden, wo unedle oxydirt sind, und umgekehrt. — Doch dergleichen thut dem Werthe des Buches keinen Abbruch. Referent kennt kein Werk im In- und Auslande, welches in so umfassendem Plane ausgeführt, Naturwissenschaften, Industrie und Verkehr in ihrem Zusammenhange darstellt. K—p.

Dramatischer Salon.

Almanach kleiner Bühnenspiele zur Unterhaltung in geselligen Kreisen.
Von
Alexander Kosmar.
Erster Jahrgang. Berlin 1839.

Unter den fünf Stücken, die der Almanach enthält, ist das letzte, „die Liebe

im Eckhause", ein heiteres, hübsch erfundenes Lustspiel wohl das beste, und in der Darstellung wirksamste. Auch „Onkel und Neffe" ist ein hübscher Schwank; ein alter, ehrlicher Hagestolz von Onkel hat seinem Neffen immer versprochen, ihn zum alleinigen Erben einzusetzen, er hat aber sein Versprechen nicht gehalten, und eine junge hübsche Frau geheirathet; nun macht es ihm viel Unruhe, wie sein Neffe, der, in einer entfernten Garnison lebend, von dieser Heirath nichts weiß, die seltsame Neuigkeit aufnehmen wird, und das wird für ihn eine Kette der peinlichsten Verlegenheiten. In dem sonst unbedeutenden Lustspiele „die Ehrendame", kömmt eine sehr merkwürdige Erscheinung vor, ein schüchterner Gardeofficier; wie an den Hof Carls II. ein Chevalier Littleton kommt, ist übrigens räthselhaft. Auch zwei andere Lustspiele, „Badekuren" und „der Selbstmörder" sind vielleicht rasch gut gegeben auf dem Theater nicht ohne Wirkung, sonst aber sehr unbedeutend. Ein Drama, der Verschollene, ist reich an allerlei Unsinn, man weiß nicht recht, was die Personen eigentlich wollen oder nicht wollen; ein verlorener, zur Tugend zurückgekehrter Sohn spielt die Hauptrolle, er ist amerikanischer Schiffscapitän, hat sehr viel Geld und ist ungemein edel. —

Alle fünf Stücke sind nach dem Französischen, aber nicht handwerksmäßig übersetzt, sondern recht gewandt bearbeitet, und der deutschen Bühne angepaßt. Die Ausstattung des Almanachs ist recht elegant, fünf Zeichnungen darin sind hübsch, und mit vielem Humor entworfen. H . . . k.

Miscellen.

Einen Tag nach der glücklichen Entbindung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Orleans mit einem Sohne, der den Titel eines Grafen von Paris erhielt, erschien schon eine Flugschrift: „die Grafen von Paris", worin der Verfasser, Horaz Rousson, Notizen über alle gibt, die jenen Titel vor dem Enkel Ludwig Philipps führten.

— Bürgermeister und Rath von Berlin machen in öffentlichen Blättern bekannt, daß viele Copiarien alter Urkunden und Urkunden selbst aus der Berliner Bibliothek auf nicht zu ermittelnde Weise verloren gegangen, und wahrscheinlich in Privatbesitz oder in fremde Archive und Bibliotheken gekommen sind. Sie bitten alle diejenigen, die solche Urkunden besitzen, der Berliner-Behörde Anzeige davon zu machen; für jede Copiarie ist zugleich eine Prämie von fünfzig Thalern ausgesetzt, für jede Urkunde soll ein, ihrer Wichtigkeit angemessener, Preis bezahlt werden.

— In Madrid soll nächstens ein, ausschließlich der Literatur und den Künsten, besonders dem Theater gewidmetes Blatt erscheinen. Der Hauptredacteur desselben, Peral, der früher Redacteur der Madrider-Zeitung war, ist jetzt in Paris, um dort Verbindungen anzuknüpfen, und bei den ersten Kupferstechern artistische Beilagen zu bestellen.

— Robert Blum, Carl Harleßsohn und Marggraff haben sich zur Herausgabe eines allgemeinen Theaterlexicons verbunden, das binnen Kurzem in Lieferungen bei Pierer und Heymann erscheinen soll; es wird sich über das Theoretische der Schauspielkunst und ihrer Nebenzweige, über Bühnentechnik, Geschichte des Theaters und seine Literatur erstrecken. Wir werden auf dieses gewiß zweckmäßige Unternehmen zurückkommen, wenn mehre erschienene Hefte ein allgemeines Urtheil gestatten.

— Das nächste Heft der dramatischen Jahrbücher, von E. Willkomm und Fischer, wird eine Arbeit Hermann Marggraffs „das Täubchen von Amsterdam" enthalten.

III.

Bildende Kunst.

Neue deutsche Kupferstiche und Lithographieen

von

L. v. J.

IV.

Ein noch nicht fertiges, aber sehr schön begonnenes Werk soll hier erwähnt werden. Es erschien nämlich unlängst das erste Heft einer Sammlung mit der Aufschrift:

> Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen von J. B. Sonderland; Düsseldorf bei Arnz und Comp., gedruckt in der königlichen Kunst-Academie von Schulgen-Battendorf.

darin sind enthalten:

1) Hans und Grete von Uhland. Es liegt schon darin ein Beweis der verständigen Auffassung, daß der Künstler aus den zwei kleinen Strophen, die ihm hier der Dichter gab, eine Reihe der niedlichsten Bilder zu formen wußte. Es zeigt sich bei solchen Gelegenheiten augenscheinlich, wie die neuere Poesie in Wenigem Mehr zu sagen weiß, als früher seitenlange Gedichte vermochten. Der gemüthstiefe Uhland warf in jener Gnome die reichhaltigste Scizze von der Wesenheit aller Liebensverständnisse hin. Grete hält ihrem Liebhaber vor, daß er sie überall verfolge, und er entgegnet ganz einfach, daß sie ihn nicht bemerken würde, wenn sie ihn nicht gleichfalls mit ihren Blicken verfolgte. Das Eleganteste wohl, was in dieser Weise noch producirt worden, liefert Sonderland in den vier eben so trefflich gezeichneten, als fleißig gestochenen Idyllen, welche jene Worte umschließen. Oben belauscht Hänschen sein Gretchen beim Waldgange, links beim Apfelbrechen, rechts beim Blumengießen, und unten in der Hauptabtheilung beim Füttern des Geflügels. Alle Thierchen ringsum freuen sich des Lebens; die Tauben schnäbeln, und die Kaninchen brüten; man kann durchgehends die verstohlenen Blicke, welche das Mädchen nach seinem Beobachter wirft, erkennen, und es ergibt sich recht deutlich aus dem untern Bildchen, welches Ende die Geschichte nehmen wird, nämlich eine Vereinigung in Haus und Hof.

2) Der Handschuh von Schiller ist mehr als Tableau behandelt, indem die Scene, wo der Ritter den Handschuh aus der Mitte der gefährlichen Belagerer holt, in die Mitte des Blattes gesetzt ist. Die wilden Thiere sind so grausenhaft wahr dargestellt, daß man meinen sollte, der Erste dieses Genre's, Maler Maister zu Cöln, habe seinen Griffel dazu geliehen. Oberhalb sind das Vor- und Nachspiel, wie die Dame den Ritter entsendet, und wie er ihr den Handschuh derberweise in's Gesicht wirft, leise angedeutet. Von der Ballade sind nur die Worte, welche die Ausführung des galanten Abenteuers erzählen, im untern Raume eingezeichnet; das ganze Gedicht folgt dann auf der Rückseite.

3) Der Rattenfänger von Göthe. Die vier ersten Zeilen: „Ich bin der wohlbekannte Sänger u. s. w." sind in die Zeichnung selbst gedruckt; alles Uebrige folgt auf der zweiten Seite. Unten sehen wir eine äußerst geschmackvoll angeordnete Scene, wo der Rattenfänger am Brunnen einer zahlreichen Mädchen-

versammlung seine Weisheitslehre auseinandersetzt, und am höheren Rande sind links und rechs in kleinern Verhältnissen die Schäkereien mit großen und kleinen Kindern angedeutet. Der Rattenfänger ist hier überall der ächte Göthische Schelm; eine so ernste Miene er auch annehmen mag, leuchtet aus jedem Zuge sein Muthwille, seine Lebensluft, seine Begehrlichkeit hervor. Die edeln Umrisse der Mädchengestalten, das besonnene Entferntbleiben von aller Manier erinnert wohlthätig an die Abstammung aus der Düsseldorfer Schule.

4) Der wilde Jäger von Bürger. Dieser Stoff ist vielleicht zu wenig ausgebeutet; die vielen Gradationen, welche das frevelhafte Treiben des Rheingrafen durchläuft, seine rauhe Begegnung des Landmanns und des Hirten hätte in weit großartigeren Umrissen, wenn auch ein zweites Blatt dazu nöthig gewesen wäre, vor Augen geführt werden sollen. Wir sehen die ganze Idee des Malers auf den Anlauf gegen des frommen Klausners Hütte concentrirt, welches Bild allerdings einen richtigen, aber nicht erschöpfenden Begriff vom Charakter des Helden gibt. Nicht ungerügt kann es bleiben, daß der rechte und linke Reiter, oder der gute und böse Geist, nirgends so deutlich hervortreten, daß man in ihnen die Hebel des Fatums zu erkennen vermöchte. Aecht romantisch fiel jedoch der untere Abschluß des Bildes, nämlich das Ausstrecken der „schwarzen Riesenfaust," das Verfolgtseyn durch die Höllenhunde, die da „knirschen, jappen und schnappen," sowohl in der chantischen Zeichnung, als in der nebligen Haltung aus.

Dieses Werk soll in zehn Lieferungen, je zu vier Bildern, mit dazu gehörigem Texte, im Preise zu je 3 fl. 30 kr. auf weißem, und 7 fl. auf chinesischem Papier, nebst Umschlag, erscheinen. Der Anzeiger wünscht dem, durch viele ausgezeichnete Genregemälde rühmlichst bekannten Künstler eine recht allgemeine Theilnahme, damit Deutschland wieder ein Werk erhalte, auf das es, dem Auslande gegenüber, welches in der Randzeichnung noch so weit zurück ist, stolz seyn darf. L. v. I.

Miscellen.

— Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin von Rußland haben geruht, sich unter die Zahl der Mitglieder des Münchner Kunstvereins aufnehmen zu lassen.

— Die dießjährige Dresdner Kunstausstellung bietet sehr wenig besonders Bemerkensmerthes dar; Bendemann, noch mit den Fresken im königlichen Residenzschlosse beschäftigt, hat nichts geliefert, auch Arbeiten seiner Schüler sind nicht ausgestellt. Unter den historischen Bildern wird ein „Christus mit den beiden Jüngern zu Emaus," von Professor Hartmann, eine große Cartonzeichnung von Roth, und eine schöne und lebhafte Scizze „der Einzug der Kreuzfahrer in Jerusalem," von Robert Schulz in Wien, genannt. Riemann, Otto Wagner, Homz haben schöne Genrebilder, Vogel von Vogelstein, bekanntlich einer der ersten deutschen Portraitmaler, Bildnisse, Dahl, Grola, Goldstein und Richter, von denen besonders Dahl, durch seine nordischen Ansichten sich auszeichnet, haben größere Arbeiten geliefert. Vogel aus Hildburghausen, zur Zeit in Rom, hat zwei sehr schöne italienische Mädchen-Köpfe, Professor Nietschel in Leipzig vier schön ausgeführte, für die Aula der dortigen Universität bestimmte Reliefs eingesandt.

— Die Herren Dr. A. Lucanus, G. Gropius, Remy und Nibbeck, als Bevollmächtigte der Kunstvereine zu Halberstadt, Berlin, Stettin und Magdeburg, laden die Vorstände der deutschen Kunstvereine ein, zu der allgemeinen Versammlung zur Berathung der gegenseitigen Interessen, die am 21. October stattfinden soll, in Berlin sich einzufinden.

IIII.

Theater.

Dichter und Regisseur vor Gericht.

Ein Streit, der sich im düstern Schatten der Coulissen eines pariser Vorstadt-Theaters entspann, ist neulich vor dem Policeigericht entschieden worden. Man wollte ein schon seit lange beliebtes Stück aufführen, das jeden Abend ein volles Haus machte. — Das Boulevard-Publikum, das seiner Natur nach etwas unruhig ist, gab lebhafte Winke, es wünsche, man möge die Vorstellung anfangen, und es schien der Direction nicht sehr rathsam, seine Ungeduld noch länger auf die Probe zu stellen; der Vorhang ward also aufgezogen. In einer Ecklege saß jemand, dem das Herz sehr ängstlich schlug, es war der Dichter; ein Laufbursche des Theaters hatte ihn davon in Kenntniß gesetzt, daß das Buch der Mise en Scene (worin alle Requisiten verzeichnet sind), verloren gegangen sey, und er empfand nun gerechte Unruhe über das Schicksal der Vorstellung, da er fürchtete, es werde Wesentliches fehlen, und die Illusion ganz gestört werden. Aber das Stück ist einmal angefangen, das Publikum ist da, und keine Hilfe mehr möglich, der Dichter muß sich seinem guten Sterne ganz und gar anvertrauen.

Er macht also während des ersten Aktes einige gelinde Folterqualen durch; seine Aengstlichkeit, sein Unmuth, seine Verzweiflung wächst mit jedem Augenblicke, da er mit den scharfsichtigen Augen des zärtlichsten Vaters sieht, wie viel hier und da fehlt, da er in jeder Scene befürchten muß, durch irgend einen groben Verstoß werde die Lachlust einiger Gamins rege werden, und sein geliebtes Kind den schrecklichsten dramatischen Tod sterben — ausgelacht werden. Wie leicht konnte nicht ein Zuschauer seinem Nachbar bemerken, es sey doch eigentlich höchst sonderbar, daß die alten Ritter so unbärtig einherzögen; welche gräßliche Ironie lag darin, wenn der edle Sieger des Stückes eine glänzende Rede an die Trophäen richtet, die er in blutiger Schlacht gewonnen, und diese Trophäen unter Schloß und Riegel liegen. Und das Kind! Das Kind, der Effect des Stückes, das Kind, das allen empfindsamen Seelen Thränen entlocken soll! wo ist es? vielleicht spielt es noch ruhig mit seinen Kameraden, oder treibt sich im Costüme des Jahres 1838 in den Coulissen umher, der Augenblick naht, wo es erscheinen soll, gleich hat der Vater aus dem Mittelalter zu rufen: „mein Sohn, mein Sohn, halt ich dich wirklich in meinen Armen? sah ich dich wieder, einziges Pfand, das mir sterbend deine Mutter übergab?“ am Ende muß er sich heißer schreien nach dem geliebten Sohn, und der Taugenichts kömmt nicht.

In dieser schrecklichen Spannung eilt der Dichter auf's Theater, um den Effect, den unschuldigen Knaben zu suchen; er trifft den Regisseur, unterrichtet ihn von seiner Aengstlichkeit, und macht ihm sehr lebhafte Vorwürfe über die Nachläßigkeiten, welche er bemerkte; der Regis-

seur, der sehr beschäftigt ist, nimmt des Dichters Klagen sehr leicht, und antwortet kaum darauf, was den Dichter noch mehr reizt; um das Unglück voll zu machen, steht ein Betpult, woran die erste Liebhaberin gleich ihre Andacht verrichten soll, noch ganz ruhig in einer Ecke; dieses arme Betpult wird der Altar des Unfriedens, der Dichter befiehlt einem Theaterdiener, es unverzüglich an seine Stelle zu tragen; der Regisseur verbietet dem Burschen, sich von der Stelle zu rühren, er habe nur ihm, „seinem rechtmäßigen Herrn" zu gehorchen. Jetzt entspann sich ein heftiger Wortwechsel, man sagte sich gegenseitig einige Schmeicheleien, zuletzt kam es zu thätlichen Beweisen gegenseitiger Abneigung, bei denen der Regisseur wohl den Kürzern gezogen haben muß, da er seinen poetischen Gegner verklagte.

Das Tribunal hört mehre Zeugen; aus ihren Aussagen geht hervor, daß der Kläger den armen Dichter allerdings sehr gereizt habe; der Beklagte seinerseits gesteht freiwillig ein, er habe sich durch seine Heftigkeit, der er nicht mehr Herr zu werden vermocht hätte, zu dem unangenehmen Auftritte verleiten lassen, und es sey deßhalb auch seine Absicht gewesen, gleich am andern Morgen nach dem unangenehmen Vorfalle, dem Regisseur schriftlich sein Bedauern darüber auszudrücken, er habe es aber unterlassen, da ihm erzählt wurde, es sey eine Klage eingereicht, und er nicht wünschen konnte, einen Schritt, zu dem er sich nur freiwillig entschlossen hatte, mißdeutet zu sehen.

In Anbetracht der mildernden Umstände, verurtheilten die Richter den Angeklagten nur zu einer geringen Geldstrafe, und entließen ihn mit der Ermahnung, sich künftig in allen theatralischen und nichttheatralischen Streitigkeiten etwas mehr zu mäßigen.

Romeo mit einem Bein.

Buckelige, schiefe, einäugige Schauspieler hat wohl jeder gesehen, und darunter auch Leute, die durch ihr Talent die Mängel ihres Körpers vergessen ließen. Ein Schauspieler mit einem Bein dagegen wird noch weniger vorgekommen seyn.

Zur Zeit, da Garrick Londons Bühnenfreunde zur Bewunderung hinriß, verließ in Schottland ein Hochländer, Namens Mac-Gregor, die heimischen Haiden, um sein Glück auf dem Theater zu versuchen. Mit außerordentlicher körperlicher Schönheit ausgestattet, brachte Mac-Gregor in allen Rollen, besonders aber in der des Romeo, große Wirkung hervor. Viele Frauen liebten ihn in's geheim, Mac-Gregor aber liebte nur Eine, das war Edith, die ihm jedoch aus Furcht vor der Unbeständigkeit seiner Liebe ihre Hand verweigerte. Mac-Gregor spielte in Glasgow; in einer Nacht bricht neben seiner Wohnung Feuer aus; er stürzt sich in die Flamme, und rettet ein Kind. Unglücklicherweise ist der Schauspieler am Schenkel verwundet. Man ist gezwungen, ihn zu amputiren, und Romeo ist genöthigt, einen hölzernen Fuß zu schleppen.

Einige Zeit nach diesem unglücklichen Vorfall wird das Theater wieder eröffnet, und man spielte anfangs einige Stücke, in denen Mac-Gregor keine Rolle hatte. Der Saal war beinahe leer, und die zerstreuten Zuschauer schienen zur Wiedererregung, die Erscheinung ihres Lieblingsschauspielers zu erwarten. Aber das schottische Genie, das in Glasgow Shakespeare's Stücke einheimisch gemacht hatte, fehlte; Romeo, Hamlet, Richard waren nicht mehr da. Man berief neue Schauspieler; man machte Versuche, aber kein Bewerber um Mac-Gregors Erbe konnte reussiren; er allein verstand es, die Gestalten des Dichters wiederzugeben. Eines Abends, während einer dieser

leeren Vorſtellungen, hörte das Publikum, Mac-Gregor habe ſeine Geſundheit völlig wieder erlangt, und ſey verſtümmelt, wie ein alter Soldat, gekommen, um ſeine Cameraden mit dem hölzernen Beine zu beſuchen. Das erregte allgemeine Freude; unwillkührlich rief man von allen Seiten:

„Mac-Gregor! Mac-Gregor! Wir wollen Mac-Gregor ſehen!"

Das Theater ſtellte in dieſem Augenblick den tragiſchen Saal vor, wo Bano's Geiſt Macbeth in Schrecken verſetzt; die Thüre im Hintergrunde öffnete ſich, und Mac-Gregor trat unter dem Jubel des ganzen Saales vor; es war immer noch daſſelbe geiſtreiche, ſchwermüthige Geſicht, dieſe ſtolze Stirne, dieſer ſanfte Blick, mit derſelben Anmuth in den Bewegungen, demſelben Adel in Gang und Haltung; mit dem den Menſchen, die ſich der Menge zu bemächtigen wiſſen, natürlichen Inſtinkte, hatte ſich der begabte Schauſpieler von dem Kinde begleiten laſſen, das ihm das Leben verdankte, nnd auf deſſen Schultern er ſich nun leicht ſtützte. Man ſchrie vor Freude, man ſtampfte auf den Boden, und erzählte ſich — was man ſchon wußte — den Heldenmuth dieſes Mannes bei dem unglücklichen Brande. Mac-Gregor verbeugte ſich tief, nnd Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Da rief eine Stimme: „Romeo! Romeo! Er ſoll den Romeo ſpielen." Und der ganze Saal rief: „Romeo! Romeo!"

Der Schauſpieler deutete auf ſein hölzernes Bein, und der ſcharfe Ausdruck ſeines Gefühles zeugte von ſeinem Schmerze und ſeiner Unfähigkeit.

„Liegt nichts daran," rief man, „ſpielt den Romeo; in des Himmels Namen noch einmal! Den Romeo! den Romeo!"

Mac-Gregor war unentſchloſſen; er wagte weder ſeinen Landsleuten ihre Bitte zu verweigern, noch ſich ihren Wünſchen zu fügen; aber der Vorhang fiel, ſeine Genoſſen umſtellten ihn, und ihre Bitten beſtimmten ihn endlich.

„Er wird ſpielen! Mac-Gregor wird den Romeo ſpielen." Das ging wie ein Lauffeüer durch die Zuſchauer, und ſchnell verbreitete ſich die Nachricht in der Stadt. Eine Viertelſtunde ſpäter war der Saal gefüllt.

Der verſtümmelte Schauſpieler gab den Romeo, und die Einwohner von Glasgow zeigten ſich ſo begierig, den Hochländer Mac-Gregor zu ſehen und zu hören, daß dieſe Vorſtellung nicht die einzige war. Der berühmte Lord Cheſterfield war auf einer Reiſe, die er in Schottland machte, Zeuge dieſer Thatſache. Bei ſeiner Rückkehr erzählte er Garrick, was er geſehen hatte.

„Und man duldet dieſen Krummbeinigen?" fragte der große Mime.

„Er reißt zur Bewunderung hin; und zwar in einem ſolchen Grade, daß ich Euch mit allem Eurem Talent, und Euren zwei Beinen nicht rathen kann, Euch der Vergleichung auszuſetzen."

Garrick reist ſpornſtreichs nach Schottland ab; er will dieſes Phänomen ſehen. Er kommt in Glasgow an, eilt nach dem Theater, und frägt nach Mac-Gregor.

„Old-Street," antwortete ihm lakoniſch der Portier. In Old-Street traf Garrick Mac-Gregor zu Hauſe. Der Engländer war betroffen von der Schönheit und dem majeſtätiſchen Anblick ſeines ſchottiſchen Cameraden.

„O, Maſter Mac-Gregor, wann ſpielen Sie den Romeo? Ich komme von London, um Sie zu ſehen, ich bin Garrick."

„Nie mehr, Herr Garrick; hier iſt ein Kind, deſſen Vater ich nun bin, und eine Frau, meine Edith, die mich nie lieben wollte, ſo lange ich zwei Beine hatte, die mich aber jetzt anbetet, da ich nur eines habe. Ueberdieß würden Sie mich ſchlecht finden; ich könnte auf Sie

nicht genug Illusion hervorbringen, um meine Krücke vergessen zu machen. Ich bin nur noch ein unvollständiger, verstümmelter Mensch. Man klaschte mir Beifall, weil man mich liebte."

„Sie täuschen sich, mein Herr," entgegnete Garrick. „Sie haben eine eben so lebhafte Illusion auf Lord Chesterfield hervorgebracht, als auf Ihre Landsleute. Lord Chesterfield, der schärfste Geist, der Mann vom feinsten Geschmack von ganz England. Uebrigens spielt man Tragödie nicht mit den Beinen."

„Herr Garrick," antwortete MacGregor mit dem gesunden Verstande, der die Hochländer bezeichnet, „man muß weder Gott noch die Menschen versuchen, das Unmögliche geschieht nicht zweimal. Die Zeit entflieht; das Andenken an die Feuersbrunst verwischt sich; die Begeisterung, die ich erregte, wird lahm; ein neuer Schauspieler spricht an; meine sonderbare Lage hat den Reiz der Neuheit verloren, und mir bleibt mein hölzernes Bein. Ich will es nicht wagen, einen Ruf zu verlieren, der nur abnehmen kann. Sie werden mich nicht spielen sehen, Herr Garrick, aber ich bitte Sie, speisen Sie bei mir, und erhalten Sie sich stets ihre zwei Beine."

Miscellen.

In Paris wird eine Schauspielertruppe aus der Provence und Languedoc erwartet, die von ihnen selbst gedichtete Lustspiele in ihrem Patois aufführen wird. Ihr Director André soll etwas von den poetischen Anlagen der Troubadours seiner Vorfahren geerbt haben, und eine eigenthümliche Komik besitzen.

— Spontini beabsichtige, sagt man, im nächsten Frühling in London eine deutsche Oper zu errichten, wo unter seiner persönlichen Leitung Iphigenia in Tauris, Alceste, Figaros Hochzeit, die Zauberflöte, Fidelio, der Freischütz, und des Componisten eigene Opern, zur Aufführung kommen würden.

— Alle französischen Blätter tadeln die Leistungen der spanischen Truppe, die einige Mal im Theater des Palais-Royal aufgetreten ist. Die Gazette Musicale enthält Folgendes über eine Operette, welche die Spanier gaben: „Unter den sogenannten Stücken, welche diese Nomadentruppe über die Pyrenäen mitgebracht hat, befand sich auch ein Fetzen einer komischen Oper; wir wollen aus Gerechtigkeitsliebe nicht einmal die Musik derselben beurtheilen; denn ach! in Gesang wie in Politik müssen die armen Spanier sich, wie es scheint, noch sehr viele Mühe geben, ehe es leidlich gehen wird, und die Gäste des Palais-Royal verstanden nicht im Mindesten die Gedanken des Componisten, und den Geist seiner Musik anschaulich zu machen. Im Allgemeinen haben die Spanier, so ausgezeichnet in der Malerei, in der Musik keine großen Talente aufzuweisen. Aber das sollte eben ein Grund seyn, ein „kluges Stillschweigen" zu beobachten, und selbst nicht das Geheimniß ihrer Schwäche zu errathen. Sie hätten zu Gunsten ihres Rufes uns gegenüber nur auf die glänzende Ausnahme von der Regel auf die Malibran-Garcia berufen sollen, das wäre hinreichend gewesen, vor dem Tribunal des pariser Dilettantismus eine Ehrenerklärung zu erhalten. Aber die neuen „Virtuosen" haben ihrem Vaterlande viel geschadet, einer ihrer Landsleute selbst sprach das nicht allzu milde Urtheil über sie aus: **cantaron tan endiabladamente que nos desgarraron los oidos.** (Sie singen so höllisch, daß sie uns die Ohren zerreißen.) Wenn man kein Talent hat, gehört man vor Allem nur seinem Vaterlande an, denn man kann ihm in der Fremde nichts als Unehre bereiten.

V.

Gesellschaft.

Moden.

Die Gunst, worin die Mousseline aller Art stehen, währt noch immer fort; besonders werden Mousselinkleider mit Volants, und an den Enden mit Cachemirwolle weiß in weiß gestickt, zum Negligé getragen, man sieht deren viele, wo die Stickerei sehr schön und einfach ist; die Ermel dieser Kleider werden noch immer **à la jardiniere**, oben auf der Schulter mit zwei kleinen Volants geschmückt, getragen, ein Fichu **à la Charlotte Corday**, gleichfalls von Mousselin, dessen beide Enden auf der Brust gekreuzt, sich zum Gürtel zusammenschlingen, und auf dem Rücken in einem Knoten endigen, vollendet diesen einfachen Anzug.

Die Vorliebe für Mousselin erstreckt sich auch auf die Shawls, man trägt statt der Cachemire Mousselinschleier mit breiten Spitzen, vorzüglich mit alten Spitzen, mit **point d'Alençon** und ähnlichen alterthümlichen, besetzt, wenn man so glücklich ist, sie erhaschen zu können, aber das ist so leicht nicht, man findet nur selten so historisch gewordne Spitzen, und die moderne Kunst muß daran verzweifeln, ihre Feinheit und das Originelle ihrer Zeichnung nachahmen zu wollen. Auch sieht man viele Mousselin-Shwals mit Rosa oder citronfarbigem Atlas oberhalb der Spitzen besetzt.

Man trägt auf Spaziergängen und im Theater elfenbeinene Fächer mit chinesischen Malereien, und Fächer von zierlich geschnitzter Schildpatt mit Malereien im alten Geschmack; Duvallerey, der erste Fächerfabrikant von Paris, unerschöpflich an neuen und geschmackvollen Erfindungen, ist zum Hof-Fabrikanten Ihrer Königl. Hoheit der Princessin Marie, Herzogin von Würtemberg, ernannt worden.

In den Anzügen der kleinen Mädchen sind jetzt die Schürzchen das neueste und bemerkenswertheste; die Zeichnungen derselben sind ungemein geschmackvoll. Die elegantesten Equipagen werden fast alle roth lakirt, und inwendig roth ausgeschlagen. Roth ist die herrschende Modefarbe.

Die Pianofortes und die öffentliche Ruhe.

Es gibt auf der Welt kein schrecklicheres Instrument als das Pianoforte. Die Trommel des Tambours, das Horn eines Nachtwächters, eine Harmonika, Singübungen eines heisern Choristen, oder die Studien eines Quartaners auf der Maultrommel sind nichts dagegen; ihnen kann man entfliehen, aber Pianofortes sind eine Qual, vor der nichts rettet. Früher glaubte man noch an die Ruhe des Landlebens, es war eine schöne, idyllische Zeit, wo diese Guillotine der Ohren, dieses Pianoforte mit verstimmten Saiten noch nicht über das Weichbild der Städte hinausgedrungen war, wo die Amtmanns-, Pfarrers- und Schullehrerstöchter noch nichts von Strauß, Moscheles und Bellini, und so vielen andern

ins wußten, wo nur noch einfache Lieder „ohne Clavierbegleitung" ertönten.

Seit es Pianofortes gibt, iſt niemand mehr Herr ſeiner Zeit, der ſtille Friede im traulichen Zimmer iſt dahin, Ruhe iſt ein leeres Wort, ein Schall ohne Bedeutung geworden. Du kömmſt Abends ſpät, matt und müde von des Tages Laſt und Hitze, von der Anſtrengung einer Abendunterhaltung, mit geiſtreicher Converſation zurück, und nimmſt dir vor, recht im Widerſpruch mit dem Sprichworte: „Die Morgenſtunde hat Gold im Munde," bis neun oder zehn Uhr am andern Morgen in den Armen des Schlafes zu ruhen, aber neben dir an wohnt eine Dame von geſetztem Alter, man hat ihr geſagt, frühes Aufſtehen conſervire den Teint, und um halb ſechs Uhr ertönt aus ihrem Zimmer ein neuer Walzer von Strauß. Strauß, Strauß, dieſer Mann muß beladen von Flüchen unglücklicher Väter, Brüder, Onkel, Vettern, Vormünder, Ehemänner und Bräutigams ſeyn, und Bräutigams müſſen doch ſonſt ziemlich viel hören können, beſonders Ermahnungen der Frau Schwiegermutter, Fräulein Tochter auf den Händen tragen zu wollen.

Schreckliche Menſchen ſind auch die Pianoforte-Fabrikanten, ſo ein Mann geht ganz ehrbar und höflich über die Straße, grüßt links und rechts, aber liegt nicht eine hölliſche Schadenfreude in ſeinem Lächeln, zuckt es nicht um ſeine Lippen, als wolle er ſagen: „ich, liebe Mitmenſchen und Mitbürger, bereite Euch kummervolle Tage und halb ſchlafloſe Nächte, und Ihr nehmt vor mir den Hut ab, und erwählt mich vielleicht zum Bürgervorſteher oder Stadtverordneten, und doch bin ich der ärgſte Feind der Ruhe, die des Bürgers erſte Pflicht iſt."

Es wäre für Aerzte und Pſychologen eine intereſſante Aufgabe, zu erforſchen, wie viel Menſchen jährlich an übermäßig gehörten Pianofortespiel ſterben, und an wie viel Selbſtmorden das Pianoforte geheime Urſache iſt. Unſere Geſetzgeber aber ſollten Strafen auf unbefugtes Fortepianoſpiel ſetzen, und die Zahl der Componiſten, Muſiklehrer und Pianoforte-Fabrikanten möglichſt beſchränken.

Marſchall Moncey.

Bon, Adrien Moncey wurde am 31. Juli 1754 in Beſançon geboren, ſein Vater, Advocat im Parlamente, ließ ihm eine ſehr ſorgfältige Erziehung geben, und beſtimmte ihn von früheſter Jugend an zum Juriſten; doch ſagte dieſe friedliche Beſchäftigung dem jungen Manne nicht zu, und er ließ ſich 1775 als Grenadier bei dem Regimente der Champagne anwerben. Damals war die franzöſiſche Armee, wie faſt alle Armeen Europas, in ſehr traurigem Stande, ſchlechter Sold, ſchlechte Kleidung, barbariſche Disciplin für die Soldaten und keine Ausſicht auf Vorwärtsſchreiten, da faſt alle Officiersſtellen und die höheren ganz ausſchließlich an Adeliche vergeben wurden. Moncey, gebildet und aus guter Familie, bitter getäuſcht in ſeiner Erwartung auf Avancement, konnte das Soldatenleben von damals nicht lange ertragen, nahm ſeinen Abſchied, und kehrte zu ſeinen Büchern zurück; doch auch ſie langweilten ihn bald, und er ließ ſich wieder bei der Gendarmerie von Lüneville anwerben. Vier Jahre ſpäter, 1778, hatte er es erſt zum Unterlieutenant bei dem Regimente der freiwilligen Dragoner von Naſſau-Siegen gebracht, die beim Anfang der Revolution in ein leichtes Infanteriebataillon umgewandelt wurde. Moncey betrachtete die Umwälzung von 1789 als ein Ereigniß, das unabwendbar kommen mußte, und ward einer ihrer eifrigſten Anhänger, wie ſich denn der höchſte Enthuſiasmus für ſie in den Reihen der Armee, die vom Hofe verachtet und mißhandelt worden war, laut kund gab. Moncey wurde 1791 Capitain, 1797 Bataillonschef. Sein tapfe-

res Benehmen im Lager von Andaye, den Angriffen des ſpaniſchen Generals Caro gegenüber, erwarb ihm den Grad eines Brigadegenerals, den ihm die Volksrepräſentanten verliehen; ſpäter gab der Nationalconvent zu dieſer Belohnung ſeine Zuſtimmung. Darauf ward ihm der Befehl über den linken Flügel der Armee übertragen; er drang auf das ſpaniſche Gebiet vor, nahm den Hafen Paſſages ein, und die Feſte Sanct Sebaſtian mit einer Beſatzung von dreitauſend Soldaten mußte ſich ihm ergeben.

So ſchöne Ergebniſſe lenkten die beſondere Aufmerkſamkeit des Nationalconvents auf ihn, es wurde ihm das Obercommando der Armee angetragen, das er vergebens beſcheiden abzulehnen verſuchte. Der 17. October 1794 rechtfertigte das Vertrauen des Conventes, bei Villa Nova ſchlug er die ſpaniſche Armee; durch dieſen Sieg gerieth das ganze ſpaniſche Navarra, mit Ausnahme von Pampelona, in die Hände der franzöſiſchen Armee; neue große Gefechte Monceys bei Caſtellnova, Villa Real, Mont Dragon, Lybor und Bilbao folgten jenem erſten Siege, und vermochten die ſpaniſche Regierung, einen Waffenſtillſtand nachzuſuchen, während deſſen der Friede zu Baſel geſchloſſen wurde. Am 1. September 1796 kehrte der General Moncey nach Frankreich zurück, und erhielt das Commando der fünfzehnten Militärdiviſion. Dann nahm er thätigen Antheil an dem Feldzuge in Italien, überſtieg mit zwanzigtauſend Mann den Sanct Gotthardt, und erfocht den Sieg bei Roveredo. Nach dem Frieden in Lüneville war er eine Zeit lang Commandant des Departements der Adda und von Oglio; darauf kehrte er nach Frankreich zurück, wo ihn Napoleon ſehr auszeichnete; er ward nacheinander Marſchall des Reichs im Mai 1804, Chef der zweiten Cohorte, Großofficier der Ehrenlegion, Herzog von Conegliano.

Der Marſchall Moncey nahm thätigen Antheil an dem Kriege von 1808 in Spanien, und zeichnete ſich beſonders in den Feldzügen von 1812, 13 und 14 aus. Von Napoleon Abſchied nehmend, ſprach er: „Sire, ich werde über die Sicherheit des Staates wachen.“ Er hielt gewiſſenhaft Wort, und ſeine ſchöne Vertheidigung von Paris erwarb ihm die ehrende Anerkennung der Alliirten. Ludwig XVIII. fühlte, er müſſe die erlauchten Krieger Napoleons ſeinem Thron befreunden, Marſchall Moncey behielt alle ſeine Titel und Würden, und wurde ſelbſt zum Staatsminiſter ernannt; aber da er den Muth beſaß, in einem Briefe vom Auguſt 1815, die Präſidentſchaft in dem Kriegsgerichte, das über Marſchall Ney gehalten werden ſollte, abzulehnen, fiel er in Ungnade, und wurde gefangen nach dem Schloſſe Ham geführt. Nach drei Monaten erhielt er ſeine Freiheit wieder, und zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion in Spanien ſtand er wieder bei Hofe in voller Gunſt. Zum Commandanten des vierten Corps jener Armee ernannt, war er faſt allein die Seele aller Operationen. Die Einnahme von Barcelona und Taragona waren ſeine letzten Waffenthaten. Er erhielt von Ludwig Philipp die Stelle eines Gouverneurs der Invaliden, und hat in dieſem Poſten vor einigen Jahren die Abſtellung ſchwerer Mißbräuche, den einflußreichſten Männern gegenüber, durchzuführen gewußt.

Letzte Tage.

Franzöſiſche Blätter theilen Merkwürdiges über einen Verbrecher mit, der den Gedanken, ſterben zu müſſen, gar nicht ertragen konnte, und die letzten Tage ſeines Lebens in namenloſer Pein verbrachte. Viktor Hugo, der durch ſeine Dichtung **les derniers jour d'un condamné** ſo mächtig auf die Diſcuſſion über Abſchaffung der Todesſtrafe eingewirkt hat, wird oft der Vorwurf gemacht,

er habe übertrieben, und mit zu kraſſen Farben gemalt, aber was über Souzet berichtet wird, iſt Thatſache, und doch nicht minder kraß. Die Frage, ob die Todesſtrafe abzuſchaffen ſey, wird jetzt mehr und mehr angeregt, und für ihre Abſchaffung, die vor noch nicht langer Zeit nur als der Traum einiger Schwärmer für Humanität zu ſeyn ſchien, erheben ſich die gewichtigſten Stimmen; Erfahrungen, wie die vorliegende, ſind aber gewiß geeignet, von einer Strafe abzumahnen, deren ganzen Umfang kein menſchliches Auge ermeſſen kann.

Souzet war wegen des ſchrecklichſten Verbrechens, wegen Vatermordes, zum Tode verurtheilt worden, doch hatte er ſelbſt nie dieſe Unthat eingeſtanden, ſondern war auf die begründeten Ausſagen ſeines Bruders hin, zum Tode verurtheilt worden. Er beklagte ſich oft, doch ohne Bitterkeit über die Zeugen, deren Ausſagen über Streit und Hader zwiſchen ihm und ſeinem Vater, weil er ſich gegen deſſen Willen verheirathen wollte, zu ſeiner Verurtheilung beigetragen hatten. „Ich liebte meinen Vater," betheuerte er, „ich liebte ihn ſehr, und niemals lebten wir in Unfrieden."

In den erſten Tagen, die ſeiner Verurtheilung folgten, hielt Souzet noch die Hoffnung aufrecht, ſein Geſuch, um Caſſirung des Urtheils werde vom höchſten Gerichshof angenommen werden, oder der König würde ihn bei der Feier der Julitage begnadigen. „Ich habe ein Geſuch um Caſſation eingereicht," ſagte er oft heiter, „aber wo werde ich denn eigentlich gerichtet werden? Ach hätten ſie mich in meinem Unglück nur auf Lebenszeit verurtheilt, ich wäre ja noch gern zufrieden geweſen."

Als er erfuhr, ſein Geſuch um Caſſation des Urtheils ſey zurückgewieſen, ward er traurig und nachdenkend, er aß nicht mehr, ſein Schlaf war ſchrecklich unruhig, er hatte entſetzliche Angſt vor dem Tode, und beſonders beunruhigte es ihn, daß ſo viele Menſchen bei ſeiner Hinrichtung zugegen ſeyn würden. „Ach, rief er aus, hätte doch jemand ſo viel Barmherzigkeit mit mir, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder mich niederzuſtechen, mein Blut würde im Gefängniſſe fließen, und niemand es ſehen. Aber unter freiem Himmel .... vor aller Welt ...., auf dem Schaffotte ...., ich bin noch ſo jung ...., es iſt zu hart ... Sie hätten mich auf lebenslänglich verurtheilen können, ich wäre dann meines ſchönen Todes geſtorben." Als er erfuhr, ſein Vertheidiger habe beim Könige ein Begnadigungsgeſuch eingereicht, nahm ſein Geſicht einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Freude an, der Unglückliche klammerte ſich an dieſen Rettungs-Anker, der ihm, ſo glaubte er, nicht mehr entſchwinden könne, und rief mit einer Art ſtolzer Sicherheit aus: „ah er hat dem Könige geſchrieben ... das iſt gut! er hat dem König geſchrieben .., dem König .." Und in dieſer Hoffnung hatte er auf acht Tage Ruhe, dann aber litt er wieder, bald der Hoffnung, bald dem Schmerze hingegeben, ſchrecklich. Wenige Tage vor ſeiner Hinrichtung verfiel er in düſtre Verzweiflung, er horchte auf jedes Wort, daß im Hofe ſeines Gefängniſſes geſprochen wurde, er forſchte nach den Blicken, nach jeder Bewegung ſeiner Wächter, nichts entging ihm, alles legte er zu ſeinen Ungunſten aus, und bildete ſich ein, jeder ſpräche zu ſich: „Morgen wird er ſterben."

Er ließ ſich von Jemand, der ihn beſuchte, verſprechen, er ſolle am Donnerſtag oder Freitag wieder kommen, damit er wiſſen konnte, es ſey die Abſicht, ihn noch bis dahin leben zu laſſen. So vergingen einige Wochen zwiſchen Furcht und Hoffnung, aber endlich konnte er dieſe Qual nicht mehr ertragen, und beſchloß ſich ſelbſt zu ermorden. Der, welcher den Muth gehabt hätte, ihm zu ſagen, morgen ſolle er hingerichtet wer-

den, hätte ihn gewiß an dem Morgen an den Eisengittern seines Gefängnisses erhängt gefunden. Nur noch die Hoffnung, begnadigt zu werden, von der er sich nicht ganz lossagen konnte, hielt ihn ab, die Ausführung des Plans, sich zu ermorden, zu versuchen; er wollte nicht sein Leben wagen, da doch noch immer einige Wahrscheinlichkeit für ihn da war, dem Schaffotte zu entfliehen. Er machte vergebliche Versuche, sich ein Messer zu verschaffen, das er unter sein Stroh verstecken wollte.

Seit einiger Zeit blieb er gern allein, und wollte nicht mehr seinen Kerker verlassen, noch mit den andern Gefangenen verkehren; er brachte seine Zeit damit zu, den Rosenkranz für die Ruhe der Seele seiner Mutter zu beten, die er sehr geliebt zu haben schien. Ueber das Verbrechen, das er begangen hat, und über das er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens hartnäckig schwieg, schien er nicht die mindeste Reue zu empfinden. Er war roh und stumpfsinnig, und gedachte nur seines Verbrechens, weil es ihn das Leben kostete. Doch war er nicht ganz ohne besseres Gefühl, und wahrscheinlich hätten sich seiner, wäre er der Strafe, die er so sehr fürchtete, entgangen, Gewissensbisse, und die herbste Reue bemeistert; aber die Liebe zum Leben drängte in ihm fast jedes andere Gefühl zurück.

Eines Morgens endlich trat der Schließer in seinen Kerker, und hieß ihn hinabgehen, um in die Capelle des Gefängnisses zu kommen. Da verließ ihn alle Kraft, denn er begriff, daß er sich zum letzten Gange bereiten müsse. Nur mit Gewalt konnte man ihn aus seinem Kerker reißen, und seine Wächter trugen ihn in die Capelle. Dort setzte er sich erschöpft auf eine Bank, und machte nun in Gegenwart einiger Männer, die während seiner Gefangenschaft ihm einigen Antheil bezeugt hatten, die umfassendsten Geständnisse über sein Verbrechen. Kaum hatte er sie geendigt, so durchschauerte ihn wieder der Gedanke an den Tod, den er binnen wenig Stunden erleiden sollte, und er rief aus: „Gott, mein Gott! wie wollen sie es denn anfangen, mich zu tödten? Warum nicht hier? Warum auf ihrer schrecklichen Maschine, und vor aller Welt! . . O mein Gott . . .“

Um zwei Uhr Mittags setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Souzet barfuß, in ein weißes Gewand gehüllt, und das Gesicht mit einem schwarzen Schleier verhüllt, wurde von den Knechten des Scharfrichters gehalten, und man mußte ihn auf das Schaffot tragen.

Als der Scharfrichter ihm den schwarzen Schleier abnahm, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, eine Minute später hatte er aufgehört zu leben.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Zwei Portraits der Herren Arago und Chateaubriand.
2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Das k. k. Burgthortheater in Wien *).

Erste Abtheilung.

Das Burgtheater im Jahre 1826.

Ich komme im Laufe meiner Aufschreibungen zu den Theatern, Wiens. Ich will mit dem Ersten derselben, dem Burgtheater, beginnen.

Das Theater trägt, wie Alles, und mehr noch als alles anderer den Charakter der Veränderlichkeit, des ewigen Wechsels. Es ist daher schwer, seine so vorübergehenden Erscheinungen nur einigermaßen festzuhalten. Selbst das Eigenthümliche einer einzelnen Periode verschwindet oft im Augenblicke, wo man sie schildern will. Die Entfernung eines bedeutenden Schauspielers, eine neue Direction, eine Aenderung im Repertoir, Launen des Publikums, anderer Geschmack, andere Dichter, Alles wirkt hier ein.

Das Burgtheater wußte sich seit geraumer Zeit den Ruf der ersten deutschen Bühne zu bewahren, und es verdankt diesen Ruf weniger dem Repertoir, weniger einer umsichtigen Leitung, weniger einzelnen vortrefflichen Künstlern, als dem Geiste, der das ganze Institut beseelt. Jeder Schauspieler findet sich durch ein Engagement auf

*) Diese treffliche Monographie des Burgtheaters bildet einen Theil eines noch ungedruckten Werkes: „Zehn Jahre in Wien," von dem wir noch mehre Fragmente unsern Lesern versprechen dürfen. D. R.

der Burg geehrt; er fühlt seine Stellung. Jeder trägt nach seinen Kräften zur Erhaltung des mit Recht erworbenen Rufes bei. Es wird dieß ehrenvolle Streben ermuntert durch ein Publikum, das dankbar jede gelungene Leistung belohnt, jede Nüance ergreift und in einer Art von geistigem Verkehr mit den Spielenden sich befindend, versteht, und auch zeigt, daß es versteht. Ich spreche hier nicht von den Cabalen, Parteien und dramatisch-literarischen Fehden, die, mit jedem Theaterwesen wie durch ein unvermeidliches Schicksal verknüpft, auch hier oft störend einwirken. Ich betrachte die Anstalt in ihren vielen gelungenen Vorstellungen als ein Ganzes. Ich freue mich insbesondere des Ensemble und des Taktes, mit dem in der Regel die Rollen vertheilt werden; selten tritt hier eine Störung ein, und Schauspieler, die an andern Bühnen nur auf erste Rollen Anspruch machen würden, übernehmen willig untergeordnete Partien, denen sie denselben Fleiß, dieselbe Aufmerksamkeit zuwenden.

Das Haus selbst, so klein, so alt, finster und unbequem wie möglich, trägt doch vielleicht zur Erhöhung des Interesses für die Darstellungen bei, denn kein Wort geht in dem beschränkten Raume verloren; man spielt wie in einem Haustheater, wozu es auch ursprünglich bestimmt war, und der Kaiser, welcher selten einen Abend darin zu erscheinen versäumt, folgt mit dem ganzen Publikum diesen classischen Aufführungen mit der größten Aufmerksamkeit. Es hat sich demnach in diesem äußerlich so vernachlässigten, aber durch die Gewohnheit so sehr beliebten Theater schon früher eine Art von Vertraulichkeit und Annäherung zwischen dem Hofe und den Zuschauern gebildet; denn die vortreffliche Kaiserin Maria Theresia, welche seit dem Tode ihres Gemahls nicht mehr im Theater gewesen war, erschien eines Abends (1768) plötzlich in der Loge und rief in der Freude ihres Herzens dem Publikum zu: „Der Leopold hat an Buben.“ Und derselbe Franz, dessen Geburt auf eine eben so rührend einfache als originelle Weise dem Theaterpublikum Wiens angekündigt wurde, besuchte jene Loge durch eine drei und vierzigjährige Regierung fortwährend. Es hatte sich diese Sympathie zwischen der Loge und dem Parterre erhalten, und es trug jene tägliche Erscheinung nicht wenig zur Popularität des Kaisers Franz bei. Jedermann suchte ihn zuerst beim Eintritt ins Theater; es fehlte Jedem etwas, wenn der Kaiser nicht da war, und als vollends sein Tod diese Hoffnung, ihn dort zu begegnen, auf immer raubte, konnte man sich eines wehmüthigen Gefühles bei dem Anblicke dieser Loge nicht erwehren, wo man immer glaubte, ihn noch sehen zu müssen. Wie oft ertönte nicht dieses Haus von dem bekannten Volksliede, wie

oft wiederhallte es nicht von tausendfachem Jubel, wenn der gute Kaiser nach Reisen oder Krankheiten zum erstenmale wieder darin erschien! Er besuchte es noch den Abend vor seiner letzten Krankheit, den 23. Februar 1835.

Ich möchte die schönen Erinnerungen, welche sich an dieses historische Haus knüpfen, nicht mit einem neuen, glänzenden Saale vertauschen. Und dennoch ist der Raum für das immer zunehmende Publikum zu beschränkt, die Anfahrt unbequem, die Feuersgefahr für die Burg, ganz in der Nähe der Schatzkammer, sehr groß. Viele Plane zu einem neuen Gebäude sind entworfen, keiner bis jetzt ausgeführt.

Was bei einem so kleinen Hause an Deutlichkeit des Vortrages, Mienenspiel u. s. w. gewonnen wird, geht in Trauerspielen mit Militär-Evolutionen oder Aufzügen freilich wieder an Täuschung verloren; daher das Burgtheater hauptsächlich auf das Conversationsstück angewiesen ist. Bei größeren Schauspielen sucht man jenem Uebelstande durch sehr schöne Dekorationen und herrliche, reiche Costüme abzuhelfen. Mehr noch als die Pracht der Garderobe ist die Richtigkeit zu bewundern, mit der die Trachten der verschiedenen Zeiten und Völker hier wiedergegeben werden. Stubenrauch ist hierin wohl einer der gebildetsten Künstler, und glücklich in Auffassung, wie in der Ausführung.

Ein überall verbreitetes Uebel ist das Orchester bei Vorstellungen von Schauspielen. Es gibt gewisse Präludien, Quartetten u. s. w. von Haydn, Pleyel und Andern, die immer und allenthalben aufgeführt werden. So auch hier. Weil selten Jemand darauf hört, hält man es auch, wiewohl mit Unrecht, nicht der Mühe werth, diesen Theil der Unterhaltung besonders zu heben. Zudem componiren die Musikdirectoren Treischke, Franz und Andere Zwischenakte uud Ouvertüren, Märsche und Lieder zu neuen Stücken; eine unglückliche Manie, welche sie mit ihren meisten Collegen theilen.

Doch genug der Bemerkungen, welche das Theater betreffen, wenn der Vorhang noch unten ist; es ist Zeit, daß ich ihn lüfte und von der Bühne selbst spreche. Doch zuvor noch eine Notiz: gerade dieser Vorhang, obwohl alt und etwas verbleicht, hat doch auch seine Verdienste; er ist sehr gut gemalt: von wem? weiß ich nicht mehr; man attachirt sich aber so sehr an dergleichen Gegenständen, daß ich keinen andern an seiner Stelle sehen möchte. Außer diesem leichten Gewebe hängt auch noch ein eiserner Vorhang über dem Proscenium, um bei Feuersgefahr schnell das Publikum von der in Flammen stehenden Bühne zu trennen; eine beachtenswerthe Vorsicht, welche auch anderswo nachgeahmt werden dürfte.

Auf dem Burgtheater wird mit Ausnahme des Monats Juli das ganze Jahr hindurch gespielt. Geschlossen bleibt die Bühne jedoch die ganze Charwoche hindurch, drei Tage vor Weihnachten, an hohen kirchlichen Festen und an Sterbetagen der kaiserlichen Familie, Normatage genannt. Man kann daher etwa dreihundert Vorstellungen auf das Jahr rechnen.

Folgendes war der Personalstand des Burgtheaters im Jahre **1826**:

Die Herren:

Koch.	Wothe.	Heurteur.
Koberwein.	Wilhelmi.	Schwarz.
Krüger.	Löwe.	Pistor.
Costenoble.	Weber.	Reil.
Korn.	Mittel.	Laroche.
Anschütz I.	Wagner.	Moreau.
Anschütz II.	Kettel.	
Lembert.	Fichtner.	

Die Frauen:

Von Weissenthurn.	Korn.	Anschütz.
Koberwein.	Schröder.	Costenoble.
Löwe.	Lembert.	Reichel.

Die Demoiselles:

Sophie Müller.	Löwe.	Weber.
Bandini.	Pistor.	Teimer.
Hruschka.	Koberwein.	

Im Trauerspiele standen die Madame Schröder und Demoiselle Sophie Müller oben an. Erstere bleibt in manchen Rollen, wie als Isabella in der Braut, als Medea, Lady Macbeth, Sapho und vielen andern unerreichbar. Mir sagte sie jedoch nie ganz zu, und wenn ich, durch die Meisterschaft ihrer Darstellungen bezwungen, ihr meine Bewunderung nicht versagen konnte, so war mir doch ihre äußere Erscheinung, besonders in späterer Zeit, höchst unangenehm; ihre allzugedehnte Declamation wurde peinlich, und nur im höchsten Affecte wahrhaft hinreißend. Erst in der neuesten Periode trat Madame Schröder in Schauspielen, besonders Iffländischen, mit Erfolg auf. Es gibt Künstlerreputationen, an denen man sich nicht vergreifen darf, ohne den Vorwurf von Beschränktheit oder Mangel an Geschmack und Kunstsinn auf sich zu laden. Ich folge hier gerne, wie überall, meinem eigenen Gefühle, und gestehe, daß mich nur sehr wenige tragische Schauspieler

wahrhaft befriedigen. Die Couliſſenreißerei liegt hier ſo nahe, und es iſt unendlich ſchwer, zwiſchen der Natur und dem Haſchen nach Beifall, zu dem oft ein großes, daher gemiſchtes Publikum hinreißt, den Mittelweg zu halten. Deßhalb konnte mich, gleich Madame Schröder, auch der ſo ſehr gefeierte Anſchütz nicht immer anſprechen; mit jenem Ringen nach Knalleffect verbindet er auch noch einen Pathos, der im Vereine mit jenem der Madame Schröder jedes Stück, in dem beide zugleich ſpielen, eine Stunde länger hinauszieht.

Mademoiſelle Sophie Müller entzückte das Wiener Publikum über ſieben Jahre lang durch ausgezeichnetes Talent und den ſeltenen Verein aller jener glänzenden Eigenſchaften, welche ſie zu einer der erſten deutſchen tragiſchen Schauſpielerinnen unſerer Zeit machte, und dabei erfreut ſie auch durch ihre Anmuth in den heitern Spielen der Muſe. Die Tageblätter jener Zeit ſind unüberſchwenglich in ihrem Lobe; an Gedichten, Verehrungen aller Art fehlte es nicht. Ihre Sprödigkeit zog ihr manchen heimlichen Feind zu; dieſe Anfeindungen bürgen für die Reinheit ihrer Sitten. Ich bin aus dem oben angeführten Grunde kein fleißiger Beſucher von Trauerſpielen, eben weil dieſe Vorſtellungen ſo ſelten der Dichtung würdig ſind. Ich ſah Mademoiſelle Müller daher weniger, als ich gewünſcht hätte. Ich erinnere mich aber noch immer mit Vergnügen an einige ihrer gelungenſten Leiſtungen, wie z. B.: an Lady Rottland, an Percy's Frau, an die Jungfrau von Orleans, an Emilie Galotti, an Olga und ſo viele Andere, die alle zu nennen zu weitläufig wäre. Graf Mailath hat über ihr Wirken ein nach meiner Anſicht ziemlich einfältiges Buch geſchrieben; ich kann mich daher der Kürze wegen auf dieſe Compilation, womit der Verſtorbenen wohl ein ſchlechter Dienſt erwieſen wurde, beziehen. Es ſchien mir indeſſen, als ob das Spiel der Mademoiſelle Müller in der letzten Zeit an Leichtigkeit und Natürlichkeit verloren; die Wahrheit wurde oft einem augenblicklichen Effekt geopfert, und im Luſtſpiele vollends trat jene ſteife Haltung nnd vielleicht auch jene Prüderie hervor, welche Sophie Müller im geſelligen Leben angenommen hatte. Nur an eine Rolle, ihre letzte, theile ich noch jetzt mit allen Bewohnern Wiens eine Art begeiſternder Erinnerung; ich meine jene claſſiſche Darſtellung des Nibelungen-Horts von Raupach, welche in allen ihren Theilen eine vollendete zu nennen war. Sich ſchon unwohl fühlend, trat ſie zu wiederholten Malen ſchnell nach einander in jener anſtrengenden Partie der Chrimhilde auf. Sie zog ſich dadurch eine Lungenentzündung zu, an deren Folgen ſie im Frühjahr 1830 mit ſieben und zwanzig Jahren an der Auszehrung zu Hitzing ſtarb, wo ſie auch begraben wurde.

Unter allen Schauspielern der Burg war Korn̄ lange Jahre hindurch der beliebteste. Er genoß einer sichtbaren Popularität. Auch liegt ein gewisser Zauber in seinen Darstellungen, dem man nicht leicht widerstehen kann. Hier bewährt sich aber wieder die Erfahrung, daß durch die Gewohnheit selbst Fehler erträglich, ja oft liebenswürdig erscheinen können. Korn's Organ gehört durchaus nicht zu den angenehmen; eine in späterer Zeit allzubald in Heiserkeit übergehende Schwäche der Stimme, so wie eine unrichtige Aussprache sind allerdings für einen großen Schauspieler bedeutende Fehler, welche Korn auch hinderten, anderwärts mit Erfolg aufzutreten. In allen Jünger'schen und Schröder'schen Stücken, so wie in jenen, welche Kotzebue und Andere hienach angelegt, excellirte Korn als Klingsberg, Figaro u. s. w.; überhaupt überall da, wo der feinste Conversationston, die eleganteste Beweglichkeit erfordert wird, um die Schranken des Anstands nicht zu überschreiten. Korn hat durchaus nichts Gemeines in seiner Erscheinung, noch in seinem Benehmen; er verbreitet über alle seine Leistungen eine Anmuth, einen, ich möchte sagen, classischen Humor, der unwillkührlich zum Beifalle hinreißt. Zu den Rollen, in welchen Korn stets gerne gesehen wurde, rechne ich: den Baron im letzten Mittel, Klinker im Epigram, Cäsar in Donna Diana, Giulio Romano in Coreggio, den Lord in Vormund und Mündel, dann alle kleinern Partien in der Masse von den dem Französischen entlehnten Stücken, welche besonders Kurländer für seinen Liebling Korn zu bearbeiten wußte. Aber auch im Trauerspiele, obwohl mit seinen Kräften kämpfend, bewegte sich Korn voll Würde und glücklich, besonders in sanftern Charakteren, wie früher als Romeo, später als Marquis Posa, Tasso, Pilades, König Enzio, Franz Sickingen und Andere.

Korn's Frau, welche ich im Jahre 1818 noch in jugendlichen naiven Rollen auftreten sah, hat sich seither von der Bühne ganz zurückgezogen, und mir scheint, sie hat wohl daran gethan. Im Jahre 1826 spielte sie noch in dem für sie geschriebenen Stücke der Frau von Weissenthurn „Pauline." Man erkannte ihr viel Talent in Auffassung ihres Faches zu; hindernd stand ihr aber stets ein höchst widriges Organ entgegen.

Einer ältern Kunstepoche angehörend, aber jetzt noch mit Erfolg auftretend, sind: das Koberwein'sche Ehepaar, Frau von Weissenthurn, Costenoble, vor allen aber der ehrwürdige Koch, welcher während eines halben Jahrhunderts durch naturgetreues Spiel auf den Geschmack des Publikums so wohlthätig einwirkte. Er stand auch dem Burgtheater als Regisseur lange Zeit vor und hatte als Schauspieler nur Lange zum Rivalen, der sich jedoch früher zurückgezogen. Letzterer hatte sich die

französischen Tragödien zum Muster genommen, und jener unnatürlichen Declamation Eingang zu verschaffen gesucht, welche bei Manchen Anklang fand, mir aber nie zusagen konnte. Koch, eigentlich Ekhard, trat 1826 in hohem Alter nur noch selten auf; seine Erscheinung ward aber jedesmal mit Jubel von den dankbaren, kunstsinnigen Zuschauern begrüßt, wenn auch Gedächtnißschwächen und Unverständlichkeit der Aussprache den großen Mimen bei seiner Haltung und ruhigen Würde nur noch errathen ließen.

Ungerecht wäre es, hier einen andern Veteranen der Kunst mit Stillschweigen zu übergehen. Dieser war Krüger, der im komischen Alten und Caricaturen so unerreichbar war.

Das Koberwein'sche Ehepaar, wiewohl jetzt nur selten und in kleineren Rollen verwendet, zehrt an seinem früheren Ruhme, und sieht diesen auf eine Tochter übergehen, welche sich mit einem jungen Manne, Fichtner, vermählt, von deren beiderseitigem Wirken man sich auf lange Zeit die schönsten Kunstgenüsse versprechen darf. Koberwein selbst hat ein eigenthümliches Genre und es ist vielen seinen Leistungen eine gewisse originelle Auffassung nicht abzusprechen; manche andere Rolle aber verdirbt er ganz, und nur mit Mühe konnte man ihm den Wallenstein abnehmen. Madame Koberwein spielte ziemlich lange junge Rollen, bis endlich das immer mehr überhand nehmende Embonpoint sie aus diesem Fache verdrängte, das sie, sich vertröstend, mit Recht ihrer talentvollen Tochter Betty überließ. In komischen Alten ist Madame Koberwein ganz vortrefflich, so lange dieselben keinen besonderen Anstand erfordern; denn ihr Ernst streift schon zu sehr an die Caricatur.

Costenoble und Frau von Weissenthurn, nicht nur als darstellende, sondern auch als schreibende Künstler bekannt, leisten noch viel Gutes, beide in ihrer Sphäre. Ersterer ist unübertrefflich in der kräftigen Schilderung eigenthümlicher Charaktere. Ich könnte eine ganze Reihe solcher interessanter Darstellungen anführen. Sein Fach, früher von Iffland, Devrient und Andern so classisch besetzt, zog ihm früher ungünstige Vergleichungen zu; da er jene großen Schauspieler aber überlebt, die aus einer Zeit stammen, die für die deutsche Bühne nicht wieder zu kehren scheint, so schwang er sich zu dem Lieblinge des Publikums empor. Costenoble's Maske war stets vortrefflich gewählt. Sein Schriftsteller-Talent und Verdienst ist sehr beschränkter Natur. Costenoble's Frau sah ich nur noch einige Male spielen; sie wurde in Anstandsrollen gelobt und war gerne gesehen.

Was die Frau von Weissenthurn betrifft, so lege ich weit größern

Werth auf ihre Schriften, als auf ihr Talent als Schauspielerin. Ihr Spiel ist matt, und man wird dabei immer unwillkührlich an den Strickstrumpf, die Tabaksdose und die Caffeegesellschaften erinnert. Manches ging hievon auch in ihre Stücke über. Doch enthalten diese viel Gutes, und das Wiener Publikum, wie viele andere Theaterstädte, waren stets geneigt, dieß Verdienst dankbar anzuerkennen. Eine Zeit hindurch war die Erscheinung eines Weissenthurn'schen Stückes ein Ereigniß, auf das man sich zum Voraus freute. Die Verfasserin war nicht unbekannt mit den Bühnen-Effecten, und viele ihrer Stücke, besonders aus einer früheren Periode, erhielten in einer an dramatischer Literatur so armen Zeit sogar classischen Werth, so: Johann von Finnland, der Wald bei Hermannstadt; von Lustspielen: das letzte Mittel, welches ist die Braut? welches ist der Bräutigam? das Manuscript, Pauline u. a. m. Im letzteren Stücke wurde dem guten alten Koch in der Rolle des Obristen eine Art von Apotheose bereitet, die man immer lebhaft beklatschte; überall finden sich in den Weissenthurn'schen Stücken Gesellschaften, Salons, Hofcirkel u. dgl. m., immer gern gesehene Zugaben, welche aber selten richtig dargestellt werden. Frau von Weissenthurn theilt mit den meisten schriftstellerischen Schauspielern die freilich sehr verzeihliche Schwäche, für sich selbst Rollen zu schreiben. Ihre Stücke, schon gedehnt genug, gewinnen dadurch bei ihrem weinerlichen Vortrag nicht an Unterhaltung. Dazu enthalten ihre Rollen immer viele Sentenzen und Sentimentalitäten. In der letzten Zeit nahm diese Gedehntheit zu, und sey es, daß Frau von Weissenthurn sich überlebt, oder daß der französische, pikantere Geschmack die Freude an diesen Erzeugnissen deutscher Hausmannskost verdorben; genug, diese Stücke sprachen weniger an, und wurden immer mehr durch moderne Producte vom Repertoir verdrängt.

Von den früheren berühmten Komikern am Burgtheater ist wenig auf die jetzige Generation übergegangen. Wothe erhält sich als solcher noch am besten, obwohl sein Spiel, wenn gleich originell, nicht immer sehr variirt ist; auch ist der Cyclus seiner Rollen äußerst beschränkt.

Moreau mag und kann ich nicht als brauchbaren Komiker anführen. Er ist gemein, hat einen unrichtigen Accent, überhaupt viele Fehler. Besser noch erscheint Wagner für komische Diener und dergl.

Eine sehr gute Aquisition machte das Burgtheater an Wilhelmi, früher in Prag. Anfangs für das Fach der sogenannten Intrigants und Bösewichter engagirt, wandte er sich später dem dankbareren, der muntern und polternden Alten zu, ein Feld, auf dem sich Wilhelmi äußerst glücklich bewegt. Sein natürlicher Tact bewahrt ihn aber nicht

immer vor Uebertreibungen, wozu ihn der so häufige Beifall zu verleiten scheint. Weniger glücklich als diese Wahl fiel die der gleichfalls von Prag nach Wien versetzten Familie Pistor aus. Mademoiselle Pistor ist eine schmachtende Blondine; fad und kalt, wie ihr Aeußeres, ist auch ihr Spiel; sie ist aber fleißig und wird nie störend einwirken. Ihr Vater erhebt sich als Schauspieler nicht über die Mittelmäßigkeit.

Das Spiel der Damen Löwe und Hruschka konnte mich nie ganz befriedigen; beider Organ ist unangenehm, und jetzt um so mehr, als die jugendlichen Reize verschwunden sind, die es einst erträglich machten. Von dem übrigen weiblichen Personale ist wenig zu sagen. Ich nehme hievon etwa Madame Anschütz aus, die, eine kleine Grimasse mit dem Munde abgerechnet, eine stets liebliche, gern gesehene Erscheinung ist. Sie vereint deutsche Gutmüthigkeit mit französischer Schalkhaftigkeit, und spielt in muntern, naiven, schelmischen oder soubretten Rollen natürlich und allerliebst.

Der frühe Tod der Mademoiselle Weber war um so mehr zu bedauern, als sie zu schönen Hoffnungen nicht nur berechtigte, sondern dieselben schon erfüllt hatte. Auch wurde sie lange nicht ersetzt.

Unter den Männern wird, um mich eines beliebten Theaterrecensenten-Ausdruckes zu bedienen, wohl bald Löwe als ein Stern erster Größe am dramatischen Himmel Wiens glänzen.

Noch muß ich der Schauspieler Kettel und Heurteur erwähnen, beide ausgezeichnet in ihrem Fache. Ersterer folgte einem Rufe nach Braunschweig; Letzterer gehörte in früherer Zeit zu den besten Declamatoren, die ich je gekannt; er hatte ein wohllautendes Organ und verband damit eine richtige Betonung; eine schöne Gestalt, ein ruhiges Spiel machten seine Aquisition für dieses Theater zu einer sehr wünschenswerthen; unter vielen seiner Leistungen erinnere ich mich nur an die zwei Stellen, welche er so meisterhaft declamirte, nämlich: die Erzählung des Teramen und die Beschreibung, welche er als Mönch in Romeo der Julia von ihrem Scheintode macht. Später vernachlässigte er sich zusehends, sein Gedächtniß wurde schwach, und er lieferte, so wie Schwarz, Laroche und manche Andere, wiederholt den Beweis, daß das zunehmende Alter mit Kunstleistungen dieser Art nicht wohl mehr verträglich, und mit seltenen Ausnahmen das Ueberleben in der Kunst des Künstlers gefährlichste Klippe sey.

Um diese Somitäten bewegen sich denn, wie bei allen Bühnen, gleich Trabanten um die Planeten, die Mittelmäßigkeiten, welche aber gerade hier bei dem vortrefflichen Ensemble nicht störend einwirken. Dahin ist z. B. zu rechnen: Lembert, als Regisseur brauchbar, als

Bearbeiter verschiedener Theaterstücke nicht ohne Verdienst, als Schauspieler, besonders aber als Declamator, erbärmlich. Dasselbe läßt sich von dem Schauspieler Reil sagen, der auch als Schriftsteller Gelungeneres leistete, als auf den Brettern. Endlich Heinrich Anschütz, Bruder des Tragöden, als Dichter geschätzt, als Schauspieler jeder Zeit verhöhnt.

Ueberhaupt machte ich gar oft die Bemerkung, welch große Mühe auswärtige, auch als ausgezeichnet anerkannte Subjecte haben, auf dem Burgtheater zu gefallen. Um jene Zeit fanden wenige Gastspiele statt; unter diesen zeichneten sich nur Bayer und Madame Binder von Prag, und Mademoiselle Caroline Müller aus; später erschien Madame Stich-Crößlinger mit ihren beiden Töchtern. Auch Madame Birchpfeifer gastirte in einigen Rollen. Wie manchen Versuch unbedeutender Schauspieler, und vollends Anfänger, sah ich auf diesen Brettern scheitern! Es kann als eine wahre Feuerprobe gelten!

Nachdem ich in flüchtigen Bildern die Heroen der Burgbühne vorgeführt, muß ich noch von dem sprechen, was ihr Leben und Bedeutung gibt, von dem, was diesen Verein zusammenhält, von dem, was sein Wirken bedingt, mit einem Worte, von der Direktion, von dem Repertoir und von den dramatischen Dichtern.

Seitdem sich die Schauspielkunst allenthalben so sehr gehoben, seitdem sich beinahe in jeder nur halbweg bedeutenden Stadt ein ständiges Theater errichtet hat, sind die Anforderungen auch gestiegen, und es ist eine Intendanz weder eine dankbare, noch weniger eine angenehme Charge geworden. Bald betrachtet man das Theater als eine Bildungsanstalt, bald als eine Goldgrube, die man auf alle nur denkbare Weise ausbeuten will, bald endlich als ein Institut zur Erholung, als einen bequemen Zeitvertreib für lange Abende. Je nach diesen Ansprüchen wird sowohl von Seiten der Direktion, als des Publikums das Theater beurtheilt. Jeder glaubt sich berechtigt, für seine paar Gulden mitzusprechen, zu critisiren, anzuordnen, Wünsche laut werden zu lassen, zu protegiren u. s. w. Dazu kommen noch Familien-, persönliche und andere Rücksichten der Eitelkeit und dergl., so daß man zuletzt in diesem verworrenen Geschrei von Ansichten, Anfeindungen, Ausstellungen u. s. w. irre wird an der Bretter-, wie an der wirklichen Welt. Die Schwierigkeit wächst bei einer Hof- oder Staatsanstalt, wobei noch hundert andere Rücksichten eintreten, und die Direktion zwischen den reichen Zuschüssen von oben, und den gleichfalls nicht ohne Bedeutung ertönenden Beiträgen von unten, der Casse nämlich, eingeengt, überall Rath schaffen, Hof, Commitee, Publikum und Schauspieler zugleich

befriedigen ſoll. Die Schwierigkeit endlich wächst wieder an einem Orte wie Wien, wo ſich das Hauptthema des Geſpräches um das Theater dreht, wo ein Engagement, ein neues Stück ein wahres Ereigniß iſt, wo von allen Seiten influenzirt, getadelt, intriguirt wird, wo Schauſpieler und Schriftſteller von ganz Deutſchland zuſammenſtrömen, jene auftreten, dieſe ihre Stücke geſpielt haben, und dafür reichlich honorirt ſeyn wollen.

Ich fälle daher unter ſolchen Verhältniſſen, die ſich im größeren oder kleineren Maßſtabe allenthalben wiederfinden, nie ein zu ſtrenges Urtheil über die Intendanzen, zu deren Uebernahme überhaupt ſchon ein ganz entſchiedener Beruf gehört. Ich kann dieß um ſo weniger hier, wo ich nicht in die lauten Klagen gegen die Adminiſtration einſtimme, als ſich das Ganze von oben und aus einem größeren Geſichtspunkte betrachtet, der die Details und menſchlichen Kleinlichkeiten nicht berührt, als eine vortreffliche, großartige Kunſtanſtalt bewährt hat und noch ſtets bewährt.

An der Spitze der Intendanz ſtand 1826 der Graf Moritz Dietrichſtein. Ihm beigegeben war Schreivogel, unter dem Autornamen Weſt bekannt. Außer ihm bildeten noch Hofrath von Moſel und Treitſchke das Commitee. Die Wahl dieſer Männer war allerdings gut, und dennoch hatte ihre Verwaltung fühlbare Lücken. Es wurde über Deficit, über zu geringe Abwechslung im Repertoire, über mangelhafte Rollenbeſetzung u. ſ. w. geklagt. Was die Finanzen betrifft, ſo vermag ich nicht hierüber zu urtheilen, da ich das Verhältniß der Laſten zu den Einnahmen nicht kenne. Der Vorwurf wegen Mangel an Abwechslung ſcheint mir aber deßhalb ungerecht, weil bei einem Theater, wo von einem verhältnißmäßig nicht ſehr zahlreichen Perſonale beinahe täglich geſpielt wird, man nicht ſo viele neue Stücke billig fordern kann, als an Theatern, wo nicht alle Tage Vorſtellungen ſtattfinden, oder Opern mit Schauſpielen abwechſeln.

Unter den etwa dreihundert jährlich ſtattfindenden Aufführungen ſind gewöhnlich ungefähr zehn Originalſtücke von öſterreichiſchen oder andern deutſchen Dichtern, und eben ſo viele Ueberſetzungen fremder Werke, daher zwanzig neue; zwanzig Reprisen älterer Stücke, die ſich auf dem Repertoire erhalten, welche als neu einstudirt oder neu in die Scene geſetzt, bezeichnet werden; den Reſt bilden Wiederholungen oder claſſiſche Dichtungen, wie von Schiller, Göthe, Leſſing und Anderen. Bei ganz neuen Stücken, von denen oft über dreihundert beim Burgtheater zur Prüfung vorliegen, wird der Name des Verfaſſers nicht immer genannt; doch iſt er nur ſelten ein Geheimniß; ein

ſolches Werk durchläuft, ehe es zur Aufführung kommt, alle Prüfungen der Zauberflöte, und nicht leicht kehrt eines ganz unbeſchnitten von der Scheere der Cenſur zurück. Aber auch ſelbſt dann, wenn es endlich zur Darſtellung reif erkannt wird, dauert es oft noch Jahre, bis es zur Aufführung kommt; und bricht endlich der vom Schriftſteller erſehnte Tag heran, ſo fällt es oft durch, das heißt, es wird dreimal gegeben, und dann auf immer zurückgelegt.

Das Repertoire beſteht demnach 1) aus neuen Originalſtücken, 2) aus Ueberſetzungen, 3) aus älteren klaſſiſchen und beliebten Schauſpielen, die ſich ſtets erhalten, 4) aus ältern neu Einſtudierten.

ad 1. Die Verfaſſer von Originalſtücken theilen ſich in ausländiſche, d. h. Nicht-Oeſtreicher, und in ſolche. Erſtere ſtehen in keiner großen Gunſt, weil ihre Stücke meiſtens nicht auf die Tendenz der Wiener Theater berechnet, zu große Abkürzungen und ſelbſt Veränderungen erleiden müſſen. Selbſt ältere claſſiſche Stücke, beſonders jene von Schiller und Göthe, unterliegen ſolchen Zuſchneidungen der Parze Cenſur. Unter den ausländiſchen Dichtern genießt jedoch Raupach einer entſchiedenen Vorliebe in Wien. Seine meiſten Stücke, beſonders aber die nicht hiſtoriſchen Theaterſpiele, kommen zur Aufführung; ſie waren gewöhnlich vortrefflich beſetzt, und daher immer gerne geſehen. Epoche machte zu jener Zeit Schenk's Beliſar, in allen ſeinen Theilen meiſterhaft aufgeführt, dann der Paria, Gabriele u. a. m.

Doch Oeſterreich ſelbſt iſt an dramatiſchen Dichtern nicht arm, und ſie befinden ſich aus dem oben angedeuteten Grunde in einer beſſeren Lage als die ſogenannten Ausländiſchen, weil ſie das Terrain beſſer kennen und ungefähr wiſſen, was ſie von der Cenſur zu erwarten haben.

Unter Allen gebührt wohl Grillparzer der erſte Platz; ſeine Ahnfrau, ſo ſehr auch Ausgeburt einer wilden Phantaſie, enthält doch ſeltene poetiſche Schönheiten; ſeine Triologie, ſeine Sappho erinnern an die claſſiſchen Zeiten der griechiſchen Muſe.

Es ſcheint jedoch, als ob ſich Grillparzer in ſpäterer Zeit nicht auf derſelben bewunderungswürdigen Dichterhöhe zu erhalten gewußt hätte, mit alleiniger Ausnahme eines Stückes, auf das ich ſpäter zurückkommen werde. König Ottokar weicht als geſchichtlicher Stoff zu ſehr von Grillparzer's früheren Werken ab; es herrſcht wenig Einheit in der Anlage, und es war überdieß für den Rahmen des Burgtheaters zu großartig angelegt. Einzelne effectvolle Scenen, viele herrliche Verſe ſind darin nicht zu verkennen; auch intereſſirte dieß Stück wohl das größere Publikum, ohne jedoch den vielleicht beabſichtigten patriotiſchen Anklang hervorzubringen. Noch weniger ſprachen die zwei darauf folgenden

Stücke Grillparzers an. Das Eine, der ungarischen Geschichte entlehnt, wurde außer auf der Burg, so viel ich weiß, nirgends aufgeführt, und auch da bald bei Seite gelegt. Das zweite, „Hero und Leander," ließ gleichfalls kalt. Grillparzer's Werke sind bis jetzt noch nicht vollständig gesammelt. Viele seiner einzelnen Gedichte liegen zerstreut in Almanachen und dergl. Das Genie ist in allen unverkennbar, und rechtfertigt Lord Byron's bekanntes Urtheil über Grillparzer, von welchem er sagte, daß, so schwer dessen Name auszusprechen sey, die Nachwelt ihn dennoch sicher im Gedächtniß behalten werde.

Grillparzer, mit dem ich öfters zusammenkam, ist düster, verschlossen und wenig umgänglich, auch zieht er sich immer mehr von der Gesellschaft zurück.

Grillparzer am nächsten steht wohl Zedlitz, ungarischer Edelmann und im Banate begütert. Nach meiner Ansicht steht Zedlitz als lyrischer Dichter weit höher als in seinen dramatischen Werken; jedoch kann hier nur von den letzten die Rede seyn; sie sind zu sehr lyrisch gehalten, die Charaktere nicht genug ausgeprägt. Der „Stern von Sevilla," dem Spanischen entlehnt, hat herrliche Stellen: „Turturell" ist eine eigene Dichtung, deren Gegenstand weder der Geschichte, noch der Mythe angehört: „Herr und Sclave" ist bekannter, aber zu sehr modernen Tendenzen huldigend; endlich: „Zwei Nächte in Valladolid" und „die Königin ihrer Ehre", spanische Sujets, welche aber wenig allgemein ansprachen. Unter den Lustspielen von Zedlitz fand das spanische Intriguenstück, „Liebe findet ihre Wege," am meisten Beifall.

Am glücklichsten bewegte sich wohl Deinhardstein in der Sphäre der dramatischen Dichtkunst. Unter seinen zahlreichen Werken findet sich, wenn gleich nicht gerade viel Gediegenes, doch vieles, was gefiel und allenthalben mit Beifall zur Aufführung gebracht wurde. In Wien gewinnen die Deinhardstein'schen Stücke noch durch eine classische Besetzung; so machte sein „Hans Sachs" wahrhaft Furore; „Maximilian's Brautzug," weniger ansprechend, gefiel dennoch, und die Reprise des „Bildes der Danae" erschien wieder in Lebensfrische und mit glänzendem Erfolge. Weniger bekannt sind Deinhardstein's andere Werke, wie z. B. das diamantene Kreuz, der Wittwer, Peter und der Ring und Andere. Man wirft ihm Unrichtigkeiten der Sprache, Prosodiefehler, Holprichkeit der Verse u. s. w. vor, Mängel, welche er mit den meisten seiner schriftstellerischen Landsleute theilt. Die Persönlichkeit Deinhardstein's gehört zu den angenehmsten. Bescheiden, munter, lebensfroh, nachsichtig und gefällig, nimmt er für sich ein. Er ist in den besten Jahren, zum zweitenmal verheirathet und von freundlichem Aeußeren.

ad 2. Ueberſetzer fremder dramatiſcher Werke gibt es ſehr viele in Wien; Treitſchke, Moſel und Andere verſuchten ſich in engliſchen, während Schreivogel hauptſächlich Calderon, Moretto und andere beliebte ſpaniſche Dichter bearbeitete. Unzählbar iſt das Heer der aus dem Franzöſiſchen überſetzten Stücke. Kurländer, Caſtelli, Koch ſind die beliebteſten. Die Erſteren gaben ſeit vielen Jahren Theater-Almanache heraus. Es beſtand zwiſchen beiden von jeher eine kleine Rivalität; oft behandelten ſie denſelben Stoff zugleich. Caſtelli, in ſeiner unverwüſtlichen Laune, ſeinem lebenskräftigen Witz, gebührt allerdings das Verdienſt einer geiſtreicheren Auffaſſung und eines leichteren Gewandes, in das er die ohnehin ſo leichte Waare zu kleiden wußte. Doch war er nicht immer glücklich in der Wahl der Stücke, und nur dieſe iſt es, welche eigentlich bei Ueberſetzungen dem Bearbeiter zum Vorwurf gemacht werden kann. Kurländer bemühte ſich zu ſehr, das Original zu ändern, Zuſätze oder Auslaſſungen vorzunehmen, ja ſogar oft die ganze Tendenz des Stückes zu verkehren; dadurch entſtanden nothwendig Lücken oder Längen; auch wirft man ſeinem Dialoge wohl nicht mit Unrecht vor, daß er hie und da ſchleppend iſt. Doch ſtand Kurländer durch ſeine Verbindungen bei der Direction und einem großen Theile des Publikums in bedeutender Gunſt. Seine Stücke wurden fleißig einſtudirt, vortrefflich geſpielt, und erfreuten ſich meiſtens eines lohnenden Beifalls. Er und Caſtelli förderten wenig oder gar keine Originalſtücke zu Tage.

ad 3 und 4 iſt nichts weiter zu bemerken; nur kann noch angeführt werden, daß auf das Studium der neuen Stücke ſowohl, als der Repriſen immer die größte Sorgfalt verwendet wird, und nur nach mehren gelungenen Leſe- und andern Proben die Aufführung ſtattfindet. Hieraus läßt ſich die Erſcheinung erklären, warum minder gute, neue, oder gänzlich veraltete Werke ſich dennoch auf dem Burgtheater erhalten, während ſie anderwärts durchfallen, oder ſchon längſt vom Repertoire geſtrichen ſind.

Gar zu gerne möchte ich der Mühe überhoben ſeyn, von dem Recenſentenvolke in Wien ſprechen zu müſſen, doch es gehört als nothwendiges Uebel hieher, und ſo mögen in Form eines Schweifes einige Bemerkungen folgen.

Bei der Beſchränkung, welche die Beſprechungen öffentlicher Angelegenheiten in Oeſterreich durch die Cenſuranſtalt erleiden, iſt es natürlich, daß man ſich des weiten Feldes, welches die Theaterkritik in dieſer Beziehung eröffnet, mit großem Eifer bedient. Mehre Tagblätter ſind beinahe nur zu dieſem Zwecke vorhanden, und haben zahlreiche Sub-

ſcribenten. Unter allen ſteht die Theaterzeitung von Bäuerle oben an; ſie iſt die älteſte, denn ſie hat ihren dreißigſten Geburtstag erlebt. Sie iſt fleißig, gewiſſenhaft in Compilationen, und hat ausgedehnte, oft nur zu unbedeutende Correſpondenzen. Sie hat eine Maſſe von Mitarbeitern, und ſaugt, einer emſigen Biene gleich, überall Honig aus fremden Blumen. Ihr folgt die Wiener Modeſchrift, welche einen etwas pedantiſcheren Ton annimmt. Sie ſpricht vornehm ab und zu, und ſieht verächtlich auf ihre Mitſchweſtern. Gründlicher als die anderen, iſt ſie nicht ſo vielſeitig und abwechſelnd. Wie Orakelſprüche läßt ſie ihre Urtheile über die leichteſten Gegenſtände mit gemeſſenem Ernſte meiſt halbgelehrt und beſonders ſehr weitläufig fallen. An dieſe ſchließen ſich „der Sammler, der Wanderer, der Telegraph," und wie die Herren alle heißen, an. Es treiben ſich in dieſen Blättern ein Herr Adami, Withhauer, Pitznich, Drächel, Braun, Weidmann, Wiſt, Meinert, ſelbſt Caſtelli u. a. m. umher. Selten ſind dieſe Beurtheilungen jedoch etwas anderes, als Lobeserhebungen und bis an's Ekelhafte gränzende Wiederholungen von Gemeinplätzen, Redensarten, mit einem Worte, ein alltägliches Auskramen jener ſtereotyp gewordenen Ausdrücke, Eigenſchafts- und beliebter Beiwörter, womit die Erſcheinung der Schauſpieler, Sängerinnen u. ſ. w. begrüßt und bezeichnet wird. Erſcheint ja einmal ein Wort des Tadels, ſo iſt es in ſolche Floskeln gehüllt, daß man es, je nachdem es gedreht wird, oft noch als Lob nehmen kann. Zur Probe mögen hier einige ſolcher Stellen als Belege des Geſagten folgen:

N. war heute wieder einmal ganz Held oder ganz N.
B. übertraf ſich dieſen Abend ſelbſt, oder
E. füllte ſeine Rolle genügend aus, oder
F. war ganz an ſeinem Platze, oder
G. war eine willkommene Erſcheinung, oder
M. verwirklichte die Idee des unſterblichen Dichters auf das Vollkommenſte, oder
R. drang in den Geiſt ſeiner Rolle ein, oder
D. bewährte ſich abermals als denkender Künſtler, oder
W. erfüllte alle Erwartungen auf's Glänzendſte, oder
B. die Art, wie ſich B. ſeiner ſchweren Aufgabe entledigte, ließ nichts zu wünſchen übrig, oder
Z. Jeder Zoll ein König, ein Intriguant, eine Heldin, ein Ritter, ein feuriger Liebhaber, ein Hanswurſt, eine Zoſe, ein Schalk, ein Eſel u. ſ. w. — Ich könnte dieſe intereſſante Gallerie noch weiter fort-

ſetzen, wenn ich das erſte beſte, mir in die Hand fallende Blatt abſchreiben wollte.

Die Theaterzeitung geht auch in dieſer Kunſt mit gutem Beiſpiele voran. Schwerfällig folgen ihr die übrigen Blätter, die ſich immer mehr auszubreiten und nun auch den Charakter von periodiſchen Zeitſchriften anzunehmen ſcheinen. Da wird denn das oft Gehörte wieder gekaut und beſprochen; glücklich noch, wenn nur von den Theatern Wiens die Rede iſt, aber ſelbſt keine Provinzialbühne, keine Gaſtrolle auf demſelben wird uns vorenthalten; alles muß man wiſſen, wer, wie, wo und was vorgefallen, wie oft einer gerufen worden u. ſ. w.

Das zweite Geſicht der Schottländer.

II.

Perſonen, die zu Schiff gereist ſind, wiſſen, daß ſehr oft am Bord ein Paſſagier oder ein Seemann, durch eine unwillkürliche, raſche Ahnung erleuchtet, auf weite Entfernungen das Schauſpiel eines in Gefahr ſchwebenden Schiffes zu ſehen behaupten. Scheint ihre Einbildungskraft heftig ergriffen, ſo gehorcht man beinahe immer dieſen Ahnungen, welche die Schiffer nicht in das Lächerliche ziehen, und die Nachforſchungen beweiſen gewöhnlich die Richtigkeit der Viſionen. Tauſend Begebenheiten dieſer Art ſchweben in unſerer und gewiß auch in des Leſers Erinnerung. Iſt das einfach eine Luftſpiegelung, oder eine Luftſpiegelung zuſammengeſetzt mit phyſiologiſchen Reſultaten, deren Princip uns entgeht? Die Nähe großer Waſſermaſſen iſt ein beinahe ſtets von dem zweiten Geſicht unzertrennlicher Umſtand. Schottland, Holland, Norwegen bieten auf verſchiedenen Seiten ihre Stirne dem Meere. Was die Wirkungen der Luftſpiegelungen des Waſſers betrifft, wenn ſich die Leidenden in einem außerordentlichen nervöſen Paroxismus befinden, ſo ſind dieſe ſehr ſeltſam, aber authentiſch und nachgewieſen. In einer Erzählung von den großen Leiden, die durch den bekannten Schiffbruch der Meduſa herbeigeführt wurden, berichtet Herr von Savigny, der beſtändige

Anblick der See, verbunden mit den furchtbaren Qualen des Hungers, habe in seinen Augen die Oberfläche der Wellen verändert, die ihm wie der Spiegel unnennbarer Visionen erschienen sey, obgleich er vollkommen wachend und Herr seines Verstandes gewesen sey. Während der Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel, zur Zeit des Kaiserreichs, wurden die französischen Gefangenen, welche auf den berüchtigten Pontons von Cadix zusammengepfercht waren, nach den Balearischen Inseln, und namentlich nach der Insel Cabrera, einer wüsten Küste, vier Meilen südlich von Majorka, gebracht. Die Lage der Franzosen auf dieser Insel war gräßlich; die Spanier kümmerten sich nicht um die Nahrung ihrer Gefangenen, die zu ihrem Unterhalt nichts als den Ertrag der Jagd hatten. Die anhaltende, starke Wirkung der Hungerqualen auf den Magen und folglich auf das Gehirn der Schwächeren und der beständige Anblick des Meeres entwickelten in ihrem Sehnerv eine außerordentliche Fähigkeit, nämlich das Vermögen, auf der Oberfläche des Wassers eine unermeßliche Ebene zu erblicken, deren Bild sich unter gewissen Bedingungen ihres Zustandes körperlicher Wahrnehmung vor ihren Blicken aufrollte, trotz der physischen und moralischen Gewißheit, die sie hatten, daß das Meer allein sich zu ihren Füßen ausbreitete. Diese Ebene bot in ihrem Anblick den ganzen Wechsel, den ein Thal zu bieten vermag; und was uns glauben läßt, daß es sich hier um ein zweites Gesicht handelte, ist der Punkt, daß das Bild für dieselben Augen stets dasselbe blieb. So finden wir in dem sonderbaren Paroxismus der Gefangenen von Cabrera einen, zu allen Zeiten in der Geschichte, in den zahllosen und so verschiedenen Erscheinungen der Extase bezeichneten Umstand, nämlich die unmittelbare Wirkung des Hungers und der Ausmergelung. Nach dem Verhältnisse, in dem man den Menschen von der Mitte seiner materiellen Funktionen absondert, und ihn von dem animalischen Leben trennt, entwickeln und breiten sich im Nerven-Systeme Ueberreizungen aus, und wachsen mit einer Schnelligkeit, der zu folgen der Wissenschaft nicht mehr vergönnt ist; die Störungen des Gehirns compliciren sich und vervollständigen sich auf eine Weise, daß sie den Leidenden in eine Region versetzen, in die wir noch nicht eindringen, zu der uns aber tiefe Denker und täglich herrlicher und positiver sich gestaltende Erfahrungen mit einer Beharrlichkeit hinziehen, welche früher oder später die geheimnißvollen Schranken durchbrechen wird.

Steigt man die stufenweisen Categorien des zweiten Gesichts hinan, so gelangt man zur Gabe der Weissagung. Diese Fähigkeit, welche schon den Extatischen jeder Art, den durch Fasten ausgehungerten Ere-

miten, den Somnambulen des Magnesiteurs, und hauptsächlich den Menschen von reizbarem Nervenleben gemein ist, ist ein neuer Beweis für die unkörperlichen Verwandtschaften des second sight. Wir kennen einen Mann, der nur einen einzigen Sohn hatte, welcher sich auf einem Kriegsschiffe befand; dieser Mann sah im Traume sein einziges Kind an einer Kugel sterben, von der der Seemann dicht an der Stückpforte getroffen wurde; am Morgen steht der Vater auf, verläßt sein Haus voll Unruhe, und geht mechanisch am Meeresgestade hin; kaum hatte er seine trüben Blicke nach den Wellen gerichtet, als ein Bote vor ihm erschien. „Ich errathe," rief der unglückliche Vater, „was Ihr mir sagen wollt; mein Sohn ist todt, dicht an der Stückpforte erschossen." Der Bote stand verwirrt! Das ist die Gabe der Prophezeiung in ihrer vollständigen Offenbarung. Bis jetzt hat man noch keine bessere Erklärung für ein solches Phänomen gefunden, als den hypothetischen Bestand eines sechsten Sinnes, genannt der innere Sinn; aber diese vage Benennung entspricht sehr wenig den erhabenen Eigenschaften, die sie bezeichnen soll. In dem Augenblicke, da wir dieses schreiben, lebt in der Nähe von Draguignan, in Figanières, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, der nie einen andern Weg gemacht hatte, als den von seinem Dorfe bis Nizza, und der im magnetischen Schlafe die unglaubliche Fähigkeit besitzt, seinen Geist zu den Antipoden, in die Eingeweide der Erde, wie in die Gestirne zu versetzen. Die Gesetze der Luftspiegelung können kaum zur Lösung dieses Problems zureichen. Die Leichtgläubigkeit der Schotten ist, genau genommen, gesunder Verstand. Sie messen dem Glauben bei, was unsere Gelehrte aus Unmacht läugnen.

Theophilus Insulanus hat in dem viel zu engen Rahmen seines Bandes einige Anecdoten aufgenommen, die durch die prophetischen Eigenschaften, womit die Seher sich im Augenblicke, da sie das second sight schauen, begabt finden, nicht minder seltsam sind, als die Vision des schottischen Lieutenants. Zwei Begebenheiten dieser Art bezeichneten die Ermordung von Heinrich Stuart von Schottland. Ein armer Mann, Namens James Lunden, der seit einiger Zeit am Fieber darniederlag, erhob sich kurz vor dem Königsmorde schmerzlich in seinem Bette, und zwar gerade um Mitternacht, in dem Augenblicke, da der Prinz getödtet wurde, und rief mit starker Stimme: „Eilt schnell dem Könige zu Hilfe; denn die Vatermörder wollen ihn tödten." Diese Worte waren kaum ausgestoßen, als seine Stimme schwach und kläglich ertönte. „Nun ist es zu spät, sie haben den König

getödtet.“ Der Kranke lebte ſelbſt nur noch kurze Zeit nach dieſer Weisſagung, die den Reſt ſeiner Lebenskräfte erſchöpft zu haben ſchien.

Die andere Begebenheit iſt noch merkwürdiger. Drei Freunde des Grafen Athol, eines Vetters des Königs, Edelleute von Geiſt und Muth, wohnten in einem von dem Palaſte des Prinzen Heinrich entfernten Hauſe. Gegen Mitternacht, während ſie ſchliefen, näherte ſich ein Mann Dugald Stuart, der an der Mauer ſchlief, und ſtrich ihm ſanft mit der Hand über Bart und Wangen, um ihn zu erwecken, und ſprach zugleich: „Erhebe Dich, man will mir Gewalt anthun.“ Dugald erwachte ſogleich, und hatte ſich von ſeinem Erſtaunen über dieſe Erſcheinung noch nicht erholt, als einer ſeiner Gefährten (ſie ſchliefen alle drei in einem Bette) plötzlich ausrief: „Wer rührt mich an?“ „Es iſt eine Katze,“ entgegnete Dugald. Doch in demſelben Augenblicke ſprang der dritte, der noch nicht erwacht war, jählings aus dem Bette und fragte, warum man ihn an das Ohr ſchlage; während die drei Schottländer dieſes ſeltſame Abenteuer auszulegen ſich bemühten, glaubten ſie Jemand mit dumpfem Geräuſche durch die Thüre aus dem Hauſe gehen zu hören. Da der Morgen angebrochen war, verloren ſie ſich in Muthmaßungen, um die Spuren ihres nächtlichen Gaſtes auszufinden, als der Schall, der von dem Palaſte Heinrichs herrührte, welcher in die Luft ſprang, ſie mit einem abergläubiſchen Schrecken erfüllte, den die Ereigniſſe ihres Schlafes nur zu ſehr rechtfertigten.

Bei der Beſtimmung des Werthes der, von uns aus den Quellen von Theopilus Inſulanus, Thomas Moore und andern Schriftſtellern Schottlands und Irlands geſchöpften Erſcheinungen, darf man den beſondern Charakter ihres Urſprungs und einen beſondern Myſticismus nicht vergeſſen, der allen Leuten von Geiſt in dieſem Theile der drei Königreiche eigenthümlich iſt. Dadurch wird das **second sight** ein ſehr ſchwieriges Studium. Man weiß bei einer Erſcheinung nie, ob ſie von einer frommen Tradition oder von einer localen Begebenheit abzuleiten iſt. In der Unmöglichkeit, die Wunder des zweiten Geſichts anders, als durch die aſcetiſche Exaltation der Fähigkeiten der Seele zu erklären, treiben die Zeugen bis zum Mißbrauch dieſe Demuth, die indeſſen von Herrn von Broglie ſo ſchön in folgenden Zeilen beſchrieben worden iſt.

„Der Menſch trägt in ſich eine Menge von Glaubensanſichten, deren er gewiß iſt, ohne die Wiſſenſchaft davon zu haben, die die äußeren Begebenheiten in ihm anregen, die aber nie der gewählte Gegenſtand, der beſondere Zweck ſeines Nachdenkens geweſen ſind. Durch

die Glaubensansichten dieser Art wird der menschliche Geist erleuchtet und geführt; es sind ihrer viele im Geiste des nachdenkenden Philosophen vorhanden, und sie leiten ihn viel öfter, als die überlegten Ueberzeugungen, zu denen er gelangt ist. Die göttliche Weisheit hat die Seele und das Leben des Menschen durchaus nicht den Zufällen der menschlichen Wissenschaft preisgegeben."

So urtheilen die christlichen Philosophen, welche die Phänomene des zweiten Gesichts über die fühlbare Welt und die natürlichen Kenntnisse hinaus versetzen. Ob der Glaube die Wissenschaft hervorrufen, oder die Wissenschaft Unterstützung und Licht im Glauben finde, das ist eine Frage, unter deren Gewicht Pascal erlegen ist, ohne sie zu lösen; Herr von Broglie kann sich also täuschen. Aber hinsichtlich des **second sight** beweist der schottische Mysticismus, daß diese Fähigkeit noch den Besitz der Weissagungsgabe anzusprechen hat, die an und für sich stets ein unerklärliches Geheimniß unserer Organisation ist.

Der Graf von Maistre, welcher sich stets von einer Logik und einem Scharfsinn leiten läßt, deren doppeltes Gewicht anerkannt ist, drückt sich in seinen **soirées de Saint-Pétersbourg** folgendermaßen aus:

„Der Materialismus, der die Philosophie unseres Jahrhunderts befleckt, hindert sie einzusehen, daß die Doctrine der Geister, und besonders des prophetischen Geistes in sich selbst ganz plausibel und überdieß auf das beste durch die allgemeinste und eindruckvollste Tradition begründet ist. Glaubt Ihr, die Alten haben einstimmig, ohne einen besonderen Grund, der Ansicht gelebt, das divinatorische oder prophetische Vermögen sey ein angeborenes Leibgedinge des Menschen! Das ist nicht möglich. Nie vermöchte ein Wesen, und noch viel weniger eine ganze Classe von Wesen allgemein und unveränderlich eine seiner Natur widerstrebende Neigung kund zu geben. Da es nun die allgemeine Krankheit des Menschen ist, in die Zukunft einzudringen, so ist es ein sicherer Beweis, daß er Rechte auf diese Zukunft hat, und daß er Mittel hat, sie wenigstens unter gewissen Umständen zu erreichen."

„Genießt der Prophet das Vorrecht, aus der Gegenwart herauszutreten, so müssen sich seine Ideen, nicht mehr in der Zeit vertheilt, kraft der einfachen Analogie berühren und vermengen. Durch seine eigenen Leiden zum Nachdenken über den „gerechten Verfolgten" geführt, tritt David so plötzlich aus der Zeit heraus und ruft aus: „Sie haben meine Hände und meine Füße durchgraben; ich möchte alle meine Gebeine zählen; sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Loos um mein Gewand." Ein anderes, nicht minder merkwürdiges

Beiſpiel dieſes prophetiſchen Ganges findet ſich in dem herrlichen einundſiebzigſten Pſalmen. Als David die Feder ergriff, dachte er nur an Salomo; aber plötzlich vermengt ſich die Idee des Typus in ſeinem Geiſte mit dem Modell. Kaum iſt er beim fünften Verſe angelangt, als er ſchon ausruft: „Man wird Dich fürchten, ſo lange die Sonne und der Mond währet.“ Seine Begeiſterung wächst von Augenblick zu Augenblick, und er dichtet ein herrliches, durch innere Glut und poetiſche Bewegung einziges Stück. Man könnte andere, der Aſtrologie, den Orakeln, den Divinationen aller Art entnommene Reflexionen beifügen; der Mißbrauch mit ſolchen Erſcheinungen hat wohl den menſchlichen Geiſt entehrt, aber ſie hatten dennoch eine wahre Wurzel, wie alle allgemeine Glaubensanſichten. Der prophetiſche Geiſt iſt dem Menſchen natürlich, und wird nicht aufhören, in der Welt zu wirken. Der Menſch, indem er in allen Zeiten und an allen Orten in die Zukunft zu dringen verſucht, erklärt, daß er nicht für die Zeit gemacht ſey, „denn die Zeit iſt etwas Gezwungenes, das nur aufhören will.“ Daher kommt es, daß wir in unſern Träumen nie die Idee der Zeit haben, und daß der Zuſtand des Schlafes ſtets für göttliche Mittheilungen günſtig erachtet wurde... Fragt man mich, was denn dieſer prophetiſche Geiſt ſey, den ich eben nannte, ſo werde ich antworten, daß es in der Welt keine großen Ereigniſſe gegeben habe, die nicht auf gewiſſe Art vorhergeſagt worden ſeyen. Machiavel iſt der erſte Menſch, den ich kenne, der dieſe Behauptung aufgeſtellt hat; denkt man aber ſelbſt darüber nach, ſo wird man finden, daß die Anſicht dieſes Schriftſtellers durch die ganze Geſchichte gerechtfertigt iſt. Ein neueres Beiſpiel gibt die franzöſiſche Revolution, die von allen Seiten und auf die klarſte Weiſe vorhergeſagt wurde.“

Ein Wort: der Graf von Maiſtre iſt einer von jenen gedankenreichen Männern, bei denen jeder Satz eine Menge Commentare anregt. Es herrſcht viel Partei in dieſem Fragment, aber auch viel Geiſt, und „der Geiſt,“ ſagt Chenier, „iſt die Vernunft, die ſich fein ausdrückt.“

Die Gabe der Prophezeiung, dieſes zweite Geſicht, das allgemeiner und ungewiſſer iſt, als das **second sight** der Hebriden, dieſe Gabe, von der man deutliche Spuren in der ganzen Geſchichte findet, welche die große Kette der Annalen der Welt bilden, war ein ſehr allgemeiner localer Charakter in dem Volke Gottes. Ohne die Propheten des Herrn zu zählen, finden wir allein bei Achab ſiebenhundert Propheten von Baal. Die großen Männer der jüdiſchen Nation, Samuel, Joſua, Moſes, David, Ezechiel, Hiob, Saul, und endlich Chriſtus,

wurden mit dem Namen Prophet begrüßt, und die Mehrzahl hat kein anderes moraliſches Vermögen, als die Gabe der Weisſagung. Es gab (Buch der Könige, Cap. 9.) Collegien, Seminare, wo die Söhne der Propheten, und junge Hebräer, welche prophetiſche Anlagen zeigten, unter den Augen und durch das Beiſpiel der Alten ſtudirten, ſich vervollkommten und bildeten. Man ſagte, fragen wir den Seher! wie Sauls Beiſpiel beweist, der, als er ſeines Vaters Eſelin verloren hatte, Samuel um Rath fragte. Falſche Propheten nannte man nicht diejenigen, deren Weisſagungen falſch waren, ſondern diejenigen, deren Lehre für verkehrt galt. Ein neues Zeugniß für die Allgemeinheit und Wichtigkeit der prophetiſchen Gabe.

Xenophon in der Cyropädie, Plato im Phädon, Pomponius Mela über die Druiden, Jambligius über die ägyptiſchen Myſterien, viele Schriftſteller des römiſchen und griechiſchen Alterthums haben von der Gabe der Weisſagung, bald mit Ueberzeugung, bald mit Zweifel, aber nie ironiſch geſprochen. Die große Theorie der Orakel war auf die Exiſtenz eines phyſiologiſchen Phänomens gegründet, deſſen Urſachen für göttlich gehalten wurden, weil ſie der noch zu neuen Wiſſenſchaft entgingen. Fontenelle vermöchte, trotz dem Gewichte ſeines voltaireſchen Geiſtes, die Authencität der Wunder nicht zu zerſtören, die er wenigſtens mit Erſtaunen, wenn nicht mit Bewunderung erzählt; und in der Abhandlung, die er geſchrieben, um zu beweiſen, daß die Divination nur eine Chimäre ſey, erzählt Cicero ſelbſt offenherzig ſo viele Anecdoten, und citirt unklug die Namen ſo vieler ausgezeichneter Geiſter, die an die Gabe der Weisſagung geglaubt haben, daß ſein Buch am Ende im Gegentheile beinahe die Exiſtenz dieſer Fähigkeit beweist.

Der beſte Logiker des Alterthums, Ariſtoteles, und der größte Dichter der griechiſchen Civiliſation, Sophokles, ſind als Zeugen, als Heroen, oder als Erzähler bei den Begebenheiten aufgetreten, wo die Gabe der Prophezeiung ihren Commentaren oder ihren Handlungen zur Grundlage dient. Die Hiſtoriker Joſephus und Tacitus haben, der eine durch ſein Beiſpiel, der andere durch ſein Zeugniß, die prophetiſchen Titel und Sitten von Judäa geheiligt. Was iſt der Dämon des Sokrates, deſſen Vorherſehung Athens edelſte Geiſter geehrt haben? Will Plutarch unſerer ſpotten, wenn er die Pythia vertheidigt? Die Kirchenväter endlich, Tertullian, der heilige Irenäus, die Ketzereien vor Marcus und Montanus in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, ſind ſie nicht, abgeſehen von der religiöſen Begeiſterung, Monumente oder Autoritäten, die bei den Skeptikern einige Achtung verdienen?

Die Dichter haben vor Allem die Gabe der Prophezeiung enthu-

ſiaſtiſch anerkannt; ihr Gefühl täuſcht ſie nie über das, was zu dem verborgenen Urſprung der menſchlichen Seele hinaufſteigt. In dem ſechszehnten Buch der Iliade weiſſagt Patroclus Hectors Tod, und in der Stunde ſeines Todeskampfes nimmt Hector ſeine Rache und weiſſagt den Tod des Achilles. Ein ſo unendlicher und frommer Glaube, der ſich an die ſchönſten Ueberlieferungen der antiken Moral hinſichtlich der nicht materiellen Eigenſchaften der Seele knüpfte, konnte dem Genie des Virgil nicht entgehen, nicht dem Dichter, der ſtets von der poetiſchen Geſchichte des Volksglaubens begeiſtert war. Orodes, vom Tyrannen Mezentius zu Tode verwundet, richtet folgende, einem geheimnißvollen Verhängniß entnommene Worte an dieſen:

. . . . Non me quicumque es, inulto,
Victor, nec longum laetabere; te quoque fata,
Prospectant paria, atque eadem mox arva tenebis.

. . . . Nicht rachlos wirſt du, o Sieger,
Wer du auch biſt, dich meiner noch lang erfreuen; auch dir ſchon
Ruft ein gleiches Geſchick, bald nimmſt du denſelbigen Grund ein.

Aber Mezentius artwortet ihm:

Morere, ast de me vivum pater atque hominum rex
Viderit . . . .

Stirb nur, für mich dann möge der Götter und Sterblichen Vater
Auserſehen! . . . .

Und er zog zu gleicher Zeit dem Orodes den Wurfſpieß aus dem Leibe. Orodes ſtirbt; **Ferreus urget somnus**, „eiſerner Schlummer drückt," ſagt Virgil. Es läßt ſich annehmen, daß Virgil, nach dem Muſter ſeines Meiſters und Vorbilds, in der Form ſeiner Aeneide dieſes äußere Leben, dieſe Wiſſenſchaft der Dinge, welche Homer allen Erſcheinungen der in die Sinne fallenden Welt entnahm, wiederzugeben ſuchte. Immerhin iſt es ſehr ſonderbar, daß die Umſtände des Todes des Orodes eine haarſcharfe Aehnlichkeit mit dem Tode des jungen Florentiners Gaſpar haben, von dem wir unten ſprechen werden; mit dem Stahle in der Wunde ließ der Italiener ſeine prophetiſche Stimme vernehmen.

Man iſt in der That weit entfernt, das letzte Wort über die ſympathetiſchen Eigenſchaften der verſchiedenen mineraliſchen Subſtanzen und über das Reſultat ihrer Anweſenheit bei dem Nervengeflechte *)

*) Man mag über den zweiten Theil von Juſtinus Kerners Seherin von Prevorſt eine Anſicht haben, welche man will, ſo bleiben doch ſeine Mittheilungen in der erſten Hälfte hinſichtlich der Wirkungen der mineraliſchen Subſtanzen immerhin ſehr intereſſant. Anm. d. Ueberſ.

an den wahren Quellen der menſchlichen Senſualität und des Lebensprinzips zu wiſſen. Die Geſchichte bietet uns in dieſer Beziehung eine Menge merkwürdiger Ereigniſſe; dadurch verwirrt, beobachtet die Vernunft ein völliges Stillſchweigen vor ihrer Authenticität, aber das anatomiſche Zergliederungsmeſſer, mit dem man in unſeren Tagen viel geſchickter umzugehen weiß, hat nur ſehr ſelten Unordnungen conſtatirt, wo der Empirismus der Alten ſpecielle Verwandtſchaften zu den Metallen ſehen wollte. Ueberdieß war es verzeihlich für die ſpeculativen Epochen, das Edele des Eiſens, des nützlichſten der metalliſchen Producte der Erde, übermäßig zu vermehren; ſeine ſchon ſo providentielle und zeugende Kraft erweckte die Ehrfurcht der Urfamilien und aller Völker, die vor Kurzem noch die Geheimniſſe der Natur mit einem poetiſchen Cultus umgaben, und die Anwendung des Eiſens in der gegenwärtigen Civiliſation rechtfertigt die Achtung der Alten *). Bei ſolchen dunkeln Fragen darf man indeſſen nicht außer Augen laſſen, daß die Empiriker des Mittelalters und der Wiedergeburt eine religiöſe Vorliebe für das Eiſen hegten, wegen der anziehenden Eigenſchaften des Magnet, der ſelbſt das große Heilmittel ihrer Therapeutik war. Da die elektriſchen Strömungen, die das beſondere Vermögen dieſes eiſenhaltigen Steines feſtſtellen, der menſchlichen Wiſſenſchaft damals noch ſehr fremd waren, ſo erkannten die Mediciner dem Magnet eine eigenthümliche Kraft zu, und dehnten dieſe Kraft natürlich auf das Eiſen aus. Es iſt deßhalb nicht überraſchend, daß Phänomene geiſtiger Exaltation, welche ſich bei Verwundeten äußerten, deren Wunden einen eiſernen Stab umſchloſſen oder eine Zeit lang enthalten hatten, mit prädisponirenden Sympathien in Verbindung geſetzt worden ſind. Um endlich eine ſehr paradoxe und hypothetiſche Abſchweifung zu ſchließen, deren Erſcheinungen die beſchränkten Gränzen unſerer Kenntniſſe überſchreiten, die aber in nothwendigem Zuſammenhange mit der Geſchichte der Weisſagungsgabe bei Sterbenden ſtand, wollen wir hier nur drei Zeugniſſe anführen, die in allen ihren Umſtänden, was die Zeit, das Clima, die Oertlichkeit, die Organiſation und das Geſchlecht betrifft, von einander verſchieden ſind.

Der geſchickteſte Taktiker Griechenlands, Epaminondas, entwickelte, von einem Pfeile, der in der Wunde geblieben war, zu Tode verwundet, plötzlich im Todeskampfe eine erhabene Erleuchtung, eine offenbarende Macht des Geiſtes; und den letzten Worten dieſes großen Mannes ver-

*) Homer ſagt, von der Wunde eines trojaniſchen Helden ſprechend, ſie habe nur durch den Roſt der Lanze des Achilles geheilt werden können.

dankten die Thebaner die Mittel, siegreich einen Krieg zu beendigen, dessen glücklicher Ausgang durch seinen Tod gefährdet schien; als man den Pfeil ausziehen wollte, gab er den Geist auf. Christus, auf Golgatha sterbend, kleidete sein Antlitz und seine Blicke nicht eher in das himmlische Gewand, dessen ganze Majestät die Zuschauer seiner Hinrichtung mit Schrecken gewahren mußten, als in dem Augenblicke, da das Eisen der Lanze eines Centurionen in seine entblößte Seite eingedrungen war. Antonius Benivenius, ein Arzt von Florenz, spricht von einem italienischen Soldaten Namens Gaspar, der von einem Pfeile in der Brust verwundet worden war. Als die Wundärzte den Pfeil ausziehen wollten, trennten sie das Holz vom Eisen, das in der Wunde stecken blieb. Das ist ganz die Geschichte des Epaminondas, aber nur hinsichtlich der Art der Wunde. Von furchtbaren Schmerzen heimgesucht, wollte sich Gaspar tödten. Aber es trösteten ihn seine Freunde, und darunter besonders Manloche, sagt der Chronikschreiber, der ihm empfahl, sich an Gott, als den wahren Urheber aller Heilungen, zu wenden. Der junge Florentiner hört es, betet Tag und Nacht zu Gott, und plötzlich äußert sich die Gabe der Prophezeiung. Gaspar erkennt und kündigt die Personen an, die ihn besuchen werden, obgleich sie weit entfernt sind. Er bezeichnet bei ihren Namen alle Unbekannten, die sich unter den Anwesenden befinden, er empfiehlt ihnen Gottesfurcht, er sagt ihnen Tag und Stunde, da seine Wunde heilen werde, er enthüllt ihnen seine Reise nach Rom und seinen Tod in dieser Stadt; die Verbannung und die Flucht Peters von Medicis, das Unglück von Florenz, und den Umsturz Italiens; das Eisen des Pfeils geht im bezeichneten Augenblicke aus der Wunde, und sobald das Eisen herausgekommen war, hörte die Gabe der Weissagung auf. Einige Zeit nachher begab sich Gaspar nach Rom, wo er, wie er vorausgesagt hatte, starb.

Im Eisen sind die bei der magnetischen Behandlung gebräuchlichen Stäbe. Wir wollen nur ein neueres, notorisch erwiesenes Beispiel anführen. Ein Operateur hat feierlich in einem der Academie der Wissenschaften und der Academie der Medicin in Paris vorgelegten Berichte erklärt, daß, als eine eiserne Nadel zufällig in Berührung mit einem Nerven an einem lebenden Subjecte gekommen sey, diese Berührung dem Metallstab magnetische Kraft mitgetheilt habe. Es geht aus dieser Erscheinung hervor, daß die Electricität die Nervengeflechte des lebenden Menschen durchströmt; es geht auch daraus hervor, daß sich mittelst des Metalls eine specielle Verbindung zwischen dem Gehirn und einem Fluidum begründen läßt, dessen Thätigkeit organisch im Univer-

ſum zu ſeyn ſcheint, und das der Wiſſenſchaft nur, in gewiſſer Art, den Vorbericht ſeiner allgemeinen Thätigkeit geoffenbaret hat.

Was beſonders die ärztliche Kunſt betrifft, ſo ſind die prophetiſchen Fähigkeiten gewiſſer Kranken längſt anerkannt. Wenn ſich die Störung der Organe bis zur Katalepſie (Starrſucht) und zum Somnambulismus ausdehnt, ſo äußert ſich die Gabe der Prophezeiung durch Conjecturen und Vorgefühle, zuweilen, aber ſeltener, durch weiſſagende Reden. Die Anhänger des Magnetismus ſetzte dieſe Erſcheinungen beinahe ausſchließlich mit der Thätigkeit des Fluidums in Verbindung, über das ſie zu verfügen glauben. Derſelbe pathologiſche Urſprung gebührt den Wundern des **second sight**; die Beweiſe kann man in den von Theophilus Inſulanus angeführten Geſchichten ſammeln. Jeder Zeit übrigens, wie Sèze ſehr gut in ſeinem **Recherches sur la Sensibilité (1786)** bemerkt, wenn gewiſſe Krankheiten die Thätigkeit des Gehirns vermehren, bilden ſich nicht allein neue Ideen, ſondern auch Ideen, welche die Zukunft darſtellen. Das iſt auch die Meinung von Peucer (**de Divinatione, Witembergae 1560**) Aretäus von Kappadocien in ſeiner Beſchreibung des hitzigen Fiebers des Hippocrates, einem im joniſchen Dialecte geſchriebenen Werke, wo die Treue der Einzelnheiten nur der Schönheit des Styls nachgibt; Aretäus ſetzt die Entwickelung der Gabe der Wahrſagung in die verlängerte Ohnmacht, die den letzten Anfall endigt, eine Ohnmacht, deren unheilvoller Charakter die Erſchlaffung iſt, die ſie in den verſchiedenen Theilen des menſchlichen Organismus erzeugt. Sir Henry Halford hat in einer Sitzung des Collegs der Wundärzte in London dieſe Frage auf eine praktiſche Weiſe behandelt, aber in ſo eleganten Formen und mit einer ſo klaren Gelehrſamkeit, daß er ebenſo den Philoſophen, wie den Neugierigen genügt. Gegen die Behauptungen, die er im Jahre **1830** in ſeiner Rede aufſtellte, läßt ſich nicht ankämpfen.

Die neueren Zeiten ſind nicht minder reich an ſeltenen Einzelnheiten der Gabe der Weiſſagung, als die Epochen des Heidenthums, des römiſchen Reichs, zur Zeit ſeines Verfalles, und des Mittelalters. In Amſterdam zeigte man uns im Hoſpital Dächer und Mauern, an denen im Jahr **1566** Mädchen und Knaben, welche in Folge einer außerordentlichen Krankheit hier behandelt wurden, hinaufkletterten. Ihr Anblick war gräßlich, ſie ſprachen fremde Sprachen und gaben Rechenſchaft von dem, was in demſelben Augenblicke im Rathe der Stadt vorging. Das iſt doch offenbar das zweite Geſicht. Dieſe plötzlich erlangte Fähigkeit veranlaßte einen Vorfall, der in den Regiſtern der Municipalität in Amſterdam angegeben iſt. Es geſchah, daß ein ſolches krankes

Kind, Catharina Ghernadi, einer der Mütter des Hospitals mittheilte, ihr Sohn Johann Nicolai, sey im Begriff, nach dem Haag abzureisen, wo er nichts Gutes zu thun im Sinne habe. Diese Frau ging dem Rathhause zu, und gelangte dahin im Augenblicke, da der Bürgermeister die Sitzung aufhob. Sie fand ihren Sohn noch auf den Stufen der Rathaustreppe. Es scheint, daß Nicolai selbst ein Mitglied des Raths war. Seine Mutter fragte ihn, ob es wahr sey, daß er nach dem Haag abreise. Ganz bestürzt gestand es Johann ein. Aber als er erfuhr, daß die Entdeckung von einem Kinde des Hospitals herrühre, ging er zurück und theilte dem Rathe die Begebenheit mit, dessen Mitglieder, da sie ihren Plan entdeckt sahen, von ihrem Vorhaben abzugehen beschlossen.

Versetzen wir uns unter die Regierung Ludwig XIV., während der durch Zurücknahme des Edictes von Nantes herbeigeführten Bürgerkriege, so finden wir die Gabe der Prophezeiung besonders ausgebildet in den Zitterern der Cevennen. Der Doctor Bertrand gesteht in seiner Abhandlung über den Somnambulismus zu, daß es zu weitläufig und schwierig wäre, die im Théâtre sacré des Cevennes, einer Sammlung von Originalstücken, worin von mehr als dreihundert vorgeblichen, verschiedenen Propheten die Rede ist, aufgeführten Begebenheiten im Einzelnen zu untersuchen. Es handelt sich hier nicht darum, die mehr oder minder vernünftige Ursache ihrer Begeisterung zu bestreiten; es ist nur zu bemerken, daß diese Begeisterung die in der Crise Begriffenen zur Gabe der Prophezeiung und zum zweiten Gesichte trieb. Die Convulsionäre des heiligen Medardus erfreuten sich derselben Fähigkeit. Charron in seiner Abhandlung über die Weisheit; Bacon de dignitate et incrementis scientiarum (von der Würde und dem Wachsthum der Wissenschaften,) und die Memoiren der Königin Margarethe, sind noch Quellen von gewiß sehr verschiedener Art, aber von unbestreitbarer Autorität. Machiavel endlich citirt, in seiner Abhandlung über Livius, nach einigen Reflexionen, worin dieser so kluge Mann seine Zweifel über die Gabe der Wahrsagung ausdrückt, als Beispiel die Prophezeiung von Savonarola in Beziehung auf die Ankunft Carl VIII. in Italien. Man kann in dieser Hinsicht das Leben von Savonarola, die Memoiren von Philipp von Commines, Guicciardini, Jacopo Nardi, und die Geschichte der italienischen Republiken von Sismondi zu Rathe ziehen. Das traurige Ende des Mönches von Florenz nimmt eine so bedeutende Stelle in den Annalen seiner Zeit und seines Landes ein, daß hier nothwendig seine Weissagungen angeführt werden müssen.

Im Jahre 1483 verbreitete sich zuerst der Ruf des Savonarola; am 23. Mai 1498 verbrannte man ihn lebendig, und während dieser fünfzehn Jahre leuchteten die prophetischen Fähigkeiten dieses Mönches in hellem Glanze. Im Jahre 1484 weissagte er in Brescia seinen Zuhörern, ihre Mauern werden in Blut gebadet werden. Siebenzehn Jahre später, als Savonarola schon todt war, eroberte der Herzog von Nemours die Stadt, und ließ die Einwohner niedermetzeln. Nach der Flucht der Medicis gehörte Savonarola zu den Gesandten, welche Florenz in das Lager des französischen Fürsten schickte, mit dem er mit großer Beredtsamkeit sprach. Diese Sendung des Bruder Hyeronimus wiederholte sich mehrmals, und stets verkündete der Mönch die Eroberung von ganz Italien durch diesen jungen König. Von sehr reizbarem Temperament und sehr schwacher Leibesbeschaffenheit, verband der Mönch von Florenz die strengste ascetische Lebensweise mit dieser kränklichen und nervösen Disposition der Organe, die die Empfänglichkeit der Seher viel mehr vorbereitet.

Angelo Cattho, der Erzbischof von Vienne, im Dauphiné unter Ludwig XI., hat die Aufmerksamkeit Philipps von Commines durch seine Gabe der Prophezeiung ganz besonders auf sich gezogen. Was ist berühmter in der Geschichte von Frankreich, als die Weissagung, die Jacques de Molay, der Templer, auf dem Scheiterhaufen Philipp dem Schönen gegeben hat? „Als die Revolution von 1643 in Neapel ausbrach," sagt Charles Nodier, „so bezeugte eine einstimmige Tradition, daß ein Jahrhundert früher ein anderer, Tamaso Aniello von Amati, nahe daran gewesen sey, die Freiheit für Neapel zu erringen, und daß dieser Mensch sterbend der Nation verheißen habe, sie werde ein Jahrhundert später durch einen seiner Abkömmlinge befreit werden. In seiner Geschichte von Amerika führt Robertson die Rede des Montezuma an die Großen seines Reiches an, worin der Monarch der Traditionen und Weissagungen erwähnt, welche seit langer Zeit die Ankunft eines Volkes von demselben Geschlechte, wie sie, verkündeten, das sich der obersten Gewalt bemächtigen würde. Man spottet jetzt über die Centurien des Nostradamus *), und doch hat er genau die bedeutungsvollsten Ereignisse der neueren Annalen, wie die Enthauptung Karl I., des Königs von England, und die französische Revolution vorhergesagt. Doch in Jeanne d'Arc hauptsächlich hat sich in Frankreich die Gabe der

*) Die Centurien des Nostradamus nennt man gewisse Prophezeiungen dieses Schriftstellers, die in hunderte von Strophen abgetheilt sind, deren jede aus vier oder sechs Versen besteht.

Weiſſagung auf eine beinahe göttliche Weiſe geoffenbaret. Will man ſich die Mühe geben, die voluminöſe Geſchichte der Jungfrau von Vaucouleurs, von Lebrun des Charmettes zu durchgehen, ſo wird man einmal finden, daß Johanna's Thaten allgemein vorhergeſagt waren, und dann, daß das kriegeriſche Mädchen ſelbſt der prophetiſchen Gaben theilhaftig war. In dem Buche ſind eine Menge Ereigniſſe ſpeciell aufgeführt. Wir geben hier nur eines, weniger übrigens wegen ſeiner Gewichtigkeit, als wegen ſeiner unläugbaren Verwandtſchaft mit der Gabe des zweiten Geſichts. Bei der Beſtürmung von Jargeau, unferne von Orleans, unterſuchte der Herzog von Alençon ſehr aufmerkſam die Außenwerke des Platzes, als Jeanne ihm zurief, er ſolle ſich entfernen, ſonſt werde ihn eine Kriegsmaſchine niederſchmettern; der Herzog zog ſich zurück, und beinahe in demſelben Augenblicke wurde ein Edelmann von Anjou, Herr du Lude, auf der Stelle, die der Prinz verlaſſen hatte, getroffen.

Nähern wir uns wieder mehr unſerer Zeit, ſo finden wir in der Geſchichte von Bernardine Renzi ein auffallendes Beiſpiel der Gabe der Prophezeiung *). Während der Aufhebung der Jeſuiten durch Clemens XIV. verkündete dieſe Bäuerin, aus dem Dorfe Valentano, Diözeſe Monteſiascone, welche weder ſchreiben, noch leſen konnte, aber durch mehre Prophezeiungen bekannt war, der Pabſt werde im kommenden September (1774), während der Nachtgleiche, ſterben. Ganganelli ſtarb wirklich den 22. September 1774, Morgens 8 Uhr. In dieſem Augenblick ſuchte Bernardine, die in einem Kloſter von Monteſiascone eingeſperrt war, den Prior auf und ſprach zu ihm: „Ihr könnt der Gemeinde die üblichen Gebete für den heiligen Vater befehlen; er iſt todt.“ Im Jahr 1804 ſchrieb Bouys an den Cardinal Mauri, den Biſchof von Monteſiascone, um ſich von ihm offizielle Notizen über Bernardine Renzi zu verſchaffen. Der Cardinal überſandte die Beſtätigung einer Menge von Erſcheinungen, die wir hier übergehen, und verſicherte dabei Herrn Bouys, die Weiſſagungen der Bernardine Renzi ſeyen öffentlich als wahr anerkannt, und verdienen eine Stelle in den Annalen der Zeitgenoſſen. Bernardine lebte damals in Gradoli, wo ſie der Cardinal Mauri beſuchte.

In einer uns noch näher liegenden Geſchichte hat ſich die Gabe der Prophezeiung und des zweiten Geſichts in dem allgemeinen Vorgefühle, das der franzöſiſchen Revolution vorherging, auf eine zu auffallende und authentiſche Weiſe geäußert, um nicht eine ſorgfältigere

*) Nouvelles considérations sur les Oracles, par Th. Bouys.

Beachtung zu verdienen. Die turgotiniſche Prophezeiung, die Weisſagung von Cazotte, einige Briefe von Caglioſtro, die Reden des Pater Beauregard, die Centurien von Noſtradamus, ſind unbegreifliche, aber mit Beweiſen verſehene Verzweigungen des second sight. Während des Gefechts von Pombio, am Vorabend ſeines Todes, war der General Laharpe ſehr präoccupirt, ſehr niedergeſchlagen, gab keine Befehle, war gewiſſermaßen ſeinen gewöhnlichen Fähigkeiten beraubt, und von einem düſtern Vorgefühle beherrſcht *). Die furchtbare Geſchichte der jungen Gräfin Agnes Lanskoruska, welche ſich in den Memoiren der Marquiſe von Crequi mitgetheilt findet, iſt offenbar eine Begebenheit des zweiten Geſichts. Hat nicht kürzlich erſt Herr von Talleyrand, dieſer vom Aberglauben ſo freie Mann, das Ende ſeiner erſchöpften Laufbahn mit der Genauigkeit eines lebenden Kalenders vorhergeſehen?

*) Napoléon, Mémoires pour servir à l'histoire de France.

Das Thal von Aſpe.

Die Pyrenäen, ſo reich an maleriſch gelegenen Gegenden, bieten doch nur wenig Punkte dar, die an überraſchender Schönheit mit dem Thale von Aſpe verglichen werden können. Von dem Hügel herab, der oberhalb Bekus liegt, überſieht der Reiſende mehre Orte mitten unter engen Schluchten und Felsgründen und immer zwiſchen zwei Mauern von Bergen, und geſteht ſich, das ſey eine Dioramaſcene, wie kein Künſtler ſie wiedergeben kann, und doch müßte ein Bouton, ein Allaux, ein Cicéri oder Daguerra, die Schönheiten dieſer Gegenden nachzubilden ſich bemühen, damit es bekannt werde, wie ſehr ſie alle Schweizerlandſchaften übertreffen. Weßhalb mögen nur unſere Künſtler ſo weit reiſen, um Stoffe zu ſuchen, da ſie die ſchönſten haben können, ohne ihr Vaterland zu verlaſſen? Aber gewiſſe Künſtler glauben, es ſey ihrer nicht würdig, etwas zu malen, was alle Welt kennt, alle Welt ſehen kann, und ſie meinen, eine Art Chriſtoph Columbus in Miniature zu ſeyn, wenn ſie recht weit gehen, um ihre „Eindrücke“ zu ſuchen.

Von der Spitze des Hügels herab, von dem ich eben sprach, sieht man noch eine reiche, blumenbedeckte Ebene, die in einem länglichen Kreise von Bergen umschlossen ist, auf deren Gipfel hohe, schneebedeckte Fichten emporragen. Die Seiten dieser Berge sind mit Weiden, Kornfeldern und Gehöften bedeckt, deren weiße Mauern sehr malerisch gegen den grünen Grund abstechen, auf dem sie ruhen.

Am Fuße dieser Höhe weilt zuerst das Auge auf der hübschen, kleinen Stadt Bedous, die wie eine Lehnsherrin den Eingang in das Thal beherrscht; hinter ihr liegt der Weiler Orcum auf einem kleinen Berge links Jouers, ganz umgeben von Maisfeldern. Im Südost liegt Accous, das seinen römischen Ursprung ganz vergessen zu haben scheint, sich aber noch mit Stolz und Liebe erinnert, daß in ihm Florian geboren wurde.

Dann sieht man rechts zuerst ein reiches, zierliches Dorf, fast amphitheatralisch am Fuße eines Berges gelegen, mit reinlichen und hübsch gebauten Häusern; es ist Ossa, dessen Bevölkerung zwei Confessionen angehört, aber friedlich neben einander lebend, denselben Gott verehrt; weiter hin liegt Athas, dessen Masten lange Zeit alle Meere durcheilten; endlich viel weiter noch entfernt liegt das Dorf Leez, das sich an einen ungeheuren Felsen lehnt, und dort gelegen zu seyn scheint, um den Engpaß von Esquit zu hüten.

Worte vermögen nicht den Eindruck wiederzugeben, den diese herrliche, an Abwechslung so reiche Aussicht hervorbringt. Diese sieben in die weite, grüne Fläche gestreuten Dörfer, ein kleiner Gebirgsfluß, die Gove, die unter dem langen Wiesenwuchs dahinkriecht, alles das ist bezaubernd, unmöglich wieder zu schildern. Etwas noch trägt sehr viel dazu bei, diesem Thale einen Anflug von Leben und einen Ausdruck zu geben, den man vielleicht nur in diesem Theile der Pyrenäen trifft, das ist nämlich eine Menge kleiner, mit reichem Grün bedeckter Hügel, die sich hier und da zerstreut finden; sie verleihen der Landschaft einen ganz eigenen Reiz. Ein Dichter würde gewiß diese Turons (so nennt man sie im Lande) mit Kindern vergleichen, die in der Ebene umherspringen, er würde einen Trupp muthwilliger Schüler in ihnen sehen, die muntere Spiele treiben, und sich jagen und necken; ein Soldat würde sie mit mehr Grund vielleicht für Redouten halten, welche die Natur selbst zur Vertheidigung dieses Terrains baute.

Die Geschichte dieses Thales ist nicht minder unterhaltend, als

die Aussicht, der man von den Bergen herab, die es umgeben, genießt. Zuerst war es der römischen Herrschaft unterworfen, die Römer hatten dort die Stadt Aspa Luca gegründet, die sich nach dem Sturze des großen Kaiserreichs republikanische Institutionen gab; dann wurde sie, ob sie gleich ihre alten Gesetze sich zum Theil erhielt, der Grafschaft Bearn tributpflichtig und ging darauf als Erbgut an das Haus von Albret über, und wurde unter der Regierung des Sohnes und Nachfolgers des großen Heinrichs, mit Frankreich vereinigt. Die Bewohner dieses Thales haben die einfachen patriarchalischen Sitten ihrer Vorfahren bewahrt; bei ihnen empfängt den Wanderer noch die offene, ehrliche Gastlichkeit längst vergangener Tage. Die Luft des Landes ist frisch und rein. Viele kleine Wasserfälle, zahllose Gießbäche, genährt durch das Schmelzen des Schnees auf den Gletschern, mäßigen die stärkste Sommerhitze, und haben immer kühles und klares Wasser. Auch noch für andere Bedürfnisse hat die Natur gesorgt, überall in diesem gesegneten Thale fließen Mineralquellen, und die Quelle von Suberlaché, in seiner Mitte gelegen, wird gewiß einst sich zu einem glänzenden Badeorte erheben, besonders wenn erst die Landstraße von Oleron nach Saragossa, woran man jetzt baut, vollendet seyn wird. Diese Straße, welche schon die Marken der Dörfer Cette, Eygun, Estaut, Barce und Ardos durchschneidet, die alle noch im Thale von Aspe liegen, wird der ganzen Gegend erhöhte Lebhaftigkeit bereiten.

Wenn man das Thal durchwandert hat, dessen Länge eine Postmeile beträgt, und auf der Brücke von Esquil steht, gewahrt man zu beiden Seiten des Weges ungeheuere Massen von Kalkfelsen. Die Gove wälzt sich unter dumpfem Geräusch schaumbedeckt vorüber. Man kann nichts Erhabeneres sehen, als diese natürlichen Festungswerke, die eine allmächtige Hand aufhäufte, als diese ernste, majestätische Reihe von Felsen. Wie verhallt die Stimme eines Menschen in dem Getöse dieser Wellen, in dem kalten Hauche dieser Felsen; wie klein erscheint er sich hier neben den Felsriesen, die so alt sind, als unsere Erde! Eine Stunde weiter kömmt man wieder an eine alte Brücke, auf deren schwarze Steine die Wellen und der schneidende Nordwind ihren grünlichen Stempel gedrückt haben, und diese Brücke führt auf den Weg nach Lescun.

Lescun, eine der zwölf ersten Baronien von Bearn, thront am äußersten Ende der scharfen Bergkante, die man sehr mühevoll erklettern

muß. Aber wenn man auf dieſer luſtigen Wanderung ſehr ermüdet wird, ſo belohnt dafür die ſchönſte Ausſicht in ein friſches, tiefes Thal. Das Dorf Leſcun ſelbſt liegt inmitten eines regelmäßigen Kreiſes von Felſen, die faſt alle in ihrem Innern reiche Blei-, Eiſen- und Kupfermaſſen bergen. Man findet auch in den Umgebungen, vorzüglich in der Gemeinde Eygun, Lager von verſchiedenen Marmorarten und von Ophyt, eine Art grünen Porphyrs, ganz dem ähnlich, der bei den Römern und Griechen in hohem Werthe ſtand. Die Baronie Leſcun war im dreizehnten Jahrhundert ſehr blühend; damals beſaß ſie Fontomer, dem Thibault, König von Navarra, **1234**, das Schloß und die Stadt Soboda zum Lehen gab. Unter die ſpäteren Herren von Leſcun zählt man noch Odel von Aydie, oder Aydius, der im fünfzehnten Jahrhundert eine wichtige Rolle ſpielte, den Marſchall von Leſcun, der **1528** an einer Wunde ſtarb, die er in der Schlacht von Pavia erhalten hatte, und die berühmte Coriſanda, die Geliebte Heinrichs **IV.** Doch ſeit jener längſt entſchwundenen Zeit iſt Leſcun ſeiner alten Größe längſt entkleidet. Jetzt iſt es nur ein Dorf, deſſen Bewohner wohl ſehr wenig von dem Glanze wiſſen, der in den Zeiten des Mittelalters darauf ruhte.

1794 war dieſe Gegend auch Schauplatz einer ſehr rühmlichen Waffenthat. Am **18.** Fructidor im Jahre **II.** der Republik drang eine ſpaniſche Heeresabtheilung unter dem Fürſten Caſtel-Franco in das Gebiet von Leſcun ein, Verheerung, Mord, Plünderung, bezeichnete ihren Weg. Bei der erſten Nachricht ihres Einbruches bewaffnete ſich Alles im Dorfe; Männer, Weiber, Kinder ergriffen Flinten, Senſen, Knittel, und eilten dem Feinde entgegen; doch wie wollten ſie ſo großer Uebermacht widerſtehen. Die Spanier kamen immer näher, und die Flamme von mehr als achtzig angezündeten Gehöften beleuchtete ihren Weg. Doch hatte ſich von Bedous aus eine Freicompagnie, befehligt von einem Hauptmann Laclide, im Eilmarſch ihnen entgegengeworfen; bald folgten dieſer Handvoll Tapferer drei andere Freicompagnien. In den Straßen von Oleron wird Marſch geſchlagen, und auch von da aus ſetzen ſich viele Freiwillige, noch halbe Kinder unter ihnen, unter dem Geſang patriotiſcher Lieder, in Bewegung; aber bei ihrer Ankunft in Leſcun fanden ſie den Feind ſchon auf der Flucht.

Es war der unerſchrockene Laclide, der ſpäter als Dragoner-obriſt in der kaiſerlichen Armee diente, und **1808** vor den Mauern von Saragoſſa fiel, der dieſen paniſchen Schrecken unter den Spaniern

verbreitete. Er hatte den Feind mit dem Bajonette angegriffen, und in die Flucht geſchlagen, faſt ohne Verwundete zu haben, während die Spanier viele Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde ließen. Unter den Todten waren der Obriſt der walloniſchen Garden und ein Bearner Ausgewanderter, der, wie erzählt wurde, Hauptanführer des Zuges der Spanier war.

Feuilleton.

II.

Literatur.

Gedichte
von
Ferdinand Freiligrath.
Stuttgart. Bei Cotta. 1838.

Nicht erst durch die vorliegende Sammlung, sondern durch einzelne, in Zeitschriften und Almanachen verbreitete Gedichte hat sich Freiligrath eine imposante Stellung unter den neueren Dichtern erworben, so daß dem Critiker nichts mehr übrig bleibt, als bei einer Gesammtanschauung seiner bisherigen Schöpfungen über Ursprung und Bedeutung seines dichterischen Charakters nach Kräften zu klarem Bewußtseyn zu führen. Freiligrath steht, wie Rückert, Mosen, Immermann, A. Grün u. A., außerhalb der zwei oder drei literarischen Cliquen, die sich gerne das Ansehen gäben, als ob sie die Literatur in corpore repräsentirten; — ein Moment, das bei jeder Gelegenheit hervorgehoben zu werden verdient. Freiligrath hat eine nach Gehalt und Gestalt neue Dichtungsart, wenn auch nicht geschaffen, doch mit eigener schöpferischer Kraft in Deutschland eingeführt. Er verschmähte den breitgetretenen Weg der gäng und gäben Lyrik, mit ihren abgegrasten Thalgründen und Waldeinsamkeiten, und jagte mit ungebändigtem Jugendmuthe weithin nach fernen Zonen, wo der Mensch und die Natur um ihn her noch frisch und frei sich belebt, wo der Blume Schmelz noch nicht vom Staube rasselnder Carossen bedeckt, wo des Baches Rauschen noch nicht vom Klappern der Mühle übertönt, und

der Mensch noch nicht zum Stift oder zur Speiche eines Maschinenwerkes herabgesunken ist. Es ist kein idealer Boden, auf den sich Freiligrath mit seiner Muse flüchtet, sondern mit den kräftigsten und ursprünglichsten Localtinten weiß er uns das Leben und Treiben ferner Zonen zu zeichnen. Ein frischer und lebendiger Meereshauch zieht sich durch viele Dichtungen Freiligraths, und sticht oft schön ab gegen die engumzäunte Lyrik Anderer. Wienbarg hat in seinem vor Kurzem erschienenen Helgoland darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die deutsche Lyrik sich als Binnenpoesie hinter kleine Berge idyllisch verbaue, und wie das frische Seeleben sie aus diesem Schlendrian herausreißen könne. Um aber die Poesie des Seelebens als nationales Element wieder zu gewinnen, müßte Deutschland auch die ehemals besessenen Häfen wieder erlangen, sonst bleibt diese ganze Poesie so zu sagen nur eine literarische; denn was nicht einen Ausgangspunkt aus dem Nationalbewußtseyn genommen, kann auch nie gehoben und verklärt in dasselbe zurückkehren. Freiligrath selbst, den seine ungezügelte Phantasie über alle nationalen Beschreibungen hinwegträgt, spricht in seinem Gedichte „an das Meer“:

„Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.“

Der hervorstechendste Charakter der Freiligrath'schen Dichtung bleibt aber das Pittoreske. Da sind keine Gestalten und Bilder, denen „des Gedankens Blässe“ anklebt, sondern so frisch, wie äußere oder innere Anschauungen sie empfangen, so lebendig und keck werden sie wiedergegeben. Man wird hier oft an die von Lessing gezeichneten Grenzen der Malerei und Poesie erinnert: fast bei jedem Gedichte, das über die bloße Empfindung hinausgeht, wird der Griffel des Malers herausgefordert. Es ist aber hier nicht bloß die äußere Malerei, welche ein Gedicht doch nie erreichen könnte, sondern der Dichter erkennt das innere Wesen der Dichtung, daß in ihr nur der Gedanke das belebende ist, und nicht selten wird bei ihm das Bild der plastische Träger einer Idee, ohne zum Symbol zu vertrocknen; ein mährchenhaftes Leben tritt oft aus diesen Schilderungen hervor. Wenn er z. B. in dem unvergleichlichen Gedichte „Banditenbegräbniß“, von dem Schwerte, das der todte Räuber noch in Händen hält, sagt:

Wie dicke, blut'ge Thränen
Rinnt rieselnd Blut daran:
Das Schwert, so muß man wähnen,
Weint um den todten Mann.

so ist hier das innerste Wesen der Malerei und Poesie in einander verschmolzen.

Das Gedicht „Löwenritt“, das schon in mehre Schulbücher übergegangen ist, wird gewöhnlich als Muster von Freiligraths Dichtungsweise angesehen, und in der That, was Kühnheit und Anschaulichkeit der Darstellung und des Gegenstandes betrifft, mag es als solches betrachtet werden. Aber auch in kleinen, engumrahmten Bildern bewährt er seine Meisterschaft, und fast immer ist es ein frappirender Gedanke, der gleichsam dramatisch, umgeben von einer so treu gezeichneten Scenerie, sich bewegt. Die Tropenländer in der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung des Wortes sind die ersehnte Heimat der Freiligrath'schen Muse. Ein Thatendurst durchglüht den Dichter, er wäre gerne „zugleich ein Sänger und ein Held“, und mit energischer Phantasie versetzt er sich in's Land des Aufgangs. In den zwei letzten Strophen des schönen Gedichtes: „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren“, stellt sich neben die plastisch hervortretende Sehnsucht des Dichters, auch schon die nüchterne Skepsis:

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin! Du selbst auf deinem Rosse,
Bist ein phantastisches Gedicht. —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste,
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Freiligrath liebt es nicht, wie Göthe und Rückert, sich in die Gnomenweisheit, sich in die Witz- und Parabeldichtung der Orientalen hineinzuleben; viele seiner Gedichte haben einen Hauch von den Liedern der vormuhammedanischen Dichter Schanfaras und Antar, die zugleich auch die größten Helden ihres Stammes waren; dabei muß man aber bemerken, daß Freiligrath fern von aller Nachahmung, ja daß es sogar wahrscheinlich ist, daß er diese Dichter nicht kannte. Es wäre sehr zu bedauern, wenn diese Dichtungsart, wie schon mannigfach geschehen ist, Nachahmer fände. In Freiligrath hat sie etwas Ursprüngliches, Individuelles, obgleich auch ihn der Vorwurf trifft, sich nicht mehr mit der Welt um ihn her, in Freude oder Schmerz poetisch befreundet zu haben; in seinen Nachahmern aber ist alles nur Copie und Manier, was um so widerlicher ist, da die gewaltsam aufgestachelte Phantasie gar wunderliche Capriolen machen muß. Freiligrath sucht sich in einem Gedicht, das „Meine Stoffe" überschrieben ist, zu vertheidigen, und wenn er auf die gemachten Vorwürfe antwortet:

O könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düster durch versengte Halme,
Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

so ist die Antwort richtig und wahr, aber sie ist nur eine halbe. Ueberall, wo das Schöne im Naturleben blüht, und wo unter der Form des Nationellen sich das allgemeine Menschliche offenbart, da ist des Dichters Heimat; man kann es Niemanden verargen, sich hier- oder dorthin gezogen zu fühlen, aber es bleibt doch immer nur eine künstliche Poesie, die nie vom Buchstaben heraus in's bewegte Leben treten kann, und kennt auch die Poesie keinen andern Zweck, als den in ihr selbst ruhenden der Schönheit und Wahrheit, so muß sie doch vor Allem den wirklichen Schmerz und die wirkliche Freude unseres Weltlebens versöhnen und ausklingen lassen. Im vorigen Jahrhunderte steckte man sich in das Schäfergewand der Idyllenpoesie, im Anfange des unserigen steckte man sich in Harnisch und Panzer der Romantik; hier wie dort lag ein Moment der Wahrheit und des richtigen Bewußtseyns zu Grunde. Durch die arkadische Idylle näherte man sich der reinen Natur, im Gegensatze zu den französischen Perücken und Schönpflästerchenwesen der Poesie; durch die mittelalterige Romantik lebte man sich mehr in nationale Zustände hinein, und konnte so auf das Fühlen und Hoffen der Gegenwart geleitet werden; hier wie dort war man aber noch nicht zur Vermittlung des Lebens und der Poesie gelangt, welche erst die neueste Zeit versuchte. Sollen wir uns aber wieder zuerst mit Kaftan und Turban bekleiden, und ein Dromedar besteigen, um in's Land der Poesie zu gelangen, so hätten wir eine abermalige Einpuppung, der wir uns schon längst entwunden haben. Nur aus der geglaubten nothwendigen Mißstellung des Dichters zu seinem Stoffe läßt es sich erklären, daß Freiligrath in dem Gedichte „Bei Grabbe's Tod" die fürchterlichen Worte niederschrieb:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!

Mag des Dichters Schicksal dem Weltleben gegenüber ein noch so bitteres seyn, den Glauben darf uns nichts rauben, daß in dem Hauche des Genius eine Seligkeit uns durchströmt, gegen die keine Erdenpein etwas vermag. Allerdings mag Freiligrath jene Worte im ersten Anfalle des Unmuthes niedergeschrieben haben, aber sie zeigen uns auch, daß durch phantastisch gewählte Stoffe der Riß, der das Leben und die Poesie

trennt, nicht ausgeglichen, ſondern nur erweitert wird.

Freiligrath hat indeß ſeine weithin ſchweifende und lebendig malende Phantaſie auch wieder auf näher liegende Regionen zurückgelenkt. Ich bezeichne hier nur die Gedichte „der Mohrenfürſt" und „der Scheikh am Sinai im Spätjahr 1830." Tief ergreifend iſt es, wie er in dem erſten Gedichte dem Neger, der auf der Meſſe die Trommel ſchlägt, ſein Fürſtenleben nachdichtet, und wie er in dem zweiten den Emir, der, von dem Einfalle der Franzoſen hörend, Napoleon wieder hofft, durch den Anblick eines Goldſtücks mit dem Kopfe Ludwig Philipps enttäuſcht werden läßt. Zu dem Schönſten und Erhabenſten gehört „der ausgewanderte Dichter", das wohl Fragment bleiben wird.

„Die Auswanderer", „der Tod des Führers", „die Tanne" und andere, ſind tiefgefühlte Gedichte, in denen Freiligrath ein Herz für das Volk und die zahlloſen Bande, die uns an's Vaterland ketten, bekundet.

Mit derſelben Innigkeit und lebendigen Friſche, mit welcher Freiligrath in ferne Zonen zu verſetzen weiß, vermag er auch das innere Leben ferner Zeiten in kräftigen Bildern vor uns aufzuſtellen. Es ſind nur wenige Gedichte, die hievon Zeugniß geben: „Prinz Eugen, der edle Ritter", wo er den Sänger dieſes Liedes feiert, und vor Allem „der Waſſergeuſe" und „die Geuſenwacht". Das ſind Gedichte, die ſich durch kernige Sprache, Einfachheit und Plaſtik zu Volksliedern erheben können. Freiligrath fehlt die Einfalt und Zartheit, um wie Uhland und Göthe, ein Volkslied, das in einer allgemeinen Empfindung ſein Echo findet, dichten zu können, aber zu demjenigen Volkslied, welches in der Geſchichte wurzelt, zu dem Kriegerlied, verbindet er mit markigem, ungeſchminktem Ausdruck eine feſte Geſtaltung. Es iſt nicht zufällig oder willkürlich, daß wir uns mit hiſtoriſchen Bildern eher befreunden mögen, als mit willkürlich geſchaffenen und aufgeputzten Ausländereien. In dem hiſtoriſch Dageweſenen hat ſich das rein Menſchliche in einer beſtimmten Geſtalt einmal manifeſtirt; durch die poetiſche Auffaſſung des Vergangenen wird die Möglichkeit gegeben, das Zeitgenoſſiſche entweder mit hiſtoriſchem Blicke als Objectives poetiſch darzuſtellen, oder der Subjectivität einen Durchbruch zu gewähren, und ſo das Leiden und Hoffen des Einzelnen als mittönend in der Offenbarung der Zeit zur höheren Allgemeinheit zu erheben. Freiligrath kann in Vielem als gerader Gegenſatz der Ichspoeten betrachtet werden, die nie über ihre zufälligen Begegniſſe hinaus können; er behält ſeine Subjectivität meiſt für ſich, er ringt mit rühmenswerther Kraft nach einer Objectivität, in der er frei ſchalten könne. Ob es nicht beſſer wäre, wenn Freiligrath gerade den Standpunkt, den er im Leben einnimmt, poetiſch vermittelte, wage ich nicht zu beſtimmen; daß man aber nicht an das Weltende ſich zu verſteigen brauche, um eine Objectivität zu gewinnen, das iſt gewiß, und Freiligrath ſelber hat uns die herrlichſten Beweiſe hievon geliefert.

Wie Freiligrath das Pittoreske der lyriſchen Dichtung auf eine bisher unerreichte Stufe der Vollendung gebracht hat, eben ſo hat er eine große Meiſterſchaft in dem formellen Bau ſeiner Dichtungen bewährt. Ich erwähne hier nur des Gedichtes „der Alexandriner", in welchem die deutſche Sprache und Poeſie einen Triumph feiert, wie ihn ſelbſt Klopſtock nie ahnen mochte. Das iſt die Wundergabe des echten Dichters, daß er ſelbſt dem ſcheinbar Dürren und Vertrockneten junge Keime und friſche Blüten entlocken kann. Zu verwundern iſt, daß Freiligrath den Schluß des Gedichtes „in Schillers Album" ſo hart laſſen

konnte; denn es heißt: sein Blatt möge ruhen
In den Quadern des Mals deß, der die Städte verklärt!

Als Anfang zu dieser Gedichtsammlung sind Uebersetzungen aus Lamartine, Musset, Southey, Scott, Th. Moore, Burns u. A. beigegeben. Freiligrath ist als trefflicher Uebersetzer Victor Hugo'scher Gedichte bekannt, und auch diese Uebersetzungen sind so leicht und flüßig, daß man fast immer Originalien zu lesen glaubt. Ich meinerseits habe nur über den eigenthümlichen Charakter Freiligraths Dichtungen einige Andeutungen geben wollen, und kann die Beurtheilung dieser Uebersetzungen füglich Andern überlassen. —

Freiligrath hat seine Gedichte „den Dichtern Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab" gewidmet. Wenige Tage sind es, seitdem man Chamisso in's Grab gesenkt hat. Er war ein edler Dichter, in der umfassendsten Bedeutung des Worts. In fremdem Lande geboren, hat er sich durch Wort und Werk ein neues Vaterland erworben, und sich dessen besten Männern beigesellt. Mit einem Herzen, stets offen für allen Schmerz und alle Freude der Menschheit, ließ er ihre Töne wiederklingen; er war ein edler Dichter, denn er war Dichter der Armen.

Bald fallen die gelben Herbstblätter auf das frische Grab, das seine Leiche birgt, und wer weiß, wie lange der Winter dauert! — Doch der Frühling erwacht wieder, und mit jedem neuen Frühling werden die Lieder Chamisso's eine neue Auferstehung feiern. A.

Französische Literatur.

Les conjurés Napolitains tragédie en cinq actes et en vers; par le comte de F.

— Or, devinez! tradition lorraine 1272 par Madame Elise Voiart, 2 volumes.

— Soirées de Walter Scott à Paris recueillies et publiées, par P. L. Jacob bibliophile, 4 volumes.

— Une destinée, scène de la vie intime, par Mlle. Elise Moreau.

— Chronique musicale de Paris, par Joseph Mainzer, premiere Livraison.

— Albertine, par Michel Masson, 2 volumes.

— Le pilote. Histoire marine.

— Voyage pitoresque de la Flandre et du Brabant, par M. I. B. Descamps.

Miscellen.

Von Nicolos Lenau wird binnen Kurzem ein Band neuer Gedichte erscheinen.

— Freiherr von Zedlitz will einen neuen Almanach für das Lustspiel begründen, der erste Jahrgang soll „Bürgerlich und romantisch" von Bauernfeld, „die Luftschlösser" von Weidner, und eine Bearbeitung aus dem Französischen enthalten.

— Von Dorovs Denkschriften und Briefen, die vor einigen Wochen in der Europa besprochen worden sind, wird ein zweiter Band erwartet; wir werden darauf zurückkommen.

— Theodor Mügge arbeitet an einer Sammlung von Novellen und Skizzen; ein Aufsatz dieses Schriftstellers, Strei-

terien in Belgien, im dritten Hefte des Mundtschen Freihafens zeichnet sich durch feine Beobachtungen der Zustände jenes Landes aus.

— Des Fürsten Pückler-Muskau Reisen Semilassos in Afrika sind unter dem Titel: de Afgestorvene in Afrika in's Holländische übersetzt worden.

— Von Ticks gesammelten Novellen wird binnen Kurzem eine zweite, vom Dichter hier und da veränderte Auflage erscheinen.

— Dr. Franz Dingelstedt wird, wie die Mitternachtszeitung berichtet, in Kassel Vorlesungen über die neueste Literatur halten.

— Aus St. Petersburg wird gemeldet, die Einfuhr von Büchern aus dem Auslande in das russische Reich, nehme von Jahr zu Jahr zu. Nach den Steuerregistern wurden im vorigen Jahre ungefähr 400,000 Bände eingeführt, während 1835 nur 350,000, 1835 und 1834 nur 300,000 Bände eingeführt wurden.

— J. König arbeitet, wie die Zeitung für die elegante Welt berichtet, an einem neuen Romane „Dichten und Trachten."

— Dr. Fr. Kugler in Berlin hat eine Beschreibung der Kunstschätze der beiden Hauptstädte der preußischen Monarchie herausgegeben; der erste Theil derselben enthält die Beschreibung der Gemäldegallerie des Museums, der zweite die der Kunstsammlung, welche in der sogenannten Kunstkammer aufgestellt ist.

— Von Christian Oester ist ein elegant ausgestattetes Lesebuch „die guten Mädchen" erschienen, das manches sehr Ansprechende, besonders eine recht gute Erzählung „die kleine Czechin", und eine hübsche Kindercomödie enthält. Nur dürften einige der darin enthaltenen Gedichte den Mangel alles poetischen Gehalts etwas weniger empfinden lassen, und die „freie Nachbildung" der Tragödie des Euripides hätte besser durch etwas Anderes, das dem Ideenkreise vierzehn- oder fünfzehnjähriger Mädchen nicht so fern liegt, als die hellenischen Sagen, ersetzt werden können; auch würde es den Herrn Verfasser gewiß in einige Verlegenheit bringen, sollte er genau nachweisen, daß Iphigenie gerade im Jahre 1194 vor Christi Geburt geopfert worden sey.

— Wir sind noch nicht genug mit Complimentirbüchern, Anstandsregeln, Lehrbüchern der Kunst, ein Weltmann zu werden und dergleichen, in deutscher Sprache geplagt, jetzt empfiehlt auch ein „geprüfter Lehrer" aus Frankreich, **Monsieur Hutier**, „sorgsamen Müttern, Erziehern, Erzieherinnen" sein **Parterre de l'enfance et de la jeunesse, ou compliments du jour de l'an et des fêtes, pour des parents, des bienfaiteurs, des instituteurs, des amis etc. Suivi d'un recueuil de fables, d'enigmes, de charades, de logogryphes, de pensées morales et de lettres,** ein Werkchen, „welches zwar nur aus 7 Bogen in 12. besteht, aber in dieser Kürze fast Alles enthält, was zur Bereicherung des Gedächtnisses, so wie zur Bildung des Geistes und Herzens der Jugend beiderlei Geschlechts dienen kann;" es kostet nur 12 Silbergroschen und 6 Pfennige. Warum sind wir nicht mehr jung, wir könnten für 12 Silbergroschen und 6 Pfennige Höflichkeiten für Eltern, Wohlthäter und Lehrer lernen, und sehr gebildet an Geist und Herz werden? Glückliche Berliner-Jugend, wie leicht macht es dir Herr Hutier, dieser Wohlthäter der Menschheit!

III.

Theater.

Miscellen.

Herr Scribe hat ein eigenes Glück, seine Ideen zu benutzen, sie kommen als Novellen auf die Welt, werden in reiferm Alter komische Opern, bekommen als Ballet graue Haare, und werden als Vaudeville zu Grabe getragen. Vor fast zwei Jahren schrieb Scribe eine sehr hübsche Novelle Judith, deren Heldin übrigens nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der frommen Dragonerin hatte, welche Holofernes um seinen Kopf brachte; nein, Scribe's Judith ist eine tugendhafte, schmachtende Choristin der großen Oper, die durch eine sehr hübsch verschlungene Intrigue die geliebte Gattin eines hochgestellten Grafen wird. Jetzt brauchte Herr Chlapusson zu einer Partitur, von der gerühmt wird, sie zeichne sich weder durch sehr große Vorzüge, noch durch grobe Fehler aus, lasse vielmehr eine gewisse Gewandtheit in der Instrumentirung nicht verkennen, und habe einige recht hübsche Melodien, einen Text, und Scribe ließ zu dem Ende seine Judith, die in der Novelle eine bescheidene Logenschließerin war, nun einzige Tochter und Erbin eines Granden aus altcastilischem Geschlecht werden, der bei der Usurpation Josephs sein unglückliches Vaterland von fremdem Joche befreien wollte, und in dieser edeln Beschäftigung fünfzehn Jahre, ehe der erste Akt angeht, starb. Judith, die Erbin, scheint denn doch nicht sehr viel geerbt zu haben, und wird, wie in der Novelle, Tänzerin, dann lernt sie Graf Arthur (so heißen zwei Drittheile aller ersten Liebhaber bei Scribe) kennen, und heirathet sie im dritten Akt.

— Vor einigen Tagen wäre fast auch im königlichen Theater in Brüssel Feuer ausgebrochen; es wurde gerade Aschenbrödel gegeben, ein Hintergrund war in Flammen gerathen, und das Feuer hätte sich leicht ausdehnen können, hätte nicht ein Maschinist die Geistesgegenwart gehabt, den Hintergrund herabzureißen und die Flamme am Boden zu ersticken.

— Der fruchtbarste Schauspieldichter, der vielleicht jemals gelebt hat, ist Lopez de Vega, er wurde 1562 geboren; 1592, nach einem schon ziemlich wechselvollen Leben, während dessen er Student zu Alcala, Freund des Herzogs Alba zu Madrid, Seemann auf der unbesiegbaren Armada, Gatte zweier Frauen, Familiare der Inquisition, Caplan eines Franciskanerklosters gewesen war, fing er an für das Theater zu schreiben.

Nach eilf Jahren nannte er in der Vorrede zum Peregrino schon die Titel von 536 seiner Lustspiele, und 26 Autos, geistlichen Stücken, Moralitäten, wie man sie früher in Deutschland nannte.

1609 gesteht er in seiner **Arte nuovo de hacer Comédias** ein, er habe 486 Lustspiele geschrieben, und Francisco Pacheco, sein Zeitgenosse, und gleich ihm Schriftsteller, behauptet, er sey der Verfasser von mehr als fünfhundert Lustspielen. Cervantes führt in einem seiner Prologe, die 1615 gedruckt wurden, Lopez de Vega gleichfalls als Verfasser

einer ſo großen Anzahl von dramatiſchen Arbeiten an.

In einer Widmung an ſeinen Sohn, die aus dem Jahre 1620 herrührt, bekennt Lopez de Vega, er habe 900 Stücke geſchrieben; 1627 hatte er es bis auf 1070 gebracht, 1632 erklärt er in einer Ecloge an Claude, er habe bis jetzt 1500 Stücke geſchrieben.

Lopez de Vega ſtarb 1654, und die verſchiedenen Herausgeber ſeiner Schriften, welche in dem Zwiſchenraum der Jahre von 1635—1647 mehremale aufgelegt wurden, geben die Zahl ſeiner Arbeiten ſo an:

Johann Bodino, ſein erſter Herausgeber, behauptet, er habe 1500 Stücke geſchrieben, Ferdinand Cordoſo gibt die gleiche Zahl an, der Pater Avalos 1700, Antonio de Leda 1800, Johann Baptiſt Morino 2000, Antonio de la Pena 1800, Perez de Montalban 2200, Nicolos Antonio 2200.

— Im Monat Auguſt wurden auf Pariſer Theatern eine neue Oper, zwei Dramen, ein Melodrama, zwei Luſtſpiele und neunzehn Vaudevilles, im Ganzen fünfundzwanzig neue Stücke, von einundvierzig Verfaſſern gegeben. Die bedeutendſten dieſer Neuigkeiten waren die Oper: „die Figurantin," von Scribe und Chlapuſſon, Henri Hamelin, Drama von Emil Souveſtre, das ſehr verſchieden beurtheilt, von vielen ſtreng getadelt, von andern eben ſo ſehr gelobt, und Alfred de Vignys ſchönem Drama Challerton an die Seite geſetzt wird, dann das Melodrama „die Hunde des St. Bernhard," worin der Decorations-Maler und einige wohldreſſirte Hunde ſich beſondern Beifall erwarben.

— Am 24. Auguſt wurde Eduard Devrients bekanntes Schauſpiel, „Verirrungen," auf der Hamburger Bühne zum erſten Male gegeben, und ſprach ſehr an, die Aufführung wird als in allen Theilen gelungen geſchildert.

— Des Teufels Oper iſt mit vielem Beifall im engliſchen Opernhauſe zu London gegeben. Stürmiſch verlangte man die Namen des Dichters und Componiſten zu wiſſen; das Publikum vernahm nur den einen Namen Mac-Farren, denn die Oper iſt vom Vater und Sohn gedichtet und in Muſik geſetzt. Auch die Darſteller der beiden Hauptrollen, ſind ſich faſt eben ſo nahe verwandt, als Vater und Sohn, es ſind Maſter und Miſtriß Séquin.

— Halevy's Jüdin ſoll auf dem Theater in Prag mit ungewöhnlicher Pracht gegeben werden. Zwei junge Maler ſind von der Theater-Verwaltung nach Paris geſchickt, um die dort gebrauchten Decorationen nachzuzeichnen.

— Die italieniſche Oper in Paris, die bald wieder ihre Vorſtellungen beginnen wird, läßt den Saal des Odeon-Theaters prachtvoll decociren. Donizetti ſoll nach Paris kommen, um dort unter eigener Leitung ſeine beiden neuen Opern „den Liebestrank und Robert Devereux" einſtudiren zu laſſen; auch mit den Proben zu einer neuen Oper von Perſioni, „Ines de Caſtre," beſchäftigt man ſich bei den Italienern.

— Aus Hannover wird gemeldet, es ſollen alle mögliche Mittel angewendet werden, die Oper zu verbeſſern (natürlich auf Koſten des Dramas und Luſtſpiels); auch ſollen die Theater-Ferien künftig wegfallen, da die Benutzung des Braunſchweiger Opern-Perſonals bei der Anweſenheit des Großfürſten Thronfolgers bedeutende Summen gekoſtet habe.

— Spontini, der von Paris aus Neapel beſuchen will, wird im nächſten Winter in Frankreich zurück erwartet, mehre pariſer Dichter haben ſich erboten, ihm den Text zu einer neuen Oper zu ſchreiben, und Spontini wird ſich wahrſcheinlich geneigt finden laſſen, ein Werk zu componiren, das ſich zuerſt dem Urtheile des pariſer Publikum's unterwerfen wird.

III.

Gesellschaft.

Oldenburg, Ende August 1838.

In letzter Woche ist unser Professor Rector Greverus aus Griechenland zurückgekehrt, von wo aus er die kindlichsten Grüße der schönen jungen Königin an ihren durchlauchtigsten Vater mitgebracht hat. Mancherlei Schicksale des Oldenburgischen Odysseus versprechen eine interessante Lectüre seiner Reisen, die er bald in Lettern cristallisiren wird. Schade für den Reisenden, daß sein um ein halbes Jahr verlängerter Urlaub, demselben nicht zu Gesichte gekommen ist. Erst wenige Meilen von seinem Vaterlande las er denselben in einer alten Zeitung.

Vor einigen Tagen hat uns das erste, auf unserm kleinen Flüßchen, der Hunte, gebaute Dampfschiff verlassen, welches für den Dienst zwischen Hamburg und Magdeburg bestimmt ist. Die erste, auf der Weser abgelegte Probe soll glänzend ausgefallen seyn.

Unsere Herrschaften haben uns verlassen. Die allgeliebte Frau Großherzogin ist zum Wiedersehen ihrer Durchlauchtigsten Schwester nach Karlsruhe, der Großherzog zu seinen getreuen Ueberrheinern in sein Fürstenthum Birkenfeld gereist. Der Prinz Peter von Oldenburg wird mit seiner Gemahlin den Winter in Italien, wo es keine Nachtfröste gibt, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zubringen.

Das Theater wird erst Anfangs October eröffnet werden. Wir erwarten Seydelmann und das Fräulein Bauer hier. Unsere Comödie, unter Gerbers Leitung, kann zu den bessern Deutschlands gerechnet werden, schade! daß wir keine Oper haben. Doch das sind fromme Wünsche, wir müssen zufrieden seyn, wenn wir ein Vaudeville zu Stande bringen, das den Zuhörer keinen Ohrenzwang anthut.

Die englische Legion in Spanien

Mr. Alcok, Oberarzt in der englischen Legion, hat in einer Schrift über die Aerzte in derselben einige interessante Details über die Verluste dieses Corps mitgetheilt, welches gegen Don Carlos gekämpft hat. Ende des Sommers, und während des Herbstes 1835 wurden die Recruten, bestimmt die Legion zu bilden, in Santander, Bilbao und St. Sebastian ausgeschifft, Ende Octobers zählte die Legion 7500 Mann, nämlich 3200 Engländer, 2800 Irländer und 1800 Schotten. Die Engländer bildeten im Ganzen den unbrauchbarsten Theil der Legion in physischer Beziehung, da sie, größtentheils aus London, Liverpool und Bristol geworben, an das entnervende Leben großer Städte gewöhnt waren; die Schotten, fast alle aus Glasgow und seinen Umgebungen, waren nicht viel kräftiger; es waren unter ihnen kaum 150 aus den Hochlanden, wo ein kräftiges und kriegerisches Geschlecht wohnt. Fast die ganze Infanterie-Brigade brachte den ersten spanischen Winter in den Hospitälern zu; von den Schotten erkrankte ein Fünftel der Mannschaft, von den Irländern nur ein Achtel.

Ehe die Legion, die zu Bilbao verſammelt war, in's Feld rückte, ergab eine genaue mediciniſche Unterſuchung, daß in jedem Regimente ungefähr 100 Mann für den Dienſt, theils zu jung, oder zu alt, zu kränklich oder verkrüppelt ſeyen. Zwei oder dreihundert wurden alſo zu Invaliden erklärt, da ſie durchaus unfähig zu irgend einem Felddienſte waren, mußten aber doch noch zum Theil bei der Legion bleiben, da man keine Schiffe hatte, um ſie fortzuſchaffen. Das unglückliche Recrutirungs-Syſtem, wonach man den Werb-Agenten für jeden Mann eine Prämie zahlte, ohne daß ihn vorher ein Arzt geſehen hatte, trug die Schuld an dieſem Uebelſtande; ja man überzeugte ſich ſpäter, daß ein volles Achtel der ganzen Legion eigentlich dienſtunfähig ſey. Später wurden noch ungefähr 1500 Recruten der Legion nachgeſendet, bei denen auch wieder in gleichem Verhältniſſe ſich Dienſtunfähige fanden.

Juli, Auguſt und September wurden zur Organiſation der Regimenter, und zur Einübung der Truppen verwendet; im October wurde die ganze Legion, mit Ausnahme der Cavalerie, bei Bilbao concentrirt. Ein Theil der Truppen lag in ſchlechten Wohnungen; die Disciplin konnte nur erſt ſehr mangelhaft ſeyn, und Ausſchweifungen im Trunk, dieſem Lieblingslaſter der engliſchen Soldaten, waren um ſo häufiger, als Wein und Branntwein ſehr billig verkauft wurden, doch gab es damals nur wenige Kranken.

Bald darauf hatte man in Vittoria, dem Mittelpunkte der Operationslinie des Generals Cordova, eine große Truppenmaſſe zuſammengezogen. Die Lebensmittel, welche beſonders die Soldaten der Legion erhielten, waren ſchlecht, das Brod nicht recht ausgebacken, das Fleiſch war oft noch ganz warm und zuckte, und die hungerigen Soldaten konnten ſich kaum mehr die Mühe nehmen, es zu kochen. Der Wein war ſehr oft ſauer, und die Engländer nahmen deßhalb ihre Zuflucht dazu, ihn mit Aqua ardiente, wenn ſie es ſich verſchaffen konnten, zu vermiſchen; dieſe Miſchung war ſehr berauſchend, und führte entzündliche Krankheiten herbei.

Während der beiden erſten Monate war die Legion in großen Kirchen und Klöſtern einquartirt, wo es gar keine Einrichtungen zum Kochen, ſelbſt nicht Stroh zu Lagerſtätten gab. Der Mangel an Raum in dieſen Gewölben hatte bald den ungünſtigſten Einfluß auf den Geſundheitszuſtand der Legion. Die proviſoriſchen Hoſpitäler wurden überfüllt, und die ſpaniſchen Behörden voll Uebelwollens gegen die Fremden, verſagten den Aerzten oft die nöthigen Unterſtützungen.

So kam es, daß nach und nach von einem Corps von kaum 7000 Mann, 5000 in Spitälern lagen, und mehr als 1223 Soldaten davon in Vittoria und ſeinen Umgebungen, binnen ſechs Monaten ſtarben. Im Gefechte blieben, während der Dauer der Dienſte der engliſchen Legion, nur 63 Officiere und 593 Soldaten.

Die Königin Victoria.

Ein hochgeſtellter Franzoſe entwirft in einem vertrauten Briefe an einen Freund folgendes Bild von der jungen Königin von Großbritannien. „Ich habe die junge Souverainin mehre Mal in der Oper, in Parks, und bei feſtlichen Gelegenheiten geſehen. Sie iſt ein ſehr hübſches Mädchen, hat eine ſchöne Haltung, und etwas ſehr Weibliches in ihrem ganzen Weſen. Eines Abends ſaß ich in der großen Oper ihr gerade gegenüber. Von Zeit zu Zeit lüpfte ſie den Vorhang ihrer Loge, und ſchaute mit neugierigen Blicken auf das Parterre und die Logen unter ihr. Sie war ſehr einfach gekleidet, und ihr ſchönes Haar hing in kunſtloſen Locken um den Hals; ſie trug weiße Handſchuhe, und ein Kleid von gleicher

Farbe. Es war gerade ein Sonnabend-Abend, und kurz vor Mitternacht, obgleich das Ballet noch nicht zu Ende war, verließ die Königin das Haus. Ihr Beispiel rief auch mir fromme Gefühle zurück, und ich eilte fort, ehe die Stunde geschlagen hatte, die den letzten Tag der Woche vom Sonntag trennt.

Ein anders Mal sah ich sie im Park, und war zufällig nur fünf oder sechs Schritte von ihr entfernt. Sie scheint ungemein beliebt und volksthümlich zu seyn, und namentlich die jüngern Leute beiderlei Geschlechts sind voll Begeisterung für eine Jungfrau, die das freieste Volk der Erde zu beherrschen weiß. Sie ist das Ideal der Massen geworden, und es ist erfreulich zu sehen, wie Alle, welche freiere Entwicklung, und die Abschaffung verjährter Mißbräuche wollen, ihre Hoffnungen auf die schöne Königin, als die natürliche Bewahrerin und Mehrerin der Volksrechte, richten. Man spricht viel von einer nahen Heirath der Königin, aber das englische Volk scheint eine starke Abneigung gegen jede Wahl zu haben, die auf einen Fremden fiele.

Die große Welt in einem französischen Städtchen.

Die erste Person in einem Städtchen ist natürlich der Unter-Präfect, er ist Besitzer eines Kabriolets, eines nicht allzuraschen, hellbraunen Pferdes, und eines Livreebedienten.

Dieser Bediente trägt Sommers einen Strohhut von mäßiger Größe, mit einer sammet- und silbergewirkten Borde, die im Winter einen Filzhut schmückt, den die Ungunst der Witterung etwas röthlich gefärbt hat; einen Ueberrock ohne Tasche, der früher die Ehre hatte, dem Herrn Unterpräfecten acht Jahre lang zu gehören, graue Beinkleider und keine Handschuhe, um die freie Bewegung der Hand nicht zu hemmen; das Gesicht dieses Bedienten darf des gebührenden Respects wegen nicht viel Geist verrathen, vielmehr muß eine gewisse Resignation darin liegen. Der Herr dieses Dieners, der Herr Unterpräfect, ist gewöhnlich sehr groß, die Regierungs- und Administrationssorgen haben ihn, wie den seeligen Caesar, nie beleibt werden lassen; er spricht langsam und wenig, um nicht unwillkührlich ein Staatsgeheimniß zu verrathen; zweimal wöchentlich geht er zu Fuß aus, an den Marktagen nämlich, wo er sich dem Volke zeigt, und sich nach den Getraide- und Haferpreisen erkundigt; bei dieser Gelegenheit drückt er dem Adjunct mit edler Vertraulichkeit die Hand, und geruht eine Prise aus des Notars Schnupftabacksdose zu nehmen. Natürlich besitzt jedes Städtchen einen Notar, zuweilen ist sie auch mit zwei oder dreien gesegnet. Der Notar ist ein ganz schwarzer Mann, er selbst hat kein Kabriolet, aber er entlehnt häufig das des Herrn Präfecten. Er ist Vater von zwei bis sechs hoffnungsvollen Knaben, und alle Leute grüßen ihn; er selbst hat keinen Hund, aber seine Frau besitzt zwei Katzen, und seine Tochter singt und spielt schmachtend zur Guitarre; läge Militär im Städtchen, so würde sie für einen Unterlieutenant seufzen, so aber begnügt sie sich, einen Schreiber ihres Vaters, der ernst und tiefsinnig aussieht, und ihr die Federn schneidet, anzubeten. Zwei Häuser vom Herrn Notar wohnt der Advocat; der Advocat hat regelmäßig am andern Ende der Stadt einen Amtsbruder, der ihm die fettsten Processe wegnimmt, und gegen den er alle Tage der Woche, und alle Stunden des Tages Verwünschungen murmelt. Uebrigens ist er groß, dürr und mager, besitzt gewöhnlich ein Windspiel, ist sehr höflich gegen den Präfecten, und gehört zur Opposition, doch würde er sich sehr gern anstellen lassen. Der Policei-Commissär ist kurzsichtig, und trägt eine dreifarbige Schärpe.

Eine kleine Stadt besitzt auch nothwendiger Weise drei oder vier pensionirte Officiere, die das Kreuz der Ehrenlegion haben,

und dafür einen Arm, ein Bein, oder ein Auge verloren. Der verabschiedete Officier trägt einen möglichst dichten Schnurrbart, geht nie ohne Stock mit elfenbeinernem Knopfe aus, und raucht beständig aus einer alten Pfeife, seiner beständigen Begleiterin seit dem russischen Feldzuge. Alle Notabeln der Stadt bewerben sich sehr um seinen Umgang, denn er weiß sehr schöne Geschichten und Schlachtscenen zu erzählen, die ein für allemal mit zwei Thränen der Erinnerung, einem Schlage an das hölzerne Bein, wenn ein solches vorhanden ist, und einem unwillkührlichen „es lebe der Kaiser" endigen. In den Häusern aller Honoratioren ist stets ein Couvert für ihn am Tische, und es ist rührend zu sehen, wie gütig und liebevoll man gegen ihn ist, wie ihn Alle umgeben, wenn er zu erzählen anfängt: „Im Jahre 1807 war es, gerade am 22. April, als wir aus einem kleinen Dorfe, ich glaube es hieß *** aufbrachen, und den Feind vor uns herjagten..."

Es gibt ferner zwei oder drei pariser Elegants, die den jungen Leuten den guten Ton beizubringen sich bestreben, und allen hübschen Frauen den Hof machen. Sie tragen den romantischen Bart **à la jeune france**, sehr bunte Westen, einen meergrünen oder himmelblauen Rock, stets eine unbezahlte Schneiderrechnung in der Brusttasche, lassen sich dreimal täglich frisiren, und ihre Stiefel machen Sonntags Anspruch darauf, glänzend geputzt zu seyn. Natürlich sind sie sehr kurzsichtig, und tragen eine Lorgnette; sie reden nie ohne zu lächeln, und lächeln auf eine ganz eigene Weise; vier oder fünf junge Mädchen bilden die feinste weibliche Gesellschaft, sie lassen ihre Hüte aus Paris kommen, singen Romanzen von Panseron, gähnen bei Herrn von Lamartines „Fall eines Engels," haben wenigstens dreimal wöchentlich Migräne, und haben in einer Pariser Pensions-Anstalt mit Gräfinnen, Fürstinnen und Prinzessinnen aus allen Theilen der Welt die feinste Erziehung erhalten.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Probe ehelicher Geduld.

2) „**Inno di Piero Maroncelli**," componirt von Eduard Freiherrn von Lannon.

August Lewald.

Das k. k. Burgthortheater in Wien.

Zweite Abtheilung.

Das Burgtheater im Jahre 1836.

Während dieser zehn Jahre fanden große Veränderungen bei der Burgbühne statt, und diese sind es, welche ich nun vorzugsweise in's Auge fassen und besprechen will. Jene Umwandlungen beziehen sich zunächst auf die Direction, sodann auf das Personal und endlich auf das Repertoire dieses Theaters.

Die oberste Leitung desselben war vom Grafen Dietrichstein auf den Oberstkämmerer, Grafen Czernin, endlich von diesem auf den Landgrafen Joseph Fürstenberg übergegangen. Schreivogel war 1832 an der Cholera gestorben: an seine Stelle trat als Vice-Director, der bisherige Professor der Aesthetik, nun Regierungsrath von Deinhardstein. Von dessen Verdiensten als Schriftsteller habe ich oben gesprochen; er entsagte dieser Beschäftigung, um alle seine Kräfte mit rühmlichem Eifer seinem neuen Wirkungskreise zu widmen; er trat seinen neuen Beruf nicht ohne Schwierigkeit an; sein sanfter, manchmal wohl zu schwacher Charakter mag ihm öfter, und wohl mehr Verlegenheiten bereiten, als dieß an seiner Stelle ein festeres Auftreten thun würde. Treitschke blieb in der Verwaltung, der sich, wie früher, vier Regisseurs beigesellten (Koberwein, Korn, Anschütz und Costenoble, später Löwe).

Die Aenderungen, welche das neue Comité unternahm, waren meist heilsamer Natur, und können beinahe durchaus Verbesserungen genannt werden. Sie waren von zweierlei Art und erstreckten sich auf die Stücke sowohl, als auf die Künstler. Nicht nur wurde das Repertoire durch eine Menge dramatischer Werke bereichert, sondern diese selbst wurden so sachkundig und vortrefflich besetzt, daß daraus ein doppelter Genuß für das Publikum, und überdieß ein weit reichlicherer Gewinn für die Kasse entstand. Wenn früher wöchentlich zwei bis dreimal Vorstellungen mit Doublüren statt fanden, so gehörten jetzt solche Besetzungen zu den seltenen Ausnahmsfällen. Beinahe in jedem Stücke waren zwei bis drei der ersten Schauspieler beschäftigt, und vorzügliche, gesunde Subjecte, wie z. B. Fichtner, waren oft über zwanzigmal des Monats auf der Bühne. Dadurch kam nicht nur Abwechslung, sondern auch Interesse in's Repertoire; ganz unbedeutende Stücke, von denen man stets früher angenommen hatte, daß sie regelmäßig vor leeren Bänken gespielt würden, waren wegen ihrer classischen Besetzung dennoch besucht. Freilich wurden dadurch die tauglichern Künstler sehr in Anspruch genommen, aber sie gewannen Muth, Lust und Eifer durch den gerechten Beifall eines dankbaren, feinfühlenden Publikums, durch die lohnende Anerkennung von Kunstrichtern, die Lob oder Tadel etwa nicht nach Familien-Rücksichten, Coulissen-Intriguen u. dergl., sondern nach Verdienst austheilten.

Die neue Administration entwickelte demnach eine wohlthätige, unermüdete Thätigkeit, bei der sich Publikum wie Kasse vortrefflich befinden. Das Personal wurde bedeutend vermehrt und vorzüglich durch einige ausgezeichnete weibliche Subjecte wahrhaft übersetzt. Costüme, Decorationen u. s. w. werden wie früher auf's Sorgfältigste beachtet, und Alles, was der innere kleine Raum der Bühne nur immer vermag, geleistet. Mit einem Worte, es gab sich nach allen Seiten hin ein regeres Leben kund, und ein erfrischendes Princip durchdrang das ganze Institut. Ich durfte die gerechte Anerkennung dessen, was die neue Direction im Gegensatze zu dem Wirken des Freiherrn unternahm, nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich weiß recht wohl, daß auch der neuen Verwaltung, der man in keinem Falle ein jugendlicheres Streben absprechen kann, gar viele Vorwürfe gemacht werden, allein sie erscheinen mir nicht immer ganz unparteiisch, und sind leicht mit den Schwierigkeiten zu widerlegen, welche jede Intendanz überhaupt, und die Wiener insbesondere, zu überwinden hat. Es ist möglich, daß bei Anstellung mancher Individuen Privatrücksichten obwalten, und man speziellern Interessen die Kunst opferte; es ist möglich, daß manches der gewählten

Stücke weder dem Geist noch der Tendenz eines Hoftheaters entsprach; es ist möglich, daß statt gewisser Schauspieler noch andere oder bessere angestellt, statt der aufgeführten Dramen, gehaltvollere oder interessantere hätten ausgesucht werden können. Aber wer urtheilt in letzter Instanz über alle diese Dinge, wer kennt die Motive, die Umstände, welche oft eine oder die andere Handlung einer Theater-Regie bedingen, wer vermag sich zum Richter des Geschmackes im Allgemeinen aufzuwerfen, und treten hier nicht, wie bei allen Dingen, und wohl noch weit mehr, Rücksichten der verschiedensten Art ein? Aber gerade hier, wo sich Jeder zu tadeln berechtigt glaubt, gerade hier, wo Jeder seine Ansicht als die allein richtige, seine Lieblingsidee als die allein wahre durchgeführt sehen will, wo eine Masse unvermeidlicher Intriguen, Cabalen, widerstreitender Interessen und Meinungen zusammentrifft, gerade hier fällt der Unparteiische ein um so vorsichtigeres Urtheil, als er eben ruhiger und klarer dieß ganze Gewebe durchschaut, dankbar das Gute, das geboten wird, erkennt, und damit die Mängel entschuldigt, die man doch wahrhaftig einer so rein menschlichen Anstalt, wie die Bühne ist, zu Gute halten sollte, so lange sie nicht als eigentliche Schattenseiten das Bessere verdunkeln oder verdrängen.

Wenn ich von der Administration des Burgtheaters zu seinen einzelnen Künstlern übergehe, so erinnere ich daran, was ich früher schon gesagt, daß ein solches Zusammenspielen, solch' ein gemeinschaftliches Wirken zu einem Zwecke auf keiner andern Bühne angetroffen werde. Es ist dieß nicht etwa eine in Wien verbreitete Ansicht, es wird dasselbe Urtheil von allen unbefangenen Fremden gefällt. Der Zuwachs an vortrefflichen Talenten konnte aber diesen Ruf nur bestärken, und jeder einzelne Schauspieler ist bemüht, das Seinige zur Erhaltung dieses Rufes beizutragen. Es wird daher auf der Burg selten ein Stück durchaus mißfallen; einmal entfernt man schon solche, welche voraussichtlich Fiasko machen könnten, aber selbst unbedeutendere Stücke verdanken oft ihren günstigen Erfolg der genialen Auffassung irgend einer Rolle, irgend einer besonders glücklichen Wendung, einer Scene, einem Costüme, mit einem Worte, einem oft launenhaften Zufall, der Stimmung des Publikums, Alles Dinge, welche aber auch nur zu oft in entgegengesetzter Richtung wirken. Es gehört daher ein Zusammentreffen ganz besonders ungünstiger Umstände dazu, um hier das Durchfallen eines Stückes zu veranlassen. Freilich kommt schon eine entschiedene Kälte, mit der ein dramatisches Werk aufgenommen wird, einer Ungnade gleich, da sich des Anstandes wegen laute Zeichen des Unwillens oder der Mißbilligung nur höchst selten äußern. Aber Merk-

male der Ungeduld, Mangel an Aufmerksamkeit, unruhige Bewegungen im Parterre, Gelächter bei rührend seyn sollenden Scenen, Zischen, wenn schüchterne Hände Beifall spenden wollen; Alles dieß sind schon Thermometer genug, um den Wärmegrad des Auditoriums zu bemessen. Solche Stücke werden dann gewöhnlich dreimal gegeben und halten sie diese Feuerprobe nicht aus, so verschwinden sie auf immer vom Repertoire. Ich erinnere mich nur eines einzigen Stückes, bei dem man von dieser dreimaligen gesetzlichen Aufführung Umgang genommen; es war dieß „der literarische Salon" von Bauernfeld, bei dem, wegen politischer Gründe theils, theils zur Besänftigung der aufgeregten Literatoren Wiens, nur eine einzige Vorstellung statt fand. Ich glaube jedoch, daß man in neuerer Zeit zu streng mit solchen Leistungen war, und sie zu bald, zu schnell und zu leicht zurücklegte; wohlthätige Abkürzungen, veränderte Besetzung der Rollen u. s. w. hätten vielleicht einem solchen Product wieder auf die Füße geholfen, das zwei oder drei Mal im Jahre gerne gesehen und besucht worden wäre; hierunter zähle ich das Lustspiel von Bauernfeld, „der Zauberdrache", das eine solche Ungunst erfuhr, die es nach meiner Ansicht, besonders nicht im Vergleich zu seinen andern Werken, verdiente.

Ich habe schon oben Ludwig Löwe als ausgezeichneten Schauspieler genannt. Er hatte die Erwartungen, welche man damals von seinem schönen Talente gehegt, glänzend erfüllt. Sein herrliches Organ, seine kräftig männliche Gestalt, die Wärme seines Vortrags, seine begeisternde Declamation, Alles trug mächtig dazu bei, seinen Ruhm zu heben. Man hat Korn Löwe gegenüber gestellt und dadurch beiden geschadet. Beide sind ausgezeichnet in ihrer Art, jeder hat seine Vorzüge, jeder seine Fehler und Schwächen; aber wozu vergleichen, wozu Parteien, da beide Künstler recht gut neben einander stehen können? Ich habe von Löwe eine ganze Reihe der meisterhaftesten Leistungen gesehen, die das Publikum entzückten; ich habe mich an den bescheidenen, aber darum nicht minder genußreichen Darstellungen Korns ergötzt; aber es wäre mir nie eingefallen, den Einen zu schmähen, weil mir der Andere mehr zusagte, meine Augen, meine Ohren, mein Kunstgefühl dem Einen zu verschließen, weil der Andere diese oder jene Eigenschaft voraus hat. Löwe steht in vielen Rollen, besonders im Ritter- und Trauerspiele, unerreicht da, so wie überhaupt sein ganzes Wesen mehr der Tragödie als dem Lustspiele zuneigt; Löwe, in Uniform oder in Frack, der Korn so herrlich kleidet, gefällt lange nicht so sehr, als im Cothurn. Aber auch da läßt er sich manchmal zu sehr von dem Feuer seines Eifers hinreißen; es sprudeln seine Worte oft über in Flammen, aber Flam-

men ſind keine Worte und werden daher unverſtändlich. Bei Löwe iſt Alles Glut, Alles Begeiſterung, und ſo, wie er ſeine Gefühle auf die Zuſchauer übertragen möchte, iſt er nicht immer Herr ſeiner Kräfte. Ueberdieß iſt Löwe von ſeinem Werthe ſehr eingenommen, und wenn dieß bei ſeinen vortrefflichen Eigenſchaften auch immer natürlich und verzeihlich erſcheinen mag, ſo iſt es doch Beſcheidenheit, die den wahren Künſtler zuerſt zieren ſoll. Publikum wie Tageblätter ſind indeſſen um die Wette bemüht, ihm noch den letzten Reſt dieſer Eigenſchaft zu rauben und ſeinen Dünkel mit jedem Jahre zu ſteigern. Es läßt ſich keine beſſere Charakteriſtik von ihm entwerfen, als die Schilderung einer Audienz, welche Löwe bei dem Kaiſer Franz hatte, und die er ſelbſt nach dieſer Zuſammenkunft aufſetzte.

Es wäre keine leichte Aufgabe, alle einzelnen Rollen herzuzählen und zu ſchildern, in denen Löwe excellirte; ich würde mir den nicht unverdienten Vorwurf zuziehen, die Theaterſchriften zu plündern. Seine Raupach'ſchen Helden, wie Robert, Siegfried u. a., ſeine Shakespearſchen Geſtalten, wie Hamlet, Percy, Edgar und Macduff u. dergl., ſein Albain, ſein Pierre, ſein Fauſt, endlich jene für ihn geſchaffene Rolle des Ruſtan von Grillparzer ſind wohl kaum zu erreichende Vorbilder. Der Taſſo von Zedlitz wurde von Löwe geſpielt, während Korn Raupachs Taſſo vorſtellte. Dieſe Austheilung war eine ſehr glückliche, da die Individualität beider Künſtler vollkommen den Charaktern, welche die zwei Dichter von Taſſo entwarfen, entſprach. Jener Raupachs leidend, reſignirt, dem Tode nahe, vortrefflich in Handlung und Ausſehen durch Korn wiedergegeben; jener von Zedlitz feurig, hell auflodernd, an den letzten Kräften zehrend, in fieberhaftem Kampfe mit Ruhm und Liebe, ſo war Löwe. Doch ſelbſt in muntern Rollen, wie z. B. als Garrik, als Perin, in der Schachmaſchine, war Löwe vortrefflich; ganz ausgezeichnet aber iſt ſein Graziano.

Eine vorzügliche Aquiſition für das Burgtheater war Herzfeld aus Hamburg. Ich habe noch wenig junge Schauſpieler gekannt, welche des Tons der feinen Converſation, des Handhabens einer gutmüthigen Ironie und einer anſtändigen Heiterkeit ſo ſehr Meiſter waren, wie Herzfeld. Wenn gleich im ernſtern Schauſpiele oder gar in der Tragödie weniger ausgezeichnet, tritt er mit um ſo mehr Unbefangenheit in der höheren Comödie auf. Herzfelds Spiel hält zwiſchen dem ächt Komiſchen und fein Satyriſchen die Mitte; es gibt einige launige Charaktere, die er eben ſo originell als geiſtreich auffaßt, ohne doch je die ſo nöthigen Schranken zu überſchreiten. Hierin liegt gerade ein ſo großer Vortheil bei Anſtalten, wie das Burgtheater, daß kein Künſtler

aus seiner Sphäre gerissen, daß jeder zu den Rollen verwendet wird, die seinem Talente, seiner Persönlichkeit anpassen, daß daher der gute Eindruck, den er in einem Stücke hervorbringt, nicht wieder neutralisirt wird durch eine Rolle, in der er ungeschickt oder gar lächerlich und widerwärtig erscheint. Herzfeld ist daher auf gewandte Bösewichter, Stutzer, Studenten u. dgl. angewiesen; er spielt überdieß den Pfeffer, Till, in Raupachs Werken, den Sohn im Schneider, den Richard Wanderer, und bewegt sich ebenso mit glücklichem Erfolge in komischen, in gutmüthigen Rollen, in treuherzigen Bauernjungen u. s. w.

Ein weit größeres Talent erkenne ich noch Carl Laroche zu, der im Jahre 1833 engagirt wurde und mit jedem Jahre in der Gunst des Publikums steigt. Anfangs weniger beachtet, wollte dieser Künstler näher gekannt, in seiner vielseitigen Brauchbarkeit gewürdigt werden, um das Urtheil über ihn gerechtfertigt zu finden, daß er jetzt einer der ersten deutschen Mimen ist. Ich erinnere hier nur an den „Zanga, im Traum ein Leben," an seine Väter in „Helena, in der Vorleserin, im Portrait der Mutter, an den armen Poeten." Ich erinnere mich an seinen König Philipp, an den Bucklichten, den Herzog in Marianne u. a. m., um die Vielseitigkeit seines Talents nur flüchtig anzudeuten. Eine seiner Meisterschilderungen ist der Arzt in „sie ist wahnsinnig"; mit furchtbarer Wahrheit spielt er den alten Grandet, und hundert andere Rollen, welche alle zu nennen wohl nicht möglich ist.

Weniger ist von den andern neu angestellten Männern zu sagen. Maierhofer gehört zu jenen Schauspielern, von denen man sagt, daß sie nie eine Rolle verderben; es ist dieß das schlechteste Compliment, das man einem Künstler machen kann; denn, wer nichts geradezu verdirbt, macht auch wohl nie etwas besonders gut, und nichts verträgt die Kunst weniger, als Mittelmäßigkeit. Gleiches gilt von Schmidt, der bei vielem Dünkel wenig leistet. Gleiches gilt zum Theil auch von Lukas und Rettich. Diese beiden hatten sich an andern Bühnen eine Art von Berühmtheit erworben; hier aber wurden sie nur wenig beachtet und meist zu untergeordneten Rollen verwendet.

Von den übrigen Schauspielern der Burg habe ich schon früher gesprochen. Weber hat die Natur entschieden das Talent zur Bühne versagt; er hätte daher besser gethan, wie sein Vater, der Jahre lang Theaterfriseur war, die Garderobe nicht mit den Brettern zu vertauschen. Vollkomm rechtfertigt als Schauspieler nichts weniger als seinen Namen. Mittel, Henning und wie die andern alle heißen, bewegen sich in den untern Sphären.

Ich gehe nun zu dem weit anziehendern Theile des Theaterperso-

nals, zu den Damen der Burg über, und da habe ich schon oben darauf hingedeutet, daß die wünschenswertheste Vermehrung desselben stattgefunden. Wenn gleich durch den Tod der unvergeßlichen Sophie Müller, so wie durch die Flucht der berühmten Madame Schröder die Hallen Melpomenens längere Zeit geschlossen werden mußten und die Frivolität die sogenannte Classicität im Repertoir überflügelte, so fand man doch theilweisen Ersatz in den heitern Spielen der Muse, die uns in einer glänzenden Reihe von Darstellungen die Fräuleins Caroline Müller, Peche und Wildhauer vorführten. Ihnen schloß sich Mademoiselle Reichel mit schönen schwarzen Augen an.

Für das Trauerspiel war schon früher Mademoiselle Gley gewonnen, die nach ihrer Vermählung mit Rettich ein Engagement in Dresden annahm, später aber wieder nach Wien zurückkehrte. Unterdessen war auch Mademoiselle Fournier für tragische Rollen angestellt worden, war Madame Schröder eingezogen, und das weibliche Personal daher für das Trauerspiel vollzählig. Ich beginne mit einer Schilderung dieses Theils. Mademoiselle Gley und nur sie war im Stande, die Sophie Müller zu ersetzen; nicht nur theilte sie mit dieser das weiche und doch so kräftige Organ, das begeisternde Gefühl, die richtigste Declamation, sondern sie sah ihr von Gesicht wie von Gestalt beinahe ähnlich; weniger hübsch als die Müller, erinnerte sie aber fast doch in jeder Beziehung an diese ihre gefeierte Vorgängerin. Madame Rettich-Gley wird hauptsächlich im Tragischen verwendet und brachte es in diesem Fache zu einer in Deutschland wenig bekannten Höhe. Gar viele Gaben stehen ihr hier gar hilfreich zur Seite, und wenn auch der Ausdruck ihrer Physiognomie nicht schön ist, so gewöhnt man sich doch bald an die Züge ihres Gesichtes. Ich ziehe sie daher auch in Rollen vor, wo nicht gerade große Jugend, glänzende Schönheit unbedingt erfordert wird. Sie spielt viele Partien abwechselnd mit der Peche oder Fournier, wie z. B. die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Desdemona, Julia, Coronna von Saluzo, Griseldis u. a. m., aber unerreichbar schien sie mir immer in den einzelnen Scenen des Faust als Gretchen; ich habe selten etwas Ergreifenderes gesehen, als ihr Spiel in diesen Fragmenten, welche Deinhardstein für Göthe's Feier auf dem Burgtheater zusammengetragen hatte.

Mademoiselle Fournier, von einem weit vortheilhaftern Aeußern, vermochte dennoch den Vergleich mit der Gley in Wien nicht zu bestehen; sie brachte von Berlin eine Manier mit, welche nun einmal auf der Burg nicht anspricht. Eine unangenehme Grimasse beim Athemholen, eine etwas gezierte Art entfremdeten ihr das Publikum. Doch

gefiel sie in Stücken, worin man sie zum ersten Male sah, und man ließ ihrem wohlklingenden Organ, ihrem Eifer und Fleiße, so wie ihrer ausgezeichnet schönen Erscheinung volles Recht wiederfahren.

Für kleinere Rollen im Trauerspiele wurde Mademoiselle Zeiner vom Wiedner Theater angestellt. Mademoiselle Zeiner ist weder hübsch noch jung, hat aber eine schöne Theaterfigur und eine so überaus richtige Declamation, daß sie dafür besonders in Oesterreich, wo mit unnatürlichem Pathos auf Provinzialbühnen so viel Lurus getrieben wird, als Muster gelten kann.

Ich komme zum Lustspiele oder dem feinern, höhern Conversationsstücke, die eigentliche Sphäre, in der sich das Burgtheater so unendlich glücklich bewegte. Hier steht unstreitig Mademoiselle Caroline Müller oben an. Sie spielt ihre Rollen mit solcher Virtuosität, solcher Laune und feinen Nüancirung, daß man das stets erneute Spiel der Coketterie gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon zu machen. Wie sie aber die Grenzen einer muthwilligen Heiterkeit oder gefallsüchtigen Liebenswürdigkeit verläßt, und ernst oder gar sentimental wird, da fällt Caroline Müller aus der Rolle und man wünschte sie in solchen Scenen unwillkürlich durch eine andere Schauspielerin ersetzt. Es sagen ihr daher nur wenige Rollen ganz zu. Dichter und Uebersetzer sind aber immer bemüht, welche für sie zu schreiben, denn ein Stück, in dem Caroline Müller zweckmäßig beschäftigt ist, ist beinahe immer schon zum Voraus eines glänzenden Erfolges versichert. Zwei Klippen hat Caroline Müller besonders zu vermeiden; einmal die bei zunehmendem Alter so schwer zu überwindende Lust zur Uebertreibung, die Verführung, durch den Beifall des Publikums verlockt, des Guten zu viel zu thun, und dann die Auswahl der Toilette. Es war um diese Zeit ein so unnatürlicher Luxus bei den Damen auf dieser Bühne eingeschlichen, daß man Rollen, Verhältnisse, Wahrheit, Alles darüber vergaß; man betrachtete das Theater als einen Salon, auf dem man neue Moden, prächtige Kleider, Putz aller Art zeigen konnte; man beklaschte die Toiletten; ein allgemeines freudiges Ah! begrüßte stets ein solches Modebild; eine suchte die Andere darin zu übertreffen, und die Kunst litt unter diesen Nebendingen. Diese Sucht, zu glänzen, und selbst auf Kosten der Wirkung eines Stückes oder einer Rolle zu glänzen, brachte aber auch noch andere Gebrechen und Uebelstände in ihrem Gefolge mit sich, die ich hier nicht näher berühren will. Die besten Rollen der Mademoiselle Müller sind wohl in den Quälgeistern, im letzten Mittel, in der Lästerschule, in stille Wasser, im Ring und seiner Fortsetzung, in der Schule der Alten, dann in kleinen französischen Drama's, wie

die Sängerin im Quäcker, in Warum, Ewig, Sigmund, im Mann meiner Frau, im Ehemann auf Schleichwegen, in den Damen unter sich, in den falschen Vertraulichkeiten, im Doppelgänger u. a. m., so wie endlich in den meisten Bauernfeld'schen Stücken.

Der Mademoiselle Müller steht als Rivalin Mademoiselle Therese Peche zur Seite, und es bildeten sich, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, alsogleich Parteien. Aber auch hier konnten beide Schauspielerinnen sehr gut neben einander stehen, ohne daß die eine der andern nur im Geringsten schadete. Mademoiselle Peche ist eine freundliche, stets willkommene Erscheinung; sie hat in der Kunst nicht das Siegreiche, Gleichfesselnde der Müller, nicht ihr Talent; sie tritt aber sanfter, ruhiger auf: sie ist im Stande, einen größeren Umfang von Rollen zu übernehmen, in denen sie weniger variirt, aber immer gut spielen wird. Sie neigt sich mehr dem weichen, sentimentalen Genre zu, und würde selbst in Trauerspielen mit Erfolg spielen können, wenn ihre Stimme mehr Kraft hätte. In ihrer Declamation liegt aber etwas Monotones, so daß es erscheint, als fasse sie alle Rollen gleich auf: nur in Momenten großer Begeisterung, oder wo ein sorgfältiges, durchdachtes Studium ihrem Spiele mehr Schattirung oder einen Anstrich von Originalität verleiht, tritt sie aus diesem Zauberkreise der Einförmigkeit, in den sie gewöhnlich gebannt scheint, heraus. Dieß war vorzüglich in der Königin von sechzehn Jahren, in den Folgen einer Mißheirath und im Testamente einer alten Frau und andern der Fall; auch Bauernfeld beschäftigt die Peche viel und gern in seinen Stücken, wie z. B. in Helene, im letzten Abenteuer u. a. m.

Mademoiselle Peche erfreute sich einer Menge von Rollen, die sie mehr oder minder glücklich ausführte. Sie war beinahe immer beschäftigt, eben weil sie vielseitiger als Caroline Müller war. Wenn sich ihr schönes Talent dadurch mehr entwickeln konnte, so litt doch ihre Gesundheit bei diesen fortwährenden Anstrengungen.

Ich glaube, daß diese einzelnen Züge genügen werden, den Unterschied zwischen jenen Künstlerinnen zu bezeichnen, welche beide seit Jahren eine wahre Zierde des Burgtheaters sind.

Der alte Müller, Vater der Sophie, hatte nach dem Tode seiner Tochter zwei Schülerinnen herangebildet, welche zu schönen Hoffnungen berechtigten. Es waren dieß die Demoiselles Wildauer und Rospini. Beide gefielen, besonders Erstere, die auch engagirt wurde. Es war nicht leicht möglich, eine lieblichere Erscheinung zu sehen. Sehr jung, blond und klein, war sie zum Soubrettenfache oder für Mädchenrollen wie geschaffen; ein überaus natürliches Spiel, ein freies, aber dabei

bescheidenes Bewegen auf der Bühne machten sie vorzüglich für die Burg geeignet. Ueber ihre ganze Person war ein Schmelz von Jugendfrische, Unschuld und anspruchloser Heiterkeit ausgegossen, daß sie bei jedem Auftreten mehr gefiel. Sie hatte entschiedenen Beruf.

Durch das Engagement der Madame Brede wurde eine bisher bedeutende Lücke ausgefüllt. Von den übrigen Damen habe ich schon gesprochen. Nur muß ich noch des Fichtner'schen Ehepaares näher erwähnen.

Madame Fichtner, der man bei ihrem ersten Auftreten als Betty Koberwein wohl wenig Talent zuerkannt hatte, machte in überraschend kurzer Zeit merkwürdige Fortschritte. Nachdem sie sich anfangs besonders in naiven Rollen, sogenannten Gänschen, versucht hatte, und Niemand dachte, daß sie sich über diese Sphäre erheben würde, entwickelte sich in dieser jungen Frau ein Kunstberuf, welcher sich auch auf höhere tragische Rollen erstreckte. Ganz Wien ging in das mir so widerwärtige Stück Raupachs, „der Müller und sein Kind," um Madame Fichtner mit einem Aufwand von künstlerischer Berechnung sterben zu sehen, wie keine vor ihr. Sie schwang sich bald zu einem großen Lieblinge des Publikums empor, und theilte diese Gunst in vollem Maße mit ihrem Manne. Es läßt sich kaum eine größere Vereinigung glänzender Eigenschaften für die Bühne, kaum ein brauchbareres, vielseitigeres Talent finden, als bei Carl Fichtner. Aeußere Gestalt, verständige, oft originelle Auffassung seiner Rolle, durchdachtes Spiel, schönes Organ, Feuer, Gefühl, Kraft, Ausdruck, richtige Declamation, Alles findet sich bei ihm. Zu seinen besten Leistungen gehören: Don Carlos, der Doppelgänger, junge Ehemänner, besonders Bauernfeld'sche Charaktere, und Rollen in den meisten französischen Stücken.

Ich habe nun noch von den Veränderungen zu sprechen, welche das Repertoire während jener Epoche erlitten. Auch hier zerfallen wieder die neuen Erscheinungen

1) in Stücke ausländischer dramatischer Schriftsteller;
2) in neue Werke österreichischer Dichter;
3) in Uebersetzungen fremder Dramen;
4) in Reprisen älterer Stücke.

ad 1. Diese Rubrik wird wohl bald abgethan seyn, denn einmal sind wir an neuen guten Schau- und Lustspielen in Deutschland ziemlich arm, und dann finden ausländische Werke aus den schon oben angedeuteten Gründen nur mit vielen Schwierigkeiten Eingang in Oesterreich. Deßhalb wurde in Wien auch jene ganze Reihe historischer Dra-

men von Raupach nicht aufgeführt. Eben so wenig betraten die Birch-pfeifer'schen und andere neuere Producte die Bühne der Burg.

Unter den Lustspielen gefiel, durch vortreffliche Besetzung gehoben, „der Doppelgänger" von Holbein; sodann „Lüge und Wahrheit," das erste der hier aufgeführten Schauspiele der fürstlichen Dichterin, welche später noch mehre gelungene Werke lieferte. Die „Gebrüder Foster" von Töpfer, obwohl mit vielem Aufwand in die Scene gesetzt, sprachen nur wenig an. „Liebe und Liebelei" ist ein gern gesehenes Lustspiel von Römer, so wie Mamsell Bock durch ausgezeichnetes Zusammenspielen gefiel; eben so „nach Sonnenuntergang." Beide letzteren Stücke sind originell gehalten, und Mamsell Bock soll auch einen erlauchten Verfasser haben. „Die Krone von Cypern" von Schenk wurde wegen Madame Schröder, worin sie so excellirt, in die Scene gesetzt, und erhielt Beifall. „Ullrich von Würtemberg" von Kuffner fiel durch, so wie überhaupt fast alle Stücke, welche die Regisseurs zu ihrem Benefice wählen. Es scheint überhaupt über dieser freien Einnahme, der einzigen im Jahre, ein eigener Unstern zu walten. Der Gebrauch will, daß hiezu immer ein neues Stück gewählt werde, und da das Publikum durch langjährige Erfahrung ohnehin nicht günstig für diese Vorstellungen gestimmt ist, so finden sich auch selten Dichter für dieß gewagte Unternehmen.

ad 2. Das Verzeichniß neuer Stücke österreichischer Autoren wird etwas reichhaltiger ausfallen, da die vorzüglichsten, jetzt lebenden, besonders tragischen Dichter in jenem Lande wohnen.

Zwei neue Talente thaten sich in Wien um diese Zeit hervor; ein Arzt, Hornbossel, und ein Officier, Pannasch. Der Erstere schrieb, ich weiß nicht mehr, unter welchem Autornamen, zwei Trauerspiele, „die Pest von Leon" und „die Heimberufenen." Die Wahl der Handlung in dem einen mißfiel durchaus, und konnte wohl nur von einem Arzte getroffen werden. Ich sah dieses Spitalstück nicht. Im zweiten sind schöne Verse einer etwas verbrauchten Handlung angepaßt. Diesen beiden jungen Schriftstellern schloß sich ein dritter an, Halm (Baron von Münch-Bellinghausen) der durch seine Griseldis, seinen Adepten, schnell großen Ruf erwarb. Von Zedlitz wurde in dieser Periode nur ein Trauerspiel, „Kerker und Krone," aufgeführt, das bekannt genug ist. Ich habe daher nicht nöthig, des lyrischen Schwunges zu erwähnen, zu dem sich diese classische Dichtung erhebt. Alle Mitspielenden waren von demselben Gefühle der Begeisterung ergriffen, und so konnte es an einem glänzenden Erfolge nicht fehlen.

Gänzlich verunglückt erschien dagegen sowohl in Anlage als Aus-

Herr und Madame Fichtner. Mit großer Anstrengung gelang es keinem der übrigen Lustspieldichter, sich auf gleicher Höhe zu erhalten. Frau von Weissenthurn schrieb zwei Stücke, „der Brautschleier" und „der erste Schritt." Beide sind kurz, aber darum nicht minder matt.

Ich komme endlich zu dem fruchtbarsten dieser Schriftsteller, zu Bauernfeld. Vorerst muß ich die Ansicht vorausschicken, daß dieser Dichter seinen Ruf nur der übergroßen Armuth von Blumen verdanke, die in Thaliens Garten blühen. Bauernfeld hat große Vorzüge; es fehlt ihm aber beinahe jede Eigenschaft zu einem classischen Lustspieldichter. Denn von Originalität der Handlung, von consequenter Durchführung, von neuen, gehörig gehaltenen Charakteren ist in seinen Stücken durchaus keine Spur. Es ist eine Mosaikarbeit von einzelnen, schon bekannten Theaterfiguren, von untereinandergeworfenen, anderen Lustspielen entlehnten Scenen und Situationen. Die überaus leicht geschürzte Handlung dreht sich beinahe immer um dieselbe Sache, nämlich: eine Doppelheirath. Und dennoch gefallen diese Stücke, dennoch freut man sich immer lange zuvor auf ein Bauernfeld'sches Lustspiel, und meist wird der junge Mann mit einem Beifallsturm gerufen, für den er sich dann immer verlegen und ungeschickt bedankt. Das Geheimniß des Zaubers, den diese Stücke üben, liegt theils in Bauernfeld selbst, theils in günstigen Umständen. Bauernfeld besitzt Routine, Bühnen- und Menschenkenntniß, faßt leicht und treffend auf, und weiß das Aufgefaßte geistreich zu verarbeiten. Sein Dialog ist so vortrefflich, wie man ihn nur selten in Deutschland findet. Er ist die eigentliche Sauce, mit der Bauernfeld seine Werke würzt. Bei allem dem begreift man aber doch in der That nicht, wenn man die Bauernfeld'schen Producte nur liest, wie diese zwar leichte, aber doch meist inhaltsleere Conversation, in Acte und Scenen eingetheilt, gefallen kann. Ein großer Theil des Erfolgs kommt daher in Wien auf Rechnung der Rollenbesetzung und des sorgsamen, abgerundeten Spieles, das ein Stück nie schleppend oder fade erscheinen läßt. Bauernfeld feierte in Wien durch das sinnige, herrliche Spiel der Müller-Peche, der beiden Fichtner, der Herren Korn, Wilhelmi, Löwe, Costenoble und Herzfeld mehr Triumphe, als durch seine Feder. Es fehlt derselben der begeisternde Funke des Genies. Bauernfeld weiß, vorhandene Elemente glücklich zu benützen, klug die Bühneneffekte zu berechnen, aber keinem unbefangenen Beurtheiler seiner Werke wird die Wahrnehmung entgehen, daß jeder seiner Charaktere, jede seiner Episoden einem schon bekannten Vorbilde entlehnt ist.

Unter seinen Werken gebe ich „Helene" und dem „Liebesprotokoll"

führung eine Schickſalstragödie vom Grafen Mallath, „die Zwillingsſchweſtern.“ Die Idee, zwei ſich ganz ähnliche Perſonen durch denſelben Künſtler vorſtellen zu laſſen, ſchon für ein Luſtſpiel gewagt und unnatürlich, erſchien hier in einem ernſten Drama angebracht, ganz unpaſſend. So große Mühe ſich Mademoiſelle Gley durch vortreffliches Spiel auch gab, dieſes Product vor ſicherem, unvermeidlichem Falle zu retten, ſo wurde doch, beſonders der letzte Act, wo die Heldin in jeder Geſtalt, alſo zweimal ſtirbt, von unaufhörlichem Gelächter begleitet. Es wurde dieß Stück nur zweimal gegeben und dann zu Grabe getragen.

Pannaſch ſchrieb bis jetzt „Alboin,“ ein Stück aus der Longobardenzeit, kräftig, voll herrlicher Verſe und Gedanken; wenn gleich ſtreng hiſtoriſch, iſt es doch, beſonders gegen das Ende, etwas zu grell gehalten. Sein zweites „Clemence Iſaure,“ mehr lyriſch, gefiel und wurde mit Fleiß geſpielt, mit Aufmerkſamkeit gehört.

Aber alle dieſe Stücke überragte Grillparzer's neues, bis jetzt noch ungedrucktes Drama, „der Traum ein Leben.“ Es war urſprünglich für das Theater an der Wien beſtimmt, und nachdem es lange Jahre liegen geblieben war, entſchloß ſich Grillparzer plötzlich, es der Burg zu übergeben. Es machte dieſes ſeltene Werk im wahren Sinn des Wortes Furore; der Beifall wollte nicht enden und ermuthigte, überraſchte den Verfaſſer um ſo mehr, als ſeine beiden letzten nur wenig gefallen, und er ſich auch von dieſem Stücke keinen ſo entſchieden günſtigen Erfolg verſprochen hatte. Ich kann hier nicht in eine Zergliederung dieſer genialen Dichtung eingehen, die hier überdieß noch ſo vortheilhaft in die Scene geſetzt war, aber ich bin überzeugt, daß dieſelbe überall, mit Umſicht gegeben, gefallen müſſe. Die ſchöne Tendenz des Ganzen, die überaus glückliche Verwebung des Traumes mit der Wirklichkeit, die einzelnen Epiſoden, die wunderherrlichen Verſe, beſonders jene, mit denen der vierte Act ſchließt, alles dieß erregt das höchſte Intereſſe.

Deinhardſtein lieferte in dieſer Epoche nur ein Luſtſpiel „Garrik in Briſtol,“ aber dieß Einzige war ſo gelungen, wurde mit ſolchem Enthuſiasmus begrüßt, daß man ſich noch ſelten eines ähnlichen Erfolges auf dem Burgtheater erinnert. Ich wohnte der erſten Vorſtellung bei und geſtehe, daß ich ſelbſt lebhaft ergriffen war von dem mit jeder Scene ſich ſteigernden, für den Dichter ſo lohnenden Beifall eines feinfühlenden Publikums. Denn es iſt das Ganze nichts als eine dramatiſirte Anecdote, einfach in der Anlage, gelungen und gerundet in der Ausführung. Das Spiel der Mitwirkenden, beſonders Löwe's, war claſſiſch zu nennen; nicht minder vortrefflich ſpielten Coſtenoble,

den Vorzug. Ersteres ist ernster, dieses heiterer gehalten. Die „Täuschungen," die „Bekenntnisse," „Bürgerlich und romantisch" bewegen sich ungefähr auf derselben Linie. Schwächer ist Franz Walter, obgleich auch in diesem Werke einzelne Scenen vorkommen, wie z. B. jene des Malers, welche gefielen. „Das letzte Abenteuer" ist ein niedliches, unterhaltendes Lustspiel, voll guter Einfälle und hübscher Scenen, und wenn, wie schon bemerkt, „der Zauberdrache" mißfiel, so lag dieß wohl mehr in der Stimmung des Publikums, denn er hatte wohl nicht mehr und nicht weniger Gehalt, als die übrigen Stücke Bauernfelds. Ein Drama, „Fortunat," einem Mährchen entlehnt, wurde in der Josephsstadt gegeben und mißfiel. Andere seiner Stücke, wie „ewige Liebe," „der Markt von Ellerbrunn" *) u. s. w. kamen auf der Burg nicht zur Aufführung. Seine neuesten Stücke endlich, wie „der Vater," „der Selbstquäler" u. a. kenne ich nicht.

ad 3. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß die Uebersetzungen, besonders aus dem Französischen, das Burgtheater förmlich mit Sturm eingenommen haben. Scribe war den Bearbeitern dieser ausländischen Producte bei seiner Schreibseligkeit eine willkommene Ausbeute. Viele dieser Werke erfreuten sich einer günstigen Aufnahme; andere wurden, kaum aufgetaucht, auch wieder der Vergessenheit übergeben. Man hat vielfach über das Ueberhandnehmen und Eindringen dieser fremden Waaren auf die deutschen Bühnen geklagt. Ich finde diesen Uebelstand nicht so groß, besonders wenn diese Stücke in dem Grade gut, witzig und unterhaltend, als die deutschen Original-Lustspiele selten, breit und langweilig sind.

In dieser Periode gefielen besonders „das Testament einer alten Frau," ein sentimentales Rührstück, aber voll Effect und herrlich besetzt; „die Folgen einer Mißheirath," ein Gemälde ganz nach dem Leben; „das goldene Kreuz," zweckmäßig bearbeitet; „sie ist wahnsinnig," „die Tochter des Geizigen," besser im Gewande des Romans; „Ewig;" „Sigmund;" vor allem aber „die Familie Rickeburg," eben so zart gedacht, als fein gespielt. „Die Vorleserin," „der achtzigste Geburtstag" u. a. machten gleichfalls Glück. Weniger sprachen an: „Damenlaune," „die Altistin," „der Mentor," „die Schutzfrau" u. a.

Von englischen Stücken gefielen vorzüglich zwei Meisterwerke von Sheridan Knowles, jenem englischen Schriftsteller, der sich auf die Höhe seines Namensvorgängers zu schwingen sucht. Sie heißen:

*) Dieß scheint ein Irrthum. C. Blum schrieb einen Ball zu Ellerbrunn. D. R.

„Marianna" und „der Bucklichte;" beide sind originell, kräftig, voll neuer Charaktere und Wendungen. Pierre ist ein Typus; der bucklichte Held etwas nicht alltägliches.

ad 4. Von den Reprisen habe ich früher schon gesprochen, theils erinnere ich mich ihrer nicht mehr genau. Es gehören hieher einige Iffländische Stücke, wie: der Fremde, der Hausfrieden, Selbstbeherrschung, der Herbsttag u. a.; einige Kotzebue'sche, wie: der Besuch, Sorgen ohne Noth, die Tochter Pharaonis und dergl., vor allem aber „das Porträt der Mutter" von Schröder, welches durch das ergreifende Spiel Korns und Laroche's große Wirkung hervorbrachte.

Soll ich noch von der Kritik sprechen, so muß ich bemerken, daß seit der Ankunft Saphirs in Wien eine bedeutende Veränderung in den recensirenden Artikeln vorging. Durch seine beißenden Bemerkungen ermuthigt, erhoben sich jetzt auch mehr Stimmen des Tadels wie früher. Saphir schwang die Geißel der Satyre über Schriftsteller und Künstler, wie über Kritiker. Dadurch gereizt, warf ihm mancher den Fehdehandschuh hin, den Saphir natürlich nicht liegen ließ. Ich liebe diesen Schriftsteller nicht, weder seine Manier, noch seine Tendenz, aber Geist, Witz und treffende Ideen kann man seinen Kritiken nicht absprechen, und wenn auch das stille Meer der Lobhudeleien durch den Sturm seiner Laune bis auf's Tiefste aufgewühlt wurde, so hat er doch das Verdienst, der Kritik eine bessere Bahn eröffnet und sie ihrer eigentlichen Bestimmung mehr zugeführt zu haben.

Von den fremden Erscheinungen auf dieser Bühne um jene Zeit erwähne ich, da Gastrollen ohnehin selten sind, nur der Fräulein Caroline Bauer im Jahre 1834 und Fräulein Charlotte von Hagen im Jahre 1835. Beide wurden freundlich empfangen und gut behandelt. Doch auch hier ging es nicht ganz ohne Cabale ab. Das Talent, wie die Leistungen beider sind hinreichend bekannt und in allen Blättern besprochen. Fräulein Hagen brachte einige neue Stücke, wie z. B. „der Hirsch," wodurch das Repertoire nicht sehr gewann. Sie gefiel im Ganzen besser als die Bauer, die zu einer ungünstigen Jahreszeit, im Sommer gastirte, und auch in Baden für die Armen spielte. Außerdem gab es erste und andere dramatische Versuche, Debuts, Antritts- oder Prüfungsrollen genug, die sich aber inmitten eines so ausgezeichneten Künstlervereins nur selten gut ausnahmen.

Somit schließe ich diese historische Uebersicht der Künstler und Leistungen des Burgtheaters während eines Jahrzehnts. Die Reichhaltigkeit des Stoffes mag die Ausdehnung entschuldigen, welche diese Schilde-

rung über Gebühr erhalten. Sie hat kein anderes Verdienst, als das der Wahrheit, und der Verfasser hofft, daß die Leser wenigstens diese Ueberzeugung mit ihm theilen werden.

Dritte Abtheilung.

Allgemeine Bemerkungen zu der vorstehenden Schilderung.

1) Das Burgtheater war ursprünglich zu einem Haustheater des Hofes bestimmt. Noch zur Zeit der Marie Theresia führten die Mitglieder der kaiserlichen Familie kleine Vorstellungen von Metastasio und Andern, mit Musik von italienischen und deutschen Meistern, darin auf.

Der Kaiser Franz besuchte dieses Theater beinahe jeden Abend. Es war ihm bequem, aus seinen Zimmern zur Winterszeit durch die geheizten Gänge der Burg zu seinem gewohnten Platze in der Loge gelangen zu können. Der Kaiser sah lieber Lust- als Trauerspiele, äußerte aber auf das Repertoire nie den geringsten Einfluß, und konnte einem Lieblingsstücke des Publikums, einem sogenannten Zug- oder Cassastücke mit der größten Geduld einigemal beiwohnen. Bei komischen Stellen lachte der Kaiser gern; auch sprach er öfters mit der Kaiserin und den Erzherzogen, welche die Loge füllten. Der Herzog von Reichstädt war auch ein fleißiger Besucher des Burgtheaters. Barthelemy schildert seine Erscheinung daselbst mit poetischen Farben.

2) Auf die Rollenvertheilung wird im Burgtheater die größte Sorgfalt verwendet. Kein Schauspieler wird so viel als möglich seinem Fache entzogen, und selbst kleinere Rollen werden von bedeutenden Künstlern übernommen, wenn sie zu ihrem Kunstkreise gehören. Ich erinnere nur an Koch, der den Rathsherrn von Orleans, an Kettel, der den Holm in der Schuld, an Sophie Müller, die Percy's Frau, an Fichtner, der den schwedischen Hauptmann, an Korn und Koberwein, die noch viel kleinere Rollen spielten. Es ist ein großer, aber ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß die Schauspieler glauben, die Rollen seyen ihretwegen geschrieben, statt umgekehrt. Nur durch

das Zuſammenſpielen wird die eigentliche Wirkung hervorgebracht. Es iſt bekannt, daß einer der beſten deutſchen Komiker eine ſtumme Bedientenrolle, in der er nur ein Geſpräch zu belauſchen hatte, das er mit ſeinen Gebärden begleitete, das Publikum zu unwiderſtehlichem Lachen und Beifall hinriß.

3) Willibald Alexis ſagt in ſeinen Wiener Bildern: „Wenn einer ſchriebe, daß es heutzutage eine Bühne gibt, wo die Schauſpieler ihre Rollen lernen, wo die Stücke, ehe ſie gegeben, einſtudirt werden, und das Publikum auch Converſationsſtücken Aufmerkſamkeit zollt; wenn einer ſchriebe, daß auf dieſem Theater weder geſungen, noch geſprungen wird, es aber dennoch keiner Zuſchüſſe bedarf, ſondern vielmehr ſich durch ſeine Einnahme ohne Kunſtſtücke hält, und zwar ſo hält, daß es nicht allein die bedeutendſten Schauſpieler durch die bedeutendſte Gage anzieht, ſondern auch deutſche Dichter anſtändig honorirt; wenn endlich einer ſchriebe, daß die Intendanten immer wenigſtens etwas von ihrem Geſchäfte verſtanden, und es mit Liebe und Eifer betrieben, ſo würde wohl Jedermann glauben, er ſchriebe ein perſiſches Mährchen.“

Und dennoch iſt, was dieſer Schriftſteller ſagt, auf das Burgtheater anwendbar.

4) Ich habe mich bei der Beurtheilung der Künſtler und ihrer Leiſtungen abſichtlich jeder Bemerkung über ihr Privatleben enthalten. Einmal gehört es nicht hieher, und dann hat das Erſcheinen eines Künſtlers auf der Bühne mit ſeinem Leben außer derſelben nichts gemein. Ich habe daher nichts von Wilhelmi's Familienverhältniſſen geſprochen, der, von adeliger Abkunft aus Schleſien, theils aus Neigung, theils durch eine Verkettung ſonderbarer und unglücklicher Schickſale dieſen Stand ergriffen, den er in jeder Beziehung ehrt.

5) Es hat ſich bei dem Burgtheater, wie von ſelbſt, eine Schule des Spieles gebildet, und ihre Hauptmerkmale ſind: Wahrheit und Richtigkeit der Ausſprache. Es wird eben ſo wenig Manier, als irgend ein Accent geduldet. Man hat hier ſogar die Gränzen etwas enge gezogen, und das Wiener Publikum richtet ſtrenge über ihm ungewohnte Erſcheinungen. Es macht ſich bei ſeiner Abgeſchloſſenheit gerne luſtig, und urtheilt, wenn gleich meiſtens richtig, doch immer ſehr ſchnell. Es iſt deßhalb für fremde Schauſpieler auch ſehr ſchwer zu gefallen. Gleich in der erſten Scene iſt oft ſchon das Urtheil gefällt, der Ruf gegründet oder der Stab gebrochen. Ein Fehler in der Ausſprache, ein ungewohntes Coſtüme, eine eckige Bewegung, ein ſogenanntes Bretterungeſchick entſcheidet; der Schauſpieler iſt verloren, und nur überwiegendes Talent kann ihn in der Folge wieder retten. Am wenig-

ſten wird Affectation geduldet, und dieſen Fehler können in Wien nur ganz beſonders glänzende Eigenſchaften decken. Auch täuſche man ſich ja nicht durch die äußern Beifallsbezeigungen, die in Wien ein wahrer Uebelſtand ſind; denn des Hervorrufens, Beklatſchens u. ſ. w. iſt kein Ende. Man iſt zu gutmüthig, um den Beifall nicht fleißig, oft nur zu freigebig zu ſpenden; allein den Theaterkennern entgehen dieſe Nüancen nicht, und ſie wiſſen Anerkennung von Mitleid und Aufmunterung recht gut zu unterſcheiden. In dem Eifer, das Burgtheater zu beſuchen, zeichnet ſich vorzüglich das Publikum des zweiten Parterres aus; ſelten iſt dieſer Platz nicht gefüllt, bei intereſſanteren Vorſtellungen aber zum Erdrücken voll. Man ſieht darin alle Anweſenden mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Gange der Handlung folgen; ſie entſcheiden gar zu oft über das Schickſal eines Gaſtes, oder das Leben eines neuen Stückes. Es iſt dieſer Platz ſtets von einer Maſſe gebildeter Menſchen aus dem Mittelſtande beſetzt, denen die andern Plätze zu theuer ſind, und die ſich daher dieſes wohlfeile, genußreiche Vergnügen öfters verſchaffen können. Tiefe Stille herrſcht in dieſen Räumen, und ein ſtrenges Anathem ergeht von da aus über die Logen, die nicht ruhig ſind, oder über irgend einen Lärm, der ihre religiöſe Aufmerkſamkeit ſtört.

6) Im Jahre 1836 war der Stand der Stücke folgender:

Originalſtücke, neue	10
Ueberſetzungen, neue, ...	9
Vorſtellungen älterer, anerkannt werthvoller, oder claſſiſcher Stücke (darunter auch Raupach, Oehlenſchläger u. a.) .	64
Schauſpiele öſterreichiſcher Dichter	74
Repriſen älterer Stücke	18
An den andern Abenden, Stücke von Kotzebue, Iffland, Babo, Steigentesch, Jünger, Schröder, Bek, Holbein, Hutt, Houwald u. a. nebſt den zahlreichen Ueberſetzungen . .	125

7) Man ſpricht ſo viel über Cenſur in Oeſterreich, und im Ausland iſt oft ſo unglaublicher Unſinn darüber verbreitet worden, daß ich mir einige Betrachtungen darüber erlauben muß. Allerdings iſt die Cenſur ſcharf und beim Theater um ſo ſtrenger, als ja das Publikum, dem die Werke hier vorgeführt werden, größer, und für den Eindruck, welchen es durch die äußern Sinne erleidet, empfänglicher iſt. Manche Stücke, die ich nicht näher bezeichnen will, müſſen demnach für immer vom Repertoire ausgeſchloſſen bleiben. Ich halte dieß aber gerade für keinen ſehr großen Verluſt. Weniger vermag ich mich mit der ſog. Zuſchneidung oder Bearbeitung älterer, beſonders claſſiſcher Stücke zu

befreunden. Will man sie nicht in unveränderter Gestalt geben, so mögen sie wohl lieber ganz unaufgeführt bleiben. So ist man in der neuesten Zeit bedeutend von der allzustrengen Censur bei dramatischen Werken zurückgekommen. Die Kunstentbehrungen, welche aber jetzt etwa noch jene Maßregeln veranlassen könnten, werden reichlich aufgewogen durch die meisterhaften Darstellungen einer Masse von erlaubten guten Stücken.

8) Nach meiner Meinung sind die Anstellungen neuer Subjecte, und die Wahl der aufzuführenden Stücke Hauptmomente zur Beurtheilung einer Theaterdirektion. Jugendliche Schauspieler, schüchterne Anfänger, die ermuntert seyn, Erfahrung auf der Bühne machen wollen, werden oft abgewiesen, weil sie anscheinend gleich diejenigen Erwartungen nicht erfüllen, die man von ihnen hegte. Nachsicht ist hier deßhalb an ihrem Platze, und an einer umsichtigen Intendanz ist es, das Talent selbst im Keime zu erkennen, dagegen aber auch das Publikum nicht mit dramatischen Versuchen zu ermüden, während es auf vollendete Kunstleistungen Anspruch machen kann. Wer es weiß, wie unendlich schwer es ist, beim ersten Auftreten sich den von allen Seiten beengenden Fesseln zu entwinden, in denen der wahre Beruf oft befangen liegt; — wer es weiß, daß es oft nur einer gelungenen Rolle, eines Augenblicks, gleich eines belebenden Funkens bedarf, das Genie klar aus dem dasselbe umgebenden Nebel hervortreten zu sehen, der wird auch kein vorschnelles Urtheil über angehende Künstler fällen.

Was aber die Wahl der Stücke betrifft, so gibt es auch hier wieder Klippen, die selten ganz glücklich umschifft werden. Bald bestimmen Rücksichten wegen des Verfassers, bald Wünsche der Künstler, die Einstudirung dieses oder jenes dramatischen Machwerks, das wohl lieber ganz der Vergessenheit übergeben worden wäre.

Auf der andern Seite ist es aber auch sehr gewagt, die Wirkung eines Stückes schon von vorne hinein berechnen zu wollen; ein Zufall, die Laune des Parterres, die glückliche Auffassung einer Rolle, gute Besetzung, retten oft ein erbärmliches Stück vor dem Falle, während dieselben entgegengesetzt einwirkenden Ursachen ein besseres Drama unaufhaltsam in's Verderben bringen können. Doch auch hier vermag ein richtiger Takt manches Schlechte zu verhüten, und eine Kenntniß der Kräfte der Bühne, wie des Geschmacks der Zuhörer, kann als Maßstab für die Aufnahme eines neuen Productes dienen. Freilich hat es mit diesem sogenannten Geschmacke manchmal eine ganz besondere Bewandtniß; kommt der Beifall von oben, der in der Regel immer der lauteste ist, so klagt und schweigt die gebildete Minorität im Stillen.

So gewiß es ist, daß fortgesetzte schlechte oder frivole Kost den Geschmack für etwas Besseres oder Gediegeneres abstumpft, so rathsam ist es aber auch, in dieser Beziehung nicht zu pedantisch zu verfahren und dem Publikum mit Gewalt diese oder jene Gattung aufdringen zu wollen. Gewöhnlich ist es nicht gerade die Stimmung irgend eines Theaterpublikums einer Stadt, nein, es ist meist die Richtung, welche der Geschmack der Zeit im Allgemeinen nimmt, und es wird dann eines von dem andern fortgerissen. Das Repertoire ist Sache der Mode, wie alles andere, und es ist die Aufgabe der Intendanz, darüber zu wachen, daß diese frivole Tyrannin nicht ausarte, und ihr Reich nicht zum Nachtheile der guten Sitten und des Geschmackes ausbreite, wenn die Cassa auch vielleicht etwas dabei einbüßen sollte. Man hört bei mittelmäßigen Stücken gar zu oft die Entschuldigung: ja, aber es ist ein Zugstück. Ich ehre allerdings diese Rücksicht, denn mit vielen Mitteln kann man auch viel und mehr leisten, aber alle andern überwiegend, sollte sie bei einem gut organisirten, und vollends bei einem Hoftheater nie erscheinen; denn eine solche Anstalt ist kein Industriezweig, keine Unternehmung auf Spekulation, sondern eine Schule der Bildung, des Kunstsinns, ein Versammlungsort für anständige Unterhaltung und heitere Belehrung. Publikum und dramatische Schriftsteller stehen in einer Art von Wahlverwandtschaft zu einander. Der Autor wirkt nicht immer allein auf die Zuhörer, er empfängt auch seine Eindrücke und Inspirationen durch die Stimmung des Publikums. Der Wunsch, nicht zurückzubleiben, immer etwas Neues zu hören, reißt sodann Direction wie Publikum fort. Es bildet sich hieraus der Geschmack des Augenblicks von selbst, bis das gegenwärtige Genre wieder von einem andern verdrängt wird. Classische Schöpfungen erhalten sich in der Musik, wie in der Poesie, im Sturme der Zeiten; man kommt immer wieder zu ihnen zurück, eben weil diese Classicität ihnen ja die Eigenschaft der Dauerhaftigkeit aufdrückt; aber warum sollten wir uns, weil uns jene vorzüglichen Werke bleiben, nicht auch an den ephemeren Spielen des Scherzes, oder an leichten, süß einschmeichelnden Melodien erfreuen, und pedantisch alles verdammen, was vielleicht nicht dauern wird?

9) Es liegt weder in meiner Absicht, noch in meinem Berufe, eine Apologie der jetzigen Verwaltung des Burgtheaters, noch weniger aber ein Verdammungsurtheil über die frühere Direction auszusprechen. So große Verdienste Schreivogel auch um das ganze Institut hatte, mit so viel Geschick und langjähriger Erfahrung und Umsicht er es auch leitete, so litt es doch vielfach an den Gebrechen des dabei beobachteten, zu fest eingewurzelten Systemes. Es läßt sich nicht läugnen, daß sich

ein kräftigeres Streben in jüngster Zeit kund gab, und daß man vielfach bemüht war, den Schulstaub und die pedantischen Formen abzuschütteln, in denen das Burgtheater eingeengt war. Das Jahr 1830 hatte ohnehin allen Gemüthern in Europa eine andere Kunstrichtung gegeben; diese Anstalt durfte, konnte daher auch nicht zurückbleiben. Der alte Schlendrian wich einer neuen, wenn freilich manchmal auch etwas frivolen Aera. Die Classicität litt; die Cassa, die Abwechselung, die Unterhaltung gewannen.

10) Im Personalbestand des Burgtheaters waren bis zum Jahre 1836 folgende Veränderungen vorgegangen: die Herren Loch, Beil, Krüger, die Damen Costenoble, Sophie Müller, Weber waren gestorben.

Abgegangen: Kettel, Lembert, Madame Korn.

Neu engagirt: die Demoiselles Fournier, Peche, Caroline Müller, Reichel, Zeiner, Wildauer; die Frauen Rettich und Brede; die Herren Löwe, Carl Laroche, Herzfeld, Rettich, Maierhofer, Vollkomm, Schmidt, Lukas, Leo, Swoboda, Hennig u. a.

11) Wenn ich bemerkt habe, daß bei dem Burgtheater weniger Kabalen, Intriguen, Parteien, Persönlichkeiten u. dgl. m. stattfinden, als anderswo, so ist es wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß man an solchen Uebelständen dennoch auch hier durchaus keinen Mangel trägt. Es liegt schon zu sehr im Wesen der Institute dieser Art, um gänzlich davon befreit zu werden. Besonders treten aber solche Erscheinungen dann sichtbarer hervor, wenn es sich um ein neues Engagement oder um das Schicksal eines neuen Stückes handelt. Die Achtung, welche jedoch die ganze Anstalt genießt, und der richtig ausgebildete Sinn des Publikums tragen doch hier öfter als sonst über gewöhnliche Intriguen und das leidenschaftliche Treiben der Parteien den Sieg davon.

12) Ich suchte, wenn es immer möglich war, einer ersten Vorstellung beizuwohnen. Es hat dieß entschiedene Vortheile, will man eine richtige Ansicht von einem Stücke gewinnen. Schauspieler wie Publikum sind noch unbefangen; man gibt das Stück rein wie es ist, ohne Auslassung von Stellen, ohne Zuthun und Uebertreibungen; es ruht noch über dem Ganzen die jugendliche Frische; man ist noch nicht befangen durch Urtheile anderer; die Eindrücke sind noch frei; man genießt und bildet sich so seine eigene Ansicht; später mag man dann immerhin noch einmal dasselbe Stück besuchen, um seine Meinung zu berichtigen, aber der erste Eindruck ist meist der wahre.

Dieselbe Bemerkung läßt sich auch auf Gastspiele anwenden. Fremde Schauspieler haben nur gar zu oft mit gefährlichen Vergleichen und mit

der Meinung der Zuhörer zu kämpfen, daß eine Rolle so und nicht anders aufgefaßt werden könne, als sie dieselbe bisher zu sehen gewohnt waren. Dazu die so natürliche Befangenheit, die Neuheit der Umgebung, die Unkenntniß der Verhältnisse, wie der Anforderungen des Publikums.

Auf der Burg bemühen sich überdieß die Schauspieler bei dem Fleiße und der Zeit, die sie auf ihre Rollen verwenden, denselben einen Anstrich von Originalität zu geben; dadurch erhält oft eine Rolle eine vom Autor selbst kaum geahnte Wichtigkeit, ein Interesse, welches lediglich nur in dem eigenen Zuthun des Künstlers liegt.

Das zweite Gesicht der Schottländer.

III.

In dem thierischen Magnetismus findet man die Gabe der Prophezeiung, das moralische zweite Gesicht, im höchsten Grad der Ausströmung. Die geistreichen und unparteiischen Schlüsse des Doctor Husson, in seinem Berichte an die Academie der Medizin, im Juni 1831; die speciellen Werke von Delpit, Georget, Deleuze, Frissac, Virey; die Beobachtungen über die Starrsucht von Petetin, die so interessanten und vielfachen Erfahrungen von Chapelain bilden eine wichtige Majorität von Zeugnissen, und ohne vorauszusetzen, diese Männer seyen übereingekommen, eine Psychologie zu schaffen, muß man mit ihnen anerkennen, daß Personen von magnetischem Temperament innerer Vorgefühle fähig sind. „Seit mehr als fünfzig Jahren, daß man den magnetischen Somnambulismus kennt," sagt Deleuze *) hat sich das Phänomen der Vorhersehung so oft bei den Somnambulen gezeigt, daß man die Wirklichkeit nicht mehr abläugnen kann."

Seht zum Beispiele die Tagebücher des Herrn von Montravel. Ihr müßt den Verfasser (der gewiß ein Mann von Geist und Verdienst ist) als einen Betrüger betrachten, oder das Phänomen der Vorhersehung anerkennen. Oeffnet dann die Memoiren der Gesellschaft von Straßburg, die Bibliothek des Magnetismus, und die Mehrzahl der in Deutschland, Rußland, Holland erschienenen Berichte über Behandlungen, die vom Somnambulismus begleitet waren, und Ihr werdet dieselben Dinge finden. Dieses Zusammentreffen einer Menge von Menschen,

*) Mémoire sur la faculté de prévision 1836.

nur Begebenheiten derſelben Ordnung zu behaupten, die ein jeder abgeſondert beobachtet hat, iſt ein unwiderlegbarer Beweis; denn es iſt unmöglich, daß Männer von allen Ländern, die in keinem Zuſammenhange ſtehen, die durchaus nicht denſelben Theorien huldigen und unter denen Mediziner und Phyſiker ſind, in Bezeugungen von Unwahrheiten übereinſtimmen.

Kehren wir zu den Dichtern, zu den bevorzugten Commentaren jeder menſchlichen Wiſſenſchaft zurück, ſo finden wir, daß ſich unter den neuern Shakeſpeare unfreiwilligen Glaubens an eigenthümliche geiſtige Einwirkungen nicht zu erwehren wußte, die ſich in Virgils Einbildungskraft erhoben. Im Kampfe mit Harry Monmouth unterliegend, ruft Hotſpur dieſem zu:

Oh, I could prophesy,
But that the earthy and could hand of death
Lies on my tongue.

Ich könnte prophezeien,
Läg' nicht die erdigkalte Hand des Tod's
Mir auf der Zung.

In Richard **II.** ruft John Graunt ſterbend:

Methinks, I am a prophet new inspired,
Mich dünkt, ich bin ein Seher, neu begeiſtert.

Wenn die Dichter einſtimmig in ihren Bildern dieſelbe Meinung vorbringen, ſo rührt dieß davon her, daß die Einflüſſe der Zeiten, der Orte, der Climate und der Civiliſationen, unter deren Herrſchaft ſie ſchrieben, ſo kräftig gehärtet waren, daß ihre Anſchauungsweiſe ſich ſolcher Einwirkung nicht entziehen konnte. Dieſe Reproduction in langen Zwiſchenräumen und unter durchaus entgegengeſetzten Umſtänden beweiſt noch die unzerſtörbare Popularität des Glaubens. In dieſem Momente muß man einen poſitiven Urſprung für ihn auffinden, und man hat das Vorgefühl von ſeinem engen Zuſammenhang mit den natürlichen Wiſſenſchaften.

Theophilus, ein begeiſterter Myſtiker, erkannte dieſen Zuſammenhang nicht an. Aber Martin, in ſeiner Abhandlung über das **second sight**, die man auch in ſeiner Beſchreibung der Hebriden leſen kann, iſt vernünftiger und nicht ſo devot. Wenn er nicht den Skepticismus und die Zurückhaltung des Johnſon übt, ſo zeigt er doch dieſelbe Billigkeit und Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Forſchungen, er hat überdieß dieſen Glauben der Einbildungskraft, der **a priori** die übernatürlichen Ereigniſſe, zwar mit Maaß, aber ohne Geringſchätzung zuläßt. Solchen Chronikſchreibern in den Annalen der Geſchichte des

Menſchen hat man es zu danken, daß man endlich dahin gelangt, die Geſetze wiſſenſchaftlich zu beſtimmen, welche die verborgenſten Phänomene regieren und ordnen.

Der ehrwürdige Martin definirt das zweite Geſicht als ein Mittel, unſichtbare Dinge ohne Vorbereitung zu ſehen, als eine plötzliche und unwillkürliche Fähigkeit. Alle Einzelnheiten, die er gibt, um ſeine Begriffsbeſtimmung zu unterſtützen, haben ein Intereſſe, das zwar einigermaßen von der Phantasmagorie herrührt; aber dieſe Färbung macht die Theorie noch viel verführeriſcher, die er auf Thatſachen baut, deren Zeuge er oft ſelbſt geweſen zu ſeyn verſichert.

Nach dieſem Buche bringt die Viſion eine ſo außerordentliche Wirkung auf den Seher der Hebriden hervor, daß er ſeine Augen und ſeine Gedanken, ſo lange ſie dauert, nicht davon losmachen kann. Wir bemerken hier beiläufig, daß das Leben der magnetiſchen Somnambulen gefährdet wird, wenn man ſie im Augenblicke der Extaſe und in der Stunde ihrer Weisſagungen unterbrechen will. Der Seher der Hebriden iſt ſchwermüthig oder heiter, je nachdem der Gegenſtand des **second sight** traurig oder luſtig iſt. Fängt die Viſion an, ſo ſtehen die Augenlieder auf eine furchtbare Weiſe in die Höhe, und ſeine Blicke bleiben ſtarr und geſpannt bis zum Schluſſe der Erſcheinung; auf der Inſel Sky gibt es Seher, bei denen ſich die Augenlieder ſo ſehr emporreißen, daß ſie ſich von unten nach oben umwenden, und man ſie mit den Fingern niederdrücken muß. Man kann ſich das **second sight** nicht erwerben; es iſt ein unerwartetes Geſchenk des Himmels. Martin glaubt nicht, daß es von Generation zu Generation übertragbar ſey; er kannte Familien, wo die Väter Seher geweſen ſind, und die Kinder nicht, und umgekehrt.

Nicht alle myſtiſche Schriftſteller und gläubige Chronikſchreiber theilen die von uns eben angeführte Anſicht Martins. Es gibt Schottländer, welche behaupten, das **second sight** ſey zugleich eine Wiſſenſchaft und eine natürliche Gabe, und es laſſe ſich durch Einweihung in das Geheimniß mittheilen. Will man einen Novizen in die Fähigkeiten des zweiten Geſichtes einkleiden, ſo ſchnüren ihm die Seher den Leib mit einem härenen Strick, der zum Feſthalten eines Sarges gedient hat. Man läßt ihn den Kopf beugen, bis er zwiſchen ſeinen Füßen ein vorübergehendes Leichenbegängniß ſieht. Dieß gehört zu den Gaukelpoſſen. Dreht ſich der Wind während der Ceremonie, die beinahe immer in freier Luft ſtattfindet, ſo ſchwebt der Novize in Todesgefahr. Kluge Neophyten ſetzen ihren linken Fuß unter den rechten Fuß eines Sehers, der ihnen zugleich die Hand auf den Kopf legt. So

ſieht der Novize den Leichenzug durch die Krümmung, welche der Arm und der Hals ſeines Meiſters bilden. Er fürchtet nicht mehr, zu ſterben, aber häufig erſcheinen ihm ſo furchtbare Bilder am Horizont, daß er den Athem und die Sprache verliert. Martin achtet ſich ſelbſt zu ſehr, um ſolche Nichtigkeiten zuzugeben.

Wir finden außerdem in ſeinem Buche Erläuterungen, die man für kindiſch oder für wichtig halten mag, die wir aber wiederzugeben durch die Seltſamkeit des Phänomens veranlaßt ſind. Erblickt man bei dem **second sight** ein Leichentuch an irgend einem Menſchen, ſo iſt dieß ein ſicheres Vorzeichen des Todes. Die Zeit des Todes ermißt ſich nach dem mehr oder minder großen Raume, den das Tuch an der Perſon, die es bedeckt, vom Fuße an gerechnet, einnimmt. Wenn es ſich zum Beiſpiel nicht über den Nabel erhebt, ſo iſt der Tod nicht im Jahre zu erwarten; aber berührt oder bedeckt das Tuch den Kopf der betreffenden Perſon, ſo wird ſie in wenigen Tagen oder in ein Paar Stunden ſterben. Gewahrt der Seher eine zur Linken eines Mannes ſtehende oder ſitzende Perſon, ſo bedeutet dieß eine zukünftige Heirath, ſollte die Frau ſelbſt im Augenblicke der Viſion bereits verheirathet ſeyn. Der ehrenwerthe Martin hat übrigens ſehr feine Unterſcheidungen für den Fall feſtgeſtellt, daß der Seher mehre Frauen zur Linken des Mannes ſehen ſollte. Die Heirathen ſind ſo aufgereiht, daß jede ihrer Zeit zum Ziele kommt.

Das zweite Geſicht gibt oft bloße Phantaſiegebilde; der Seher unterſcheidet Bäume, Gärten, Häuſer, die nie an den Orten, die er angibt, geſtanden haben; und dieſe Täuſchung ereignet ſich ſelbſt, wenn alle zur Beſtätigung erforderlichen Zwiſchenraumsbedingungen erfüllt ſind, das heißt, wenn man weder Bäume, noch Gärten, noch Häuſer an den bezeichneten Orten ſelbſt nach einem Zwiſchenraume trifft, der hinreichen würde, daß die Gegenſtände, als Reſultat des zweiten Geſichts erſcheinen könnten. Aber die Erfahrung hat bewieſen, daß man ſich in dieſer Beziehung vor den Spielen und Launen der Natur demüthigen müſſe. In Magſtott auf der Inſel Sky, einem Bezirke, der im Allgemeinen nur elende Hütten aufzuweiſen hat, haben ſich anerkannter Weiſe nach und nach Obſtgärten in voller Cultur, bequeme Wohnungen und Bäume von ſchönem Wuchſe an Stellen gezeigt, wo kurz zuvor Seher ihr zukünftiges Erſcheinen, trotz der Kahlheit des Bodens weisſagten. Die Weisſagung war folglich gerechtfertigt.

Die einfachen Bewohner der Hebriden haben, auf burleske Weiſe auf dieſen Einſchlag unerhörter Begebenheiten die abergläubiſchſten Traditionen ſtickend, die Macht der örtlichen Erſcheinungen ausgedehnt, denen ſie ihre phyſiologiſche Kühnheit zu verdanken haben. Sieht ein Bauer von Banffſhire, der unbeweglich und träumeriſch mitten im Felde ſteht, in der Nacht plötzlich, wie eine Frau ſich an den Herd niederhockt und die Aſche anſchürt, aus der ein Funken mit Blitzeszucken auffährt, um erloſchen auf ihre Bruſt und ihre Beine zurückzufallen, ſo iſt dieſe Varietät des zweiten Geſichts unläugbar ein Vorläufer des Todes eines Kindes; der unglückliche Landmann läuft erſchrocken zu ſeiner Familie zurück, und findet ſeinen Sohn auf der Mutter Schooß verſcheidend. Hat er nur den Stuhl ſeines Kindes zur Stunde leer geſehen, da es die Mutter gewöhnlich ſitzen läßt, ſo folgt der Tod nicht augenblicklich, aber doch bald. Als ein beſonderer Umſtand wird dabei noch bemerkt, daß,

wenn der Bauer ein Novize, das heißt erst neuerdings von der Gabe des zweiten Gesichts ergriffen ist, und sich während der Nacht im Augenblicke der Erscheinung dem Feuer nähert, er ohnmächtig niedersinken wird.

Der Tod kündigt sich auf den Hebriden auch durch einen Klageton an, den man in den Gebirgen **Taisk** und in den Ebenen **Wraith** nennt. Dieser Ton gleicht einem schmerzlichen, raschen und scharfen Seufzer, der durch geschlossene Thüren dringt, und vollkommen der menschlichen Stimme gleicht. Martin war in Rigg auf der Insel Sky bei dem Leichenbegängnisse eines Mädchens anwesend, dessen Tod auf diese Weise vorher verkündet worden war. Fünf in dem gemeinschaftlichen Saale einer Maierei versammelten Weiber hörten einen Schrei aus dem Kamine dringen, und diese Stimme schien ihnen die des Mädchens, das zufällig daselbst war. Am andern Tage ward das arme Kind von einem Fieber befallen, und starb noch in derselben Woche. Diese durch das Gehör ausgeübte Fähigkeit erstreckt sich auch auf den Geruch. Die Bewohner der Hebriden riechen oft aus der Glut ihrer Herde den Geruch von Fleisch und gerösteten Fischen, obgleich keine Spur von solchen Nahrungsmitteln in ihrer Wohnung zu finden und ihre Anwesenheit vernünftiger Weise vor mehren Jahren oder Monaten nicht vorauszusetzen ist; denn die Inselbewohner essen sehr selten Fleisch, und sie fischen nie im Winter und im Frühjahr, so nahe sie dem Ocean sind. Die durch das Gehör oder den Geruch erlangten Vorgefühle folgen übrigens der Gabe des zweiten Gesichts und gehen dieser nicht voran; sie sind in gewisser Art ein Corollarium dieser Fähigkeit der wenigen Seher, die alle drei besitzen. Es ist keine zu große Kühnheit, in der gleichzeitigen und correspondirenden Thätigkeit der drei Sinne, die zunächst mit den Functionen des Gehirns in Verbindung stehen, ein Mysterium des Nervensystems zu erblicken, welches das gegenwärtige Wissen des Menschen noch nicht zu erklären vermag. Wir erinnern unsere Leser zuerst an die seltsame, den Hebriden eigenthümliche Krankheit, von der oben die Rede gewesen ist; dann daran, daß die Aerzte in allen Zeiten bei krampfartigen Affectionen die Macht der uns umgebenden Fluida, wie die Ausdünstungen des Schweißes und der Luftströme, auf das Nervensystem der Kranken bestätigt haben, daß die Luftscheu die Wasserscheu begleitet, und daß die Magnetiseurs oft den Hauch anwenden, um gewisse heilende Phänomene zu entwickeln, die sie bewirken zu können behaupten. Das Princip der Ausflüsse ist längst in seinen wunderbarsten Umständen anerkannt; sein Bestand und sein Vermögen haben sehr reelle Wirkungen; Boyles Ariome in seiner Abhandlung **De mira effluviorum subtilitate** (von der wunderbaren Feinheit der Ausflüsse) erscheinen in unsern Tagen nicht mehr als Träume eines delirirenden Geistes, und nichts ist alberner, als die nahe bevorstehende Entdeckung der Wissenschaft vorherzusehen, die all' diesen unangreifbaren Modificationen der Aufnahme der Gerüche einen gemeinsamen Ursprung und eine elementarische Ursache bestimmen werden.

Hinsichtlich des Klagetons der Hebriden, den die Seher zuweilen zu hören glauben, ist es nicht überflüssig, hier zu bemerken, daß die Empiriker des sechzehnten Jahrhunderts die Musik oder den Ton für den empfindlichsten Vermittler ihres berühmten Lebensgeistes hielten. Man lese im Pater Kircher Alles, was er über den Magnetismus der Musik zur Heilung der Tarantel sagt. Mesmer behauptete ebenfalls,

sein Fluidum werde durch den Ton mitgetheilt, fortgeführt und vermehrt. Porta führt eine große Menge durch die Macht der Musik bewirkter Sympathien oder Antipathien an. Der ganze mysteriöse Einfluß der Glocken auf die moralische und physische Natur des Menschen ist bekannt. Wenn diese Phänomene seltsame Rapports zwischen dem geheimen Mechanismus des menschlichen Lebens mit den natürlichen Wirkungen des Tones kund geben, so bieten sie uns doch kein Mittel, selbst muthmaßlich, zu erklären, welcher Ursache der Seher der Hebriden das fabelhafte Vermögen zu verdanken hat, die Stimme einer abwesenden Person zu hören, und von diesem wunderbaren Hören das Horoskop ihres Todes zu ziehen. Man kann hier die Untersuchungen über das **second sight** nicht weiter verfolgen, ohne in Geschichten zu verfallen, die der Umsichtigkeit unseres Verstandes wenig Ehre machen würden. Eine Begebenheit allein verdient erwähnt zu werden, es ist dieß der laute Ruf und die himmlische Musik, welche Mademoiselle Clairon unter ihren Fenstern an gewissen Tagen und zur Stunde hörte, da einer ihrer Liebhaber sich (ich glaube, ihretwegen) erschossen hatte. Man kann in den Memoiren dieser Schauspielerin die Einzelnheiten eines Ereignisses lesen, welches mehre glaubwürdige Zeitgenossen nicht in Abrede zieben. In dieselbe Ordnung von Phänomenen gehört die durch eine unbekannte Stimme von dem steinernen Kreuze herab, wo in Edinburgh die Gesetze und Verordnungen des Reichs bekannt gemacht wurden, in der Nacht, vierzig Tage vor der Schlacht von Flodden laut gegebene Proclamation; diese Stimme verkündigte den Tod der ganzen Reiterei von Schottland, und Walter Scott spricht davon im Marmion. Noch unerklärlicher und sonderbarer aber ist der Schatten, von dem jeder Lebende zuweilen verfolgt wird, der Doppelgänger, das Gespenst seiner eigenen Person, das sich vor den Leichenbegängnissen zeigt, als wollte es dem, der noch nicht todt, ist ein Facsimile der Rolle vorstellen, die er später unter den Geistern spielen wird. Jede Person, die sich auf diese Weise selbst erscheint, fühlt genau die entgegengesetzten Qualen der Beängstigung, wovon Hofmanns Mann *), der seinen Schatten verloren, auf eine komische Weise gemartert ward. Zur Zeit, da Georg III. verrückt wurde, sah man Lord Byron in London seinen Namen bei dem Schloßvogt von St. James unter den Besuchern einschreiben, und doch befand sich der Dichter in diesem Augenblicke in Patras, an das Bett gefesselt durch die Malaria, die ihn in den Sümpfen von Olympia ergriffen hatte. Die oben erzählte Geschichte von Dugald Stuart gehört einigermaßen zu dieser Varietät des zweiten Gesichtes.

Ich gestehe, daß solche Ereignisse eines starken Glaubens bedürfen, aber warum ihnen nicht Vertrauen gönnen, wenn sie Moore, einen so geistreichen Mann, zur Gewährschaft haben? Seltsamer noch als die Visionen von Thomas Moore in demselben Genre, ist der identische Aberglaube des sinnlichen Volkes der Chinesen, die die umherirrenden Seelen der Todten, unter dem Namen „Geister des Herdes", in Frömmigkeit verehren. Der gelehrte Jacquet von Brüssel, ein Schüler von Abel

*) Hoffmann benutzte nur in einer Novelle „die Sylvesternacht", Chamisso's Roman, worin ein Mann ohne Schatten, sein berühmter Peter Schlemihl, die Hauptrolle spielt. Anm. d. Uebers.

Remuſat, hat in den orientaliſchen Handſchriften der Bibliothek von Paris die Legende des Juthſingi aufgefunden, wo dieſes Dogma mit allen Entwicklungen und aller Annehmlichkeit eines hinduaniſchen Drama ausgeführt iſt. So blüht an einem Ende der Erde, bei der älteſten Nation der Welt, der ſchottiſche Glauben als eine einheimiſche Pflanze. Das zweite Geſicht iſt wirklich keine örtliche Eigenſchaft, ſondern ein conſtitutives Phänomen der Organiſation des Menſchen. Welcher von unſern Leſern kennt nicht übrigens eine Begebenheit, wo die Geheimniſſe des Todes ſich mit den Erſcheinungen der Naturwiſſenſchaft vermengen, wo die Lichter der ſtärkſten Vernunft durch das Myſterium undurchdringlicher Umſtände erſtickt werden! Jeder von uns vermöchte eine analoge Erinnerung aus ſeinem Leben und aus ſeinen Studien hervorzurufen, und wenn je ein Zeugenbeweis vollſtändig iſt, ſo iſt er es unſtreitig bei der Sache, an der alle Welt zu zweifeln ſcheint. Das ſind die philoſophiſchen Bizarrerien unſerer Generation.

Man darf nicht ſtaunen, daß brauſende Geiſter, durch die Größe ſolcher Probleme fortgeriſſen, durch ein Verbrechen verletzter Menſchheit die Kenntniß des Wahren, einen Theil des Feuers des Prometheus erlangen wollten. Dergleichen iſt nicht ohne Beiſpiel. Vor einigen Jahren trieben einige Erleuchtete von Lyon, nur der ruchloſen Gluth Gehör gebend, von der ſie entbrannt waren, eine Somnambule mit ſo wenig Schonung zu den äußerſten Convulſionen, daß die unglückliche Frau, in ihrer Extaſe die Lebensfähigkeiten zu einer für ihre Entwickelung zu ſtarken Doſe anhäufend, die ſterbliche Hülle plötzlich abſtreifte, und unter den Augen ihrer Henker in ein anderes Leben überging. Allzu ſtraff geſpannt zerriß der Faden; das Gefäß hatte dem Drange der Flüſſigkeit nachgegeben. Die Experimentenmacher blieben lange bei ihrem Opfer, weil ſie glaubten, die Frau ſchlafe, aber als man ſie wecken wollte, fiel der Leichnam, und ſie wichen, von paniſchem Schrecken ergriffen, zurück. In einem Winkel des Zimmers, wo dieſe furchtbare Scene ſtattgefunden hatte, ſahen ſie noch ein Kind der Entſeelten niedergekauert, das weinte, und ſeine Augen emporhob. Schluchzend erklärte die Kleine, ihre Mutter ſey ſo eben durch den Plafond entflogen!....

Der ehrwürdige Martin erklärt, das **second sight** ergreife auf den Hebriden eben ſo wohl Kühe und Pferde, als den Menſchen. Auf der Inſel Sky, auf dem Wege, der nach dem See Skerinſes führt, zerriß eines Tags, um die Mittagsſtunde, ein Pferd den Strick, mit dem es angebunden war, und verſchwand, ohne daß ſich eine Urſache ſeines Schreckens zeigte. Aber zwei Vorübergehende, die ſich in einiger Entfernung, und im Angeſichte des Pferdes befanden, und in demſelben Augenblicke durch das **second sight** erleuchtet waren, bemerkten ganz genau eine Menge von Perſonen, welche in der Richtung der Kirche von Sniſort hinter einem Sarge wandelte. Wenige Tage nachher ging die Prophezeiung, welche die zwei Vorübergehenden und das Pferd unwillkührlich gemacht hatten, vollſtändig in Erfüllung. Ein vornehmer Mann aus der Nachbarſchaft ſtarb einige Meilen von dieſer Kirche, und ſeine Leiche wurde nach Sniſort gebracht, wo er begraben zu werden gewünſcht hatte. Was die Kühe betrifft, ſo verſichert Martin, daß, jedesmal, wenn eine Bäuerin von dem **second sight** im Augenblicke ergriffen wird, da ihre Hand das Euter faßt, um zu melken, ein ungeheuerer

Schauder die Glieder des armen Thieres schüttele, und daß es dann mehrer Stunden bedarf, bis es wieder ruhig werde. Wir enthalten uns jedes Commentars über diese Einzelnheiten; aber da es unser Zweck ist, nach Kräften die einzelnen Rapports, die Varietäten der Extase bei dem Phänomen des zweiten Gesichts zu bezeichnen, so bemerken wir unsern Lesern, daß diese Uebertragung der Crise mittelst eines geheimen Fluidums oder irgend eines nervösen Agenten sich positiv in den Erscheinungen des thierischen Magnetismus vorfindet.

Das **second sight** der Hebriden ist übrigens im Grunde kein einzig und allein in einer beschränkten Oertlichkeit bestätigter physiologischer Umstand; es ist gewissermaßen eine eingeborene allgemeine Affection, die sich ohne Ausnahme auf den Inseln äußert, obgleich die meisten Orte sehr weit von einander entfernt sind. Dessen ungeachtet ist anzuführen, daß sich diese außerordentliche Fähigkeit bei den Bewohnern der Inseln leichter am Anfang des Jahrhunderts vorfindet, als zur Zeit, da der ehrwürdige Martin die Feder ergriff, um ihre Wirkungen zu beschreiben und ihre Ursachen zu erforschen. Indessen hat sie ihre Gewalt nicht auf diese bevorzugten Inseln beschränkt. In gewissen Theilen von Holland zeigen sich die Seher mit eben so viel Glaubwürdigkeit und Sicherheit, als im Vaterlande von Saint Oran und Saint Columba. Im Jahre **1819**, erzählt Martin, lebte in Bommel eine Frau aus dem Volke, welche um den Kopf der vom nahen Tode bedrohten Personen eine dunstige Glorie sah. Die **corpse candles**, die Leichenlichter, oder die Lichter, welche die Sterbenden um sich verbreiten, sind eine Erscheinung, die man in den Bezirken, welche sie zum Schauplatze wählt, nicht in Zweifel zieht. Auf der Insel Man, wenn man den Beschreibungen des Reisenden Sachaverel glauben darf, bemerkt man dieselben Ereignisse zur Bestätigung des Vorhandenseyns des zweiten Gesichts; hiebei ist jedoch nicht zu vergessen, daß die natürlichen Verbrennungen, hervorgebracht durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke, im Norden ziemlich gewöhnlich sind. Es wäre ganz lächerlich, vorauszusetzen, die Landleute der Grafschaft Wales, von Holland, von den Hebriden und der Insel Man haben sich ihre erblichen Ueberlieferungen mittheilen können, um genau die Reihe derselben wunderbaren Erscheinungen fortzusetzen, als wären ihnen jeder Zeit die Mittel, sich zu verständigen, zu Gebot gestanden. Meere und Länder trennen sie. Die Climate, die Sitten und die Sprachen dieser Völker sind wesentlich, wenn auch nicht völlig verschieden; endlich hat man in Norwegen, in Schweden und in Lappland Phänomene erwiesen, welche, während sie Swedenborgs Begeisterung erklären, zugleich zeigen, wie sehr zumal gebirgige, nördliche und feuchte Länder zu einer besonderen Ausdehnung der Fähigkeiten des Nervensystems geeignet sind.

Aus diesem Vorrechte der gebirgigen und nördlichen Länder darf man aber nicht schließen, das **second sight** sey in tropischen Ländern unmöglich. Leon de Laborde hat im Jahr **1833** in der **Revue des deux mondes** eine sonderbare Erscheinung der orientalischen Magie mitgetheilt, die uns ihrem ganzen Wesen nach in das Reich des zweiten Gesichts zu gehören scheint. In dem Berichte über seine wissenschaftliche Reise durch Hindostan theilt Brunet, ein Arzt aus Nantes, Umstände mit, die beweisen, bis zu welchem Grade die ascetischen Brahminen die Uebung einer Fähigkeit getrieben haben, die wir noch auf

die schottischen Zauberinnen beschränken. Mag man den Reisen des Fürsten Pückler-Muskau nur einen bedingten Glauben schenken, so wird man nicht ohne tieferes Interesse die Geschichte der Zigeunerin Madhava lesen, deren, aus dem zweiten Gesichte und dem Somnambulismus zusammengesetzte, Extase eine merkwürdige Starrsucht bildet, wenn nicht das Ganze ein sehr geistreicher Roman ist. Muß man nun hinsichtlich der Seher ausrufen, wie Pascal hinsichtlich der Camisarden? „Ich glaube solchen Zeugen, die sich erwürgen lassen." Die Stunde ist noch nicht gekommen, wo man mit solcher Freimüthigkeit schließen darf.

Der wahre Schüler des Pythagoras, mit den Göttern durch die Contemplation in Rapport gesetzt, wie die Somnambulen durch den Magnetismus bis zur Extase getrieben werden, gelangte bei den Alten zu der hohen Stufe der Vollkommenheit, genannt Autopsie, in den Mysterien, zerriß die Schleier der Natur, und befragte ihre verborgensten Ursprünge, wie in den goldenen Sprüchen des Pythagoras zu lesen ist.

Das Licht, von dem der Geist durchdrungen war, mußte stark genug seyn, um die Sinnentäuschungen zu zerstreuen, die Seele zu begeistern, und von der Materie völlig loszumachen; durch diese Erscheinung des Seelenvermögens erklärten wenigstens Socrates und Plato die Vision der Extase. Diese Philosophen und ihre zahlreichen Schüler setzten keine Gränzen für die Vortheile der Autopsie und Theophanie fest, wie sie zuweilen diese äußerste Periode der telestischen Wissenschaft nannten, sie glaubten, die Anschauung Gottes könne während dieses Lebens so weit getrieben werden, daß sich die Seele nicht nur mit dem Schöpfer vereinige, sondern sogar mit ihm vermenge und vermische. Plotin rühmte sich, dieses seligmachende Leben viermal genossen zu haben, und Porphyrius, der dieses mittheilt, versichert, er habe sich dieser Ehre in seinem achtundsechzigsten Jahre erfreut. Der große Zweck der Pythagoräischen Geheimnisse war, den Eingeweihten die Möglichkeit dieser Vereinigung des Menschen mit Gott zu lehren, und ihnen die Mittel dazu anzugeben. Ist dieß nicht das zweite Gesicht, zu dem einfachsten, wie zu dem höchsten Ausdrucke seiner Macht gelangt?

„Alle Einweihungen, alle mythologischen Lehren zielten nur darauf ab, die Seele von der Last der Materie zu befreien, sie zu reinigen, durch die Ausströmung der Intelligenz zu erleuchten, damit sie, nach geistigen Gütern strebend und den Kreis der Generationen überspringend, sich bis zur Quelle ihrer Existenz erheben könne. Die verschiedenen Arten des Cultus, die über die Erde gegangen sind, hatten keinen andern Zweck, und gehorchten demselben Geiste. Die Kenntniß Gottes ward überall als das Ziel der Weisheit geboten, die Aehnlichkeit als der höchste Grad der Vervollkommnung, und ihr Genuß als der oberste Gegenstand aller Wünsche. In der Aufzählung ihrer unendlichen Fähigkeiten hat man gewechselt; wagte man es aber, die Augen auf die Einheit ihres Wesens zu heften, so hat man sie stets, wie Pythagoras, als den Ursprung und das Ende aller Dinge definirt. Die Brahminen im Veda, im Mastya, im Bruschanda-Ramayan, selbst im Shanda-Pourana haben sich nie zu einer andern Lehre bekannt. Sie empfehlen, nach der Kenntniß Gottes zu streben, sich würdig zu machen, in seinen Schoß einzugehen, verbieten aber zugleich,

daß man in seine Natur einzudringen suche. Ihr Widerspruch ist hier nur scheinbar. Die indische Weisheit, wie die der Alten, setzte offiziell der menschlichen Neugierde Schranken, aus Furcht, die Visionäre könnten den Sehern nachtheilig werden, und man könnte unter dem Vorwande, zu Gott aufsteigen zu wollen, diese furchtbare Macht des Geschöpfes schändlich entweihen.

So sprachen die Philosophen unserer Zeit. Die befürchteten Entweihungen werden stattfinden, was sie auch thun mögen, aber dieß wird nicht so bald geschehen. Unter der Restauration sah man den Prinzen von Hohenlohe und einen Bauern von Rambouillet, Namens Martin, in einer fortwährenden Neigung zur Extase leben; ihr Paroxismus bildete ein wahres **second sight**; und die religiösen Phantasmagorien, zu deren Verschleierung er als Vorwand benützt wurde, änderten seinen physiologischen Charakter in den Augen der Wissenschaft nicht. Einst wird man vielleicht den vereinten Bemühungen der Phrenologie, der Homöopathie, des Magnetismus, und überhaupt aller neuen Lehren, welche auf eine Regeneration unserer Studien über das Nervensystem abzielen, ein unvorhergesehenes Licht zu verdanken haben, womit die organischen Erscheinungen des Seelenvermögens endlich erleuchtet seyn werden. Diese Theorien bleiben allerdings noch im Zustande des Kampfes; aber nach und nach machen die Feindseligkeiten den Bekehrungen Platz, und die Widerparte verfallen vor der Prüfung. Gelingt es den Anhängern und Gegnern der neuen Lehre auch nicht, sich über die Ursachen zu verständigen, so kann man doch die Wirkungen nicht läugnen, und ihre providentielle Harmonie ist mehr als hinreichend, um in letzter Analyse eine Praktik festzustellen, der die Wahrheit entspringen wird. Wir werden diesen Triumph vielleicht nicht mehr erleben, aber es sey uns gestattet, ihn zu prophezeien.

Feuilleton.

II.

Literatur.

Lehrbuch der deutschen Sprache,
von
Dr. J. C. A. Heyse.
Neu bearbeitet
von
K. W. L. Heyse,
Professor an der Universität zu Berlin.
Fünfte Auflage. Erster Band.
Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung.
1838.

Der Vater des jetzigen Herausgebers dieser deutschen Grammatik, der verstorbene Schuldirector in Magdeburg, ist für die deutsche Sprache das geworden, was früher Bröder für die lateinische war, die höchste Autorität der Schuljugend, der Meister, auf dessen Wort sie schwört. Es liegt außer dem Kreise, der den literarischen Besprechungen in der Europa gezogen ist, hier über die eigenthümlichen Vorzüge oder Fehler dieses Lehrbuchs zu sprechen, oder die Frage zu erörtern, ob es im Allgemeinen wünschenswerth und ersprießlich sey, lebende Sprachen, vor allem die Muttersprache, aus Grammatiken zu erlernen, oder ob nicht die Gesetze, der ganze Umfang und Reichthum unserer Sprache auf empirischem und historischem Wege besser erforscht werden könne, ob nicht das genaue Studium der merkwürdigsten Schriftsteller der verschiedenen Epochen unserer Geschichte, mindestens aber das Lesen der neuesten gediegenen Schriftsteller um vieles ersprießlicher sey, als das Durcharbeiten dicker Bände voll Regeln und

Abstractionen. Es gibt Viele, die gerade entgegengesetzter Ansicht sind, was schon die zahlreichen Auflagen aller Grammatiken beweisen; Viele, die da meinen, es müsse, was aus guten Schriftstellern aus dem Leben und Umgang spielend erlernt werden kann, „wissenschaftlich durchgemacht", mit allen möglichen Regeln und Formen dem Gedächtnisse eingeprägt werden, so daß nöthigenfalls auch darin examinirt werden könne.

Den Anfang des Lehrbuches bildet eine kurze, gutgeschriebene, aber von vielen Sonderbarkeiten nicht freie Geschichte der deutschen Sprache, und nur über diesen uns näher liegenden Abschnitt des Buches wird sich der Referent einige Bemerkungen erlauben. Herr Professor Heyse hat sich sehr richtig verbunden geglaubt, denen, welche Vieles, was er nur flüchtig berühren konnte, weiter verfolgen wollen, Quellen anzugeben, und zu genauerm Nachlesen zu empfehlen; aber er hätte dabei wohl hie und da sorgfältiger zu Werke gehen können; so führt er unter den allgemeinen Werken über deutsche Literaturgeschichte „Theodor Heinsius Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen", ein höchst unbedeutendes und geschmackloses Buch an, während Gervinus Geschichte der deutschen Nationalliteratur, ein anerkannt tüchtiges Werk, nicht erwähnt wird. Davon redend, ob es richtiger sey, deutsch oder teutsch zu sagen und zu schreiben, spricht sich der Herr Verfasser, wie das jetzt auch so ziemlich allgemein ist, für die Lesart deutsch, Deutschland aus, und ruft dabei die Regierungen an, sich dieser Ansicht anzunehmen: „von einer Uebereinkunft aller vaterländischen Regierungen, und ihrem Einwirken auf Schulen, Zeitschriften und andere öffentliche Blätter, läßt sich wohl mit der Zeit auch in dieser Hinsicht eine Herstellung der Einheit erwarten, damit nicht schon in ihrem Namen unsere Nation dem Ausländer getheilt und uneinig erscheine." Ich ließe doch uns nichts als d oder t dem Auslande, mehr noch aber uns selbst, denn nach Selbstachtung soll ein Volk vor Allem, und eher als nach der Achtung seines Nachbarn zur Linken oder Rechten streben, uneinig erscheinen, wir wären das erste Volk der Welt! Bei den Ausgaben des Nibelungenliedes hätte vielleicht auch des Freiherrn von Hinsberg gelungene Uebertragung in das heutige Deutsch zu Gunsten derer erwähnt werden können, denen es an Muße zu der Lesung des alten Epos im Original gebricht, die sehr viel Zeit erfordert. Weßhalb Johannes Tauler, der begabte Prediger, ein „Lehrschriftsteller" genannt wird, ist schwer zu erklären, ebenso ist später von einem Sinndichter die Rede; warum gibt sich denn wohl gerade ein Sprachlehrer von Profession Mühe, unsinnige Composita einzuführen? Bei Ulrich von Hutten, der in wenig Worten schön und wahr charakterisirt wird, hätte nochmals auf Gervinus hingewiesen werden sollen, dessen schon erwähnte Geschichte eine herrliche Schilderung dieses großen Mannes enthält.

„Das Zeitalter widerstrebender Meinungen." Dieses Zeitalter dauert ziemlich lange, von Adams verhängnißvollem Apfelbiß an bis auf heute, den 9. September 1838, und wahrscheinlich noch eine gute Weile fort; für Herrn Professor Heyse ist es aber zunächst die Zeit von Opitz bis auf Klopstock, von 1625 bis 1751. Die Gründe, die ihn veranlaßten, diese Zeit so wundersam zu benennen, will er in dem vielfältigen Schwanken der Dichter und Schriftsteller jener Zeit finden. Ueberhaupt ist er auf die Dichter „der widerstrebenden Meinungen" nicht recht gut zu sprechen; er theilt sie in vier Parteien, die man, wie er meint, die Opitz-Flemming'sche, oder die gedankenreiche, die Hersdörfer-Birken'sche, oder die süßlich-tändelnde, die Hoffmannswaldau-Lohenstein'sche, oder die prunk-

volle, und die Postel-Neukirch'sche oder die geistlose Partei nennen kann. Ich glaube, man kann diese Eintheilung auch geistlos nennen. Wozu denn dieses Phrasenunwesen, das junge Leute, für die doch ein solcher Abriß nur zunächst bestimmt seyn kann, daran gewöhnen muß, ganze Schulen und die Bestrebungen eines Jahrhunderts mit zwei Worten abzufertigen? Wie Pölitz und Kohlrausch unter die bedeutendsten Historiker gerathen sind, während unter den weltlichen Rednern Rotteck, Welker, Schott, Pfizer, Schlayer und Winter fehlen, ist eben so schwer zu errathen, als wie man Volks- und Kinderschriftsteller zusammenstellen mag; oder soll das Volk in alle Ewigkeit für kindisch angesehen werden? Einige Klagen über den verworrenen Zustand der neuesten schönen Literatur, schliessen das Buch; es ist allerdings ungemein bequem, sehr vornehm auf die neuesten Hervorbringungen herabzusehen, und sich ein Bild „eines gesetz- und herrenlosen Zustandes" auszumalen, aber im Grunde kann eine Literatur an der, um nur einige der glänzendsten Namen zu nennen, Uhland, Tieck, Anastasius Grün noch mitwirken, nicht so sehr in Verfall gerathen seyn, und man macht sich nur lächerlich, wenn man sie mit einigen Worten abfertigen will.

Gedichte

von

A. Daeves.

Bremen. Verlag von A. D. Geisler.

1838.

Ein recht hübscher Band, 451 Seiten, auf schönes, weißes Papier gedruckt. Soll ich ehrlich seyn? ich habe die Gedichte nicht alle gelesen. Ich schlug zufällig Seite 112 auf, da heißt ein Gedicht: „Zum Wiegenfeste einer Lehrerin:"

Es schweigt das Lied, verhallt sind seine Töne,
Die seelenvoll nur Lieb' und Dank gehaucht!
Erlaube denn, daß feiernd die Kamöne
Den Griffel in den Born — den heil'gen — taucht

und fand es sehr unbillig, diese gute Kamöne so weit zu bemühen, denn vom Parnaß bis nach Bremen scheint mir der Weg doch allzu lang zu seyn. Neben der verehrten Lehrerin auf 113 stehen verschiedene Fragen an Gesina Gottfried, die bekannte Giftmischerin.

Wer bist du Weib? — Wie kamst du auf die Erde? —
Gebar auch dich einst eines Weibes Schooß?
Sprach auch bei dir die ew'ge Lieb' ihr „Werde!"
Und ordnete auch sie dein grauses Loos? —
Hat eine Wölfin dir die Brust gereichet,
Spie dich des Tigers blut'ge Höhle aus,
Die gift'ge Natter, die durch Blumen schleichet,
Kam sie belehrend in dein Schauerhaus? —
Doch nein! — die Wölfin liebt und hegt die eignen Jungen,
Der Tiger würgt die eignen Eltern nicht;
Die Nattern strecken nur gereizt die Zungen:
Von wannen stammst du, hölliſches Gesicht? —

Ein anderes Gedicht „der stille Engel", beginnt sehr pathetisch:

Ein stiller Engel schreitet durch das Leben,
Man sah ihn nie, man nennt ihn nur mit Grauf';

dieser graufige Engel ist natürlich der Tod.

Ganz neue Nachtgedanken fangen also an:

Düstrer wird's, die Sonne sank in Westen
Sanft hinab in Thetis reine Flut.

Mich dauern bei solcher Gelegenheit nur immer die Götter und Göttinnen Griechenlands und Roms, die zu all diesen recht schönen, aber schon unzählige Male gedachten Gedanken Gevatter stehen müssen, auch können sie wirklich einen sonst ganz vernünftigen Menschen

und Leſer, der gerade nicht mehr Moritz's Götterlehre im Kopfe hat, in einige Verlegenheit bringen. Die Lieder aus der Zeit, faſt alle der Erinnerung an die großen Tage des Befreiungskrieges gewidmet, beurkunden, wenn ihr poetiſcher Werth freilich auch gleich dem der andern nur ſehr gering iſt, eine ehrenwerthe und männliche Geſinnung. H . . . k.

Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems,

von

Bülau, Profeſſor der practiſchen Philoſophie an der Univerſität in Leipzig.

Zweiter Theil.

Leipzig. Bei Georg Joachim Göſchen. 1838.

Ein wahrſcheinlich als Handbuch beim Unterricht verfertigtes Geſchichtswerk. Es ſtellt, nach Art des bekannten Buches von Heeren, die äußeren Verhältniſſe des vergangenen Jahrhunderts dar, die übrigens gegenwärtig offen darliegen, und womit auch diejenigen vertraut zu ſeyn pflegen, welche die gewöhnlichſte Geſchichtskenntniß beſitzen. Die Darſtellung des tiefer liegenden Zuſammenhangs, in Betreff der Lebensverhältniſſe, der Bildungsſtufen, der im damaligen Hofleben wirkenden Parteien u. ſ. w., der entweder nur aus den Archiven oder aus ſcharfſinniger Benutzung der vorhandenen Geiſteswerke jener Zeiten gegeben werden kann, wird vermißt. Auch das Treiben der offen liegenden Parteien in England, Polen und Holland, obgleich im Ganzen richtig erkannt, iſt nur als Nebenſache dargelegt. — Mitunter ſind auch in dem Buche unrichtige Anſichten, die von nicht genauer Kenntniß der wirklichen Verhältniſſe zeugen. So heißt es über die ſpaniſchen Colonien in Amerika, bei Gelegenheit der Expedition Vernon's gegen Cartagena: „Dieſelben hatten treu am Mutterlande gehalten, und ſich in ihrem Verhältniſſe glücklich gefühlt", und hier folgt eine lange Anführung der Vortheile, die ſie genoſſen, wie ſie ſicherlich in allen ſpaniſchen Proclamationen und Manifeſten von 1808 bis 1824 aufgezählt ſind, wenn man dieſe als hiſtoriſche Quelle benutzen will, „bis der Zunderſtoff (Zündſtoff) mißverſtandener Ideen ehrgeiziger Hoffnungen u. ſ. w., den Frieden und das Glück dieſer Länder vielleicht auf Jahrhunderte zerſtört hat." Man ſieht leicht, welche Quellen hiebei benutzt wurden, und ahnet, der Verfaſſer werde die Geſchichte Napoleons nach den Bülletins deſſelben ſchreiben. — Nebenbei wird der Leſer durch ſcharfſinnige Bemerkungen über das Glück der Staaten belehrt, welche keine farbige Bevölkerung beſitzen. Referent findet dieſelben ganz natürlich, denn das Werk iſt, wie der Titel ſagt: „aus dem Geſichtspunkte der Staatswiſſenſchaft bearbeitet." Referent erlaubt ſich übrigens gegen den Profeſſor der practiſchen Philoſophie, wie er ſich auf dem Titel nennt, die Einwendung, die ſich in ihren Verhältniſſen glücklich fühlenden Creolen hätten die Revolution vor Allem aus ſehr materiellen Gründen begonnen, nämlich wegen der Monopole der Spanier, und wegen ihrer eigenen Zurückſetzung bei „dem Werke der Ehre und der Grundlage allgemeiner Sicherheit", oder mit andern Worten, bei der Verwaltung der Colonien, die dazu beſtimmt waren, ein verarmtes, und durch eigene Schuld bis zur Bettelei herabgekommenes Mutterland mit ihren Reichthümern zu ernähren. — Mitunter findet man auch Proben eines blühenden Styles, welche ſicherlich als Muſter anzuempfehlen wären, wenn das Buch beim Unterricht gebraucht wird. Der Verfaſſer gibt dadurch zu erkennen, daß er in eine ähnliche, phraſenſchmiedende Claſſe der Hiſtoriker gehört, wie man während des vergangenen Jahrhunderts eine Secte in anderer

Wiſſenſchaft, mit dem Namen der eleganten Juriſten zu bezeichnen pflegte. — Im Ganzen gehört das Buch in die Claſſe der Lehrbücher, Compendien u. ſ. w. wie ſie den Studenten auf den Univerſitäten mitunter als Leitfaden empfohlen werden. K—p.

Miscellen.

Von Savoyes Panorama de l'Allemagne iſt die zweite Lieferung erſchienen. Es iſt erfreulich, wie die franzöſiſchen Blätter aller Parteien im Lobe eines Unternehmens übereinſtimmen, das die Kunde von deutſchen Zuſtänden verbreitet. Die Wahl der Aufſätze der zweiten Lieferung iſt ſehr gut, ſie enthält einen größern biographiſch-kritiſchen Artikel über den Grafen Alexander von Auersberg, von Grafen Paul von Dohna, einen erſten und ausführlichen Aufſatz über die Geſchichte von Deutſchland, von Pouſſenel, dann eine erklärende Beſchreibung von Schröters Zeichnung, die phantaſtiſche Flaſche von Jullien. Die artiſtiſchen Beilagen ſind zwei Stahlſtiche, Schröters Flaſche und das Bildniß des als Anaſtaſius Grün berühmten Grafen Auersberg.

— Dr. Koſegarten, Profeſſor zu Greifswalde, bereitet die Herausgabe eines niederdeutſchen Wörterbuchs vor. Dieſes gewiß ſehr verdienſtliche Unternehmen ſoll das jetzt gebräuchliche Niederdeutſche, und alles, was ältere Schriftdenkmale enthalten, umfaſſen.

— Von Sporſchills Geſchichte des Weltkampfes in den Jahren 1813, 1814 und 1815 iſt die dritte Lieferung erſchienen, ſie enthält die Kriegsereigniſſe, die der erſten bedeutenden Schlacht, in der die großen Heere zuſammentrafen, vorangingen. Die drei Stahlſtiche, welche die Lieferung begleiten, ſind recht gut, beſonders iſt der zweite, das Einrücken der Baiern und Oeſtreicher in Hanau, lebendig und charaktervoll.

III.

Bildende Kunſt.

Miscellen.

Ein Kunſtliebhaber in Paris hat ein wohlgetroffenes Portrait, Charlotte Cordays, bei einem Trödler entdeckt, und an ſich gekauft.

Danton, der das ſeltene Talent hat, ſeine Statuetten auf die geiſtreichſte Weiſe zu karikiren, oder getreu darzuſtellen, ohne daß der geringſte Zug von Uebertreibung auffällt, hat eine Büſte Berangers, des volksthümlichen Liederſängers, vollendet, die überraſchend ähnlich ſeyn, und den Ausdruck der Züge genau wiedergeben ſoll.

— Einer der beſten franzöſiſchen Steinſchneider, Dömard, iſt vom Miniſter des Innern beauftragt worden, eine Medaille auf die Geburt des Grafen von Paris zu zeichnen, die in die Sammlung von Schaumünzen, welche auf die wichtigſten Ereigniſſe der Regierung Ludwig Philipps geſchlagen worden ſind, aufgenommen werden ſoll. Eine Medaille auf die Geburt des königlichen Enkels iſt ſchon erſchienen, auf der einen Seite enthält ſie das Bild des Kindes, auf der andern die Bruſtbilder des Herzogs von Orleans und ſeiner Gemahlin.

— In London hat der Kunstverein, der dort erst seit Kurzem besteht, und in seinen Hauptbeziehungen den derartigen Instituten Deutschlands nachgebildet ist, zum ersten Male die von ihm angekauften Kunstwerke ausgestellt. Es konnten dazu schon jetzt 1000 Guineen verwandt werden, und außerdem bleibt dem Vereine noch eine nicht unbedeutende Summe zur Disposition, um ein Gemälde in Kupfer stechen, und unter die Mitglieder vertheilen zu lassen.

— In dem Gebäude der königlichen Kunstschule zu Paris, wird ein Saal eingerichtet, der alle Gemälde junger Künstler, die von 1745 'an die ersten Preise der Academie erwarben, enthalten soll.

III.

Theater.

Miscellen.

— In Neapel wurde kürzlich auf dem Teatro Nuovo die Erstlings-Oper eines Componisten, des Maestro Aspa gegeben, und gefiel sehr. Ein Dilletant, der bis dahin nur in Privat-Concerten aufgetreten war, hatte die Hauptrolle übernommen, und überraschte durch seine herrliche, schöne, ausgebildete Baßstimme. Das Sujet der Oper, die den Titel Allan Mac Aulay hat, ist einem Romane Walter Scotts entnommen, und soll minder unsinnig seyn, als die gewöhnlichen italienischen Texte.

— Während der dießjährigen Season der italienischen Oper zu London, bildeten dreizehn Werke moderner Meister das Repertoir, diese dreizehn Opern waren: „die heimliche Ehe, Othello, die diebische Elster, der Barbier, Norma, die Nachtwandlerin, die Puritaner, Anna Boleyn, Parisina, Lucia von Lammermoor, die Prüfung (la prova), Falstaff und Malek Adel;" besondere Günstlinge der musikalischen Engländer sind jetzt also Rossini, Bellini und Donizetti, da diese fast ausschließlich das Repertoir beherrschen.

— Der Madame Vestris sind von amerikanischen Schauspieldirectoren zehntausend Pfund Sterling zugesichert worden, wenn sie die Yankers ein Jahr beglücken will.

— Adam, der Componist des Postillons von Longjumeau, arbeitet an einer neuen Oper: „der Brauer von Brest," wozu Brunswick und Leuven, zwei junge Männer, die mehre witzige Vaudevilles geschrieben haben, den Text liefern wollen.

— Halevy's Guido und Ginevra soll, wie es heißt, in Berlin einstudirt werden.

— Carafa arbeitet an einer komischen Oper in zwei Aufzügen, deren Stoff der Zeit Cromwells entnommen ist.

— Fünfzehn Vorstellungen des schauerlichen Melodramas, „die Hunde des St. Bernhards," haben dem Ambigu-Theater nicht weniger als dreißigtausend Franken eingetragen.

Inhalts-Verzeichniß
des
dritten Bandes.
1838.

Deutschland.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Zeiten und Moden. Eine Skizze von Sigmund Schott 193
Ausflug nach Cöln und Düsseldorf.
III. Düsseldorf 289
(Siehe Europa 1838 I. Bd. S. 21, 114. II. Bd. S. 120, 171.)
Das Sängerfest in Frankfurt am Main. Von Berthold Auerbach . . 481

Deutsche Literatur.

Napoleon in Fontainebleau. Bruchstück aus einem neuen, noch ungedruckten historischen Gemälde: „Elba und Waterloo", von Ferd. Stolle . 162
Das k. k. Burgthor-Theater in Wien. (Fragmente eines noch ungedruckten Werkes: „Zehn Jahre in Wien".)
I. Abtheilung: Das Burgtheater im Jahre 1826. 529
II. Abtheilung: Das Burgtheater im Jahre 1836. 577
III. Abtheilung: Allgemeine Bemerkungen zu der vorstehenden Schilderung. 592

Biographisches.

Johanna Schopenhauer. Von D. L. B. Wolff. 97

Frankreich.

Skizzen und Genrebilder.

Die Seine von Rouen bis Paris. Aus dem Tagebuch eines Müßigen. 28. 62
Legende aus der Bretagne. 209
Die Algierer im Invalidenhause. 224
Eine Merveilleuse aus dem Jahre VII. der französischen Republik. 385
Skizzen aus dem Französischen. Von Baronesse Sidonie von Seefried.
Der St. Simonismus. 408
Drei Tage in Straßburg. Von M. Honek. 433
Das Thal von Aspe. 560

Novelle.

Jutta. 497

Biographisches.

Leopold Robert. 49
Victor Hugo. 219

England.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Briefe aus London. 19
Die Krönung der Königinnen von England. 114
Pimlico. Residenz der Königin Victoria. 337

Novelletten.

Der Zahlungstag. 73
Die Hamilton. 145

Holland.

Skizzen und Genrebilder.

Bilder aus Holland, von Dr. Ghillany.
I. Der Anblick des Meeres. 1
II. Delft. 398

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Briefe aus Mailand. 508

Spanien.

Skizzen und Genrebilder.

Erinnerungen aus Spanien. Das Fest der Gräber in Cadix im Jahre 1837. 364

Novellen.

Donna Luisa. 241. 304. 346

Portugal.

Skizzen und Genrebilder.

Das Hospital von Santa-Cruz zu Lissabon. 13

Schweden.

Schwedens Literatur und Unterrichtswesen im sechszehnten Jahrhundert. 267

Türkei.

Türkische Criminalgeschichte. 80

Miscellaneen.

Die ungeheuern Schiffe des Alterthums. 416
Das zweite Gesicht der Schottländer. 452. 545. 599

Feuilleton.

I. Literatur.

Abaſt, von Nikolaus Jóſika. 37.
Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von Varnhagen von der Enſe. 85.
Ahasver, von Julius Moſen. 133.
Wanderungen durch Italien, von F. Cooper. 229.
Frauenſpiegel, von Franz Dingelſtedt. 279.
Halm, der Adept. 325.
— Camoens. 329.
Der Freihafen, von Th. Mundt. 371.
Nur ein Geiger! von Anderſen. 372.
Götter, Helden, Don Quixote, von K. Gutzkow. 421.
Denkſchriften und Briefe zur Charakteriſtik der Welt und Literatur. 472.
Allgemeine Länder- und Völkerkunde, von Dr. G. Berghaus. 515.
Dramatiſcher Salon, von Alex. Kosmar. 516.
Gedichte von Freiligrath. 565.
Lehrbuch der deutſchen Sprache von Heyſe. 609.
Gedichte von Daeves. 611.
Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems, von Bülau. Zweiter Theil. 612.
Ueber Volksbibliotheken. 181.
Franzöſiſche Literatur. 183. 232. 280. 373. 569.
Miscellen. 38. 88. 137. 184. 232. 280. 374. 422. 473. 517. 569. 613.

II. Bildende Kunſt.

Neue deutſche Kupferſtiche und Lithographien, von L. v. J. 375. 423. 474. 518.
Miscellen. 38. 89. 185. 378. 425. 474. 519. 613.

III. Theater.

Pauli. II. Abth. 39. (Siehe auch II. Bd. S. 613.)
Theater in Weimar und Gotha. 89.
Margarethe. 90.
Theater-Burattini. 90.
Directorqualen. 91.
Opern, Tanz, Abonnement ſuspendu. 186.
Theater Malibran in Venedig. 233.
Die dramatiſche Collaboration. 281.
Das Coſtüme auf der Bühne in Frankreich. 282.
Raupach'ſche Neuigkeiten. 330.
Leiſtungen der Londoner und der Pariſer Oper. 330.
Lindpaintner's Macht des Liedes in Berlin. 426.
Dichter und Regiſſeur vor Gericht. 520.
Romeo mit einem Bein. 521.
Miscellen. 41. 91. 138. 188. 234. 331. 379. 427. 476. 523. 571. 614.

IV. Muſik.

Concert de Beriot's und Dlle. Garcia's in Berlin. 41.
Wie man ſonſt componirte. 92.
Ueber die ungariſchen Zigeuner und ihre Muſik. Von A. Schott. 234. (Zu der Beilage: Lassàn Magyar, Seite 192.)
Lieder ſchwäbiſcher Dichter, comp. von L. Hetſch und E. F. Kaufmann. 283.
Rameau's Papagei-Weibchen. 285.
Biographie von Auber. 615.
Miscellen. 42. 93. 139. 189. 238. 380. 477. 616.

V. Geſellſchaft.

Hinter den Couliſſen. (Zu den ſechs Abbildungen.) 43.
Seltſame Wetten. 45.
Anwendung des Mooſes ſtatt der Erde in Blumentöpfen. 46.
Nekrologe. 48. 576. 620.
Aus Peſth. 104. 332. 616.
Der grüne Ueberrock. 94.
Moden. 139. 238. 428. 524.
Ausgaben des Palaſtes und der königlichen Familie von England. 140.
Ein neuer Klubb. 140.
Der Seifenſieder von Meſſina. 141.
Der Märtyrer der Sterne. 142.
Ein Brief Paganini's. 189.
Eine Entführung. 190.
Münchner Bierjammer. 190.
Das Feuer am St. Johannistage in Südfrankreich. 191.
Ein Philoſoph. 191.
Finniſche Sage. 286.
Vorempfindungen. 333.
Der Königin die Dornen. 334.
Der wohlthätige Prälat. 382.
Literariſche Langweiligkeit, eine neue Diebspractik. 382.
Schreiben an Paganini. 429.
Die Roſen. 478.
Die Pianofortes und die öffentliche Ruhe. 524.
Marſchall Moncey. 525.
Letzte Tage. 526.
Aus Oldenburg. 573.
Die engliſche Legion in Spanien. 573.
Die Königin Victoria. 574.
Aberglaube in Irland. 575.
Des Dichters Diener. 618.
Miscellen. 46. 95. 144. 192. 239. 288. 334. 383. 431. 480. 575. 620.

Digitized by Google

Die artistischen Beilagen.

Portraits.

O'Connell. Nach S. 288.
Arago. Nach S. 528.
F. A. Vicomte de Chateaubriand. Nach S. 528.

Chargen und Carikaturen.

Modernes Künstlerleben. Nach S. 240.
Ein englischer Kellner. Nach S. 432.
Der Auctionsjäger. Nach S. 480.
Eheliche Geduld. Nach S. 576.

Illustrationen zu deutschen Dichtern.

Aus Heine's Harzreise. Nach S. 192.

Costüme-Blätter.

Zur Geschichte der Mode. Neuntes und zehntes Blatt: Zeit Heinrichs IV. (1606). Nach S. 144. Zeit Ludwigs XIV. (1708.) Nach S. 620.

Genrebilder.

Hinter den Coulissen. Sechs Scenen. Nach S. 48.
The Royal Family Party. Nach S. 96.
Castilien. Nach Finden's Tableaux. Nach S. 336.

Städte und Gegenden.

Versailles. Nach S. 384.

Modebilder.

Sieben Original-Pariser-Modekupfer, aus dem „Petit Courrier des Dames." Nach S. 48. 144. 240. 336. 432. 528. 620.

Musikbeilagen.

Romance, paroles de Lafontaine, musique du Baron Lannoy. Nach S. 96.
Lassàn Magyar. (Ungarische Nationaltänze.) Nach S. 192.
Lied eines Jägers, von E. Mörike, Musik von L. Hetsch. Nach S. 288.
Nur sie! und Volkslied nach Shakspear. Zwei Lieder von Silcher. Nach S. 384.
Trinklied von Lindpaintner. Nach S. 480.
Jnno di Piero Maroncelli. Musica del Barone Lannoy. Nach S. 576.

Digitized by Google

IV.

Musik.

Biographie von Auber.

Auber iſt in Paris im Jahre 1795 geboren. Lange, ehe er ſeine erſten Arbeiten der Bühne übergab, hatte er ſehr ſchöne Quatuors componirt, die er unter dem Pſeudo-Namen Lamarre herausgab.

Das Jahr 1820 war für Auber ein ſehr unglückliches, er verlor ſeinen Vater, der ſich durch unglückliche Handelsſpeculationen zu Grunde gerichtet hatte, und ſein einziges Erbe beſtand in drei- bis viertauſend Francs. Auber trug ſtandhaft und muthig das zwiefache Unglück, das über ihn hereingebrochen war, er verſuchte zu vergeſſen, wie heiter und ſorglos er bis jetzt gelebt hatte, und dachte nur daran, ſich durch Arbeit ſein tägliches Brod zu gewinnen. Doch wer ſollte es glauben? Der junge Componiſt, deſſen Partituren zu einigen kleinen Opern ſchon auf den Pariſer Theatern mit Beifall aufgenommen waren, vergaß ſo glückliche Erfolge, und mißtraute ſeinem muſikaliſchen Talente ſo ſehr, daß er nur auf ſeine kaufmänniſchen Kenntniſſe rechnete. Während mehrer Monate lief der Componiſt der Stummen von Portici in ganz Paris umher, um eine beſcheidene Stelle als Commis oder Buchhalter zu erlangen. Geſegnet ſeyen jetzt alle Kaufleute und Banquiers, die damals den armen Bittſteller abwieſen. Hätte Auber 1820 das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, eine Stelle, damals faſt das einzige Ziel ſeiner Wünſche, zu erhalten, ſo würde er jetzt in einem Comptoir in der Straße St. Denis ſitzen, ſtatt Mitglied des Inſtituts zu ſeyn, und die franzöſiſche Oper wäre um zwanzig leichte und gefällige Tonwerke ärmer.

Auber ſuchte, als er ſich vergeblich bemüht hatte, eine Commisſtelle zu erhalten, endlich aus ſeinem muſikaliſchen Talente Nutzen zu ziehen; aber auch jetzt dachte er noch nicht daran, ſich mit Compoſition zu beſchäftigen, nein er widerſtrebte ſo ſehr als nur möglich dem Einfluſſe ſeines guten Sternes, und gab Forte-Piano-Unterricht.

Glücklicherweiſe hatte Auber Freunde, die ſeine frühern Compoſitionen minder ſtreng als er ſelbſt beurtheilten, und ſie wiederholten ſo oft, er möge ſich von neuem in einer Oper verſuchen, daß der junge Clavier-Lehrer bei Cherubini Unterricht nahm; kurze Zeit darauf wurde eine Oper von ihm „Emma" mit vielem Beifall gegeben. Auber, immer ſehr beſcheiden, und ſeinem Talente nur zu ſehr mißtrauend, ward nicht übermüthig durch die Gunſt, die ihm das Publikum ſchenkte, und ſtudirte noch drei Jahre bei Cherubini die Geheimniſſe der Harmonielehre.

Merkwürdig und ſelten in der Theatergeſchichte iſt es, daß Auber nie eine Oper ſchrieb, die mißfallen, oder auch nur nicht ſehr angeſprochen hätte. Alle ſeine Opern, von „Emma," „dem Schnee," „dem Maurer," an, bis auf „die Stumme von Portici," die ſogar hiſtoriſche Bedeutung erlangt hat, erwarben ſich auch außerhalb Frankreichs viele Freunde.

Auber iſt noch nicht erſchöpft, das Beiſpiel Roſſini's, der ſo behaglich auf ſeinen Lorbeer ruht, hat ihn nicht angeſteckt, er arbeitet täglich mit dem Eifer eines jungen Componiſten, der alle Hoffnungen ſeines Lebens auf ſeine Erſtlings-Oper ſetzt, und iſt eben jetzt mit neuen Partituren für den nächſten Winter beſchäftigt; eine dreiaktige Oper von ihm ſoll in der Opera-comique, eine andere in fünf Akten, in der großen Oper zur Aufführung kommen. Auber hat auch als Künſtler die Sparſamkeit und Ordnungsliebe des Kaufmanns zu bewahren gewußt, und der arme junge Mann, der 1820 allein in der Welt ſtand, und kaum ſo viel beſaß, ſich ein Piano von Erard zu kaufen, iſt jetzt Beſitzer von drei oder vier ſchönen Häuſern im Quartier St. Georges.

Faſt ſcheint es, als habe Auber, der beinahe wider ſeinen Willen ein ſo beliebter Componiſt wurde, nichts von ſeiner erſten Schüchternheit, ja ſelbſt, wenn man will, von ſeiner Abneigung gegen das Theater verloren; denn er zeigt ſich nur ungemein ſelten in den Theatern, und es iſt bekannt, daß er, natürlich die Proben ausgenommen, in keiner Vorſtellung ſeiner Stummen zugegen war.

Miscellen.

Mainzer ſoll an der Partitur einer Oper arbeiten, zu der Villeneuve den Text gedichtet hat.

— In London macht ein Knabe, Apollinarius Kontski, als Violinſpieler Glück, er hatte kürzlich die Ehre, in einer Abendunterhaltung der Königin Viktoria zu ſpielen.

V.

Geſellſchaft.

Peſth, Anfangs September.

(Auszug aus einem Privatbriefe.)

Nachdem ich einige nothwendige Beſuche hier gemacht hatte, machte ich mich in Begleitung eines Freundes auf den Weg in die Franzens-Vorſtadt. Mein Gefährte, für dieſen Gang, hatte ſelbſt, während der verhängnißvollen Cataſtrophe, das Ruder in der Hand, und lenkte den ſchwanken Kahn auf dem empörten Elemente von einer Scene des Jammers zur andern, um zu retten. Ich will übrigens unterlaſſen, zu beſchreiben, was unbeſchreiblich iſt, und worüber Zeitungen und Journale, ſo wie die Phantaſie des Publikums ſich erſchöpften. Das Intereſſe aber, welches insbeſondere Würtemberg an dem Unglücke Peſths und ſeiner Umgebung nahm, veranlaßt mich dennoch, von dem etwas mitzutheilen, was ich jetzt nach fünf Monaten ſah. Den erſten Eindruck von größerem Unglück bekam ich auf dem ſogenannten alten Heumarkt, bei der reformirten Kirche, der mit dem Schutt der eingeſtürzten Häuſer aus der nächſten Umgebung ungefähr 3—4′ hoch überführt iſt. Dieſer Platz, ſowie ſämmtliche Straßen der Leopold- und Franzens-Vorſtädte ſollen um ſo viel erhöht werden. Von einer Planirung kann aber bis jetzt noch keine Rede ſeyn, hierzu gebricht die Zeit, die bis zum Winter kaum ausreichen wird, alle wohnungsloſen Einwohner der hieſigen Stadt unter Dach zu bringen. Vielleicht wird bis dort-

hin das Militär, so weit es thunlich ist, bei den wohlhabenderen Bürgern einquartiert, und den Armen Dach und Fach in den Kasernen angewiesen werden. —

Der alte Heumarkt gewährte mir den Anblick eines Theils von einer im Sturm genommenen Stadt. Auf dem Schutt, der hier noch in unregelmäßigen Haufen umherliegt, waren gegen hundert Marktfuhrwerke aufgefahren, die in der Umgebung der vielen Trümmer von Häusern, ganz einem Zuge von militärischem Train glich, der hier noch unter freiem Himmel Tag und Nacht bivouakiren muß, bis ihm die Stadt wieder Quartiere geben kann. Den ganzen Tag treiben sich Rauchwolken in den Straßen umher, von den Wagen, die ausgegrabene Gegenstände, wie Fensterrahmen, Thürstöcke, Faßdauben, eiserne Bänder, Thürschlösser, u. s. w. hin und her führen. Noch liegen viele Häuser ganz unangetastet, wie sie im Wasser zusammensanken, da die Erlaubniß zu bauen erst vor einigen Wochen kam. Dieselbe verzögerte sich durch die Regulirung des neuen Stadtplans, nach welchem alle Straßen breiter gemacht, und höher angelegt werden sollen. Hausplätze erkennt man oft nur noch an einem aufrecht stehenden Thürstock oder dem Gerippe eines Dachstuhls, der, halb im Keller versunken, sich noch auf eine wankende Stockmauer lehnt. Wo noch ein Stück Dach zu sehen ist, sieht man auch das Loch, welches die Unglücklichen herausbrachen, um noch aus ihren vier Wänden herauszukommen, und ihr Leben einem regellos umherschwimmenden Balken anzuvertrauen. Genug nun über diese wüsten Scenen; die Pesther Ueberschwemmung bleibt für ewige Zeiten eine große Begebenheit, denn das Schicksal machte hier Reiche und Arme gleich; stürzte einem wohlhabenden Bürger sein Haus zusammen, so war er auf derselben Stufe, wie ein lumpichter Taugenichts, beide hatten nichts.

Sehr erfreulich war es mir, die energischen Anstalten zu sehen, die sogleich von dem Erzherzog Palatin angeordnet wurden, um möglichst schnell dem Elend, welches fast ausschließlich die ärmste Klasse, die Bewohner der Vorstädte traf, abzuhelfen. Das prächtige Ludoviceum, dessen Bau kaum vor der Ueberschwemmung vollendet ward, wurde, während dem die Fluthen in der Stadt wütheten, geöffnet. Damals waren 10,000 Menschen in seinen Mauern. Jetzt ist ein kleines Militär-Commando darin, und die übrigen Räume werden jetzt von 200 Parteien bewohnt. Die Ober-Aufsicht und die Policei haben abwechslungsweise besonders hierzu von der Stadt erwählte, angesehene Bürger. Gleich, nachdem die Erlaubniß, zu bauen eintraf, wurden zwei Regimenter Bauleute vom Militär, Mineurs, Sapeurs, Schanzgräber und dergl. hierher commandirt. Diese sind täglich von Morgens fünf bis Abends sechs Uhr beschäftigt. Die Ruhestunden der Arbeiter werden mit der Trommel angegeben. Die Unter-Officiere dieser Truppen führen hier die Aufsicht, und bereits ist durch den Fleiß und die militärische Ordnung wieder manches zierlich und fest gebaute Haus zu sehen, das sich über seine traurige Umgebung erhebt. Diese Häuser werden nach ihrer Vollendung an Parteien verliehen, die neben dem gewöhnlichen Hauszinse in zehn Jahren anfangen müssen, die Hälfte eines mäßigen Schätzungs-Preises abzutragen. Ist dieses geschehen, so behalten sie das Haus, als ihr Eigenthum. Alle neue Häuser erhalten ein starkes Fundament, wobei drei Fuß über dem höchsten Wasserstand, den man bis jetzt hier erlebte, angenommen werden. Das Baumaterial ist ein guter, trockener Kalktuff, dessen poröse Masse mit dem Mörtel eine felsenfeste Verbindung eingeht. — Privatleute sieht man noch weniger bauen, weil die Arbeiter sehr schwer, und nur um einen enormen Taglohn zu bekommen

sind. Die Franzens-Vorstadt ward mit sehr vielen Gärten geziert, von denen viele Handelsgärtner lebten. Diese wurden natürlich von ihren Besitzern zuerst wieder hergestellt, und sie helfen jetzt nebst vielen zerrissenen Bäumen, die früher in den Straßen die Häuser beschatteten, die Scenen der Zerstörung beleben. Man sieht hier eine Menge Fleißiger, die sich aus zertrümmerten Dächern, Thüren- und Treppenstöcken Hütten errichteten, unter denen sie mit den Paar Habseligkeiten, die sie retteten, wohnen, und von hier aus ihre Arbeit verrichten. Während die Aeltern in dürftiger Kleidung den Spaten handhaben, um zu erwerben, sieht man spielende Kinder, die sich mit dem Haushunde balgen, der hier den Mangel an Schlössern ersetzt. Beide, Hunde und Kinder leben so sorglos unter den Brettern, wie zuvor unter den Dächern. Die Thätigkeit, die nur hier in diesen Trümmern in die Augen fiel, so wie die energischen Anstalten, welche von oben herunter zu Wiederherstellung der Vorstädte gemacht wurden, werden es bald dahin gebracht haben, daß Pesth wieder größer und schöner dasteht, als früher. — Wie das Grün der Bäume und Gärten lebendig gegen die wüste Leiche der zertrümmerten Stadt absticht, und wie das Lächeln der sorglosen Kinder die Falten des Schmerzes von der Stirne der Aeltern streicht, so wird die allgemeine, rege Thätigkeit der Pesther das gräßliche Opfer, welches die wilde Donau für das Schicksal der Stadt forderte, schnell wieder ersetzen.

Des Dichters Diener.

Lord Byron hatte einen Diener, der sehr treu an ihm hing, und zwanzig Jahre seines wechselvollen, bewegten Lebens ihm gefolgt war.

Dieser Diener hieß William Fletcher, und das Volk in London nannte ihn nur noch: „des Dichters Diener."

Diese Ehre, die man so noch dem Andenken des großen Genius seines ehemaligen Herrn zollte, schmeichelte der gerechten Eitelkeit des guten alten Mannes sehr. William Fletcher, obgleich er nur der Diener Byrons schien, war ihm mehr, war ihm Freund gewesen. Beide hatten fast ein Vierteljahrhundert mit einander verlebt, und an die Stelle des Unterschiedes, den Rang und persönliche Eigenschaften sonst in der Welt machen, war Vertraulichkeit und innige Zuneigung getreten.

Thomas Moore sagt in seinen Erläuterungen zum Child-Harald: „Nach so vielen Abenteuern zu Land und zu Wasser, errichtete dieser bescheidene Gefährte Lord Byrons einen Laden italienischer Waaren in Charles-Street in London, und wenn er nicht glücklich in seinen Geschäften war, so werden alle, die seinen ehrenwerthen und großmüthigen Charakter kennen, sagen, daß er ein besseres Schicksal verdiente."

William Fletcher hatte einen Laden in einem der schönsten Theile Londons eröffnet, und hoffte alle, welche seines Herren unsterbliche Werke gelesen hatten, würden auch dem Geschäfte seines treuen Dieners aufhelfen. Aber das war eine vergebliche Hoffnung, man las und bewunderte Don Juan und Child-Harald, aber niemand gedachte dabei des armen Dieners, der geglaubt hatte, Byrons Name würde seinem kleinen Krame Vortheil bringen.

Sein Geschäft stockte bald, und eines Morgens kamen Leute mit sehr unfreundlicher Miene, in allen civilisirten Sprachen „Gerichtsdiener" geheißen, und versicherten sich der Person des armen William Fletcher, um ihn in das Schuldgefängniß von Whitecrosse-Street zu führen. Nur mit Mühe konnte Byron's alter Diener sie dazu bewegen, ihn vor den Gerichtshof zu führen, der über Zahlungsunfähigkeit zu entscheiden hat. Der

Comiſſär Harris erkannte ihn, und nahm ſich ſeiner wohlwollend an.

„Was begehrt Ihr William?“ fragte er ihn.

„Ich wünſche Sir,“ antwortete der unglückliche Kaufmann demüthig, „daß ich den Beſtimmungen des Geſetzes gemäß, als unglücklicher aber rechtlicher und vorwurfsfreier Schuldner in Freiheit geſetzt werde.“

„Was für ein Geſchäft treibt Ihr denn?“

„Ich hatte Wohnungen zu vermiethen, und zu gleicher Zeit einen Laden mit italieniſchen Waaren.“

„Auf weſſen Anlaß ſeyd Ihr verhaftet worden?“

„Auf Anlaß meines Hausherrn.“

„Wie ſtanden Eure Bücher?“

„Meine Activa betragen 231 Pfund 15 Schillinge, meine Paſſiva 455 Pfund 11 Schillinge.“

„Was haltet Ihr für die Urſache Eures Falles?“

„Daß mir ein Jahrgeld von 70 Pfund, welches mir die Schweſter ſeiner Herrlichkeit, Miſtriß Leigh, ausgeſetzt hatte, nicht weiter fortbezahlt wurde.“

„Hattet Ihr Anſprüche auf dieſes Jahrgeld?“

„Keineswegs Sir, ich hatte es aus freiem Willen der Miſtriß, es war ein Zeichen von Dankbarkeit für zwanzig Jahre treuer Dienſte bei meinem berühmten Herrn.“

„Weßhalb hat Miſtriß Leigh es Euch entzogen?“

„Weil ihre Lage minder glänzend ward, und ihr nicht erlaubte, es mir noch ferner auszahlen zu laſſen.“

Die Freimüthigkeit und der beſcheidene Ton, womit William Fletcher auf alle dieſe Fragen antwortete, machte auf die Verſammlung den günſtigſten Eindruck. Der Comiſſär Harris erhob ſich, und ſprach, während die tiefſte Stille herrſchte, mit der Hand auf die Geſetzesſtelle weiſend:

„Will einer der Gläubiger ſich dem widerſetzen, daß der alte Diener Lord Byrons in Freiheit geſetzt werde?“

„Nein, nein,“ erſchallte es einſtimmig. Alsbald ward ſeine Freilaſſung verfügt, und Miſtriß Leigh beeilte ſich, alle Gerichtskoſten zu zahlen.

Dieſes Ereigniß machte viel Aufſehen in London; in der höchſten Geſellſchaft wurden ſogleich Unterzeichnungen eröffnet, um William zu Hilfe zu kommen, und ihm Geldmittel zu liefern, damit er ſein Geſchäft wieder anfangen könne.

Das Geld ſtrömte herbei, die Liſten bedeckten ſich mit Unterſchriften. „Wenn dieſer wackre Mann,“ ſagte man ſich, „von jedem Exemplar der Werke ſeines Herren, die in Alt-England verkauft werden, nur einen Penny hätte, ſo könnte er die ihm noch übrigen Jahre in behaglichem Wohlſtande verleben.“ Dieſe edeln Worte fanden überall Anklang, in wenig Wochen konnte William Fletcher ſehr anſtändig leben, ohne ſein Geſchäft wieder eröffnen zu müſſen, und freundliche Zuneigung und das Wohlwollen bedeutender Männer verſchönten das Alter des getreuen Dieners.

Seit einem Jahr erfreute ſich William Fletcher dieſer glücklichen Veränderung ſeiner Lage, da ereilte ihn der Tod, er ſtarb vor einigen Wochen. Man fand ihn ſanft entſchlafen in ſeinem Zimmer, das Haupt auf ein Buch geneigt. Seine letzten Augenblicke hatte er noch ſeinem Herrn gewidmet; in den beiden Foſcaris leſend, hatte er dieſe Welt verlaſſen.

Als man ſein Teſtament eröffnete, enthielt es die Worte: „Ich wünſche, mein Nachlaß möge dazu verwendet werden, mich, wenn es möglich iſt, zu den Füßen meines Herrn zu begraben.“

Miscellen.

Die engliſche Armee zählt 27 Cavallerieregimenter, nämlich zwei Regimenter Leibgarden (**lieſe guards**), ein Regi-

ment Garde zu Pferd (horse guards), sieben Regimenter Garde-Dragoner, und sechzehn Regimenter leichter Reiterei, worunter vier Husaren- und vier Lanciers-Regimenter. Die englische Cavallerie ist trefflich beritten, aber die Regimenter sind nur sehr schwach, jedes zählt sechs Schwadronen, je zu einundfünfzig Mann, von denen jedoch nur zweiundvierzig beritten sind; nur das erste Gardedragoner-Regiment hat acht Schwadronen. Die gesammten Streitkräfte Großbritanniens belaufen sich jetzt auf dem Friedensfuße auf 110,000 Mann, wovon 50,000 in Großbritannien und Irland in Garnison liegen, 23,000 in Ostindien, und 37,000 Mann in andern Besitzungen verwendet werden.

— Nro. 184 der Berliner Vossischen Zeitung enthält einen Aufruf an die treuen Kämpfer für Wahrheit, Recht und geistige Freiheit. Diese Freunde sind nämlich die Mitglieder des Mäßigkeitsvereins in Freienwalde an der Oder, und sie laden Alle ein, die sich an ihren „dem Heile der Menschen geweihten Verein" anschließen wollen, sich nach reiflicher Erwägung der Statuten postfrei, oder im Wege des Buchhandels an den Vorstand des Vereins zu wenden, um möglichst viele Vereinsabtheilungen begründen zu können.

Kann denn nichts Gutes und Löbliches geschehen, ohne daß man so entsetzlich viel Phrasen dazu macht? Es ist gewiß recht schön, seinem Nebenmenschen zu sagen: „trinkt nicht so viel Branntwein, denn er ist ungesund, und zerrüttet euren Körper," aber wo ist da der Kampf für Recht und geistige Freiheit?

— Talleyrand meinte einst nach der Aufführung eines großen Oratoriums: „C'est une véritable exécution .... pour nos oreilles.

Nekrolog.

— Kürzlich starb zu Paris einer der fruchtbarsten dramatischen Dichter, Brazier, er hat mehr als zweihundert Vaudevilles geschrieben; Potier (der berühmte Komiker) trug vor allem dazu bei, daß sie eine Zeit lang gefielen. Kurz vor seinem Tode beschäftigte sich Brazier mit einer Arbeit, Chronik der kleinen Theater, die ein nicht unwichtiger Beitrag zur französischen Theatergeschichte geworden wäre, hätte er sie ganz vollenden können.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Zur Geschichte der Mode: Ludwig XIV. (1708.)

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google